4° Path. 128 f (1

<36613012110015

<36613012110015

Bayer. Staatsbibliothek

Path. 128 f in 4°
Georgens

DIE

UNTERLAGEN

FÜR DIE

HEILUNG UND ERZIEHUNG DER IDIOTEN.

Medicinisch-pädagogische Erfahrungen und Studien aus der Heilpflege- und Erziehanstalt »*Levana*« im Schlosse Liesing bei Wien.

ERSTER BAND.

WIEN, 1858.
Druck und Verlag der typografisch-literarisch-artistischen Anstalt.
(L. C. Zamarski, C. Dittmarsch & Comp.)

127 g
1889

Path. 128 f in 4°

DIE

UNTERLAGEN

FÜR DIE

HEILUNG UND ERZIEHUNG DER IDIOTEN.

Medicinisch-pädagogische Erfahrungen und Studien aus der Heilpflege- und Erziehanstalt »*Levana*« im Schlosse Liesing bei Wien.

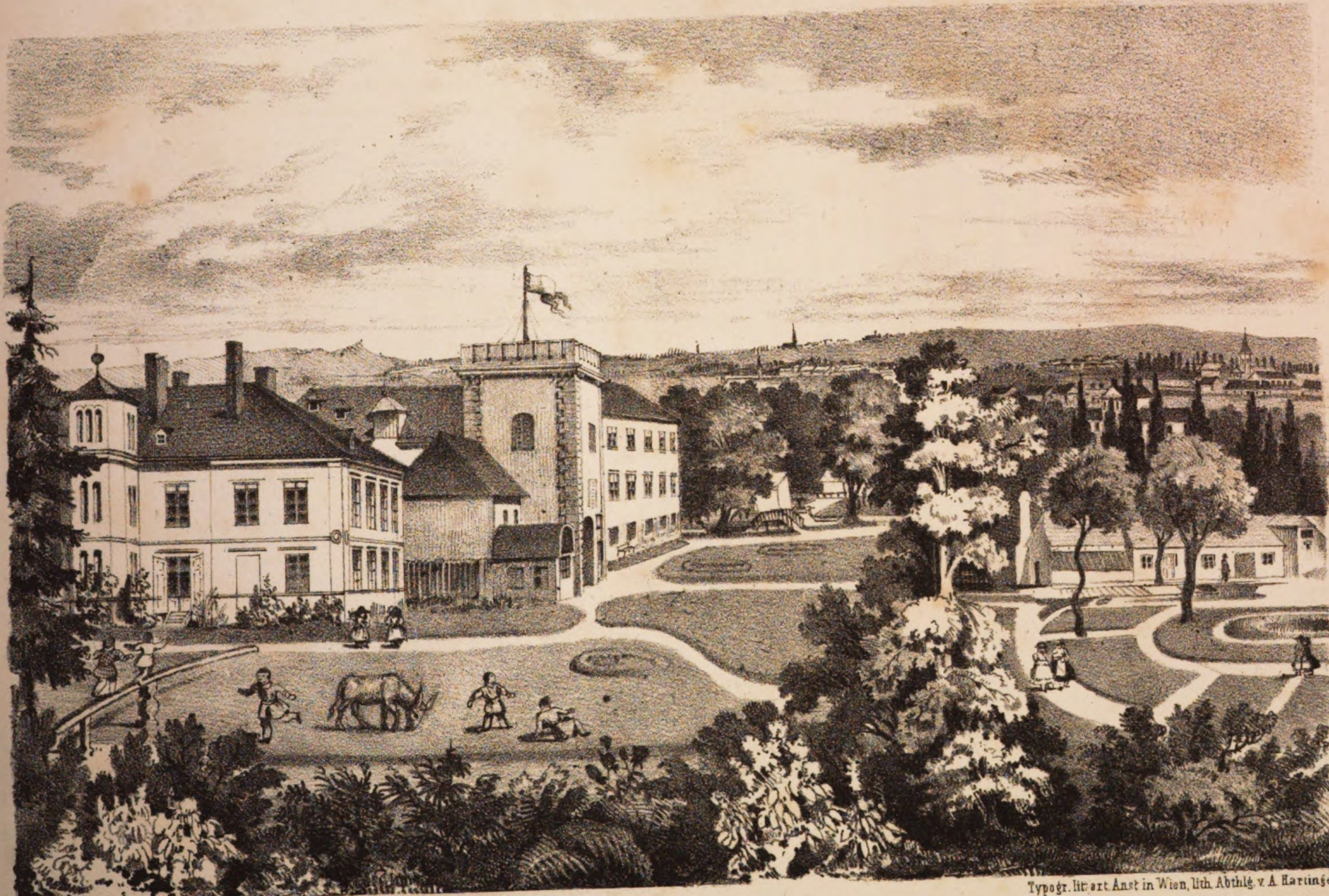
ERSTER BAND.

WIEN, 1858.

Druck und Verlag der typografisch-literarisch-artistischen Anstalt.

(L. C. Zamarski, C. Dittmarsch & Comp.)

Georgens: Neu pädag. Jahrbuch 1858.



Typogr. lit. art. Anst in Wien, lith. Abthlg. v. A. Hartinger

Heilpflege- und Erziehanstalt „Levana" zu Schloss Liesing.

Medicinisch - pädagogisches

JAHRBUCH DER LEVANA

für das Jahr 1858.

Herausgegeben

von

Dr. Georgens,

Direktor der Heilpflege- und Erzieh-Anstalt »Levana« im Schlosse Liesing bei Wien,

im Vereine mit

Jeanne Marie von Gayette und **Heinrich Deinhardt.**

Uebergeben als erster Rechenschaftsbericht an die k. k. österreichische Regierung für die Zeit von der Begründung der Anstalt bis Ostern 1858.

Wien, 1858.

Druck und Verlag der typografisch-literarisch-artistischen Anstalt.

(L. C. Zamarski, C. Dittmarsch & Comp.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der

k. k. Akademie der Wissenschaften

in Wien

in tiefer Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Wir übergeben hiermit der k. k. Regierung, unter deren Schutz und Aufsicht unsere Bestrebungen einen festen Boden und eine praktische Gestalt gewonnen haben, und dem Publikum, bei dem wir ein Interesse für dieselben voraussetzen müssen, den Ärzten, den Pädagogen und Allen, die für die Aufgaben der Humanität einen offenen und verständigen Sinn besitzen, den ersten öffentlichen Rechenschaftsbericht unserer Anstalt. Dass daraus ein Buch geworden, hat seinen Grund in der Neuheit unserer Zwecke und Mittel, und demgemäss in dem Bedürfnisse einer allseitigen und genügend verständlichen Darstellung, die zugleich eine anregende und gewinnende sein soll.

Die Aufgabe der Idioten-Heilung und Erziehung ist neu; erst die letzten Jahrzehnte haben sporadische Ansätze zu einer systematischen Auffassung und Lösung derselben hervorgebracht. Der Weg aber, den wir eingeschlagen haben, ist in mehrfacher Beziehung ein eigenthümlicher, und insbesondere sind die pädagogischen Mittel, welche wir in Anwendung bringen, nicht nur in dem Kreise der Ärzte, sondern auch in dem der Erzieher, theils an sich, theils in der bestimmten Modification, die wir ihnen gegeben haben, sehr wenig bekannt. Hierdurch ist die Ausführlichkeit unserer Mittheilungen um so mehr gerechtfertigt, als wir ein bestimmtes Verhältniss zu der allgemeinen Pädagogik und zu der staatlichen Gesundheits-Sorge herausstellen wollen, d. h. herausstellen müssen, weil ausserdem uns selbst unsere Bestrebungen als belanglose erscheinen müssten. Es handelt sich für uns nicht blos um die Heilung einzelner Unglücklicher, sondern darum, die Ursachen der endemischen

Entartung, welche in den Einzelfällen frappant hervortritt, und die Mittel, durch welche ihr nachhaltig entgegengewirkt werden kann und muss, aufzusuchen. Wir wollen und müssen daher aus der Beschränktheit unserer Praxis heraus und durch sie zu umfassenden medicinisch-pädagogischen Gesichtspunkten gelangen, und nur, indem wir solche geltend machen, können wir die öffentliche Theilnahme und Unterstützung in Anspruch nehmen.

Um die Prüfung unserer Grundsätze und Resultate ersuchen wir zunächst und ausdrücklich die kais. Akademie der Wissenschaften, welcher wir das gegenwärtige Jahrbuch mit der vollen Hochachtung, welche diesem Einigungsorgane für die wissenschaftlichen Arbeiten des ganzen grossen Kaiserstaates gebührt, widmend vorlegen. Dass die Frage der Idioten-Heilung und Erziehung für den österreichischen Staat von besonderer praktischer Wichtigkeit ist, lässt sich bei der Ausdehnung der kretinischen Entartung in einzelnen Provinzen des Reiches nicht verkennen, und ist von einflussreicher Stelle mehrfach ausgesprochen worden, so wie von der kais. Akademie der Wissenschaften schon Schritte gethan sind, um den Umfang und den Charakter des Übels zu bestimmen und Wege der Abhilfe zu ermitteln.

Bei unserer beschränkten praktischen Wirksamkeit sind wir bis jetzt auf unsere eigenen Kräfte angewiesen geblieben. Wie wir diese anspannen mussten, mit welchen Schwierigkeiten wir zu ringen hatten und noch zu ringen haben, wird unser Jahrbuch darlegen; es wird aber auch hoffentlich die Überzeugung begründen und ausbreiten, dass wir für ein Gesammtinteresse arbeiten, gegen welches sich der wahrhaft christliche Sinn, die einsichtige Humanität und die gesunde Politik nicht länger gleichgiltig verhalten dürfen.

Wir fürchten nicht, dass unser erstes Jahrbuch unser letztes sei!

Schloss Liesing, im Juli 1858.

Inhalt.

I. Gesichtspunkte . 3
II. Thaten und Daten . 39
III. Spiel, Beschäftigung und Unterricht 57
IV. Die medicinisch-diätetische Behandlung und die Krankengeschichten nebst einem Resumé. (Die spezifisch-medicinischen Daten und Materialien zu den Krankengeschichten lieferte der Anstaltsarzt, Hr. Dr. Steiner.) 115
V. Pädagogisch-medicinische Abhandlungen:
1) Das Verhältniss des Arztes und Pädagogen, des Unterrichtes und der Gesundheitspflege . 223
2) Heilung, Besserung und Erziehung 241
VI. Geschichtsbeiträge und Nachrichten aus der Levana:
1. Die Gesundenabtheilung . 253
2. Die Cholerisch-Hysterische und die Melancholisch-Nymphomanische, eine Parallele 264
3. Levanafeste . 270
4. Väter und Mütter . 280
5. Programm und Organisationsplan 286
6. Der Stundenplan . 290
7. Thesen . 298

I.

GESICHTSPUNKTE.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gesichtspunkte.

Der Kampf gegen die Entartungen der menschlichen Natur und die mannigfachen Übel und Leiden, welche aus ihnen hervorgehen, ist ein fortgesetzt nothwendiger in doppeltem Sinne. Einerseits liegt die Möglichkeit der Entartung in dem Wesen des Menschen, in seiner höheren Natur, seiner Bestimmung zur Freiheit und Gemeinschaft, und zwar ist diese Möglichkeit eine solche, die sich realisiren muss, sofern sich die Bestimmung des Menschen verwirklichen, d. h. eine geschichtliche Entwicklung der Menschheit stattfinden soll, weil die im Übel hervortretende Naturwidrigkeit menschlicher Zustände ein nothwendiges Entwicklungs*moment* ist, und das Leiden, die Leidenschaft und die Mitleidenschaft einen unerlässlichen, nicht hinweg denkbaren Inhalt des menschlichen Daseins als eines wahrhaft lebendigen abgeben. Andererseits muss das Übel fortgesetzt überwunden werden, wenn sich die Entartung, aus der es hervorgeht, nicht festsetzen und ausdehnen, also das Entwicklungsmoment nicht nur zu einem Entwicklungshemmniss werden, sondern den Process der Auflösung oder Erstarrung bedeuten und bewirken soll. Hiernach darf man den Fortschritt der Cultur — der allerdings die Ausdehnung der Civilisation, mittelst deren die verschiedenen Völker und Classen allmälig in ihr „Bereich" hineingezogen werden, zur Voraussetzung hat, aber in seiner Voraussetzung nicht bestehen kann — nicht darin sehen wollen, dass die Summe der menschlichen Leiden schlechthin vermindert und auf die äusserlich unvermeidlichen Übel reducirt wird, sondern muss ihn vielmehr darin finden, dass zwar einerseits das Gebiet unglücklicher Zufälle eingeengt, andererseits und zugleich aber das im Begriff und Wesen der menschlichen Entwicklung gegebene Leiden immer mehr verinnert wird und eine edlere Form annimmt. Was wir unter der Bezeichnung *Elend* begreifen — Alles, worin sich die Lebenskraft des Geschlechtes verkümmert und vergiftet, die Würde der menschlichen Natur erniedrigt zeigt — muss *fortschreitend* beseitigt und besiegt werden, wenn nicht der Fortschritt der Geschichte als Verwirklichung der Humanität eine Lüge sein soll; damit aber wird die Möglichkeit schmerzvoller Conflicte, tiefgreifender Überreizungen und tragischer Ereignisse nicht reducirt, sondern erweitert, d. h. die betreffende Leidens*fähigkeit* erhöht, weil es keine Potenzirung der menschlichen Leistungsfähigkeit ohne die gleichzeitige der Leidensfähigkeit geben kann. Wir treten, indem wir dies aussprechen, den Glückseligkeits-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Idealisten, welche von einem Reich des Friedens und der Zufriedenheit, das auf der Allgemeinheit und Höhe der Bildung beruhen soll, von einer Cultur-Idylle als dem höchsten Ziele der menschheitlichen Entwicklung träumen, bestimmt entgegen, verwahren uns also gegen eine derartige utopistische Perspective der Humanitätsbestrebungen, welche anzuregen, einzuleiten und zu fördern wir beitragen möchten. Eben so wenig aber, wie diese Verwahrung irgend welche „theologische" Gründe in dem jetzt gebräuchlichen Wortsinne hat, begnügen wir uns, den Kampf gegen das menschliche Elend als einfaches Pflichtgebot zu betrachten, halten vielmehr diesen Kampf für einen kaum der Mühe werthen, sofern nicht die gründliche Überwindung des Elends als erreichbares Ziel gewusst und gewollt wird.

Vielleicht erscheinen manchem der Leser diese Betrachtungen zu allgemein, um die Mittheilungen eines medicinisch-pädagogischen Jahrbuches einzuleiten. Wir würden aber unserm Gewissen nicht genügen, wenn wir davon absehen wollten, für unsere Leser die schliesslichen und umfassenden Gesichtspunkte, von denen wir bei unserer an und für sich beschränkten Thätigkeit ausgehen, möglichst klar herauszustellen, und hierzu ist durchaus erforderlich, dass wir diese Thätigkeit allgemein fassen, d. h. ihr Verhältniss zu einer allgemeinen Culturaufgabe, die wir vorläufig als den Kampf gegen das Elend bezeichnet haben, zu bestimmen suchen. Will man es als ein „Geständniss" ansehen, wenn wir erklären, dass wir in den unmittelbaren „Heilzwecken" nicht aufgehen können und wollen, so ist es eben ein Geständniss, das wir abzulegen uns gedrungen fühlen. Die Heilung vereinzelter Individuen ist an und für sich, vom socialen Gesichtspunkte betrachtet, eine verschwindende Wirksamkeit, und obgleich sie belangvoller erscheint und wirklich ist, wenn es sich darum handelt, die schon im kindlichen Organismus ausgeprägte physisch-geistige Entartung in so weit zu überwinden, dass die betreffenden Individuen ihren Familien und der Gesellschaft nicht „zur Last fallen" oder auch „brauchbare" Menschen werden, so steht doch dieses Ergebniss, für sich genommen, in keinem Verhältnisse zu dem Mittel- und Kraftaufwande, mit dem es gegenwärtig noch erzielt werden muss. Desshalb gewährt auch die Mittheilung eines bestimmt ausgebildeten und erfolgreichen Heilverfahrens noch keineswegs einen wesentlichen Gewinn für die Gesellschaft, sofern nicht einerseits die Ursachen des Übels, die bei Kindern, wie sie unserer Behandlung anvertraut werden, schon vor ihrer Geburt und unmittelbar nach derselben wirksam sein müssen, andererseits die Grade und Abstufungen desselben, mittelst deren es sich über einen viel weiteren Kreis als den der „eigentlich Kranken" erstreckt, immer bestimmter erkannt, und die Möglichkeit wie die Nothwendigkeit vorbeugender Massnahmen begründet werden. Was wir in dieser Beziehung jetzt und künftig leisten können, unterliegt der Beurtheilung des Publikums und ist theils von unserer Befähigung, theils von verschiedenen unterstützenden Momenten abhängig; wir müssen aber wissen, was wir leisten wollen, und sind überzeugt, dass unsere nächste Aufgabe, die Heilung der uns anvertrau-

ten Kinder, dadurch, dass wir sie als eine Mittelaufgabe betrachten, keine Beeinträchtigung erleidet, vielmehr nur auf diese Weise gründlich gelöst werden kann. Denn es ist klar, dass die Sicherheit des Heilverfahrens auf der Erkenntniss der Krankheitsursachen beruht, diese Erkenntniss aber bleibt eine zugleich beschränkte und oberflächliche, wenn die einzelnen Fälle als solche und die ursächlichen Momente als zufällige in das Auge gefasst, also nicht auf allgemein wirksame Ursachen, deren Wirksamkeit sich in der ausgeprägten Krankheit concentrirt, begriffen werden; es muss also jedes Heilverfahren ein experimentirendes bleiben, so lange nicht die Nothwendigkeit vorbeugender Massnahmen, die das Übel im Voraus aufheben, d. h. das Bild eines allgemein wirksamen Heilverfahrens im Bewusstsein bestimmte Gestalt angenommen hat. Die gemüthliche Theilnahme für die einzelnen Kranken, deren Heilung nächster Zweck ist, entwickelt sich ganz von selbst durch die eingehende Beschäftigung mit ihnen, so dass der Widerwille, den sie theilweise anfangs einflössen, nicht nur durchweg in ein lebhaftes Interesse, sondern nicht selten in eine wirkliche Neigung übergeht; während aber diese gemüthliche Theilnahme bei den Kranken, mit denen wir es zu thun haben, insbesondere nothwendig ist, gibt sie doch für sich kein ausreichendes und ausgiebiges, Streben und Befriedigung verknüpfendes Interesse ab, und kann eben desshalb dadurch, dass der Einzelne als ausgeprägtes Exemplar einer Gattung betrachtet wird, nicht vermindert, sondern nur erhöht werden. Übrigens sind die weiteren, auf den Gesammtzustand der „Generation" sich erstreckenden Gesichtspunkte, von denen wir ausgehen, schon darin ausgesprochen, dass unsere Behandlung der Kranken eine pädagogisch-medicinische sein soll. Denn die pädagogische Seite des Heilverfahrens enthält an sich eine unabweisbare Beziehung auf die pädagogische Behandlung der Gesammtjugend, und zwar eine Beziehung, in welcher nothwendig mit den Unterschieden des auf gesunde und kranke Kinder anwendbaren Verfahrens das gleiche Bedürfniss beider als ein sich abstufendes zum Bewusstsein kommen muss, um so mehr als wir neben der Kranken-Abtheilung eine Gesunden-Abtheilung, und beide in ein bestimmtes Verhältniss gebracht haben. Wir halten die geregelte Berührung mit gesunden Elementen für eine wichtige Bedingung des Heilerfolges, wenn aber die Gesunden-Abtheilung sich in diesem Sinne als ein „Mittel" für die Kranken-Abtheilung auffassen lässt, so schlagen wir doch andererseits den direkten Gewinn, den die erstere theils aus dem Gefühle der eigenen Hülfeleistung, theils aus den Erfahrungen und Ergebnissen unserer Krankenbehandlung zieht, nicht gering an, und ideal genommen, ist die Kranken-Abtheilung Mittel für die Gesunden-Abtheilung, wobei jedoch bemerkt werden muss, dass beide keineswegs einen einfachen Gegensatz darstellen, vielmehr mannigfach in einander übergehen, und eben hierdurch die Thatsache der sich auf- und abstufenden Krankhaftigkeit zur Erscheinung bringen. Wir kommen auf alle diese Punkte in den folgenden Mittheilungen und Erörterungen ausführlicher zurück; vorläufig glauben wir es ausreichend gerechtfertigt zu haben, dass wir unsere beschränkte praktische Aufgabe

allgemein auffassen, d. h. zu der Gesammtaufgabe der „Culturförderung“, den Entartungen der Menschennatur ausdrücklich und nachdrücklich entgegen zu wirken, in Bezug setzen. Wir setzen daher unsere obige Betrachtung fort, und zwar so, dass wir zunächst den Begriff des medicinischen Verfahrens allgemein fassend, die fortgesetzte Nothwendigkeit dieses Verfahrens, also die Bedeutung, welche der „medicinischen Praxis“ — das Wort in seinem allgemeinen Sinne verstanden — immer zukommen wird, zu begründen suchen.

Dass es „besser sei, einem Übel vorzubeugen, als es nachträglich zu heilen“, ist ein allgemein anerkannter Satz, aber es geht ihm wie vielen anderen Grundsätzen, die sich der allgemeinen theoretischen Anerkennung erfreuen: er gelangt nicht zur Herrschaft über die Praxis. Diess liegt durchgängig nicht an dem guten Willen derer, die ihn aussprechen, obgleich theilweise an dem Mangel der Willens-Energie, sondern ist im Allgemeinen darin begründet, dass unsere Erkenntniss keine apriorische, sondern eine aposteriorische ist, oder sich doch erst durch die „Erfahrung“ bestimmt, dass also die Anwendbarkeit des theoretisch anerkannten Satzes in dieser oder jener Richtung nur nachträglich erkannt wird. Das Übel muss sich bestimmt offenbart haben, es muss frappant und in einer gewissen Ausdehnung hervorgetreten sein, ehe die Möglichkeit und Nothwendigkeit, es im Voraus aufzuheben, zum Bewusstsein kommt, ehe es also als ein der gesellschaftlichen Existenz innewohnendes und die Heilung als ein sociales Bedürfniss und eine sociale Aufgabe bezeichnet werden kann. Diese Bewusstlosigkeit des Übels, die nur durch die Schärfe der fühlbaren Thatsache, und zwar der Thatsache des eigentlichen Nothzustandes gebrochen wird, haftet als sich fortgesetzt wiederholende der historischen Entwicklung durchweg an, und charakterisirt dieselbe als einen Process, in welchem die Gestaltung des gemeinsamen Bewusstseins und des bewussten socialen Willens beschlossen ist. Wenn also der Fortschritt der Geschichte darin besteht, dass die Herrschaft des bewussten Willens sich ausdehnt, und die Selbstgestaltung der Gesellschaft in immer strengerem Sinne zur Wahrheit wird, so liegt es doch andererseits im Begriff der lebendigen Entwicklung, dass sie zunächst immer den Charakter des Naturprocesses an sich trägt, d. h. nicht vom Bewusstsein bestimmt ist, und in der Natur sowohl des gemeinsamen wie des individuellen Bewusstseins, dass es kein unmittelbar gegebenes, sondern ein sich entwickelndes ist, und des Gegensatzes der Thatsache, der sich als die stetige Offenbarung bezeichnen lässt, fortgesetzt bedarf. Hieraus folgt, dass das sociale Bewusstsein, wie ausgebildet es auch sei, ein sich an den Thatsachen, deren Hervortreten es nicht beherrscht, bestimmendes immer bleiben muss, und dass es — um auf den vorangestellten Satz zurück zu kommen — niemals möglich sein wird, dem Übel schlechthin vorzubeugen, wesshalb sich diesem Satze, so einleuchtend er erscheint, nur eine modificirte Geltung zugestehen lässt. Erst wenn die Natur des bestimmten Übels offenbar geworden ist, wird es möglich, der erneuten Entwicklung desselben gründlich vorzubeugen, wozu, um diess sofort zu bemerken, einseitig

negative Massregeln niemals ausreichen. Allerdings beziehen sich die Massnahmen, welche aus der wirklichen Erkenntniss des bestimmten Übels hervorgehen, niemals auf dieses Übel in seiner Bestimmtheit zurück, sind vielmehr umfassende und beugen dem Übel in seinen verschiedenen, noch nicht herausgetretenen Formen vor, es bleibt aber dessenungeachtet die vorausgegangene Thatsache des ausgeprägten Übels, an welcher sich der bewusste Wille der Neubildung erzeugt und entwickelt hat. Führt die Furcht vor dem zukünftigen Übel, das als ein beschränktes aufgefasst wird, oder auch die beschränkte Auffassung des thatsächlich bestehenden zu vorbeugenden Massregeln, so sind dieselben nothwendig mehr als unzulänglich, d. h. sie setzen ein Übel, und zwar ein schlimmeres, an die Stelle des vorhandenen oder gefürchteten, wie sich an einer Menge von Beispielen nachweisen lässt. Sonach sind voreilige „prophylaktische Massregeln" schädlicher als keine, und die „nachträgliche Heilung" bleibt eine Nothwendigkeit, die sich nur unter den ausgesprochenen Bedingungen, also niemals schlechthin, umgehen lässt. Denn das schon hervorgetretene und ausgebildete Übel muss zunächst als solches beseitigt oder geheilt werden, und es ist erst diese unumgängliche Aufgabe, die zu einer eigentlichen Untersuchung des Übels führt, weil sie dazu zwingt. Eben hierauf aber beruht die Bedeutung, welche dem „medicinischen Verfahren" in dem oben bezeichneten allgemeinen Sinne zukommt und stets zukommen wird. Die Praxis der Heilversuche muss der theoretischen Erkenntniss des Übels vorausgehen, weil sich diese Erkenntniss erst in der Praxis zugleich bestimmt und erweitert, während allerdings, wie früher ausgesprochen, die Sicherheit des Erfolges nur in dem Masse zunimmt, in welchem die nachträgliche Heilung zum Nebenzwecke, die Verhütung, also die gründliche Beseitigung des Übels zum Hauptzwecke geworden ist. Hieraus ergibt sich, dass die experimentirende Heilpraxis überhaupt nicht zu vermeiden ist, wenn man sie auch als ein nothwendiges Übel bezeichnen mag, dass sie aber, indem sie eine wissenschaftliche Basis zu gewinnen sucht — und dieses Streben muss sich nothwendig entwickeln — zugleich ihre Aufgabe erweitern, und zwar zu einer socialen erheben wird. Denn die Bedingungen des Übels, gegen welche sich „prophylaktische" Massnahmen richten können, sind stets allgemeine, in einer gewissen Ausdehnung gegebene Natur- und Gesellschafts-Verhältnisse, die gründliche Verhütung des Übels besteht demnach in der Umgestaltung dieser Verhältnisse, welche ohne die Energie des gesellschaftlichen Willens nicht denkbar ist.

Es lässt sich behaupten, dass jede Krankheit, die unter einen Krankheitsbegriff gebracht werden kann, eine mehr oder weniger „endemische" ist, sofern man nur diese Behauptung richtig versteht und beschränkt. Denn es versteht sich von selbst, dass es Unglücksfälle und dass es ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände gibt, die als zufällige und daher als einfach ausnahmsweise bezeichnet werden können und müssen, dass aber Krankheiten, die in der That durch den „Zufall" bedingt sind, den Character der Einzelkrankheit entschieden an sich tragen. Je verschiedener indessen dieser Cha-

rakter ist, um so weniger wird man bei der einen Art solcher „Fälle“ den allgemeinen Begriff der eigentlichen Krankheit, bei welchem die „Disposition“ Voraussetzung ist, bei der andern den Begriff einer bestimmten Krankheitsform anwendbar finden, indem es sich eben entweder um „Unglücksfälle“, die Jeden bei jeder Disposition treffen können, oder um Krankheitsfälle handelt, die so „individuell“ sind, dass sie keiner Krankheitsgattung angehören, sondern ihre eigene Gattung darstellen. Lässt sich dagegen der Krankheitsgrund auf allgemein wirksame Ursachen zurückführen — seien es Natureinflüsse oder in den socialen Zuständen und Gewohnheiten gegebene — so muss man die Reactionskraft gegen solche Einflüsse an sich als eine verschiedengradige, und desshalb die Wirkung derselben als eine sich abstufende annehmen, so dass die bestimmte Krankheitsform nur der ausgeprägte Ausdruck für die im weiteren Kreise herrschende Krankhaftigkeit ist, wobei die Abstufung von den Kranken und Halbkranken zu denjenigen Gesunden, welche irgend eine abnorme Entwicklung oder Schwäche zeigen, fortgeht, die Vertretung der verschiedenen Stufen aber eine sehr ungleiche sein kann. Natürlich sind in dieser Beziehung noch der Begriff der Seuche und der der herrschenden Krankheit auseinander zu halten und sich entgegen zu setzen. Wir haben indessen keine Veranlassung, hier darauf näher einzugehen, da die seuchenartigen Krankheiten als temporäre Erscheinungen ausserhalb des Kreises unserer Betrachtung liegen, während wir überhaupt hinsichtlich des Verhältnisses der ausgeprägten Krankheitsformen zu den krankhaften Affectionen und Dispositionen an die allgemeine medicinische Erfahrung und Wissenschaft appelliren können. So steht es, um ein Beispiel anzuführen, das im Bereiche unserer Betrachtung und theilweise unserer Thätigkeit liegt, längst fest, dass neben den eigentlichen Kretinen überall eine grössere Zahl von Halbkretinen vorkommen, und die ganze Bevölkerung der Gegenden, in denen der Kretinismus heimisch ist, einen mehr oder weniger kretinösen Charakter hat, wobei jedoch bemerkt werden muss, dass trotzdem meistens ein Theil dieser Bevölkerung als gesund und kräftig bezeichnet werden darf, und so zu sagen nur den der Kretinosität entsprechenden gesunden Typus darstellt. Hier wollen wir nur hervorheben, dass sich der Begriff des Endemischen weiter fassen lässt, als es gewöhnlich geschieht, dass diese weitere Auffassung neben der gewöhnlichen engeren ihre Berechtigung hat, und dass jede, irgendwo verhältnissmässig häufig vorkommende Krankheitsform oder Entartung, indem sie auf allgemein wirksame Ursachen hinweist, einen Charakterzug für die Gesammtconstitution der betreffenden Bevölkerung abgibt, wobei es sich von selbst versteht, dass die Häufigkeit der Fälle schlechthin mittelst der Vergleichung verschiedener Gegenden und Bevölkerungen festzustellen ist, aber nicht, dass die starke Zahl der an einer ausgeprägten Krankheit Leidenden eine aufsteigend stärkere der halb Leidenden und Afficirten voraussetzen lässt. Denn wie es bei dem individuellen Organismus Krankheiten gibt, welche thatsächlich mehr lokaler, andere, welche allgemeiner Natur sind, obgleich sie in dem Leiden bestimmter Organe hervortreten, so kann eine

häufiger vorkommende Krankheit weniger endemisch — das Wort in dem oben erklärten Sinne genommen — sein, als eine andere, die als ausgeprägte seltener vorkommt. Wir wollen aber hieran sogleich noch zwei Bemerkungen knüpfen, die für die Feststellung unseres Standpunktes nothwendig sind.

Zuerst nämlich muss man allerdings die schädlichen Natureinflüsse und die socialen Krankheitsursachen auseinander halten und zugeben, dass hier die einen, dort die anderen für an sich verwandte Krankheitsformen vorwaltend sind; wie man aber schon häufig genug hervorgehoben hat, dass sociale Krankheitsursachen die schädlichen Natureinflüsse unterstützen oder ihre Wirksamkeit erhöhen, so ist im Allgemeinen die grössere oder geringere Reactionskraft gegen schädliche Natureinflüsse in der socialen Constitution begründet, und man darf behaupten, dass schliesslich der Krankheitsgrund stets ein socialer ist, sofern die Bezeichnung in historischer Allgemeinheit begriffen wird. Denn in der Culturaufgabe, die Natur dem menschlichen Bedürfniss gemäss zu gestalten, ist die, die schädlichen Natureinflüsse zu beseitigen, beschlossen; sofern also diese letztere Aufgabe nicht gelöst oder nicht einmal in Angriff genommen wird, muss sich die Gesellschaft in einem unentwickelten Zustande befinden, oder die Entwicklung der Civilisation in einer einseitigen und falschen Richtung stattgefunden haben. Allerdings hat die Möglichkeit, schädliche, und zwar constant und eingreifend wirkende Natureinflüsse zu beseitigen, ihre Grenzen, aber abgesehen davon, dass häufig das einfach oder leicht Mögliche versäumt wird, weil eben die sociale Einsicht und der sociale Wille mangeln, ist es niemals unmöglich, sich Einflüssen, die als unüberwindlich erkannt sind, zu entziehen, d. h. die Nothwendigkeit, ihnen ausgesetzt zu bleiben, lässt sich immer auf naturwidrige, der Natur der Gesellschaft widersprechende sociale „Verhältnisse" zurückführen. Dies ist ein Punkt, der z. B. bei der Frage des Kretinismus hervorgehoben werden muss, da man die Frage, warum denn die Lokalitäten, die man als natürliche Zeugungsstätten des Kretinismus kennt und anerkennt, ohne eine Umgestaltung der climatischen und Bodenverhältnisse für möglich zu halten, überhaupt bewohnt werden, so nahe sie liegt, kaum zu berühren pflegt. — Unsere zweite nothwendige Bemerkung schliesst sich an die erste naturgemäss an. Sociale Krankheitsursachen müssen durchaus, abgesehen von der Folge der bestimmten Krankhaftigkeit, Übel an und für sich selbst sein, und zwar Übel, die theils als solche empfunden, theils nicht empfunden werden. Denn würden sie überhaupt nicht empfunden, so könnten sie nicht als Leiden bezeichnet werden, oder würden einen Zustand der Unempfindlichkeit ausdrücken, der keine Entwicklung, weder die gesunde noch die krankhafte, zulässt; würden sie aber rechtzeitig und genügend empfunden, so müssten sie überwunden werden, bevor sie zu voller Entwicklung kommen, also die Krankheitszustände, die ihr Symptom sind, herausstellen. Bezeichnen wir alle socialen Missverhältnisse, Missformen und Entartungen einfach als unsittliche Zustände, wie wir es können und müssen, sofern wir das Wesen der Sittlichkeit in den Bestand der wahrhaft menschlichen Gemeinschaft oder

in die Fähigkeit zu dieser Gemeinschaft setzen, so haben wir als den Grund der physischen Entartung schlechthin die sittliche auszusprechen — wobei wir uns allerdings gegen den einseitig theologischen Ausdruck dieser „Wahrheit", und gegen die Übereinstimmung mit solchen Medicinern, wie jener Gerichtsarzt ist, der unter dem Ministerium Abel ein Gutachten über den fränkischen Kretinismus abzugeben hatte und einfach auf die Hülfsmittel der Kirche gegen den bösen Dämon verwies, verwahren müssen. Dass aber die sittliche Entartung überwunden werden kann, ohne schon in die physische ausgeschlagen zu sein, sofern sie nicht um sich gegriffen hat, wird sich kaum läugnen lassen, eben so wenig, dass dazu eine bestimmte Anstrengung erforderlich ist; es gibt also, wie wir zur Modification des früher hierüber Gesagten bemerken müssen, eine Verhütung des noch nicht zum Ausbruch oder zur Herrschaft gelangten Übels, aber sie wird, wie wir zu wiederholen haben, niemals durch einseitige prophylaktische Massnahmen, die als solche voreilig sind, sondern nur durch die erneute Sammlung des sittlichen Geistes und die positiven Institutionen, die aus dieser hervorgehen, d. h. durch den socialen Fortschritt bewirkt, welcher theils aus dem natürlichen und sittlichen Bedürfniss unmittelbar hervorgeht, theils aber die Entwicklung der Noth zur Voraussetzung hat.

Unter allen Krankheitserscheinungen drücken der Kretinismus und der endemische Idiotismus, die für unsere praktische und theoretische Thätigkeit, soweit sie in diesem Jahrbuch vertreten ist, den eigentlichen Hintergrund abgeben, die entschiedenste Entartung der menschlichen Natur aus. In den Kretinen ist die menschliche Gestalt zur widerlichen Carricatur geworden, ihrer Würde und Schönheit bis auf die letzte Spur beraubt, und mit der vollständigen leiblichen Verkommenheit verbindet sich der Mangel der nicht zur Entwicklung gekommenen menschlichen Vernunft, deren Anlage, wie bei den Idioten, von Haus erdrückt oder verschoben erscheint. Der vernunftlose Mensch aber steht in den meisten Beziehungen unter dem Thiere, das als gesund entwickeltes in Harmonie mit sich selbst steht, während die Vernunftlosigkeit des Menschen, die niemals eine absolute sein kann, eben desshalb einen traurigen Widerspruch enthält, der sich in verkümmerten und verwucherten Ansätzen der Menschwerdung, einem unnatürlichen Kindbleiben und einer erschreckenden Hilflosigkeit offenbart. Daher weisen der Kretinismus, der immer endemisch ist, und der endemische, nicht bloss in vereinzelten und absonderlichen Fällen vorkommende Idiotismus, und zwar gerade desshalb, weil sie „angeboren" erscheinen, auf die tiefsten Entartungsgründe der menschlichen Natur, auf Zustände und Lebensweisen hin, welche dem Wesen und der Bestimmung des Menschen am entschiedensten widersprechen. Diese Entartungsgründe, die sich einerseits auf die willenlose Abhängigkeit von Natureinwirkungen, die der Mensch überwinden soll, andererseits auf den Missbrauch der menschlichen Freiheit in unnatürlicher Befriedigung und Ueberreizung zurückführen lassen, werden immer mehr der Gegenstand eingehender Untersuchungen werden müssen, und wir werden sie fortge-

setzt in das Auge fassen, obgleich wir durch unsern Wirkungskreis auf die Ausbildung einer sich schon bewährenden Heilpraxis, deren Methode auf pädagogischen Grundsätzen beruht, und auf die Beobachtung der Krankheitssymptome am unmittelbarsten angewiesen sind. Die Nothwendigkeit, deren wir uns bewusst sind, unsere nächste Thätigkeit auf sociale Aufgaben zu beziehen, ist in dem Bisherigen genügend begründet und nach verschiedenen Seiten auseinandergesetzt; obgleich wir aber bei den besonderen Verhältnissen unserer Anstalt die individuellen Krankheitsursachen nicht überall so weit verfolgen und so bestimmt ermitteln können, als wir es möchten, bietet uns doch gerade unsere Praxis die mannichfachsten Anhaltspunkte, um aus den verschiedenartigen Formen und Abstufungen der Krankheit auf die überall wirksamen Ursachen derselben Schlüsse zu ziehen. Hiebei ist es selbstverständlich von grosser Wichtigkeit, die ausgeprägten Krankheitsformen gegen die minder ausgeprägten, und diese gegen die relative Gesundheit abzugrenzen, hinsichtlich der ausgeprägten Krankheitsformen aber den Unterschied, der zwischen dem Kretinismus und dem endemischen Idiotismus besteht, von vorne herein zu berücksichtigen. Denn obgleich wir unter unseren Pfleglingen bis jetzt keine Kretinen haben, so tritt uns doch der Unterschied derjenigen „Idioten", deren Erscheinung die allgemeine Verkommenheit oder Entartung des Organismus ausspricht, und derjenigen, welche ziemlich normal gebildet und entwickelt erscheinen, so dass es nur oder doch vorzugsweise der Gesichtsausdruck ist, welcher den Idiotismus verräth, auffallend genug entgegen. Es ist aber ein unterscheidendes Merkmal des Kretinismus dem einfachen Idiotismus gegenüber, dass er die allgemeine leibliche Entartung deutlich ausgeprägt zeigt, während die leibliche Bildung der nicht kretinischen Idioten als eine normale erscheinen kann. Wir haben demnach eine Vertretung der dem Kretinismus zugewandten Seite des Idiotismus, und glauben allerdings berechtigt zu sein, aus den Erfolgen, die wir bei unserer Behandlung beobachten, auf die ursächlichen Momente der körperlich-geistigen Entartung, wenigstens auf die hinzukommenden, zurück zu schliessen, also auch zum Verständniss des Kretinismus beitragen zu können, obgleich wir den bestimmten Charakter, den die kretinische Entartung im Unterschiede zu den bei uns vorkommenden Entartungsformen hat, keineswegs übersehen. Übrigens hoffen wir, zukünftig auch Kretinen in unsere Behandlung zu bekommen, so wie ausser den Idioten, die aus der Sphäre des Luxus hervorgehen — denn unsere jetzigen Pfleglinge sind durchweg Kinder wohlhabender Eltern — auch solche aus den unteren Volksschichten, Producte der Verrohung und des Elends, aufnehmen zu können, wobei sofort bemerkt sein mag, dass der eben erwähnte Umstand unsere Erfahrungen vielleicht einseitig macht, aber wie wir überzeugt sind, desshalb nicht weniger fruchtbar für die Erkenntniss der allgemeinen Entartungsursachen, die in unseren civilisirten Bevölkerungen vorhanden und wirksam sind. Jedenfalls dürfen wir, welche Arten des Idiotismus im Bereiche unserer Praxis vertreten oder nicht vertreten sein mögen, von den hier nicht vertretenen Formen nicht absehen, müssen sie vielmehr

vergleichend und abgrenzend, in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Hierbei ist zu erwähnen, dass uns Herde des Kretinismus, die zu den fruchtbarsten gehören, nicht fern liegen, und dass die Frage, ob und wie diesem unheimlichen Übel entgegen gewirkt werden kann, für den österreichischen Kaiserstaat eine besonders bedeutungsschwere ist. Ferner wollen wir nicht unbemerkt lassen, dass die einfache Gegenüberstellung des Kretinismus und Idiotismus insofern unlogisch ist, als Idiotismus offenbar den allgemeinen Begriff ausdrückt, innerhalb dessen der kretinische und der nicht kretinische Idiotismus zu unterscheiden sind.

Virchow erklärt (in seinem Vortrage über Kretinismus, gehalten in der Würzburger physikalisch-medicinischen Gesellschaft) den Kretinismus als ein durch Natureinflüsse, den endemischen Idiotismus als ein durch sociale Ursachen bedingtes Übel, in der Weise, dass die letzteren mit den ersteren zur Erzeugung des Kretinismus hinzukommend zusammenwirken. Auf die verschiedenen „Meinungen" über die natürlichen Ursachen des Kretinismus geht er nicht ein, indem er die Erörterung derselben unfruchtbar findet, und begnügt sich, die möglichen Ursachen auf einen Begriff, der vorläufig ein mystischer bleibt, den des „Miasma" zurück zu führen. Zur Ausgleichung aber stellt er eine bestimmte physiologisch-medicinische Hypothese für die Ursache der Schädeldeformitäten auf, indem er dieselben, von den hydro-makrocephalen und einem Theil der mikrocephalen Schädelbildungen abgesehen, in einer verfrühten und unregelmässigen Ossification der Nahtsubstanz, und diese in einem fötalen Entzündungsprocesse begründet findet. Weiterhin aber kommt er auf das Verhältniss des Kropfes zu der kretinischen Entartung und zu dem Ergebniss, dass der Kropf als der schwächere Ausdruck der im Kretinismus entwickelten Krankhaftigkeit betrachtet werden müsse. Wir können uns auf eine Kritik der an sich sehr werthvollen Virchow'schen Abhandlung nicht einlassen, und bemerken daher nur, dass wir das Verhältniss, in welchem die Ursache der regelwidrigen Ossification der Nähte zu der krankhaften Anschwellung der Schilddrüse und der übrigen „blutbildenden" Drüsen stehen müsste, also weiterhin auch das Verhältniss der regelwidrigen Ossification der Schädelknochen zu den rhachitischen Missbildungen nicht dargestellt finden, und desshalb den Abschluss der Virchow'schen Betrachtung vermissen. So lange diese Mangelhaftigkeit besteht, erscheint uns die Erklärung der regelwidrigen Ossification der Schädelknochen, die von Virchow gegeben wird, nicht sowohl auf den kretinischen als vielmehr auf den nicht kretinischen Idiotismus anwendbar, und diess würde mit der vorangestellten Ansicht Virchow's, dass der endemische Idiotismus auf sociale Krankheitsursachen zurückweise, im Widerspruch stehen, da er den von ihm angenommenen fötalen Entzündungsprocess ausdrücklich mit dem Miasma, der einfach begriffenen „natürlichen" Ursache des Kretinismus, zusammenbringt. Dass selbstständige Veränderungen der Schädelknochen die Entwicklung und die Integrität des Gehirnes beeinträchtigen können, wird schwerlich Jemand läugnen; wir neigen uns aber zu der Ansicht, in der uns die Virchow'sche Darstellung befestigt,

dass bei den Kretinen die Deformität der Schädelbildung secundär, also die Gehirnentwicklung eine ursprünglich krankhafte ist, während bei den nicht kretinischen Idioten die fehlerhafte Ossification der Nähte und die abnorme Knochenausbildung überhaupt die Ursache des Idiotismus sein kann, und vielleicht da, wo der animale Organismus normal entwickelt erscheint, gewöhnlich ist. Die „fötale Entzündung" aber, durch welche Virchow die selbstständig fehlerhafte Ossification der Nähte erklärt, scheint uns selber einer weiteren Erklärung, und zwar wie sich von selbst versteht, da die Thatsache nach unserer Ansicht dem Bereiche des nicht kretinischen Idiotismus angehört, einer anderen als der durch ein „Miasma" zu bedürfen. Wir können uns die fötale Zuständlichkeit überhaupt nicht ausser dem Zusammenhange mit der Organisation und Disposition der Eltern denken, halten also die Zeugungsart für ein ätiologisches Moment, das in der ätiologischen Betrachtung des Idiotismus durchaus nicht unberücksichtigt bleiben darf, das aber nur einseitig berücksichtigt wird, wenn man nur die Constitution der Eltern und die in ihnen schon gegebene oder nicht gegebene entschiedene Krankheitsform — die Vererbung — in Betracht zieht. Fasst man aber die Zeugungsart als ätiologisches Moment bestimmter, auf die unentwickelte Krankheitsanlage der Eltern, auf die verdeckte „Nervenzerrüttung" und die partielle Nervenschwäche derselben, auf ihr Verhältniss zu einander und ihre Stimmungen u. s. w. eingehend, in das Auge, so möchten sich wohl aus der einen Grundursache verschiedene fötale Processe und Keimzustände, wenn auch vorläufig nur hypothetisch, ableiten lassen. Zunächst nun hat die Zeugungsart allerdings den Charakter einer individuellen Krankheitsursache, es lässt sich aber nicht verkennen, dass für die Ausprägung und Wirksamkeit derselben sociale Zustände, die herrschende Lebensweise und insbesondere auch das Verhältniss der Geschlechter und die Gewohnheiten der geschlechtlichen Befriedigung den allgemeinen Hintergrund abgeben. Weiterhin kommen die Ernährung und die allgemeine Behandlung des neugebornen Kindes, die Pflege und Erziehung oder ihr Mangel, die bestimmte Existenz, in welcher das Kind erwächst, in Betracht, und es ist klar, dass in dieser Beziehung nur von allgemeinen oder socialen Krankheitsursachen, die sich individuell ausprägen und stellenweise potenziren, die Rede sein kann. Diese Ursachen haben den Charakter direkter schädlicher Einflüsse, sind aber hinzukommende, insofern sie für sich kaum in Stande sind, den ausgeprägten Idiotismus hervor zu bringen, wenigstens nur sehr ausnahmsweise und in besonderer Potenzirung. Wenn wir demnach die primäre Krankheitsursache in fötalen Processen oder Zuständlichkeiten suchen, und diese zunächst auf die Zeugunsart, die krankhafte Erzeugung und Fötusbildung aber, sofern sie nicht nur zufällig und ausnahmsweise vorkommt — wobei alle Arten von Missbildungen und Verkümmerungen zu berücksichtigen sind — auf den physisch-sittlichen Zustand der Gesellschaft zurückführen müssen, so ergibt sich, dass wir die socialen Krankheitsursachen als primäre und secundäre zu unterscheiden, die ersteren aber unter die Kategorie der vermittelten, die letzteren unter die der unmittel-

baren Einflüsse und Einwirkungen zu bringen haben, so dass die Krankheits**form**, insofern sie auf die bezeichneten primären Krankheitsursachen zurückzuführen ist, in gewissem Sinne eine secundäre, weil in potenzirter Wiederholung, obgleich nicht bei demselben Individuum auftretende, dagegen die durch die genannten secundären Ursachen bewirkte Krankheit eine primäre genannt werden kann. Hieraus dürfen wir für die Heilung einzelner Individuen die durchgängige Nothwendigkeit einer zweifachen Heiloperation folgern, indem zuerst die direkt schädlichen Einflüsse mit ihren Folgen zu überwinden sind, sodann aber das als „angeboren" zu bezeichnende Übel in Angriff genommen werden muss.

In Bezug auf den Kretinismus schliessen wir uns der herrschenden Ansicht, dass er durch schädliche Natureinflüsse bedingt sei, an, und meinen, dass die auf Erfahrungen gestützte Erörterung dieser Einflüsse, wenn sie sich auch bisher als „unfruchtbar" erwiesen haben sollte, nicht aufgegeben werden darf, da die im engeren Sinne physiologisch-medicinische Untersuchung der Krankheitsursache schwerlich in kurzer Zeit zu bestimmten Resultaten und über unbestimmte Begriffe wie die des Miasma hinausgelangt, die betreffenden Hypothesen aber der Bestätigung durch geographische und statistische Nachweise durchaus bedürfen. Die geographisch-ethnographische Forschung und die physiologisch-medicinische Untersuchung müssen sich auf diesem Gebiete in die Hand arbeiten, und wir sehen daher in dem Buche von Cöstl über den Kretinismus, in welchem die Ergebnisse der geographisch-ethnographischen Betrachtung des Übels übersichtlich zusammengestellt sind, obgleich in der That das Endergebniss fehlt, auch wegen dieser Übersicht eine verdienstvolle Leistung, während allerdings das grösste Verdienst desselben darin besteht, dass es in eindringlicher Sprache und beweiskräftiger als es sonst zu geschehen pflegt, und bis zu seinem Erscheinen geschehen war, auf die Grösse und Ausdehnung des Übels und auf die sociale oder politische Nothwendigkeit seiner Bewältigung hingewiesen hat. Die Nothwendigkeit aber setzt die Möglichkeit voraus, und der Verfasser kann sich allerdings in Bezug auf diese nur auf einzelne Erfahrungen berufen, deren Beweiskraft eine unzulängliche bleibt, so lange man die Natur des Übels im Allgemeinen, seine Gradunterschiede und insbesondere das Verhältniss der natürlichen und der socialen Bedingungen desselben nicht genauer kennt, als es bis jetzt der Fall ist. Wir unsererseits unterscheiden zunächst die Heilung und die Beseitigung des Übels, und betonen die Nothwendigkeit der letzteren, sofern die erstere nicht möglich sein sollte, d. h. wir würden bei erwiesener Unheilbarkeit ausnahmsweise eingreifende, das Übel abgrenzende und seine Fortpflanzung abschneidende Massregeln trotz des Scheines der Inhumanität gerechtfertigt finden; weiterhin aber sind wir der Ansicht, dass die gründliche Heilung zwar bei einer im weiteren Sinne einseitig medicinischen, abgesonderten Behandlung nicht möglich ist, sondern nur durch eine Entwicklung und Gestaltung der gesunden Elemente, welche das Übel zugleich hemmt und absorbirt, bewirkt werden kann, dass aber diese Möglichkeit eine Nothwendigkeit ausdrückt,

welche über den Nachweis des ökonomischen und sittlichen „Schadens", den die Existenz des Kretinismus enthält, weit hinausreicht und allmälig zur Anerkennung gelangen muss, dass also die geographisch und social bedingte Krankheit auf nothwendige Umbildungen des socialen Organismus schlechthin hinweist — ein Punkt, auf den sich hier nicht weiter eingehen lässt. Was Virchow anbetrifft, so nimmt er eine beschränkte Heilbarkeit des Kretinismus an, indem er ausspricht, dass „schon bei geordneter, obwohl gewöhnlicher (nicht-medicinischer) Erziehung die — durch Natureinflüsse bedingten — kretinistischen Störungen bis zu einem Masse überwunden werden können, wo das gestörte Individuum als ein an sich brauchbares und nur noch etwas stumpfes, flaches und oft unbequemes Mitglied der Gesellschaft dasteht". Hiermit werden allerdings noch weitere Erfolge der pädagogisch-medicinischen Erziehung in Aussicht gestellt, aber weder — wie es bei dem Standpunkte, den Virchow einnimmt, sich von selbst versteht — die Beseitigung der territorialen Krankheitsursachen gefordert, noch eigentlich prophylaktische Massnahmen in Anspruch genommen, überhaupt aber nur die an und für sich beschränkte Heilbarkeit der gestörten Individuen, nicht die der kretinistischen Bevölkerung in das Auge gefasst. Wir machen natürlich hieraus Virchow, der mit Recht den physiologisch-medicinischen Gesichtspunkt festhält, da dieser die Richtung seiner ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit bezeichnet, keinen Vorwurf, und acceptiren gern die bereitwillige, obgleich mehr beiläufige Anerkennung, die er der Wirksamkeit der Erziehung zu Theil werden lässt. Wenn wir aber unsererseits die pädagogisch-medicinische Einwirkung betonen — womit an sich die medicinische Einwirkung als eine der Ergänzung bedürftige ausgedrückt ist — so gehen wir von dem Begriffe einer Pädagogik aus, die sich allerdings von der „gewöhnlichen" wesentlich unterscheidet, und sind überzeugt, dass die „Schule" für die Restauration der Gesundheit im Allgemeinen weit durchgreifender wirken kann und soll, als z. B. Virchow anzunehmen scheint, während wir andererseits die Hemmnisse, die der erziehlichen Wirksamkeit bei den Einzelnen wie im Ganzen und Grossen entgegenstehen, und von der Schule aus nur mittelbar und theilweise beseitigt werden können, sehr wohl zu würdigen wissen.

Bestehen diese Hemmnisse zuletzt in territorialen Einflüssen, so vermag es weder die ungewöhnliche noch die gewöhnliche Erziehung sie unmittelbar zu beseitigen, während dies vielleicht durch Arbeiten im grossen Masstabe, welche den Charakter der Lokalität verändern, möglich ist. Nimmt diese Möglichkeit eine bestimmte Gestalt an, so müssen wir den Angriff des Übels auf diesem Wege um so entschiedener verlangen, als die öffentliche Erziehung sich nicht damit begnügen darf, als Correctiv zu wirken und wirken zu sollen, sondern einen vollständigen Erfolg in Aussicht haben muss. Denn der medicinischen Erziehung kann wie der bessernden nur eine momentane, beschränkte und vorübergehende Berechtigung zukommen; sie würde als fortgesetzte die Fortsetzung des Übels, d. h. die Unterhaltung eines Zustandes ausdrücken, welcher, eben als aus-

drücklich behandelter, ein bedeutendes Quantum der Mittel und Kräfte der Gesellschaft absorbirt, also den gesellschaftlichen Organismus im Ganzen schwächt. Bezüglich des Kretinismus glauben wir allerdings, dass nicht nur die natürlichen Ursachen desselben schliesslich — wie früher auseinander gesetzt — auf sociale, nämlich auf die Mangelhaftigkeit der socialen Organisation im Ganzen, zurück zu führen sind, sondern dass auch seine nächsten socialen Ursachen, die überall das Ergebniss einer Civilisation sind, welche das Elend der in ihr Bereich gezogenen aber zurück bleibenden Bevölkerungen bedingt, also sich unter dem Begriffe einer dürftigen, gewissermassen auf den „Abfall“ angewiesenen Theilnahme an den Arbeiten und Befriedigungsmitteln der Civilisation oder einer scheinbar civilisirten Lebensweise zusammenfassen lassen, das Übel progressiv steigern — was bei den historischen Forschungen, die den Kretinismus zum Gegenstande haben, sehr wohl zu berücksichtigen ist. Wie es sich aber von selbst versteht, dass die abgesonderte medicinisch-pädagogische Behandlung der Kretinenkinder die Wirksamkeit der Krankheitsursachen bestehen lässt, so sind diese auch für eine wirklich kraftweckende und kraftbildende allgemeine und öffentliche Erziehung übermächtig, sofern eine solche nicht durch prophylaktische und organisatorische Massnahmen, welche die Fortpflanzung des Übels, das Wort im engeren Sinne genommen, hemmen und die Thätigkeit wie die Befriedigung der Bevölkerung regeln, unterstützt wird. Einer Bevölkerung, die sich selbst nicht helfen kann, muss eben geholfen werden, aber so, dass die Thätigkeit derselben in Anspruch genommen und in bestimmte Richtungen gelenkt wird, wobei nicht nur die Hebung des Wohlstandes und die Kraftentwicklung im Allgemeinen in Betracht kommen, sondern auch die Frage aufgeworfen und beantwortet werden muss, welche Industrien an sich geeignet sein möchten, den schädlichen Natureinflüssen, die sich nachweisen oder voraussetzen lassen, entgegen zu wirken, ob es z. B. die Feuer- und Schmiedearbeiten, deren Berücksichtigung nahe liegt, sind oder nicht sind. Jedenfalls ist die Errichtung von „Lehrlingsschulen“ in dem bestimmten Sinne, den wir damit verbinden und gelegentlich näher bezeichnen werden, nämlich im Sinne theoretisch- und praktisch-bildender Arbeitsanstalten, von Seiten des Staates gerade in kretinösen Gegenden dringend zu empfehlen. Was die geschlechtliche Fortpflanzung anbetrifft, so bedarf sie da, wo der Kretinismus heimisch geworden, einer besonderen Überwachung und Regelung; wir möchten aber hier im Allgemeinen bemerkt haben, dass die modernen Gesetzgebungen, während sie widernatürliche und unsittliche Ehehemmnisse bestehen lassen, die Rücksicht auf die Gesundheit und Kräftigkeit der künftigen Generation in einer Weise vernachlässigen, welche unverantwortlich ist, insofern man nicht dem Princip des laisser faire überhaupt und consequent Raum gibt. — Das gründlichste, wenn auch langsam wirkende Mittel, um die physisch-geistige Entartung einer Bevölkerung aufzuheben, bleibt die öffentliche Erziehung, die allerdings ein blosses Correctiv gegen die ausgeprägte Entartung ihrem Begriff nach nicht sein darf, aber nach der einen Seite als ein überall nothwendiges Correctiv gegen die

Ausartungen der Civilisation begriffen werden muss, wie sie nach der andern ein nothwendiges Mittel für die Verwirklichung der Cultur ist. In dieser Beziehung ist es bedeutsam, dass der entschiedenste Fortschritt, oder wenn man will, die Begründung der modernen Pädagogik, die sich an den Namen Pestalozzi knüpft, von der bestimmten Tendenz, das Elend zu überwinden, ausgegangen ist, eine Thatsache, die sich in modificirter Weise wiederholen muss. Eben desshalb sind auch in Gegenden, die an einem so ausgeprägten und tiefgreifenden Übel, wie es der Kretinismus ist, leiden, besondere Erziehungsanstalten für die Kretinen und Halbkretinen die erste Nothwendigkeit, sie müssen aber von vornherein zu dem Zwecke, die öffentliche Erziehung zu reformiren, in Bezug gesetzt, und die Kranken dürfen, was damit zusammenhängt, der Einwirkung gesunder, d. h. verhältnissmässig gesunder Elemente nicht entzogen sein. Dabei wollen wir bemerken, dass nach unserer Ansicht die Versetzung der Kinder in nicht kretinöse Gegenden, wenn sie auch für die nächsten Erfolge als nothwendig erscheint, ein vorläufiges Auskunftsmittel bleibt, oder eigentlich nur dazu dient, die Möglichkeit der Heilung darzuthun. Denn es kommt darauf an, das Übel da zu bekämpfen, wo es ist, also die Reactionskraft gegen dasselbe im Kampfe mit den schädlichen Einflüssen, aus denen es hervorgeht, zu entwickeln, ohne davon abzusehen, diese schädlichen Einflüsse direkt zu beseitigen. Insofern dergleichen territoriale Einflüsse bei dem endemisch gewordenen nicht kretinischen Idiotismus nicht, oder doch nur in Folge des unverständigen oder energielosen Verhaltens in der Benutzung des gegebenen Raumes und Bodens vorhanden sind, ist der Kampf gegen das Übel einfacher, möchte aber durchweg nicht geringere Anstrengungen erfordern. Denn es lässt sich da, wo der Idiotismus endemisch geworden ist, ohne einen kretinischen Charakter anzunehmen, und auf territoriale Einflüsse zurückgeführt werden zu können, nach dem früher Gesagten eine besonders tiefe sittliche Entartung, insbesondere auch nach der Seite des Geschlechtlichen, voraussetzen. Die allgemeine Erziehung hat es demnach in den betreffenden Gebieten mit den mannichfachen Formen und Abstufungen der angebornen und durch die Sphäre, in der das Kind lebt, entsprechend gesteigerten geistigen Stumpfheit oder Überreiztheit zu thun, die medicinisch-pädagogische Behandlung aber mit Störungen und Hemmungen des geistigen Lebens, welche sich auf die allgemeine oder partielle Stumpfheit oder Überreiztheit der Centralorgane des Nervensystems zurückführen lassen, und von vornherein bestimmt und bedeutend genug sind, um ausserhalb der Grenzen zu liegen, die für die Mannichfaltigkeit normaler Organisation gezogen werden muss.

Die Frage, welche hiermit eingeleitet ist, weil wir uns ihrer Erörterung nicht entziehen können, die Frage nämlich, worin das Wesen des Idiotismus besteht, und wodurch sich die idiotischen von denjenigen Kindern, die wir beschränkt, stumpf, dumm, verstandesschwach u. s. w. nennen, unterscheiden, verlangt zu ihrer vollständigen Beantwortung eingehende, physiologische und psychologische Erörterungen, wie wir sie in

den Raum des Jahrbuches nur allmälig einfügen können. Wir müssen uns daher hier mit einfachen Begriffsbestimmungen begnügen, und diese Beschränkung erscheint auch dadurch gerechtfertigt, dass einerseits die Erörterung der Geisteskrankheiten im Allgemeinen überall noch auf Lücken des physiologischen Wissens stösst, deren allmälige Ausfüllung eine weitaussehende Aufgabe der Wissenschaft ist, so dass für die physiologische Seite der betreffenden Aetiologie die Hypothese unentbehrlich ist, wenn man nicht bei einer stückweisen Betrachtung stehen bleiben will, während andererseits bestimmt abgegrenzte Heilerfolge als Bewährung der angewandten Methode und desshalb auch ihrer Voraussetzungen gelten müssen, so dass die Begründung der letzteren vorläufig unterbleiben darf, wo sie uns zu weit und in das Gebiet noch nicht abgeschlossener, ja theilweise kaum begonnener anatomisch-physiologischer Untersuchungen einführen würde. *Nothwendig* aber ist es, und zwar in verschiedener Beziehung, die Erscheinungen und Thatsachen des normalen und abnormen geistigen Seins *als solche* zusammenzufassen und abzugrenzen, und dieser Nothwendigkeit kann genügt werden, ohne dass der metaphysische Grund und die physische Bestimmtheit jener Erscheinungen und Thatsachen systematisch auseinander gesetzt werden müssten, obgleich sich diese allerdings nicht gruppiren und charakterisiren lassen, ohne dass ein Standpunkt für ihre Auffassung schon gewonnen wäre. Dieser Standpunkt aber darf die Möglichkeit, also die Aufgabe der Heilung bei der Mehrzahl der Kranken nicht ausschliessen, wenn es nicht ein für uns und unsere Bestrebungen unpraktischer sein soll, indem er diese von vornherein negirt.

Das, woran die Idioten leiden, ist der Mangel an Besinnungskraft — das Wort in einem doppelten Sinne verstanden, den wir sogleich auseinandersetzen — und der Mangel des Äusserungs- und Bethätigungsvermögens, *insofern* es in den Centralorganen begründet ist, und für die Mangelhaftigkeit der Besinnungskraft bedingend wird. Gerade dieser letztere Mangel, der allerdings wie der erstere ein relativer ist, aber doch einen bestimmten Gradmesser hat, und als *verhältnissmässig* absoluter bezeichnet werden darf, insofern *bestimmte* menschliche Vermögen unentwickelt bleiben, findet sich niemals bei geistig gesunden Kindern. Diese lernen sich *frei bewegen* und *sprechen*, sofern nicht *äussere* Hemmnisse, die sich theils medicinisch beseitigen lassen, theils nicht, es unmöglich machen. Bei den geistigkranken oder idiotischen Kindern aber muss, wie schon angedeutet, wohl unterschieden werden, ob die Mangelhaftigkeit des Bethätigungs- und Äusserungsvermögens eine durch den Mangel der Besinnungskraft oder allgemeiner der Intelligenz bedingte, oder ob sie eine ursprüngliche und ihrerseits bedingende ist. In dem ersteren Falle ist das Äusserungs- und Bethätigungsvermögen nur *beschränkt*, wodurch die Entwicklung desselben in *gewisser* Richtung und sogar eine ungewöhnliche Entwicklung nicht ausgeschlossen ist, in dem letzteren ist die ursprüngliche Schwäche desselben eine allgemeine, und bedingt theils mittelbar — insofern die Intelligenzentwicklung durch die reale Bethätigung und Äusserung theilweise aber nothwendig

vermittelt wird — theils unmittelbar, insofern die Spannung der Sensorien und überhaupt des grossen Gehirns eines Spannungs**organes** bedarf, die Mangelhaftigkeit der Besinnungskraft. Diese Mangelhaftigkeit aber ist, wie gesagt, von vornherein doppelt zu fassen: als Unfähigkeit sich für die Objectivität zu **besinnen**, d. h. die äusseren Eindrücke allseitig und isolirt aufzunehmen, und als Unfähigkeit der Besinnung gegen die sich fortgesetzt erzeugenden Vorstellungen, d. h. als Unfähigkeit, die Erzeugung und Nichterzeugung derselben zu beherrschen. Die erstere Unfähigkeit besteht entweder, wofern nicht das Anschauungs- und Vorstellungsvermögen als ein **partiell** gehemmtes oder beschränktes erscheinen, in einem ursprünglichen Mangel an Erregbarkeit, oder ist nur der weitere Ausdruck der Unfähigkeit, die Vorstellungen zu beherrschen, und **diese** Unfähigkeit drückt entweder eine **einseitige** Schwäche des Willensorganes, nämlich die Spannungslosigkeit desselben gegen die Vorstellungsprocesse, oder seine **allgemeine**, folglich auch in dem Mangel der äusseren Bewegungsfähigkeit hervortretende Schwäche, die Energielosigkeit des Organismus aus. In **allen** Fällen muss das **gleiche** Resultat der Mangel eines **zusammenhängenden** Bewusstseins der Objectivität sein, wenn der Begriff des Idiotismus anwendbar sein soll. Dieses Bewusstsein fehlt dem gesunden Kinde, das sich als beschränkt, verstandesschwach, stumpf u. s. w. bezeichnen lässt, **nicht**; seine Anschauungsfähigkeit ist eine allseitige, wenn auch eine wenig energische, es setzt seine Anschauungen und Erfahrungen unablässig in Beziehung auf einander, und so oberflächlich, am Schein haftend und theilweise willkürlich diese Beziehungen sein mögen, so geben sie doch zusammen ein „Weltbewusstsein", und haben daher die Voraussetzung und Consequenz der concentrirten Innerlichkeit, des positiven Ich-Punktes oder des Selbstbewusstseins. Die Anschauungen des Idioten sind isolirte oder unbestimmte und sich verwirrende, es fehlt ihm zu Urtheil und Schluss entweder das Material oder die Kraft, sein Weltbewusstsein ist ein lückenhaftes, durchbrochenes und verschwommenes, und er ist daher auch nicht im Besitz seines Selbst. Er vermag es nicht, sich selbstständig mit seiner Umgebung in ein Verhältniss zu setzen, während der geistig gesunde, obgleich unbegabte Mensch sich da, wo er ist, zurechtfindet, und die Sprache, so schwer er sie auch handhaben mag, als Verständigungsmittel besitzt, was sie für den Idioten nicht sein kann, weil er, vorausgesetzt, dass er die Sprache überhaupt vernimmt und spricht, nothwendig missversteht und missverstanden wird, wenigstens von Jedem, der ihn nicht speciell kennt. Denn die Sprache ist der gegebene Ausdruck des Allgemeinbewusstseins, das in jedem geistig gesunden Menschen, wie beschränkt oder energielos er sein mag, **als solches** seine individuelle Vertretung hat, so dass er so zu sagen im Besitz desselben ist, während der Idiot nur daran participirt, und zwar in einer von vornherein unbestimmbaren Weise. Eben desshalb aber lässt sich der Idiot nicht mit dem Thier vergleichen, und der Idiotismus kann nicht als eine Abstufung **zum** Thier aufgefasst werden. Das gesunde Thier ist durch seine Organisation **im Ganzen** beschränkt und das, wozu es angelegt ist;

der Idiot ist zum Menschen angelegt, seine Anlage also eine qualitativ höhere als die irgend eines Thieres, die Verwirklichung dieser Anlage aber von vornherein gehemmt oder verschoben, so dass er zugleich unter und über dem Thiere steht. Ein ähnliches Verhältniss kann zwar auch zwischen dem einzelnen Idioten und dem einzelnen geistig gesunden Menschen stattfinden, insofern jener ursprünglich höher angelegt sein kann als dieser, aber die geistige Gesundheit, im Gegensatz gegen den Idiotismus gefasst, drückt den einfachen und entscheidenden Vorzug des wirklichen Menschseins aus, der desshalb ein einfacher und entscheidender ist, weil die unverwirklichte Anlage des Idioten, sofern sie sich als eine ursprünglich höhere als die eines geistig gesunden Menschen annehmen lässt, nur eine quantitativ, nicht aber eine qualitativ höhere sein kann. Dessen ungeachtet oder vielmehr desshalb gibt es eine Abstufung vom Idioten zum geistig gesunden Menschen, wie es im Gebiete der geistigen Gesundheit eine Abstufung des geistigen Vermögens gibt, die sich als eine Annäherung an den Idiotismus, ja als eine theilweise Überbietung desselben charakterisiren lässt. Eine Vergleichung des geistigen Gesammtzustandes des Idioten mit dem Traumleben des geistig Gesunden liegt sehr nahe, aber sie auszuführen, würde hier zu weitläufig sein; wir wollen also nur darauf hingewiesen haben.

Die mangelhafte und fehlerhafte Organisation des Idioten beeinträchtigt stets den Besitz seines Selbst, die Centralität seines geistigen Vermögens, während der geistig gesunde Mensch als solcher einen festen Ichpunkt und in diesem den Schwerpunkt seiner geistigen Beweglichkeit hat: das ist die Scheidelinie, welche beide auseinander hält, wie unentwickelt der geistig Gesunde und wie entwicklungsfähig der Idiot erscheinen möge. Wie aber die „Beeinträchtigung" des Selbstbesitzes bei den Idioten eine gradweise und sich reducirende, so ist die Peripherie des geistigen Vermögens bei den geistig Gesunden eine sich verengende, und zwar entweder schlechthin oder hinsichtlich irgend einer Bestimmtheit des Vermögens. Der geistig gesunde Mensch muss sich stets besinnen können — in dem doppelten Sinne, in welchem wir das Wort gefasst haben — und er kommt mit dieser Besinnung fortgesetzt zu sich selbst; aber seine Besinnungskraft kann eine äusserst langsame oder eine äusserst beschränkte, seine Anschauungen und Vorstellungen können im höchsten Grade dürftige oder — soweit er sie nicht zu beherrschen vermag, ohne sich gegen sie abzuschliessen, was er allerdings vermag, sobald er sich zusammennimmt — im höchsten Grade confuse sein. Die Besinnung des Idioten bleibt, so lange und so weit er dies ist, eine unsichere und unvollkommene; zu der Langsamkeit, mit der die Eindrücke aufgenommen und reflectirt werden, kommt immer noch die Unfähigkeit sie zu sammeln, d. h. mit ihren Beziehungen und mittelst derselben festzuhalten, während die Confusion der sich drängenden Vorstellungen bei dem Idioten eine nur zeitweilig und in gewissem Sinne zufällig, niemals eine bis zu einer bestimmten Grenze allseitig beherrschte ist. Allerdings findet man bei Idioten nicht selten für gewisse Dinge ein ungewöhnliches Gedächtniss,

obgleich es eben nur gewisse Dinge sind, und zwar die beziehungslosen Aussenseiten der Thatsachen oder die abgelösten Formeln des Erfahrenen und Angeschauten, welche der Belebung unfähig, haften bleiben. Bei andern Idioten ist ein reiches Vorstellungsleben vorhanden, und es fehlt nur der Standpunkt für ihre Beherrschung — ein „nur“, das freilich sehr viel oder auch Alles bedeutet — so dass statt des einen festen Punktes, von dem aus der bewusste Wille die Vorstellungsthätigkeit, die als unbeherrschte nicht sowohl Thätigkeit als Erleiden ist, regulirt, sich eine Anzahl fix gewordener Vorstellungen finden, die mit einer gewissen Regelmässigkeit hervortreten und die gegebenen Mittelpunkte für die wechselnd entstehenden Vorstellungsgruppen bilden. Endlich gibt es neben denjenigen Idioten, deren Beweglichkeit eine ungewöhnlich gehemmte ist, so dass die Mangelhaftigkeit des motorischen Vermögens die Einseitigkeit und Schwäche der Intelligenz direkt und indirekt begründet, solche, die ein besonders entwickeltes motorisches Vermögen, einen vollkommenen Bewegungsapparat und einen ungewöhnlichen Instinkt der zweckgemässen Bewegung besitzen, wogegen ihnen freilich die Vorstellungen, die nicht mit Bewegungszwecken zusammenhängen, fast ganz abzugehen pflegen. Es ergibt sich hieraus, dass die „Begabung“ der Idioten in dieser oder jener Richtung eine grössere sein kann, als die der Nichtidioten, dass aber bei ihnen die Begabung in demselben Masse eine einseitige oder unharmonische wird, in welchem sie die der Nicht-Idioten gewöhnlichen Schlages übersteigt, und in demselben Masse, in welchem sie sich als eine nach allen Seiten gleichmässige oder allseitige bezeichnen lässt, allgemeine Schwäche ist. Ferner ist klar, dass eine Correspondenz von geistigen Constitutionstypen bei den Idioten und geistig Gesunden, trotz der Scheidelinie, welche zwischen ihnen besteht, vorhanden sein muss, und eine eben solche zwischen den Arten des primären und des secundären Idiotismus. Denn jeder Constitutionstypus lässt sich auf ein bestimmtes Verhältniss der Vermögen zurückführen, und jeder derselben ist diesseits und jenseits der Linie, welche den Idiotismus begrenzt, möglich und wirklich vertreten, wie jeder die Disposition zu bestimmten Schwächen, Ausartungen und Störungen einschliesst.

Der Stumpfsinn drückt bei Idioten und Nichtidioten die Langsamkeit der Perception und die Vereinzelung der sinnlichen Eindrücke, die Narrenhaftigkeit das Spiel der unbeherrschten Vorstellungen aus, in welchem immer einzelne Vorstellungen zu unverhältnissmässiger Geltung gelangen. Beide Zustände sind entschieden gegensätzliche, einen zweiten Gegensatz aber geben die Trübsinnigkeit und die Beschränktheit ab, welche letztere Bezeichnung indessen hier in einem bestimmteren Sinne als es gewöhnlich geschieht, genommen werden muss, nämlich in dem Sinne einer ursprünglichen Mangelhaftigkeit des Vorstellungsvermögens oder des specifischen Vorstellungsorganes. Diese Beschränktheit ist nicht durch die Langsamkeit der Perception bedingt, wie sie nicht in dem unvermittelten Nebeneinander der aufgenommenen Eindrücke besteht, sie erscheint vielmehr trotz der Raschheit der äusserlichen Wahrnehmung, und schliesst eine besondere Entwicklung des motorischen Vermögens so

wenig aus, dass sie im Gegentheil häufig damit zusammentrifft. Krankhafte Aufregungen und krankhafte Triebe, z. B. der krankhafte Zerstörungstrieb, können damit verbunden sein, und sind es, wenn innere Hemmungen und Störungen empfunden, diese Empfindungen aber nicht durch die Verwandlung in Vorstellungen absorbirt, sondern in den Drang der Äusserung umgesetzt werden — ein Zustand, der mit den im reiferen Alter ausbrechenden manialen correspondirt, wozu als die allgemeine Disposition eine Vorherrschaft der motorischen Neigungen und Vermögen, die bei dem schwachen Gegengewichte des Vorstellungstriebes und der Vorstellungsfähigkeit das „Aussersichkommen" des Individuums ermöglicht, angenommen werden muss. Anders verhält es sich da, wo das Innengefühl ursprünglich, und zwar negativ durch die Mangelhaftigkeit des Äusserungs- und Wirkvermögens, positiv durch eine ungewöhnliche Reizbarkeit der Nervencentern bedingt vorherrscht. Diese Reizbarkeit ist das Unvermögen, die empfangenen Eindrücke energisch zu reflectiren oder abklingen zu lassen, und das Vermögen, die Erregung festzuhalten oder das bestimmte „Bewegtsein" fortgesetzt zu concentriren. Kommt zu einer derartigen Vorherrschaft des Innengefühls die Mangelhaftigkeit des objectiven Vorstellungs- und Combinationsvermögens d. h. ist jene durch diese von vornherein theilweise bedingt, so ist die geistig-gemüthliche Zuständlichkeit gegeben, die wir als Trübsinnigkeit bezeichnen. Dabei ist indessen, wenn der Ausdruck psychologisch-wissenschaftlich gebraucht wird, eben so wenig wie bei dem „melancholischen Temperamente", an eine einseitig und anhaltend traurige Gemüthsstimmung zu denken, sondern nur an die „Färbung" oder „Trübung" der Vorstellungen, die sich aus der fortgesetzten Erregung des Innengefühls ergibt, sofern die Fähigkeit, sie als solche zu „vergeistigen" und zum Ausdruck zu bringen, fehlt. Diesen Mangel schliesst das melancholische Temperament keineswegs an sich ein, vielmehr ist es häufig die Unterlage der höchsten geistigen Begabung, wie die Temperamente überhaupt zwar den Charakter oder die Art der geistigen Befähigung wenigstens im Allgemeinen, aber nicht die Höhe und die Bestimmtheit ihrer Entwicklung bedingen. Wenn die geistige Energie fehlt, hat der Stumpfsinn das phlegmatische, die Narrenhaftigkeit das sanguinische, die Beschränktheit in dem vorhin ausgesprochenen Sinne das cholerische, und die Trübsinnigkeit das melancholische Temperament zur Voraussetzung, oder es sind vielmehr diejenigen Temperamentsformen, welche sich aus der Mangelhaftigkeit des geistigen Vermögens ergeben. Wie aber in den vier Temperamenten mit Recht der erste Eintheilungsgrund für die verschiedenen Arten der sich entwickelnden „Geisteskrankheit" gefunden worden ist, indem in der That das sanguinische Temperament die Disposition zur Narrheit, das cholerische die zur Tobsucht und Manie, das phlegmatische die zum Blödsinn, und das melancholische die zur „Melancholie" in der Bedeutung der Geisteskrankheit ausdrückt, so sind auch die Haupt-Arten des primären Idiotismus durch die Gegensätze des Stumpfsinnes und der Narrenhaftigkeit, der Beschränktheit und Trübsinnigkeit schon ausgesprochen.

Im Idiotismus setzen sich diese Temperamentsformen, die an sich die Schwäche oder Mangelhaftigkeit des geistigen Vermögens bezeichnen, derartig durch, dass mit der bestimmten Schwäche oder dem bestimmten Missverhältniss die Unfähigkeit der Sammlung oder der Mangel des inneren Gleichgewichtes gegeben ist. Dabei ist aber durchweg theils die vorzugsweise negative oder vorzugsweise positive Bedingtheit des vorhandenen Missverhältnisses, theils die Allgemeinheit oder Beschränktheit der Schwäche, theils das unterschiedene Verhältniss, in welchem die Unfähigkeit der Sammlung zu der Entwicklung des geistigen Vermögens schlechthin oder eines bestimmten Vermögens steht, in das Auge zu fassen, da sich hieraus einerseits die Unterarten, andererseits die Grade des Idiotismus ergeben. So findet sich zwar mit der Langsamkeit der Perception immer die Langsamkeit der motorischen Leitung zusammen, woraus ein Zustand allgemeiner Schwäche resultirt, aber es kann das eine oder das andere Unvermögen das vorwiegende sein, und muss dann als das relativ ursprüngliche angesehen werden, womit eine doppelte Form des Stumpfsinns oder Blödsinns gegeben ist, deren eine sich durch die Dürftigkeit und Mattigkeit des Vorstellungslebens charakterisirt, während bei der andern die Vereinzelung und Einseitigkeit der Vorstellungen vorzugsweise charakteristisch ist. Der Grad des Blödsinns ist von der grösseren oder geringeren Unfähigkeit, die Eindrücke auf einander zu beziehen und zusammen zu fassen, abhängig, der stärkste Grad aber ist dann vorhanden, wenn die Langsamkeit der Perception in centraler Richtung, d. h. je mehr es sich um die innere Erneuung des Eindrucks handelt, gesteigert erscheint, der mildeste, wenn die Unfähigkeit der Sammlung auf eine mit der Schwäche des motorischen Vermögens gegebene Willensschwäche zurückgeführt werden kann. Bei dem narrenhaften Idiotismus ist entweder das Nacheinander unbestimmter, oder die lebhafte Rotation bestimmter Vorstellungen charakteristisch, jedoch so, dass in dem einen und dem andern Falle fix gewordene Vorstellungen vorhanden sind, die in dem ersten wiederholt hervortreten, in dem zweiten ihren beweglichen Umkreis haben, ein Unterschied, der auf die Schwäche oder Spannungslosigkeit des Willens gegen das Vorstellungsleben und auf die Beschränktheit desselben, die sich in der Beschränktheit der Zweckvorstellungen offenbart, zurückzuführen ist. Hiernach weist die eine Form der Narrenhaftigkeit trotz der raschen Folge der Vorstellungen auf die Blödsinnigkeit, die andere trotz der Lebhaftigkeit und Bestimmtheit des Vorstellens auf die Beschränktheit hin, welche in dem Mangel oder der Mangelhaftigkeit des theoretischen Vorstellungstriebes und der theoretischen Vorstellungsfähigkeit besteht. Diese Mangelhaftigkeit aber kann in der ursprünglichen, oder in der verhältnissmässig äusserlich gehemmten Entwicklung des Vorstellungsorganes, durch welche die Entwicklung der Vorstellungsfähigkeit gestört wird, begründet sein, und in dem ersten Falle fehlt bei vollkommener Ausbildung des Wahrnehmungs- und des motorischen Vermögens der Trieb und die Fähigkeit des theoretischen Anschauens und des theoretischen Vorstellens, während im zweiten das motorische wie das Vorstellungsvermögen

theils nur in bestimmten Richtungen entwickelt, theils in zeitweiliger krampfhafter Erregung erscheinen. Die Trübsinnigkeit endlich kann bei gleicher Überreiztheit des Innengefühles vorzugsweise durch die Schwäche der Intelligenz oder durch die des Willens bedingt sein, und charakterisirt sich in dem letzteren Falle durch das Ausspinnen trübseliger Vorstellungen, in dem ersten durch krankhafte Neigungen und Gewohnheiten, die still und stetig befriedigt werden. Es versteht sich aber von selbst, dass alle diese Zustände mannichfach in einander übergehen, und zwar in dem doppelten Sinne, dass sie verschiedene Mittelformen zwischen sich haben, und sich aus einander entwickeln oder Entwicklungsstadien für einander sind. Viele derselben sind in unserer Anstalt und zwar einige besonders ausgeprägt vertreten. Wir verweisen hiefür auf die Krankengeschichten, und insbesondere auf die von „Julius", „Franz", „Mariane", „Emanuel", „Alois" und „Emil". Auch der bei relativ gesunder Anlage durch bestimmte Einwirkungen oder in Folge ausgeprägter Krankheiten entstandene Idiotismus ist unter unsern Pfleglingen vertreten. Dagegen fehlt, wie schon erwähnt, die Vertretung des kretinischen Idiotismus.

Die Bedingtheit des Kretinismus durch territoriale Einflüsse lässt von vornherein eine allgemeine Entartung des Organismus annehmen, d. h. umgekehrt: wir bezeichnen endemische Ausartungen des Organismus, die diesen im Ganzen ergriffen zeigen, und in die Ausartung der Centralorgane auslaufen, als Kretinismus, und können denselben als endemischen nur in territorialen Einflüssen begründet finden. Die nichtkretinischen Idioten haben nicht selten einen sehr wohlgebildeten Körper, und bei einer Gattung derselben ist das motorische Vermögen besonders entwickelt und der motorische Apparat wie die Sinne als solche von auffallender Vollkommenheit. Selbst bei den körperlich Schwachen ist die eigentliche Missform, so weit unsere Erfahrung reicht, nur selten, und da, wo sich eine auffallende Verunstaltung oder Verkümmerung des Skeletts, eine ausgezeichnete Plumpheit der Formen, und überhaupt Gestaltentartungen finden, ist mindestens im Bereiche unserer Praxis, der Idiotismus nur in seinen mildern Graden, und zugleich nachweisbare oder doch wahrscheinliche Ursachen, die zu den Einflüssen der Lebensweise und Erziehung gehören, vorhanden. Auch die Schädelbildung liegt bei den meisten innerhalb der Grenze normaler Form, und auffallende Abweichungen erscheinen eher bei den Halbidioten als bei den Vollidioten (siehe „Ferdinand" unter den Krankengeschichten). Nur das Schielen ist eine fast durchgängige Abnormität, die sich aber in demselben Masse „von selbst" verliert, in welchem die Genesung überhaupt fortschreitet. Sonach bedingt der nicht kretinische Idiotismus als solcher keine Missbildung der äussern organischen Formen, und findet sich nur theilweise mit der Schwäche und Plumpheit der Gestalt, sehr selten mit Missverhältnissen derselben zusammen, wogegen er sich allerdings für das kundige Auge stets durch den Gesichtsausdruck verräth, obgleich auch diess keineswegs immer auf den ersten flüchtigen Blick, wie denn die von uns mitgetheilten Porträts beweisen werden, dass gerade der am bestimmtesten

ausgebildete Idiotismus der oberflächlichen Anschauung entgehen kann. Die Erfahrung, die wir hiermit aussprechen, scheint eine ziemlich allgemeine, und die Ansicht, dass der Idiotismus um so schwerer heilbar sei, je gesunder und normaler sich der Organismus im Ganzen zeigt, ist schon öfter aufgestellt worden. Sie hat von vornherein für sich, dass, wenn ein allgemeines Leiden des Organismus vorhanden ist, die Hemmungen und Störungen des Gehirnlebens als Resultat desselben angenommen werden können, während sie bei einer gesunden Constitution und normaler Gestaltung als ursprüngliche und lokale angenommen werden müssen. Dagegen ist aber geltend zu machen, dass eine allgemeine Entartung des Organismus niemals vollständig überwunden wird, sondern stets Missformen und Missverhältnisse, organische Schwächen und Krankheitsdispositionen, indem das Übel *reducirt* wird, zurücklässt, während lokale Hemmungen und Störungen, auch wenn sie ursprünglich sind, in gewissen Übergangsstadien der Entwicklung aufgelöst oder gebrochen werden können. Diese Möglichkeit tritt uns in den Entwicklungsgeschichten normaler, und zwar geistig bedeutender Menschen, so wie in den Geschichten von Geisteskrankheiten nicht selten überraschend entgegen; wir finden, dass ein zurückgehaltenes Vermögen plötzlich zum Durchbruch kommt, bestimmte geistige Fähigkeiten mit einem Male gelähmt und später wieder befreit erscheinen, die partienweise ausgelöschte Erinnerung entweder allmälig, oder in Folge gewisser Aufregungen und Erschütterungen, plötzlich wieder hervortritt — Thatsachen, zu deren Erklärung allerdings die heutige Wissenschaft nicht ausreicht, die aber unverkennbar auf die *durchgesetzte* Beseitigung lokaler Hemmungsursachen der Gehirnfunctionen hinweisen, und, insofern diese Beseitigung an sich vorbereitet sein muss, die Heilung auch solcher Idioten, deren Leiden in lokalen Hemmungen und Störungen des Gehirnlebens begründet erscheint, und zwar die vollständige Heilung, in Aussicht stellen. Man darf also an der vollständigen Heilung da, wo diese bis jetzt am unberechenbarsten ist, nicht verzweifeln, während da, wo sich ein stetiger Fortschritt der Besserung voraussetzen lässt, von vornherein auch die Grenze vorauszusetzen ist, bis zu welcher die Heilung überhaupt fortschreiten kann — eine Grenze, die allerdings, wenn von einer wirklichen Heilung die Rede sein soll, jenseits der Scheidelinie zwischen Idiotismus und geistiger Gesundheit liegen muss, aber die charakteristische Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit, welche die *Art* des Idiotismus bezeichnet, bestehen lassen kann und wird. Dabei ist zu bemerken und ergibt sich aus der früheren Charakteristik, dass sich lokale Hemmungen und Störungen des Gehirnlebens, insbesondere bei derjenigen Form des Idiotismus, die wir als idiotische Beschränktheit bezeichnet haben, sodann bei der idiotischen Trübsinnigkeit, insofern die Reizbarkeit des Innengefühls auf lokale Störungen oder beschränkte krankhafte Zustände zurückgeführt werden kann, weniger bei dem narrenhaften und stumpfsinnigen Idiotismus annehmen lassen.

Für die Heilbarkeit des *kretinischen* Idiotismus erscheint die vorhin ausgesprochene Ansicht insofern günstig, als ihm eine allgemeine Entartung des Organismus

eigenthümlich ist. Wenn es aber richtig ist, dass eine solche nur bis zu einem gewissen Grade gehoben werden kann, so wird der kretinische Charakter des einzelnen Individuums um so weniger vollständig überwunden werden können, als die territorialen Einflüsse, welche die erste Krankheitsursache sind, fortdauern. Auch beweist die Erfahrung, dass zwar Kretinen, wenn sie in eine gesunde Sphäre versetzt werden, verhältnissmässig rasch zu einem erträglichen Zustande gebracht werden können, aber zu ihrem ursprünglichen Aufenthaltsorte zurückgekehrt, rückfällig werden. Wollte man also mit Virchow behaupten, dass schon eine ordentliche Erziehung im gewöhnlichen Sinne im Stande sein würde, die Kretinen zu erträglichen Menschen zu machen, so müsste man jedenfalls den Begriff der Erträglichkeit sehr weit herabstimmen, während man doch andererseits allerdings das Übel an Ort und Stelle angreifen muss, da die Erfolge, die man an einzelnen aus ihrer Sphäre herausgenommenen Kretinen erreicht, eine unmittelbare praktische Bedeutung für die Bewältigung des endemischen Übels nicht haben, und vereinzelte bleiben, wenn man sie nicht zum Anknüpfungspunkte für weitergreifende Massnahmen macht. Wir haben uns über diesen Punkt oben genügend ausgesprochen, und der Zweck, den die Heilung und Erziehung einzelner Kretinen ausserhalb der Sphäre des Kretinismus allein haben kann und soll, schon bestimmt. Dieser Zweck ist der theoretische, die Möglichkeit der Heilung darzustellen, und über den Unterschied des kretinischen von dem nichtkretinischen Idiotismus klar zu werden. Hieran schliesst sich aber unmittelbar die für den Angriff des Übels im Grossen und Ganzen wichtige Ermittlung, ob der in bestimmten Gegenden herrschende Idiotismus kretinischer oder nicht kretinischer Natur ist. Zu dem, was wir früher hierüber gesagt haben, müssen wir jetzt noch hinzufügen, dass die Zuständlichkeit, welche die verschiedenen Arten des Idiotismus charakterisirt, eine sehr allgemeine sein, d. h. den Bevölkerungscharakter ausdrücken kann, ohne dass die Fälle des eigentlichen Idiotismus besonders zahlreich zu sein brauchen, dass aber jeder dieser Zustände eine grössere oder geringere Möglichkeit, ein endemischer zu sein, an sich hat, und zwar die grösste der Stumpfsinn, und nach diesem die Trübsinnigkeit, eine geringere die Narrenhaftigkeit und die geringste die „Beschränktheit", insofern die beiden letztern Zustände wirklich krankhafte, und die Beschränktheit insbesondere auf die ausdrückliche Hemmung und Störung der die Vorstellungsthätigkeit vertretenden Organe in ihrer Entfaltung und Ausbildung zurückgeführt werden kann. Die Bevölkerungen bestimmter Gegenden und Ortschaften lassen sich nicht selten als entschieden stumpfsinnig oder trübselig bezeichnen, wobei es wichtig ist zu untersuchen, ob sich mit dem Vorherrschen der lymphatischen Constitution die Ausbreitung der Scrophulose in torpider Form verbindet, oder ob eine entschiedene Neigung zur Rhachitis oder auch zur Gangränose vorhanden ist. Ein Zug zur Narrenhaftigkeit findet sich bei manchen notorisch elenden Bevölkerungen, es lässt sich aber schwer entscheiden, ob und in wie weit derselbe durch die physische Verkommenheit gesteigert ist. Bevölkerungen, denen im Ganzen das cholerische Tem-

perament mit einer gewissen beschränkten „Hartköpfigkeit" eigen ist, pflegen physisch gesund zu sein, und es ist nicht anzunehmen, dass dieser Grundcharakter das häufigere Vorkommen des ursprünglichen Idiotismus in der ihm entsprechenden Form bedingt, während er die Voraussetzung für den vorherrschend manialen Charakter der zum Ausbruch kommenden Geisteskrankheiten allerdings abgeben mag. Bei dem kretinischen Idiotismus scheinen die Grade desselben einen unterschiedenen Charakter des krankhaften Seelenlebens und zwar in der Weise zu bedingen, dass die ausgeprägten Kretinen stumpf- oder blödsinnig, die Halbkretinen trübsinnig oder narrenhaft sind. In Gegenden, welche unterhalb der Höhengrenzen des Kretinismus auf den Gebirgsabdachungen liegen, finden sich gnomenartige Gestalten mit sonderbaren Verbildungen und narrenhaftem Wesen, das jedoch als Carricatur origineller Sinnes- und Geistesart erscheint, nicht selten.

Von den Momenten, welche für die Heilbarkeit des primären Idiotismus in allen seinen Formen in Betracht kommen, ist die Umbildungsfähigkeit des kindlichen Organismus allen andern voranzustellen. Diese ist eine Thatsache, die selbst dem flüchtigsten Beobachter frappant entgegentritt, und nach ihrer negativen Seite die verhältnissmässige Unbestimmtheit der Formen ist, welche sich bis zum Abschluss der organischen Entfaltung stufenweise bestimmen, also, so lange sich diese Bestimmung fortsetzt, bestimmbar bleiben, nach ihrer positiven Seite die unmittelbare, weil noch zurückgehaltene Energie des plastischen Princips, die sich in demselben Maasse verliert, in welchem einerseits der Organismus veräussert, also verwirklicht ist, andererseits die bewusste Innerlichkeit Inhalt und Form gewinnt, zwei Resultate, welche einander bedingen, aber die Scheidung ausdrücken, in welcher sich die Energie des plastischen Princips stufenweise bethätigt und erschöpft, d. h. aus einer organisatorischen in eine restauratorische und functionelle umwandelt. Die Unbestimmtheit der Formen, als deren Momente die verhältnissmässige Nichtentfaltung der Gliederung oder die unentwickelte Einheit derselben und die verhältnissmässige Weichheit der Gebilde hervorzuheben sind, drückt die doppelte Möglichkeit der bestimmenden Einwirkungen von aussen und der spontanen Metamorphose aus, sie ist also der negative Ausdruck der passiven und aktiven Umbildungsfähigkeit, welche letztere die an sich gegebene und sich fortgesetzt bestimmende Wirksamkeit des plastischen Princips ist, die als unvermittelte fortgesetzt schwächer wird, aber als vermittelte sich verstärkt und in der Stärke die sie erlangt hat, als restauratorische zunächst fortbesteht. Die hiermit ausgesprochenen Unterschiede sind, wie sich schon aus ihrer Auseinandersetzung ergibt, nicht abstrakt zu fassen, d. h. sie sind es nur in so weit, als sie zur Begriffsbestimmung dienen. Jede Einwirkung von Aussen wird nur dadurch zu einer bildenden, dass sie die reagirende und assimilirende Thätigkeit des Organismus hervorruft und in Anspruch nimmt, die spontane Entwicklung aber besteht an sich darin, dass sich der werdende Organismus zu den Medien seiner Verwirklichung, die theilweise bestimmte sind, fortgesetzt in ein Verhältniss setzt, welches durch jeden Fortschritt der Entwicklung an sich ein anderes

wird. Je mehr sich also die Organe und ihre Functionen herausstellen und bestimmen, um so entschiedener wird die Selbergestaltung des Organismus eine mittelbare, um so grösser darnach die Bestimmbarkeit des Organismus von Aussen, sofern die äussern Einwirkungen die Bethätigung bestimmen, während sie insofern sich fortgesetzt verringert, als die Bethätigungsweise des Organs in demselben Masse eine schon bestimmte ist, in welchem das Organ sich herausgebildet und befestigt hat. Hierauf beruht die Möglichkeit der Erziehung im Allgemeinen, und das nothwendige Verhalten derselben gegen den mehr oder weniger entwickelten Organismus. Je unentwickelter der Organismus ist, um so leichter und eingreifender ist die Beherrschung der Bethätigung, um so enger aber zugleich der Kreis derjenigen Thätigkeiten, die sich ohne Beeinträchtigung des Organismus und seiner spontanen Entwicklung anregen und leiten lassen; je mehr dagegen die Entwicklung des Organismus vorschreitet, um so mehr erweitert sich der Kreis möglicher und zulässiger Einwirkungen, während die Bedeutung derselben für den Grundcharakter des Individuums abnimmt. Die Erziehung benützt also die stufenweise abnehmende Umbildungsfähigkeit und die sich stufenweise auseinandersetzende und dadurch erweiternde Bethätigungsfähigkeit des Organismus, um den Menschen zu dem zu machen, was er werden soll — ein Soll, das für die vernunftgemässe Erziehung kein willkürliches, sondern ein gegebenes und gefundenes ist. Hierbei kann die Energie der spontanen Metamorphose eine grössere oder geringere, das Verhalten in der Selbstgestaltung ein mehr aktives oder mehr passives, das Individuum in Bezug auf sich selbst mehr Producent oder mehr Product sein, aber die Fähigkeit der Umbildung fehlt nirgends, wo ein noch unentwickeltes und unausgestaltetes Leben sich erhält, und kann durch die Einwirkung von Aussen, d. h. durch die Erregung und Leitung der Thätigkeiten, erneut und erhöht werden. Denn die Steigerung der Thätigkeiten ist nicht möglich, ohne dass die restauratorische Wirksamkeit des plastischen Princips erhöht würde, diese restauratorische Wirksamkeit aber ist an sich eine organisatorische, insoweit der Organismus noch nicht entfaltet und befestigt ist, so dass die allgemeine oder partielle Schwäche des Entwicklungstriebes durch die Steigerung der Thätigkeiten, sofern diese keine blosse scheinbare ist, nothwendig gehoben wird, obgleich allerdings das grössere oder geringere Bedürfniss der erzieherischen Einwirkung, trotzdem, dass diese eine ausgleichende ist, einen unausgleichbaren Unterschied zwischen den einzelnen Individuen bezüglich der Vollkommenheit des Organismus bestehen lässt. Ist die Entwicklung des Individuums von vornherein partienweise gehemmt oder gestört gewesen, während sie in anderen Richtungen stattgefunden hat, so ist hiermit allerdings ein Missverhältniss gegeben, welches um so schwerer zu überwinden ist, als die nach der einen Seite gehemmte oder unterbrochene Entwicklung eine verfrühte Ausgestaltung nach der andern bedingt; dasselbe kann aber in dem Alter, in welchem an sich eine fortgesetzte und durchgreifende Metamorphose der Gestalt stattfindet, überwunden werden, wenn zugleich die Entwicklungstendenz erneut, und ihre Hemmung oder Störung,

sofern sie eine noch dauernde ist, beseitigt oder durch Ersatz- und Absonderungsbildungen — ein Punkt, den wir noch besonders zu berücksichtigen haben — relativ unschädlich gemacht werden kann. Diese Aufgabe ist aber nicht mehr eine bloss pädagogische, sondern eine pädagogisch-medicinische, und erfordert einerseits eine mehr schonende andererseits eine mehr energische Behandlung des Individuums, als es die einfach pädagogische sein darf, ein entschiedeneres Eingehen auf die Individualität und ein entschiedeneres Eingreifen in dieselbe, die bei dem abnormen Individuum stets nach der einen Seite unbestimmter, nach der andern ausgeprägter ist, als bei normalen Individuen der gleichen Altersstufe.

Zwei Momente der Heilbarkeit, welche der Umbildungsfähigkeit des kindlichen Organismus untergeordnet aber zu beachten sind, sehen wir in dem erregenden Einflusse, welchen eine veränderte Umgebung und Lebensweise auf das Individuum unter allen Verhältnissen ausübt, und in der erfahrungsmässigen Thatsache, dass tiefgreifende Erkrankungen, insbesondere auch des Geistes- und Gemüthslebens häufig durch kleine und in gewissem Sinne zufällige Hemmungen und Störungen bedingt sind, und nach deren rechtzeitiger Beseitigung geheilt werden. Der erregende Einfluss einer neuen Umgebung und Lebensweise, der zuweilen wirklich fieberhafte Zustände hervorbringt, ist allerdings an sich kein heilender, er beweist aber, dass die Veränderung der Existenzmedien, das Wort im allgemeinsten Sinne genommen, den Organismus nöthigt, sich zu den veränderten Medien in ein Verhältniss zu setzen, sich also umzustimmen, dass demnach die Gesammtwirkung einer erneuten Existenzsphäre immer an sich eine tiefgreifende ist, und der dadurch hervorgebrachte Erregungszustand dem systematischen Heilverfahren Angriffspunkte öffnen kann, die in der gewohnten Umgebung und der nur theilweisen Veränderung der Lebensweise verschlossen bleiben. Während also eine zu häufige „Verpflanzung“ des Kindes seine gesunde Entwicklung unzweifelhaft beeinträchtigt, ist eine Erneuung der gesammten Existenzsphäre unter Umständen gefordert, und bewirkt eine Erneuung der Lebensenergie um so eher, je jünger das Individuum, dessen organische Functionen erschlafft oder überreizt erscheinen, noch ist. Hiermit ist ein Grund für Kinder-Heilanstalten, für die Verpflanzung der kranken Kinder in eine veränderte und zweckgemäss bestimmte Umgebung, ausgesprochen, der an sich die Möglichkeit, auch tiefliegende Übel durch eine allseitige Einwirkung zu beseitigen, erweitert zeigt.

Hinsichtlich des zweiten der angegebenen Heilbarkeitsmomente ist zu bemerken, dass einerseits der Zusammenhang relativ äusserlicher Leiden mit Störungen in den Centralorganen, andererseits die plötzliche Beseitigung solcher Störungen sowohl durch bestimmte und bekannte wie durch unbekannte Operationen und Vorgänge immer häufiger beobachtet werden. In ersterer Beziehung kann es zwar zweifelhaft sein, welches Leiden das primäre und welches das secundäre ist, insofern aber mit der Beseitigung des relativ äusserlichen Übels die innere Störung von selbst aufhört, erweist sich die-

selbe als eine bedingte, und wenn ein nachhaltig krankafter Zustand der Centralorgane „von selbst“ oder in Folge eines zufälligen oder doch zufällig erscheinenden Vorganges eines Falles, eines plötzlichen und eingreifenden Schreckens, einer Erkrankung, die von der Affection der Centralorgane unabhängig aufzutreten pflegt, eines Blutverlustes u. s. w. verschwindet, so müssen wir hierin entweder die mehr oder weniger zufällige Beseitigung einer mehr oder weniger mechanischen Störungsursache, oder einen allmälig vorbereiteten Process sehen, dessen Durchbruch durch irgend einen Vorgang veranlasst oder unterstützt erscheint. Derartige Erfahrungen, die allerdings die Wissenschaft auf ihrem heutigen Standpunkte noch nicht auszubeuten vermag, öffnen offenbar der Heilung von Gehirnstörungen durch Medicamente und Operationen eine weite Aussicht, und wenn sie insofern demüthigend genannt werden können, als sie die Abhängigkeit des geistigen Lebens von äussern, leichteintretenden Einflüssen besonders frappant beweisen, so enthalten sie doch zugleich die Aufforderung und Ermuthigung, jene Abhängigkeit möglichst zu beschränken, und ihr insbesondere auch vorbeugend entgegen zu wirken. Denn in demselben Masse, in welchem das geistige Leben „leicht“ gehemmt oder gestört werden kann, ist es auch „leicht“ wieder zu befreien oder herzustellen, sofern die Wissenschaft sich der an sich gegebenen Möglichkeit bemächtigt, wobei die Erfahrung eine tröstliche genannt werden mag, dass die geistigen Functionen sich häufig nur scheinbar unterdrückt, d. h. nur in die Sphäre des dunkeln oder unreflectirten Bewusstseins zurückgedrängt, dann erweisen, wenn sich der Bann, der sie befangen hielt, löst, wie es z. B., um den häufigsten und bedeutsamsten Fall zu erwähnen, bei Sterbenden stattfindet; die Leichtigkeit der Hemmung und Störung aber, so wie die Nothwendigkeit der „Nachhülfe“ für den Befreiungsprocess des Bewusstseins drücken dessenungeachtet eine Mangelhaftigkeit des Organismus, und zwar den Mangel einer zugleich kräftigen und feinen Organisation aus, da eine solche die Befestigung störender und hemmender Einflüsse nicht erträgt und duldet, sondern sie sofort empfindet und dagegen mittelst der Ausscheidung und Neubildung reagirt, wofür die Thatsache der schliesslich durch eine bestimmte „Nachhilfe“, sei sie eine zufällige oder ausdrückliche, bei roh oder schwach organisirten Individuen stattfindenden Heilungen ein Beweis ist, da die nachhelfenden Einwirkungen, um dies zu sein, die Energie des Organismus erregen müssen. Sonach wird durch die Aussicht, auf „rein medicinischem“ Wege weit mehr, als es bisher der Fall war, Geistesstörungen beseitigen zu können, die Nothwendigkeit solchen Störungen pädagogisch vorzubeugen, keineswegs verringert oder abgeschwächt, da die Leichtigkeit der Störung eine traurige Thatsache, die sich als nothwendige nicht anerkennen lässt, bleibt, und die Voraussetzung begründet ist, dass die Störungsfälle mit dem Fortschritte der Civilisation zunehmen werden, wenn nicht den Ausartungen dieser Civilisation ausdrücklich entgegen gewirkt wird, wobei noch bemerkt werden muss, dass die Leichtigkeit der Heilung durch äussere Mittel stets ihre Oberflächlichkeit ausdrückt, indem eine derartig leichte Heilung die Schwäche des organischen Reac-

tionsvermögens, also die Disposition zu ähnlichen „Anfällen" und „Zufällen" wie die geheilten bestehen lässt. Eben hieraus folgt, dass die Behandlung des noch im Entwicklungsalter stehenden geistesschwachen oder geisteskranken Individuums **stets** eine medicinisch-**pädagogische** sein muss, während die allgemeine Erziehung an und für sich der Krankheit vorbeugt oder die Krankheitsanlage aufhebt, sofern sie den Zweck hat und erfüllt, den Organismus allseitig auszubilden. Ist diess nicht der Fall, nimmt z. B. die Erziehung einseitig die einseitige Intelligenzthätigkeit in Anspruch, so bringt sie die vorhandene Krankheitsanlage unfehlbar zur Entwicklung, und wenn wir so häufig mitgetheilt finden, dass sich bei dem Schulbesuche die vorhandene Stupidität oder Geistesschwachheit herausgestellt habe, so möchte in vielen solchen Fällen die Schule das Ihrige beigetragen haben, die zur Stupidität angelegten Kinder stupid zu machen. Wir kommen auf diesen Punkt zurück, und wollen daher nur noch bemerken, dass eine Erziehung, die sich nicht für die **mildesten** Grade des Idiotismus an und für sich, d. h. ohne ein ausnahmsweises Eingehen auf die Individualität, heilend erweist, nicht die rechte für die Gesunden sein kann.

Nach dem Bisherigen glauben wir den Satz aussprechen zu dürfen, dass es bei dem gegenwärtigen Standpunkte der medicinischen Theorie und Praxis theoretisch und praktisch unzulässig ist, für die Heilbarkeit des kindlichen Idiotismus — von den wenigen Fällen, in welchen die **äusserste**, durch die Ossification der Nähte **fixirte** Verkümmerung und Verbildung der Centralorgane nachweisbar ist, abgesehen — von vorn herein eine bestimmte Grenze zu ziehen. Die heutige Wissenschaft ist einestheils mit den Bedingungen und Vorgängen, andererseits mit den symptomatischen Erscheinungen des gesunden und kranken Gehirnlebens noch viel zu wenig bekannt, um die „Form und Beschaffenheit" der Hirnorgane irgendwie „exakt" diagnosticiren, und insbesondere die Möglichkeit der Entwicklung, Rückbildung und Umbildung bestimmt auffassen und abmessen zu können; sie ist also für ihre Prognose auf die bisherigen Erfahrungen der Heilpraxis wesentlich angewiesen, diese aber sind nothwendig sehr beschränkte und nichtsweniger als massgebende, da die Aufgabe der „Blödlingserziehung und Heilung" erst in der neuesten Zeit einigermassen systematisch und mit der Consequenz, die nur der Glaube an fortgesetzte Erfolge und die Überzeugung einer sittlichen Nothwendigkeit gibt, angegriffen worden ist. Unzweifelhaft haben die Resorption und Rückbildung, die Surrogat- und Neubildung im Gebiete der Nervencentern einen specifischen Charakter, und es wird lange Zeit bedürfen, ehe man zunächst die Thatsachen derselben zu beobachten und weiterhin ihre Gesetze nachzuweisen im Stande sein wird; eben desshalb aber ist kein Grund vorhanden, dieselben in der Weise beschränkt anzunehmen, dass die organische **Umbildung** der Gehirntheile während der Entwicklungszeit des Organismus unmöglich wäre, vielmehr ist die Annahme gerechtfertigt, dass das plastische Princip in den Centern, von denen seine Thätigkeit ausgeht, an sich am **intensivsten** wirkt, d. h. dass gerade hier der **rascheste** Stoff- und Combinationenwechsel der **kleinsten**

Theilchen, also eine Veränderung stattfindet, welche als quantitative Ab- und Zunahme am langsamsten vor sich geht, sobald der Organismus gegeben ist, und auch als Formveränderung sich am wenigstens veräussert, indem sie die allgemeine Fort- und Umbildung des Organismus concentrirt darstellt, wobei zu berücksichtigen ist, dass die Organe des Gehirns diejenige Bestimmtheit der Form, welche im gegliederten Organismus durch die Bestimmtheit der Function bedingt ist, nicht haben können, sondern den Charakter der in sich organisirten Masse an sich tragen müssen, dass aber dessenungeachtet die Gliederung des Organismus im Gehirn zusammengefasst und vertreten ist. Hieraus folgern wir, dass die fortschrittweise Umbildung des Organismus ohne die gleichzeitige oder auch vorausgehende Umbildung des Gehirns an sich nicht denkbar ist, dass aber das Gehirn als für sich funktionirendes Organ zwar nicht in derselben Weise erkranken und heilen, nicht dieselben Processe erleiden und sich restauriren kann wie die peripherischen Organe, aber in Bezug auf die Ersatzbildung — das Wort im weiteren Sinne, dem der durch Hemmnisse und Störungen bedingten Umbildung genommen — nicht wie diese an die bestimmte Form gebunden und insofern restaurationsfähiger ist als irgend ein anderes Organ. Wenn daher der Organismus im Allgemeinen gekräftigt und belebt wird, so ist diess an sich die Kräftigung und Belebung der — im idealen Sinne — peripherischen Gehirnorgane, die nicht ohne Einfluss auf die centrale Gehirnorganisation sein kann, und wenn es einestheils unzweifelhaft ist, dass die Gehirnthätigkeit durch pädagogische Einwirkungen erhöht wird und eine bestimmte Form erhält, anderntheils zuweilen Hemmungen und Störungen des Gehirnlebens, die in der Erschwerung seiner Funktionen zu Tage treten „von selbst" verschwinden, so ist nicht abzusehen, warum *nicht* auch festgewordene Hemmungen und Störungen der Entwicklung und Thätigkeit des Gehirns durch Ersatzbildungen im weiteren Sinne, für die dasselbe nach unserer Annahme bedingungsweise mehr befähigt ist als andere Organe, überwunden werden könnten, sofern der Umbildungsprocess zweckgemäss eingeleitet und unterstützt wird. Was wir über die Erhöhung und Restauration der Leitungsfähigkeit der Nerven wissen, die durch Übung zu rascheren Leitern werden, und die durch äussere Einwirkung lokal unterbrochene Leitungsfähigkeit, sowohl die concentrische wie die excentrische, in vielen Fällen wieder gewinnen, kann unsere, der Heilbarkeit aller Formen des Idiotismus günstige Annahme nur bestätigen, da die Erhöhung der Leitungsfähigkeit der Nerven an sich Stärkung der Gehirnenergie ist, und die Restauration der Leitungsfähigkeit bei zerrissenen Nerven, mag dieselbe durch eine eigentliche Regeneration des Nerven oder durch eine Ersatzbildung oder durch einen Umweg der Leitung, der sich allmälig regelt, stattfinden, weist auf eine entsprechende, d. h. einerseits, was den Ersatz der Substanz und die Ersatzbildung im engeren Sinne anbetrifft, entsprechend geringere, andererseits, was die Möglichkeit der Formveränderung oder der Accomodation angeht, entsprechend höhere Restaurationsfähigkeit des Gehirns hin. Wir halten uns desshalb zu dem Glauben

berechtigt, dass nicht nur die Energie des Gehirns im Ganzen erhöht und eine allgemeine krankhafte Zuständlichkeit desselben gehoben, sondern auch die theilweise Gehemmtheit und Mangelhaftigkeit seiner Entwicklung, das wesentliche Missverhältniss der Gehirnpartien bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen werden kann. Allerdings aber lässt sich vorläufig der Beweis dieser Möglichkeit nur durch thatsächliche Erfolge, d. h. die Heilbarkeit aller Arten des Idiotismus, auch derjenigen, die wir als Beschränktheit bezeichnen, nur durch wirkliche Heilungen führen, ist also, da die Praxis der Idiotenerziehung und Heilung eine neue ist, mehr von der Zukunft dieser Praxis zu erwarten, als aus ihrer Vergangenheit und Gegenwart abzuleiten. Ist indessen der Glaube an den Erfolg und die ernste Freudigkeit des Strebens, die aus ihm hervorgeht, nothwendig, wenn die betreffende Praxis sich weiter ausdehnen soll, so beweist umgekehrt die thatsächliche Ausdehnung derselben und die wachsende Theilnahme für die Sache, dass der Glaube an die Heilbarkeit der traurigsten Verkümmerung, an welcher der werdende Mensch leiden kann, der Verkümmerung des menschlichen Bewusstseins, d. h. die instinktive Überzeugung von dieser Heilbarkeit, die eine willkürliche nicht sein kann, im Zunehmen begriffen ist.

Was wir für die Heilbarkeit des Idiotismus geltend gemacht haben, enthält an sich die Grundsätze, von denen nach unserer Ansicht die bezügliche Heilpraxis auszugehen hat. Diese Praxis muss eine medicinisch-pädagogische sein, und zwar in der Weise, dass der Erziehungszweck den Heilzweck, die erziehliche die Heilthätigkeit einschliesst und durch sie bestimmt wird. Denn wir haben es mit unbedingt erziehungsbedürftigen und bedingt erziehungsfähigen Individuen zu thun; wenn aber die Erziehung als solche die ausdrückliche Entwicklung und Gestaltung des an sich gegebenen und sich durch sich selbst bildenden Bewusstseins bezweckt, so ist der Mangel des Bewusstseins als eines sich selbst bildenden der Mangel einer Voraussetzung, welcher den Erzieher zu einer besonderen Anstrengung und zu der *Verbindung* mit dem Arzte nöthigt, der es durchweg mit abnormen und anomalen Zuständen zu thun hat, während der Erzieher im Allgemeinen normale Individuen behandelt und voraussetzen muss. Die Heilung kann hier nicht Zweck für sich sein, weil sie nur dazu dient, die Erziehung zu ermöglichen oder erziehungsfähig zu machen, sie kann aber auch nicht dem Arzte „vorläufig“ überlassen werden, weil erstens die *ausdrückliche* Entwicklung des Bewusstseins, auf die es bei dem Idioten ankommt, und weil zweitens die Regelung der *Gesammtthätigkeit*, welche bei ihm nothwendig bleibt, und durch welche die gründliche Heilung allein möglich ist, pädagogische Aufgaben sind. Der Arzt als solcher hat es weder mit der fortgesetzten Entwicklung des Bewusstseins, noch mit der Regelung der Gesammtthätigkeit, sondern — als „Irrenarzt“ — nur mit den Störungen und Verirrungen des schon entwickelten Bewusstseins, und, sofern er die Aktivität des Patienten in Anspruch nimmt, nur mit bestimmten Thätigkeiten zur Heilung oder Stärkung eines bestimmten Organes zu thun. Will man aber von der Stärkung desjenigen Organs, in

welchem der ganze Organismus centralisirt ist, mittelst seiner Thätigkeit sprechen, so fallen unter diesen Begriff alle willkürlichen Thätigkeiten, und speciell diejenigen, welche die bisherige, einseitig psychologisirende Pädagogik einseitig berücksichtigt hat. Je mehr die Pädagogik diese Einseitigkeit überwindet, um so mehr gewinnt sie die positive Fähigkeit zur Erziehung, also Heilung der Idioten, weil sie in demselben Masse ihre Aufgaben physiologisch fasst, und von der wirklichen Regelung der individuellen Gesammtthätigkeit, die für die Idiotenerziehung zu modificiren ist, ausgeht, wobei es sich von selbst versteht, dass die Modification eines Systems von Einwirkungen nur Demjenigen, der sich die Theorie und Praxis desselben angeeignet hat, also in unserem Falle nicht dem Arzte als solchem möglich ist. Andererseits aber kann der Pädagog des Arztes zur Idiotenerziehung nicht entbehren, weil er es an sich mit abnormen Individuen und ausgeprägten pathologischen Zuständen nicht zu thun hat, also die Modification seiner Thätigkeit, die bei der ausgeprägten Krankhaftigkeit eine wesentliche sein muss, nicht einseitig, d. h. abgesehen von der Theorie und Praxis der Krankheitsheilung, wie sie für sich ausgebildet sind, bestimmen kann, und zwar um so weniger, als der Idiotismus mit relativ äusserlichen Krankheitszuständen, die sich medicinisch angreifen lassen und angegriffen werden müssen, fast immer zusammenhängt. Demnach müssen für die Heilung des Idiotismus, welcher die organische Einheit des „seelischen“ und des „leiblichen“ Lebens frappant zur Erscheinung bringt, der Pädagog und Arzt derartig zusammenwirken, dass der letztere den zu Tage tretenden Krankheitsprocessen seinerseits entgegenwirkt und an den nothwendigen Modifikationen der pädagogischen Einwirkungen Theil nimmt, wobei zu bemerken ist, dass die Diätetik, die Bestimmung der „gesunden Lebensweise“ oder der Existenzmedien, welche die Lebendigkeit und Entwicklung des Organismus an sich ermöglichen, von vornherein als ein dem Arzte und Pädagogen gemeinsames Gebiet betrachtet werden muss. Aus dem Gesagten ergibt sich aber von selbst, dass die pädagogische Einwirkung bei den einzelnen Idioten über die ärztliche Mitwirkung hinausreicht, d. h. das Stadium der Genesung und des Genesenseins umfasst, so dass der Umkreis des gemeinsamen Wirkens von dem weiteren der pädagogischen Behandlung umschlossen ist, wie diess auch insofern stattfindet, als nach unserer Ansicht eine schlechthin abgesonderte Erziehung der idiotischen Kinder unzulässig, d. h. eine abgegrenzte Gemeinschaft mit gesunden Kindern, eine Gesundenabtheilung neben der Krankenabtheilung nothwendig ist, worauf wir sogleich zurückkommen.

Die vorhin berührte Einseitigkeit der bisherigen Pädagogik besteht darin, dass sie einerseits den Wirktrieb und die Wirkfähigkeit des werdenden Menschen, andererseits seine geniessende Bethätigung nicht in das Bereich der Thätigkeitsregelung hineingezogen hat, und desshalb die theoretische Aneignungsfähigkeit unverhältnissmässig, folglich oberflächlich entwickelt. Sie entbehrt, anders ausgedrückt, der Bildungsmittel der Arbeit und des Spiels, so wie eines organisirten Gelegenheitsunterrichtes,

ohne welche weder eine wahrhaft praktische noch eine wahrhaft ästhetische Bildung möglich ist. Seit Pestalozzi, d. h. seit die moderne Pädagogik besteht, strengt sie sich an, diese Unmöglichkeit zu umgehen, und den fühlbaren Mangel durch allerhand Ersatzmittel des Fehlenden zu beseitigen oder doch zu verdecken, ohne zu einem entscheidenden Fortschritte zu gelangen, weil sie sich nicht zu dem Gedanken der Gemeinschaftserziehung, oder negativ ausgedrückt, nicht dazu erheben kann, sich der modernen Tendenz zur Vereinzelung der Individuen und zur Theilung der Arbeit ausdrücklich entgegenzustellen, wozu sich Pestalozzi, der anerkannte Begründer der modernen Pädagogik — allerdings, wenn auch nur vorschauend, erhoben hat. Es ist hier nicht der Ort, auf diese pädagogische Zeitfrage, auf die entschiedene Mangelhaftigkeit der öffentlichen Erziehung, die durch die Privaterziehung nicht ausgeglichen wird noch ausgeglichen werden kann, und auf die Nothwendigkeit der Schulreform näher einzugehen, obgleich wir unserem Standpunkte gemäss auch in dem gegenwärtigen „Jahrbuche" nicht davon absehen können, unsere Anforderungen an die allgemeine und öffentliche Erziehung gelegentlich auszusprechen, und durch das, was wir im Folgenden mittheilen, zur Anbahnung einer „zeitgemässen" pädagogischen Praxis beizutragen hoffen. Vorläufig wollen wir nur noch hervorheben, dass das von Pestalozzi aufgestellte „Princip der Anschaulichkeit des Unterrichts" von den meisten Pestalozzianern oberflächlich und verkehrt verstanden wird, dass die gegenwärtigen Unterrichtsmethoden, abgesehen von der Unmöglichkeit, die von der Thätigkeit getrennte Anschauung zu einer intensiven zu machen, dem Principe der Anschaulichkeit nicht insoweit gerecht werden, als es im Umkreise des bloss theoretischen Unterrichts immerhin möglich wäre, und dass diese Unzulänglichkeit der herrschenden Unterrichtsweise gegenüber den unterrichtsfähigen Idioten frappant hervortritt, während sich die rechte Methode auch bei den Geistesschwachen bewähren muss, weil ein Unterricht, der das schlummernde und unterdrückte geistige Leben nicht zu wecken vermag, überhaupt nur oberflächlich einwirkt, und nur eine oberflächliche Aneignung erzielt. Wir glauben daher, dass die Versuche der Idiotenerziehung, wenn sie mit ernster Consequenz fortgesetzt werden, auf die rechte Gestaltung des allgemeinen Unterrichts fördernd zurückwirken, zu einer tieferen Auffassung des „Anschaulichkeitsprincipes" drängen, und desshalb schliesslich auch den Mangel einer organischen Verknüpfung des Unterrichts und der schaffenden Thätigkeit fühlbar machen, also zur positiven Beseitigung dieses Mangels treiben müssen, so dass der „Aufwand" von Kräften und Mitteln für die Erziehung der Idioten wahrlich kein verlorner sein wird. Wir unsererseits gehen von einem System der Erziehung aus, welches die harmonische Bethätigung der Individuen in und mittelst der Gemeinschaft bezweckt, und in welchem Arbeit und Spiel, deren Mitte die gymnastische Übung, und deren weitere nothwendige Ergänzung die Wanderung ist, ausreichend vertreten und zu dem systematischen theoretischen Unterrichte, weil an und in ihnen der Gelegenheitsunterricht seine Organisation hat, in Beziehung gesetzt sind; wir wollen dieses System Schritt

vor Schritt zu praktischer Darstellung bringen und, indem wir es für die Erziehung der Idioten modificiren, die Erfahrungen, die sich hieraus — für die Diätetik und für die Thätigkeitsregelung — ergeben, sofort verwerthen; wir bedürfen also, um derjenigen Aufgabe, zu welcher sich die der Idiotenheilung als Mittelaufgabe verhält, möglichst unmittelbar zu genügen, einer Gemeinschaft gesunder Zöglinge, wie wir umgekehrt dieser Gesundenabtheilung für die Heilung und Erziehung der Idioten bedürfen. Denn zur Genesung gehört nothwendig eine gesunde Umgebung, zur geistigen Genesung eine Sphäre geistiger Gesundheit, und wenn Kinder für einander überhaupt unentbehrliche Erzieher sind, so gilt diess für idiotische Kinder insbesondere, aber da jedes einzelne durch seine Abnormität abgeschlossen und vereinsamt, und ihre Beziehung zu einander eine eben so schwierige wie wenig förderliche ist, zunächst einseitig: sie sind kindlicher Erzieher, d. h. des lebenweckenden und überall vermittelnden Einflusses gesunder Kinder b e d ü r f t i g, ohne diesen zurückgeben zu können, was sie empfangen. Dennoch lässt sich nicht behaupten, dass die gesunden Kinder in dem Verkehre mit den schwachen und idiotischen — ein Verkehr, der, wie wir sogleich bemerken, kein stetiger, sondern ein geregelt zeitweiliger sein soll — v e r l i e r e n; sie gewinnen vielmehr wesentlich in sittlicher und intellectueller Beziehung dadurch, dass sich besondere Verhältnisse des Schutzes und der Fürsorge bilden, und alle die Schwäche schonen und unterstützen lernen.

In den g e m e i n s a m e n Spielen — neben welchen besondere Spiele der Gesunden und der Schwachen geübt werden — tritt besonders frappant hervor, wie sich die Schwachen durch die Theilnahme an einer Bewegung und Handlung, die sie als zusammenhängende und bedeutende empfinden, ohne noch das Verständniss derselben zu haben, gehoben fühlen, und wie die gesunden Kinder ganz von selbst gewöhnt und befähigt werden, den Schwachen fast unmerklich und ohne Beeinträchtigung der eigenen Spiellust nachzuhelfen. — Wie aber nach unserer Überzeugung die idiotischen Kinder ausser der Gemeinschaft mit gesunden überhaupt nur sehr schwer zu leiblicher und geistiger Genesung gelangen können, so fehlt einer solchen, in der Abgeschiedenheit von dem gesunden Leben erzielten Genesung ein Etwas, das ihr den rechten Werth gibt und sie sichert: die Fähigkeit, sich dem Verkehre der von Haus aus Gesunden ohne Verlegenheit und Zudringlichkeit einzufügen, sich anzuschliessen und im Anschluss selbstständig zu verhalten. Ohne diese Fähigkeit werden die in der Absonderung Genesenen, wenn sie in den Lebensverkehr eintreten, sich unbehilflich und vereinsamt fühlen — ein Gefühl, welches, wenn es sich festsetzt, an sich genügt, um die Dauer der Genesung zweifelhaft zu machen.

Wir befürworten hiernach die Aussonderung der Idioten wie die der entschieden verderbten und der entschieden kranken Kinder aus der allgemeinen Schule und ihre Erziehung in besonderen Anstalten, weil sie eine Art der individuellen Behandlung in Anspruch nehmen, auf welche die allgemeine Schule sich nicht einlassen kann und

darf, wie ihr der Kampf gegen die etwaigen störenden und verderbenden Einflüsse welche insbesondere von sittlich-kranken Kindern ausgehen können, erspart bleiben muss, während für die Versetzung und Verpflanzung leiblich, intellektuell und sittlich kranker Kinder aus der gewohnten in eine neue Sphäre physiologische und psychologische Gründe sprechen, die wir bezüglich der Idioten oben berührt haben. Wir fordern aber zugleich, dass die Absonderung der kranken Kinder keine Abschliessung von dem gesunden Leben sein, vielmehr der stärkende und erhebende Einfluss gesunder Elemente durch die Abgrenzung eines wirklichen Gemeinschaftslebens geregelt werden soll. Nur in Anstalten dieser Art ist nach unserer Ansicht ein gründlicher und nachhaltiger Erfolg bezüglich der einzelnen Kranken möglich, und nur in ihnen können die Kräfte herausgebildet werden, welche nothwendig sind, um den endemischen Idiotismus im Grossen und Ganzen mit Erfolg anzugreifen — eine Aufgabe, welche, wie sich auch aus unseren letzten Auseinandersetzungen ergibt, zwar besondere Anstalten für die Erziehung der Idioten, und zwar in einer Ausdehnung, an die man gegenwärtig kaum noch denkt, in Anspruch nimmt, aber ohne die gleichzeitige Neugestaltung des allgemeinen und öffentlichen Erziehungswesens gründlich und nachhaltig nicht gelöst werden kann.

Wir unterlassen es diesmal, auf das Verhältniss, in welchem unsere Bestrebungen auf dem Gebiete der Idiotenerziehung zu den bisherigen Leistungen stehen, und auf eine Kritik der letzteren einzugehen, indem wir uns derartige Rückblicke und Umblicke für die Zukunft vorbehalten. Jedem, der mit dem Gegenstande einigermassen vertraut ist, wird der Unterschied dessen, was wir wollen und leisten, zu dem, was bisher angestrebt und geleistet worden ist, sofort entgegentreten. Geschichtliche und statistische Notizen aber, wie sie aus dem einen Buche, das sich mit dem Kretinismus und Idiotismus beschäftigt, in das andere übergehen, haben wir unsern Darstellungen und Erörterungen nicht beifügen wollen, da sie der Leser, dem die Litteratur des Gegenstandes nicht unbekannt ist, überall wiederfindet, und die statistischen Erhebungen noch durchaus unsicher sind. Die Zusammenstellungen in dem schon erwähnten Buche von Dr. Köstl, und in dem jüngst erschienenen von Julius Disselhoff „Die gegenwärtige Lage der Kretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern" genügen vorläufig. Für eine zusammenhängende Geschichte des Kretinismus und Idiotismus und der gegen sie gerichteten Anstrengungen möchte es bei der Dürftigkeit des hierzu vorliegenden Materials noch lange nicht Zeit sein. In den Ländern, welche an dem schweren Übel einer ausgedehnten Kretinenbevölkerung zu tragen haben, kann dasselbe unmöglich noch länger ignorirt und die Abhilfe den Bestrebungen Einzelner überlassen werden: diese Überzeugung ist gegenwärtig, wie wir glauben, durchgedrungen, und die Regierungen zeigen den ernsten Willen, den unvermeidlichen Kampf gegen einen innern Feind, der schlimmer ist als alle andern, als eine staatliche Aufgabe zu behandeln. Der Standpunkt des Laisser-faire ist in dieser Angelegenheit in der That ein unverzeihlicher, und würde sich als ein solcher auch da heraus-

stellen, wo das „Princip der Selbsthilfe" zu consequenter Geltung gekommen wäre — eine Consequenz, die überall nur eine scheinbare sein kann, d. h. die Selbstständigkeit der Einzelnen nur scheinbar verwirklicht. Aber über den blossen Ansatz zur Abhilfe kann man nach unserer Ansicht nicht gelangen, wenn man die Massregeln der „Heilung und Rettung" nicht mit weitgreifenden, organisatorischen Massregeln zur „Hebung des Volkswohlstandes und der Volksbildung" in Zusammenhang zu setzen weiss, und diese Aufgabe ist eine so weitaussehende, dass in den nächsten Decennien nur Anfänge zu ihrer Lösung zu erwarten sind, um so mehr, als die Frage wo und wie der Anfang zu machen ist, sich leichter aufwerfen als beantworten lässt. — Was Österreich anbetrifft, dem Disselhoff einen längereren Abschnitt: „die Schuld Österreichs" überschrieben, widmet, so lässt sich hier an dem ernsten Willen der Regierung nach den öffentlich abgegebenen Erklärungen und den Einleitungen zu einem gründlichen Angriffe des Übels am allerwenigsten zweifeln, und die Zögerung, die Disselhoff beklagt, möchte nicht, wie er meint, ein Beweis gegen, sondern weit eher für den Willensernst sein, den jene Erklärungen zum Hintergrunde haben.

II.

THATEN UND DATEN.

ZUR GESCHICHTE DER LEVANA.

Thaten und Daten.

Zur Geschichte der Levana.

Kaum eine Stunde von Wien gen Süden liegt das Örtchen Liesing. Der von der kaiserlichen Residenz kommende Reisende hält bei der vierten Eisenbahnstation und muss sich beeilen den Waggon zu verlassen, will er an dem Orte rasten, denn sogleich dampft der Zug weiter nach Baden, dem Semmering, nach Graz und Triest.

Das Dorf Ober- und Unterliesing besteht aus wenigen, sehr dürftig aneinandergebauten Häuschen, über diesen erheben sich jedoch in reicher Anzahl die dampfenden Essen der Fabriksgebäude und deuten auf ein betriebsames Handels- und Gewerbsleben in der Nähe der Residenz.

Wir wollen heute nicht die Hütten der Armuth in Liesing besuchen, noch mit den reichen Fabrikherren Geschäfte abschliessen, nicht das berühmte Liesinger Bier kosten, weder die Monstrebrauerei noch die Kerzenfabrik in Augenschein nehmen, auch nicht die grossen Tuchmachereien und Färbereien und die ausgedehnten Werkstätten der chemischen Productenerzeugnisse — unser Weg leitet nach dem Liesinger Schloss und zu der dort seit Jahresfrist frisch erblühten Heilpflege- und Erziehanstalt „Levana". Stattlich ruht das alterthümliche Gebäude, das in seiner architektonischen Massigkeit dem schottischen Woodstockcastle nicht unähnlich sieht, mit seinen Neben- und Neugebäuden tief in einem weitgedehnten, mit alten Bäumen und jungen Wiesen geschmückten Parke, und ragt grüssend mit seinen Thürmen über die Parkmauer hinweg. Der auf der Südbahn Zureisende bedarf keiner Wegführung; die Schlossthürme zeigen ihm die Richtung, er darf nur eine kurze Strecke von kaum drei Minuten zurücklegen, und er steht vor dem geöffneten ausgemauerten Thor, von welchem der Hauptweg auf das Schlossgebäude zuführt; er schreitet durch ein zweites Thor und steht hierauf in der Mitte eines Hofes, der im Quadrat von niedrigen Gebäuden, dem neuen Schloss, den Stallungen und Ökonomieräumen eingefasst ist.

Das Schloss gehörte früher dem Orden der Dorotheer, und als dieser zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit anderen Klosterorden aufgehoben wurde, ging es von Besitzer zu Besitzer über, und trat unter der Herrschaft der Familie von Mack mit Kalksburg und Rodaun zusammen, ein Schlosstrio bildend. Das Jahr 1848 griff störend in diese

Gesammtheit, aus der ein segensreicher Einfluss über die ganze Gegend sich verbreitete und gegenwärtig steht der Levana in Liesing das gleichzeitig mit ihr eröffnete Jesuiten-Collegium in Kalksburg auf dem pädagogisch angebauten Boden in nächster Nachbarschaft gegenüber, und zwischen beiden ragt Schloss Rodaun, jetzt dem Fürsten von Liechtenstein zugehörig, auf einem Berge über die Ebene empor, und sieht auf seine Nachbarn, wie an sich selber die Frage stellend, welchem Humanitätszwecke es seine Räume öffnen soll? Von den Ausläufern der Alpenkette, dem Wienerwalde, weht frische gesunde Bergluft; aus dem gutbenutzten Kalkboden sprudeln Gesundquellen, um welche sich kleine Badeorte gruppiren, und ergiebige Weinberge wechseln mit holzreichen Waldhöhen. Die Brühl, Laxenburg und Schönbrunn, weltbekannte Anziehungspunkte für den Naturfreund, vollenden den Kranz der reizenden Ortschaften, die Liesing umschliessen, nach denen hin rasche und bequeme Wege führen.

Kehren wir nun nach dem Liesinger Schlosse zurück. Der Hofraum wie der Park sind belebt; aus den Schlossfenstern blicken Kindergesichter, neben den Kleinen freundliche Mädchen, ihre Beschützerinnen, ernste Männer, die Lehrer und Führer der Jugend. Auf dem Schlossteiche rudern einige grössere Knaben in einem Kahn hin und wieder, bis zu der im Schweizerstyle aufgerichteten Schwimmschule und Badeanstalt, wo der Levanaarzt und der unter seiner Leitung stehende Schwimmeister beschäftigt sind, ihre Zöglinge zu unterrichten und zu leiten. In dem grossen Schulgarten neben dem Parke werden Formen abgesteckt und abgemessen, und neben dem Gärtner und Künstler sind arbeitende Kinder damit beschäftigt, Rasenstücke zusammenzutragen, Steine wegzukarren, und ihre kleinen Beete für die Frühlingsbepflanzung vorzubereiten. Auf den bequemen Wegen, die vom ersten Frühlingslaub beschattet sind, wandern die kleinen Spaziergänger, deren Kräfte erst noch für kurze Strecken ausreichen; Andere üben sich den Schwebebaum zu überschreiten, oder auf der Schaukel sich hin- und herschwingend. Sobald die Schlossglocke läutet, versammeln sich die Kinder an bestimmten Punkten; sie finden sich im Gymnastiksaal, in den Lehr- und Arbeitsräumen, dem Musikzimmer, dem Speisesaale, oder sie schliessen sich zu einer Wanderung aneinander und ziehen fröhlich hinaus, die anmuthige Gegend zu durchstreifen.

Im März des Jahres 1857 bezogen die neuen Bewohner das Schloss zu Liesing, um mit rüstiger Thätigkeit und ausgreifendem Neuschaffen sich ihre Heimat darin zu gründen. Noch war es nur ein Familienkreis, der sich in den hohen weiten Sälen seine provisorischen Wohnplätzchen einrichtete, denn die Märzstürme rüttelten noch mit Gewalt an Fenstern, Thüren und Dächern, und der nahe Wald musste sein Brennholz schicken; aber das Frühjahr kam mit raschen Schritten, und mit dem neuen Lenz kamen auch die vielen jungen Triebe der Levana.

Schon im Winter 1856 lag der langgenährte und gehegte Plan vor, eine Anstalt in das Leben zu rufen, welche in einem medicinischen und pädagogischen Doppelwirken für geistige und körperliche Entfaltung das Idealste zu erstreben hatte, und für welche

während eines fünfzehnjährigen Vorwirkens alle jene Bedingungen durch Studium und Erfahrung gewonnen waren, die für ein Emporblühen und gedeihliches Wachsthum bei der Grundlegung einer Heilpflege- und Erziehanstalt von dem zweifachen Gesichtspunkte der Medicin und der Pädagogik aus in Betracht kommen.

Der Levanagedanke war kein urplötzlicher, sondern ein eingeborener, mit den Gründern der Anstalt aufgewachsener, in ihrem Leben und Wirken natürlich gereifter, nach und nach aus der Idee heraus im Einzelnen krystallisirt, theils durch die unmittelbare praktische That, theils auf dem anbahnenden Wege literarischen Schaffens.

An der Wiege des Säuglings tritt die Levana in ihre erste Wirksamkeit — sie ist die mütterliche Bewahrerin und Schützerin der Schwachen, Hilfsbedürftigen und Abhängigen; ihr Lebensprincip ist das der Aufopferung, der Selbstverläugnung, der hingebenden Liebe; aber sie bleibt nicht bei den Säuglingen stehen, nicht allein den Kleinsten, die kaum in das Leben eingetreten sind, gehört ihre Sorgfalt und Treue, es gibt neben diesen noch viele der Schwachen und Kranken, über welche sie die schützende Hand zu halten hat, auf welche ihr schützendes Auge sich richtet und zu diesen zählen vornemlich Diejenigen, denen das Licht des Geistes verdüstert ist, und deren Kinderwelt verengt und gestört ist: die armen Blödlinge mit den noch unaufgeschlossenen Sinnen, den schwächlichen Körpern und allen den quälenden Zuständen, durch welche sie von dem Kreise der Frohen und Gesunden abgeschieden und in das Idiotendasein eingewiesen sind.

Auch den Pflegerinnen dieser Kinder, denjenigen weiblichen Wesen, die ihren Beruf in der Kinderwartung und Kindererziehung erfüllt finden, reicht die Levana die Hand, nicht allein zur Ermuthigung, auch zur Führung. Die Kinderpflegerinnen erhalten durch die Levana diejenigen Mittel zugewiesen, die ihren Wirkungskreis erweitern und verklären. Die Kinderpflegerinnen der Levana werden sich nicht darauf beschränken, eine Dienstpflicht zu leisten und bestimmte Grenzen in der Kinderstube und im Krankenzimmer sich abzustecken; ihr Liebesleben dehnt sich mit jedem Tage weiter aus, denn jedes Kind ist ihnen ein besonderes, und fordert ein individuelles Eingehen auf seine Natur.

Die Levana steht als treue aufmerksame Beobachterin ihren Kinderpflegerinnen zur Seite, und ein Entwicklungsleben für Kind und Erzieherinnen, beiden erspriesslich, fördert sie von Tag zu Tag.

Wenn die Levana vorzugsweise die Schwachen und besonders Hilflosen der Kinderwelt unter ihre Obhut nimmt, ist sie darum den Gesunden, Kräftigen und Vollsinnigen nicht abgewendet — nein — es werden hauptsächlich die Übersprudelnden und Kernigen sein, denen sie Leitung und freudige Theilnahme widmet, denn unter ihnen gibt es auch der Ausgestossenen, die falsch erkannt und unrichtig behandelt, einer gewohnheitsgemässen Erziehung sich zu widersetzen scheinen, die aus den Schulen verwiesen werden, weil sie nur Unfug anrichten, und mit denen die Familien so zu

sagen nichts anfangen können, weil ihnen das Verständniss der eigenthümlich gearteten Natur fehlt, und ihnen auch die Bildungsmittel für die nöthige Entwicklungsförderung nicht zu Gebote stehen. Den Ausgewiesenen und Heimatlosen bietet die Levana freudig ihr Asyl, denn sie hat Gesundheitsquellen für Diejenigen, denen nur die rechte An- und Auffassung ihres Wesens gebrach.

Nur scheinbar gehen nach mannichfaltigen Richtungen die Erziehungsbestrebungen der Levana — sie haben einen und denselben Central- und Brennpunkt, den wir bereits im Vorangehenden begründend auseinander gesetzt haben.

Nach all dem ergibt sich, dass die Wirksamkeit der Levana nur durch ein inniges Zusammenwirken aller ihrer Glieder, durch die wirkliche Einheit derselben, in derselben Idee und in demselben Zwecke möglich ist. Dieses Zusammenwirken verträgt auf die Länge keine Unklarheit und Unwahrheit, keinen Schein und keine Selbstsucht. Solche störende und hemmende Elemente müssen ausgeschieden werden, oder scheiden sich vielmehr von selbst aus, und die Kräfte, welche in der That zusammengreifen können, haben sich allmälig zusammen zu finden und zusammen zu bilden. Die Einheit ist niemals der Anfang der geistigen Entwicklung, sondern immer Ergebniss, sie muss gewonnen und der Einheitsgedanke, der allerdings von Anfang an wirksam sein muss, fortgesetzt verwirklicht werden. Anstalten, die nicht von einer besondern Idee getragen sind, sondern nur eine Wiederholung des schon Bestehenden und eine Ausbeutung der gegebenen Verhältnisse bezwecken, lassen sich allerdings von vornherein als fertiger Mechanismus herstellen, aber der Mechanismus ist eben kein Organismus. Wir wissen daher selber besser als irgend ein Aussenstehender, dass wir im Anfange unserer Entwicklung stehen, dass Vieles, was sich herausgestalten soll, erst embryonisch vorhanden ist, dass der Process der Ausscheidung und Neubildung, und zwar der erste Process, aus dem die Bestimmtheit der Gestalt hervorgeht, sich noch nicht vollständig vollbracht hat, aber weil wir diess wissen, dürfen wir der Zukunft vertrauen, und jene zugleich oberflächliche und gehässige Kritik, welche mit dem Beginne eines solchen Werkes das Fertige verlangt, ohne die Schwierigkeit und den Umfang einer wesentlich neuen Aufgabe zu begreifen, verachten. Jede Ausscheidung ist mit Schmerzen verbunden, jede Entwicklung findet Widerstand, und überall, wo sich etwas gestalten will, wird die Bosheit, der das Werden zuwider ist, aufgereizt. Wir haben also nicht nur innerlich zu ringen, sondern auch nach Aussen zu kämpfen, leben aber des Vertrauens, dass unsere Idee sich siegend verwirklichen wird, weil sie eine Zeitidee ist, und dass die Störungen und Hemmungen, die für den Augenblick bedeutend scheinen, vorübergehende und zuletzt der Befestigung des Organismus förderliche sein werden.

Ein Überblick des bisherigen Entwicklungsprocesses der Levana wird hierzu die Bestätigung und Erklärung abgeben.

In dem Gründer der Anstalt, Georgens, war, wie wir es schon ausgesprochen haben, der Levanagedanke von Haus aus gegeben, als ein Ideal, das sich fortgesetzt

bestimmte, und das er während seiner fünfzehnjährigen schriftstellerischen und praktischen Wirksamkeit punktweise dargestellt und verwirklicht hat, bis sich endlich eine allseitige Verwirklichung desselben als eine Aufgabe, deren Erfüllung genügend vorbereitet, also möglich geworden war, ihm entgegenstellte. Ein wesentliches Moment für diese Möglichkeit lag darin, dass sich Persönlichkeiten, die denselben Gedanken in anderer Weise aufgefasst und dargestellt hatten, durch einen jener nothwendigen Zufälle, welche überall für den historischen Fortschritt wesentlich sind, zusammen fanden, und mit diesem Zusammenfinden ein ergänzendes Zusammenwirken an sich gegeben war; diese Persönlichkeiten sind: Jeanne Marie von Gayette und Heinrich Deinhardt.

Der Grundgedanke, der ihnen gemeinsam ist, und von jeher, noch ehe sie sich zusammengefunden hatten, gemeinsam war, ist eine naturgemässe, die gesunde Cultur bezweckende und desshalb sociale Erziehung, wie sie in den voranstehenden „Gesichtspunkten" theilweise charakterisirt ist. Georgens, dessen Jünglingsgedanke eine Schule für genetische Anthropologie war, veranlasst durch die Mangelhaftigkeit des Instituts der Kinderpflegerinnen und der Säuglingspflege, wurde durch seine Eigenthümlichkeit von den Fröbel'schen Bestrebungen angezogen, und machte es sich von vorn herein zur Aufgabe, das, was Fröbel wollte, von der engen Form, in der es befangen war, zu befreien, also den Fröbel'schen Gedanken weiter zu fassen, und einerseits tiefer, andererseits prakitscher zu begründen. Ein Interesse und ein Verständniss, welche bei Fröbel nur in dürftigen Ansätzen vorhanden sind, das anthropologische Interesse und Verständniss, waren bei Georgens von Haus aus in höchster Lebendigkeit und Bestimmtheit vorhanden, und darin, wie in der Auffassung der Heilaufgabe der allgemeinen Erziehung die Beziehung des Pädagogen zur medicinischen Wissenschaft gegeben, die ihn später dazu trieb, eigens medicinische Studien in Wien zu machen, als er schon seinen Gedanken nach der pädagogischen Seite praktisch und literarisch dargestellt hatte. In dieser Zeit knüpfte ihn ein enges Verhältniss an zwei Ärzte, die im Gebiete der Kinderheilkunde Ruf haben, und von dem Humanitätsgedanken ergriffen waren, beide aber jetzt zu frühzeitig zu Grabe getragen sind: Professor Dr. Löbisch und Professor Dr. Mauthner. Diese medicinischen Studien waren die unmittelbarste Vorbereitung für den Plan der Levana, während die frühere praktisch-pädagogische Wirksamkeit für die verschiedenen Seiten dieses Planes die nothwendigen Erfahrungen und Ergebnisse voraus gewinnen liess. — Deinhardt fasste seiner philosophischen Grundbildung gemäss den Fichte'schen Erziehungsgedanken in seiner Weise auf, und arbeitete ihn allmälig theoretisch nach verschiedenen Seiten aus; als Schriftsteller beschränkte er sich nicht auf das pädagogische Gebiet, sondern ging in das der Ästhetik und Nationalöconomie über, strebte aber überall diese drei Gebiete in direkte Beziehung zu einander zu setzen. Gegen Fröbel konnte er sich von vornherein seiner ganzen Anlage und Bildung gemäss nur kritisch verhalten, erkannte aber bei dieser Kritik die Nothwendigkeit der Fröbelschen Bestrebungen, und traf eben dadurch mit Georgens, der den Fröbel'schen Gedan-

ken weiter führte, zusammen — ein Zusammentreffen, dessen Nothwendigkeit in der Anziehungskraft, welche die unvollständig ausgedachte Idee Pestalozzi's auf beide ausübte, seinen Ausdruck hatte. Deinhardt fasste die Tendenzen Pestalozzi's zuerst und vorzugsweise von ihrer socialen Seite, während er sich nach der methodischen Seite auch hier von Anfang an kritisch verhielt, obgleich diese Kritik weniger gegen die Grundgedanken der Pestalozzi'schen Methodik als gegen ihre Veräusserung und Verkehrung Seitens der herrschenden pädagogischen Schule gerichtet war. Wie Georgens hatte auch er von vornherein ein bestimmtes Verhältniss zu den gegen das Elend gerichteten mit der Pädagogik theils zusammenhängenden, theils nicht zusammenhängenden Humanitätsbestrebungen. — Jeanne Marie von Gayette ist eine geborene Dichterin; ihre schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich bis zu ihrer Verbindung mit Georgens und Deinhardt im Gebiete der belletristischen Literatur, einzelne ihrer Arbeiten aber traten schon damals aus dem Bereiche der eigentlichen Belletristik heraus und machten Propaganda für Humanitätsgedanken, oder bezogen sich kritisch auf Fragen der weiblichen Bildung. Die Tendenz ihrer *ganzen* schriftstellerischen Thätigkeit war das Bestreben, ein Ideal für die gesellschaftliche Bedeutung der Frauen zu gewinnen, und theils kritisch in der Charakteristik der Verkehrtheiten und Ausartungen des weiblichen Lebens und der weiblichen Bildung, theils positiv in einzelnen weiblichen Persönlichkeiten, die dem Ideal nach irgend einer Seite hin sich annähern oder es vertreten, darzustellen. Hierin ist schon ausgesprochen, dass ihr der Erziehungsgedanke vom Hause aus überall nahe lag, aber das herrschende Schulwesen war ihrer Natur antipathisch, und die Fröbel'schen Bestrebungen oder vielmehr das Bild des Kindergartens, das sie von Anfang an anziehen musste, trat in Widersprüche zu ihrem natürlichen und poetischen Sinne, als sie näher darauf einzugehen veranlasst wurde. Dagegen übte Pestalozzi, sobald sie ihn kennen lernte, eine grosse Anziehungskraft auf sie aus, und begeisterte sie als liebevolle und tragischringende Persönlichkeit. Für die Medicin gewann sie nach der Seite der Diät und der praktischen Pflege wie nach der Seite der Psychiatrie ein grosses Interesse, dessen erster Eifer fast Ermässigung bedurfte. Es bewährte sich also auch in dieser Beziehung die Nothwendigkeit des Zusammentreffens von verschiedenen Ausgangspunkten, das bei den Persönlichkeiten, die in der Begründung der Levana sich vereinigten, statt hatte; denn auch bei Deinhardt führte das anthropologische Interesse zu physiologischen Studien, und sein Verhältniss zu intelligenten Medicinern, das sich öfter wiederholte, war kein zufälliges. Sonach weist die Vergangenheit und Entwicklungsgeschichte von allen dreien auf die medicinisch-pädagogische Aufgabe der Levana hin, zu deren Verwirklichung noch weitere specifisch bestimmte Kräfte erforderlich waren und sind. — Georgens ist ein Pfälzer, bei Dürkheim geboren, begann seine pädagogische Laufbahn in Frankenthal, wirkte sodann in der Mannheimer Knaben-Erziehungsanstalt, leitete ein weibliches Erziehungsinstitut in Worms, mit dem er nach Baden im Grossherzogthum Baden übersiedelte, begab sich später auf den Wunsch der Frau Grossherzogin von

Baden nach Wien, wo er mit besonderer Berücksichtigung der Wiener Humanitätsbestrebungen und Humanitätsanstalten medicinische Studien machte, kam hierdurch in ein nahes Verhältniss zu dem Grafen Deym, der für seine Pläne begeistert, zur Verwirklichung derselben die Hand bot, aber ehe an die Ausführung geschritten werden konnte, starb. Er hinterliess ihm die Erbschaft der Erziehung seiner zehn Kinder in dem Sinne und Geiste, der beide verbunden hatte. Georgens widmete dieser Aufgabe fast vier Jahre, und gewann während derselben ein neues Feld pädagogischer Erfahrungen, wobei er durch die Hingabe und Liberalität der Mutter seiner Zöglinge in der wünschenswerthesten Weise gefördert wurde, sowohl was die unmittelbare Praxis als was die Reisen für pädagogische Zwecke im In- und Auslande, und die literarische Wirksamkeit betraf. Nachdem die ihm vom Grafen übertragene Aufgabe, seiner Familie den Geist der Humanität und den Eifer der Fortbildung einzupflanzen, erfüllt war, war anch der Gedanke, eine umfassende Anstalt zu gründen, wie es die Levana geworden ist und werden soll, zur Reife gediehen. — Jeanne Marie von Gayette hat ihre Jugend am Strande der Ostsee in Pillau in Preussen verlebt, und wurde von da nach Breslau versetzt, wo sie in der Familie ihres Vaters, der preussischer General war, zur Jungfrau aufwuchs. Ihre öffentliche schriftstellerische Thätigkeit begann im Jahre 1844, und sie trat allmälig in vielfache lebhafte Beziehungen zu den literarischen Notabilitäten der Gegenwart, wobei sie abwechselnd in Hirschberg, Berlin, Leipzig und Dresden lebte. Die Bekanntschaft mit Georgens machte sie brieflich im Herbste 1854, und persönlich im September des Jahres 1856, und kam dann im Oktober nach dem böhmischen Schlosse Nemischl, wo sich Georgens mit seiner pädagogischen Colonie damals niedergelassen hatte, und schloss sich seitdem allen Bestrebungen und Unternehmungen desselben auf das Engste an. — Deinhardt ist ein Thüringer, in Zimmern zwischen Weimar und Erfurt geboren, studirte in Jena und Halle, und hatte seinen Aufenthalt seitdem in verschiedenen Städten, wie in Berlin, Genf, Sondershausen, bis er sich dauernder in Weimar niederliess. Mit Georgens trat er im April 1855 in literarische Verbindung, lernte ihn zu Ostern 1856 in Weimar persönlich kennen, und ist seit Mitte Mai des Jahres 1857 auf Schloss Liesing in der Levana praktisch und literarisch wirksam.

Ende des Jahres 1855 theilte Georgens der Gräfin Deym seinen Entschluss, zu Anfang des nächsten Frühjahres seine öffentliche Wirksamkeit mit der Gründung einer Heil- und Frziehungsanstalt wieder aufzunehmen, mit. Professor Mauthner schloss sich dem Plane an, und Jeanne Marie von Gayette war schon mit Georgens dazu in Verbindung getreten; die k. k. Statthalterei-Genehmigung wurde nachgesucht, und bevor sie eintreffen konnte, eine pädagogische Reise durch ganz Deutschland unternommen, um die Anstalten mit ähnlichen Zwecken in Augenschein zu nehmen. Die Reisenden befestigten sich dabei in dem Gedanken, dass auf diesem Gebiete fast Alles erst zu thun sei. Für die Wartezeit bis zum Eintreffen der amtlichen Bestätigung und für Entgegennahme der nächsten Ankündigungen von Zöglingen wurde ein anmuthiges Landhaus

in Baden gemiethet, die literarische Thätigkeit war in dieser Zeit eine sehr angestrengte, und es mussten zugleich für die Aufnahme der zu erwartenden kranken und schwachen Kinder die nothwendigen Einrichtungen und Vorbereitungen getroffen werden. Die Erzieher beschäftigten sich mit der Erziehung der vier Kinder des Gärtners der Villa, und erboten sich öffentlich, die Kinder der anwesenden Badegäste zu Beschäftigungen und Spielen wie zu gymnastischen Übungen zu vereinigen. Das Anerbieten fand anfangs Anklang, da sich eine ziemliche Anzahl von Kindern auf einmal einfanden, diese wurden aber wieder zurückgezogen, als man erfuhr, dass die Anstalt auch eine Heilanstalt und zwar für Blödsinnige sein sollte. Der erste Heilpflegling trat am 14. Juni 1856 in die Anstalt ein, es war diess die Tochter der Gräfin C., ein von den Ärzten aufgegebenes eilfjähriges, an Veitstanz, Lähmung und secundärem Blödsinn leidendes Mädchen. Der zweite Zögling war ein schon halberwachsenes, in der Erziehung vernachlässigtes Mädchen aus dem tiefen Ungarn, bei welchem das Versäumte nachgeholt werden sollte. Für den Plan, zwölf Waisenkinder anzunehmen und an diesen in freier Verfügung die Erziehungsmittel der Anstalt zu bewähren, zeigten Gönnerinnen, Freundinnen der Anstalt anfangs eine sehr lebhafte Theilnahme, sie wollten ihre Kreise dafür gewinnen, Sammlungen veranstalten, etc. etc. Dieser Eifer erschlaffte aber sehr bald an Schwierigkeiten und Bedenken, und der Anstalt blieb vorläufig nur ein 2½jähriger Knabe, der ihr im Zustande der äussersten Verbuttung und Verkümmerung übergeben worden war, und für welchen die Anstalt jetzt die einzige Mutter ist. Die Verkommenheit des Kindes, eine Folge der elenden und unnatürlichen Ernährungs- und Lebensweise, ist überwunden; es gehört zu den Gesunden. Die junge Ungarin entwickelte sich aus ihrer Plumpheit und Unbehilflichkeit, die eigenthümlich mit einem wilden Wesen gepaart war, heraus, und hat sich nach ihrer Entpuppung als ein sehr talentreiches und besonders für die Plastik und die Erziehung begabtes Mädchen gezeigt. Auch der vierjährige Bruder der erwähnten Comtesse wurde der Anstalt als ein verhältnissmässig gesundes, aber frühzeitig blasirtes und zu gefährlichen Gewohnheiten neigendes Kind übergeben. Es gehört jetzt gleichfalls zur Gesundenabtheilung, und ist ein kräftiger und lebhafter Knabe, der nur noch wenige Spuren der frühern Entkindlichung an sich trägt.

Im Spätherbste traf die Genehmigung der k. k. Statthalterei ein, und mit Beginn des Jahres 1857 wurde die Eröffnung der Anstalt öffentlich angekündigt, worauf auch sofort Nachfragen und Anmeldungen gemacht wurden; es war daher Zeit, sich nach einem Lokale umzusehen, welches für die verschiedenen Zwecke der Anstalt, wie sie im Plane lag, geeignet sei, und nach mehrfachem Suchen fand sich das Schloss Liesing, welches wegen der Nähe Wiens, seiner gesunden Lage, seines anmuthigen Parkes und des nöthigen Wassers für die neue Anstalt wie nach Wunsch erschien, und zu sofortiger Benützung übergeben werden konnte. Für die Übersiedlung wurde schon der März bestimmt, und die junge entwicklungsfähige Anstalt schied von der Villa in Baden mit angenehmen Rückerinnerungen an den freundlich schönen Aufenthalt, und mit dank-

barer Anerkennung der Theilnahme, welche die Besitzerin, Frau Luise Braun — eine Frau, die sich durch ihre humanen Gründungen für die Erziehung und die Heilpflege scrophulöser Kinder verdient gemacht hat — ihren Bestrebungen geschenkt hatte. Auch der lebhaften und intelligenten Theilnahme des Bezirksvorstehers in Baden, Herrn von Mahla, müssen wir hier noch dankbar erwähnen, indem wir unser Bedauern aussprechen, dass die Pläne, die er seinerseits und im städtischen Interesse an den Bestand der Anstalt in Baden knüpfte, nicht zu realisiren waren. Sehr eingänglich für den Gedanken und die Zwecke der Anstalt hatte sich auch der Kreisphysicus in Wr.-Neustadt, Herr Dr. Eberstaller, bewiesen. In diesen und vielen andern Beziehungen wäre Baden allerdings ein passender Ort für die Anstalt gewesen, aber die Gründe, welche für die grössere Annäherung an Wien und für die Ausdehnungsfähigkeit der Räumlichkeiten sprachen, waren überwiegende.

Die Anstalt erhielt im Schlosse zu Liesing den Namen Levana, ein Name, der durch Jean Paul's Levana in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, und die schützende und erhebende Göttin der Kindheit bedeutet. Die k. Leopoldinisch-karolinische Akademie der Naturforscher in Breslau, welche an Georgens und Jeanne Marie von Gayette mit dem Frühlingsbeginn Ehrenmitgliedschaftsdiplome überschickte, hatte für Georgens „Pestalozzi-Fröbel", für Jeanne Marie von Gayette „Levana" als akademische Namen gewählt, und die letztere Bezeichnung erschien so ansprechend und bedeutsam, dass sie zum Anstaltsnamen erhoben wurde.

Das Personal der Anstalt musste vervollständigt werden, wie der Kinderkreis sich ausdehnte. Das Nöthigste war für die Anstalt einen eigenen Arzt zu gewinnen, da zwar Professor Mauthner die ärztlichen Functionen übernommen hatte, und die Anstalt jeden Sonntag besuchte, die kranken Kinder aber eine unablässige ärztliche Beaufsichtigung und Behandlung in Anspruch nehmen. Zunächst stellte die Anstalt in Herrn Joseph Weiss einen Candidaten der Medicin an, der sein Möglichstes leistete, und sich gerade nach der pädagogischen Seite als eingänglich und eifrig erwies, aber medicinisch noch nicht durchgebildet genug war, um die Stellung eines Anstaltsarztes in unserem Sinne auszufüllen, so wie er auch die Zeit, die er zur Fortsetzung seiner Studien brauchte, indem er in Wien Collegien forthörte, der Anstalt entziehen musste. Wir erliessen daher Anzeigen und Nachfragen, um einen Doctor der Medicin, der die medicinischen Studien bis zu einem gewissen Abschluss gebracht hatte, und sich sonst für die Anstalt eignete, zu gewinnen, und wählten unter denen, welche sich vorstellten, Herrn Doktor Steiner, aus Ungarn gebürtig, der in Wien seine medicinischen Studien vollendet und zu der Zeit im allgemeinen Krankenhause beschäftigt war. Zu den Befähigungen, die wir für den Anstaltsarzt gewünscht hatten, gehörte auch die Kenntniss der schwedischen Heilgymnastik, damit er die Ausübung derselben in der Levana, für welche eine ihrer Erzieherinnen sich in einem Berliner Cursaale befähigt hatte, leiten könne. Dr. Steiner entsprach dieser Forderung nicht, er erklärte aber, sich die schwedische Heilgymnastik

in kurzer Zeit theoretisch aneignen zu können und zu wollen. Indessen war auch die Meldung eines preussischen Arztes, der in Berlin die Heilgymnastik theoretisch und praktisch studirt hatte, eingelaufen, die uns auf den Gedanken brachte, diese Seite der ärztlichen Thätigkeit besonders vertreten zu lassen, indem Dr. Steiner schon in seine Stellung eingetreten war. Freilich konnten wir hieran bei der geringen Ausdehnung, welche die Anstalt bis jetzt noch hatte, nur unter der Voraussetzung und Bedingung denken, dass von dem Vertreter der Heilgymnastik in der Anstalt ein gymnastischer Cursaal eingerichtet würde, zu dessen Eröffnung der Oktober des Jahres 1858 bestimmt war. Wir theilten dies dem genannten Arzte mit, und dieser gab hierauf den lebhaften Wunsch zu erkennen, sofort neben dem angestellten Arzte seine Stellung einzunehmen, indem er meinte, dass sich der beabsichtigte Cursaal sogleich mit Erfolg eröffnen lassen werde. Die Levana ging darauf ein, und bestimmte statt Oktober 1858 Oktober 1857 zur Eröffnung des Cursaales. Es zeigte sich aber, dass eine Vereinbarung des schon Angestellten mit dem neuen Arzte über ihre gegenseitige Stellung eine Unmöglichkeit war, dass ferner die schwedische Heilgymnastik, wie sie von dem Vertreter derselben betrieben wurde, für unsere Heilzwecke fast belanglos blieb, dass für die Cursaal-Eröffnung und Leitung eines Cursaales die persönliche Energie fehlte, und dass wir überhaupt von dieser Seite auf eine irgendwie hingebende und energische Theilnahme an unseren Bestrebungen nicht rechnen konnten, so dass das Verhältniss Ende des Jahres mit gegenseitigem Einverständniss aufgelöst wurde. Gleichzeitig traf ein Erlass der k. k. n. ö. Statthalterei ein, welcher die selbstständige Ausübung der Heilgymnastik Seitens eines ausländischen und nicht in Österreich promovirten Arztes als unzulässig aussprach. Schon einige Wochen früher war die oben erwähnte Gymnastin, die auch einen Theil der Kinderbeschäftigungen leitete, aus der Anstalt entlassen worden, da trotz ihres Eifers und ihrer Hingabe an die Sache ihr hysterisches Wesen und ihr unverträglicher Charakter fortwährende Misshelligkeiten veranlassten, und auch ihren erzieherischen Einfluss beeinträchtigten; ausserdem hielt sie mit einer gewissen Hartnäckigkeit an der Fröbel'schen Form der Beschäftigung fest, die in unserm Sinne umgestaltet werden musste. Sie ist durch zwei junge Mädchen ersetzt, von denen das eine mit ihrem geistesschwachen Bruder in die Anstalt aufgenommen wurde, das andere aber die schon erwähnte junge Ungarin ist, welche täglich das ihr angeborne Talent zur Erziehung mehr offenbart. Was die Gymnastik betrifft, so waren wir längst zu der Überzeugung gekommen, dass die Anwendung der schwedischen Heilgymnastik nur in sehr ausnahmsweisen Fällen indicirt sei, und die gymnastischen Übungen für unsere Blödlinge, wie es bei allen übrigen Unterrichtszweigen und Beschäftigungen der Fall ist, nur eine bestimmte Modification der Gesundengymnastik sein dürfen. Es erscheint also als unsere Aufgabe, die Gesunden- und Krankengymnastik z u g l e i c h zu gestalten, wozu wir den Anfang bereits gemacht haben. Für diese Aufgabe sind jetzt Heinrich Deinhardt und Dr. Steiner eingetreten, und ein besonderes Augenmerk ist zugleich darauf

gerichtet worden, das gymnastische Moment, welches die Spiele und Beschäftigungen an sich haben, mehr heraustreten zu lassen. Gehilfen sind für die gymnastischen Übungen der Lehrer Ehemann, der mit Neujahr eintrat, und die Nichte von Georgens, welche dafür speziell vorbereitet wurde. Obgleich wir diesem wichtigen Gegenstande diesmal einen eigenen Artikel nicht widmen können, werden wir auf denselben wiederholt, ausführlicher in dem Artikel: „Das Verhältniss des Arztes und Pädagogen, des Unterrichts und der Gesundheitspflege" zurückkommen.

Zwei andere in der Gesammtaufgabe unserer Anstalt liegende und besondere Abtheilungen erfordernde Aufgaben haben wir zwar in Angriff genommen, aber ohne bis jetzt zu einem genügenden Resultate gediehen zu sein. Zu unserer Anstalt, welche die Heilung des Idiotismus gründlich anfassen soll, gehört eben desshalb nothwendig eine „Säuglingsabtheilung" um an den Säuglingen das Verhältniss der angeborenen zu den hinzukommenden Entwicklungsstörungen und überhaupt das erste Werden des Kindes genau beobachten zu können. Im Zusammenhange mit dem Plane einer Säuglingsabtheilung stand von vornherein der Plan zur Gründung eines „Vereins für die Beobachtung des kindlichen Entwicklungslebens", zu welchem sich bereits eine kleine Zahl bekannter Männer als Mitglieder zugesagt hatten. Die physiologische und psychologische Wissenschaft hat es bis jetzt zu einer wirklichen Entwicklungsgeschichte des menschlichen Organismus nicht gebracht, obgleich eine solche im Grunde die Voraussetzung für die durchgreifende Einsicht in das Wesen des menschlichen Organismus und für die medicinisch-pädagogischen Einwirkungen auf denselben ist. Die Einrichtung einer Säuglingsabtheilung hat bei den hier gegebenen Verhältnissen allerdings grosse Schwierigkeiten, die ohne Unterstützung von Aussen schwerlich zu überwinden sein möchten. Wir haben indessen einen Anfang machen zu müssen geglaubt, und aus dem Wiener Findelhause uns ein zehn Tage altes Kind am 26. Mai v. J. übergeben lassen. Der kleine Paul, wie er hier getauft worden, starb aber schon nach acht Tagen an Convulsionen. Herr Medicinalrath Prinz, der Direktor des k. k. Findelhauses in Wien, zeigte sich sehr eingänglich auf unsern Plan, und hat uns dessen Förderung in Aussicht gestellt, kann uns aber zunächst Kinder nur unter den gesetzlichen Bestimmungen überlassen, unter denen die Herstellung und Erhaltung einer Säuglingsabtheilung für die Levana gegenwärtig finanziell unmöglich ist. Für die Wissenschaft wäre es jedenfalls sehr förderlich, wenn in den „Säuglingsbewahranstalten" die Beobachtung der kindlichen Entwicklung organisirt, und auf diese Weise ein vielseitiges Material von Erfahrungen gewonnen würde. Eine zweite Aufgabe ist die, für unsern Zweck eigens Erzieher und Erzieherinen auszubilden; auch hier ist die Schwierigkeit, eine eigene Abtheilung zu bilden, eine finanzielle, und um nicht ganz davon abzusehen, musste die Levana bis jetzt Opfer bringen. Vertreten ist die Abtheilung gegenwärtig durch vier Zöglinge, drei junge Mädchen und einen Jüngling von siebenzehn Jahren. Dass eine besondere Ausbildung von Erziehern und Erzieherinnen für den Zweck, den wir verfolgen, nothwendig ist, wird Niemand,

Grund

der einige Einsicht in die Sache gewonnen hat, verkennen, und wenn der Kampf gegen den Idiotismus und Halbidiotismus als eine dringende Aufgabe der Gesellschaft betrachtet werden muss, so werden Privatkräfte niemals ausreichen, um die Lösung derselben genügend einzuleiten und vorzubereiten, wie opferwillig sie auch sein mögen.

Die Nothwendigkeit einer Gesundenabtheilung für die Heilung der Blödlinge ist für uns zur unumstösslichen Überzeugung geworden und auch schon in den „Gesichtspunkten" ausgesprochen, wie es noch mehrfach bei verschiedenen Gelegenheiten geschehen wird. Unsere Gesundenabtheilung hat gegenwärtig noch nicht die Ausdehnung, die sie haben müsste, d. h. sie genügt dem Zwecke, den sie bezüglich der Krankenabtheilung hat, nur zur Noth. Das Missverständniss, als sei sie gewissermassen nur Mittel zu diesem Zwecke, brauchen wir hier nicht nochmals ausdrücklich abzuwehren, möchten aber ausdrücklich darauf hinweisen, dass in der Gesundenabtheilung die Vertretung verschiedenartiger Gesellschaftselemente wünschenswerth ist, und dass die Waisenerziehung, für welche durchweg die Humanität einzutreten hat, sich mit den Heilanstalten für Idiotenkinder in jeder Beziehung angemessen verbinden liesse, worauf wir in dem Artikel: „Heilung, Besserung und Erziehung" zurückkommen. Unsere Gesundenabtheilung besteht gegenwärtig theils aus solchen Kindern, welche uns als schwache, in irgend einer Weise zurückgebliebene oder wegen ihrer unmoralischen Eigenthümlichkeiten aus den Schulen ausgewiesene übergeben wurden, und sich hier erst gekräftigt und sittlich umgebildet haben, theils aus Kindern, welche zu Anstaltsmitgliedern gehören, oder ihnen verwandt, oder von Georgens als Adoptivkinder unentgeltlich angenommen sind. Von den Lehrern der Anstalt für die Gesunden- und Krankenabtheilung sind noch Herr Leopold Grünwald, dessen Bildung eine vorzugsweise reale ist, und der schon erwähnte Lehrer Ehemann, der seine Bildung auf dem katholischen Seminar in Büren erhielt, zu nennen; ersterer trat im April 1857, letzterer zu Neujahr 1858 in die Levana ein. Der eine der beiden an der Anstalt beschäftigten Künstler, Maler Fries, ein Schüler Kaulbachs, ist mit der Anstalt seit ihrem Bestehen verbunden und vorzugsweise für die literarisch-artistischen Unternehmungen, die von der Anstalt ausgingen, thätig gewesen. Der junge Bildhauer Wittmann aus München ist seit dem Anfange des Jahres in der Anstalt wirkend, hat den Zeichnen- und Modellirunterricht übernommen, und vertritt die Plastik überhaupt nach verschiedenen Richtungen. Für die Besorgung des Anstaltsgartens und des Schlossparkes ist ein junger Gärtner, und für die Überwachung der Bad- und Schwimmschule und die Ertheilung des Schwimmunterrichtes ein eigener Schwimmlehrer angestellt. Die spezielle Pflege der kleineren kranken Kinder übt eine Doktorswittwe aus Wien, eine Lehrerswittwe aus Melk, und die frühere Oberin der Leopoldstädter Krippe. Die Leitung der gesammten hauswirthschaftlichen Ökonomie liegt in den Händen von Frau Georgens.

Der Gedanke, in unserer Anstalt die Volksschule und die sich an die Volksschulen anschliessenden Berufsschulen in einer bestimmten Beschränkung darzustellen, war

Anschluss einer Berufsbildungsstätte

bei uns von vornherein vorhanden, und wir können davon um so weniger absehen, als es für diejenigen Blödlinge, welche über das Alter der Volksschule hinaus sind, durchaus nothwendig erscheint, dass sie in einer besondern Art und Weise und in demselben Lebenskreise, in welchem ihre Heilung bis zu einem gewissen Grade durchgesetzt worden ist, zu einer praktischen Berufsthätigkeit gebildet werden. Im Allgemeinen lässt sich in dieser Beziehung sagen, dass Alles, was wir für die Nothwendigkeit der Gesundenabtheilung geltend gemacht haben und zu machen haben, auch für die von uns beabsichtigten „Lehrlingsschulen" gilt, da die Energie des gesunden Elementes, dessen Einflüsse die krankhaften Stimmungen heben, und die Kraftentwicklung anregen sollen, erst dann vollkommen erreicht wird, wenn die Zöglinge von einem w i r k l i c h e n Arbeitsleben umgeben sind, das dennoch ein pädagogisch geregeltes bleibt. Abgesehen von dem Zwecke der Heilung erscheinen uns Lehrlingsschulen, welche die Berufsbildung theoretisch-praktisch und mit einem stufenweisen Fortschritte anstreben, ein Zeitbedürfniss geworden zu sein, dessen Befriedigung sich nicht länger hinausschieben lässt, und dem durch Sonntagsschulen und ähnliche Aushilfeanstalten, durch welche die enge Beziehung, die zwischen Theorie und Praxis stattfinden muss, nicht erzielt werden kann, nur auf das Allernothdürftigste genügt wird. Während der Besuch der Oberrealschulen von der praktischen Arbeit entfernt hält, und an sich nur einer kleinen Anzahl von denen, die sich für das Geschäftsleben bestimmen, zugänglich ist, bleibt die Lehre bei einzelnen Meistern eine unter den gegenwärtigen Verhältnissen in jeder Beziehung nicht nur nach der theoretischen, sondern auch nach der praktischen Seite hin unzulängliche, und Diejenigen, welche sofort in Fabriken zu arbeiten anfangen, werden eben dadurch von vornherein zu rein mechanischen Arbeitern gestempelt. Die Abhilfe dieses Übelstandes kann nur in der associativen, folglich der schulmässigen Bildung der Lehrlinge liegen, in Anstalten, welche Arbeit und Unterricht vereinigen und in unmittelbarer Beziehung aufeinander halten. Ackerbauschulen in diesem Sinne sind allerdings schon versucht worden, der erwartete Erfolg aber ist ausgeblieben, d. h. nur theilweise erreicht worden, weil die Unterlage einer bildenden Gartenarbeit in der Volksschule fehlt. Gärtnerlehrlingsschulen bestehen vereinzelt, werden aber, was für das Bedürfniss spricht, fleissig besucht.

Wir unsererseits wollen eine doppelte Lehrlingsschule; eine für G ä r t n e r e i und eine für ein bestimmte Gruppe von F o r m a r b e i t e n, nämlich für Drechsler- und Töpferarbeiten, für Thonbilden und Holzschnitzen einrichten. Den Plan dieser doppelten Lehrlingsschule werden wir an anderer Stelle weiter auseinandersetzen, und bemerken hier für den Fortschritt des Unterrichtes nur, dass sich die besondere Fähigkeit jedes Zöglings für die eine oder die andere Arbeit stufenweise bestimmen muss, und dass für den Übergang des Handwerkes in die Kunst, wo das Talent vorhanden ist, mittelst unserer Lehrkräfte gesorgt ist. Überhaupt gewährt unsere Anstalt wie durch ihr Terrain und ihre Räumlichkeit, so durch die schon vorhandenen Lehrerkräfte eine besonders

günstige Unterlage für die Errichtung von Lehrlingsschulen in dem bezeichneten Sinne. In der Einleitung haben wir schon darauf hingewiesen, wie wichtig für den Kampf gegen das Elend und seine Folgen im Allgemeinen, gegen den Kretinismus und den endemischen Idiotismus insbesondere, die Stärkung der gesunden Bevölkerungselemente, die Hebung der Volksthätigkeit und die Organisation der Arbeit ist, eine Organisation, welche unzweifelhaft da vom Staate ausgehen muss, wo die Bevölkerung der Energie zu derselben in einem endemisch-krankhaften Zustande schon eingebüsst hat. Wenn wir uns also das Verdienst erwerben möchten, mit der Verwirklichung von Lehrlingsschulen voranzugehen, so ist dieser Wunsch kein willkürlicher, sondern ergibt sich aus der Gesammtaufgabe, welche wir uns gestellt haben. — Zur Leitung des Gartenunterrichtes der Gesundenabtheilung, so wie zur Vertretung der geographischen Plastik in der „Weltkunde" beriefen wir den dazu besonders befähigten Lehrer Schlag von Weimar. Die Weimar'sche Regierung aber hat demselben den Urlaub verweigert, wodurch wir eine Kraft, die für uns zunächst unersetzbar ist, entbehren müssen. Auch die Leitung der Wanderungen sollte Herr Schlag übernehmen, in dieser Beziehung aber haben wir in Herrn Dr. Burkhardt einen Ersatz gefunden, oder vielmehr mehr als einen blossen Ersatz, da Dr. Burkhardt die wissenschaftliche Beobachtung des Jahreszeitfortschrittes und Jahreszeitenlebens zu seiner Lebensaufgabe gemacht, und hierin schon Bedeutendes geleistet hat. Das von ihm seit sechs Jahren aufgesammelte Material soll auch unsern literarischen Mittheilungen zu Gute kommen, indem wir auch nach dieser Seite hin in ihm einen Mitarbeiter gewonnen haben. Für die Übernahme des weltkundlichen Unterrichts mit der geographischen Plastik und des Gartenunterrichtes stehen wir mit Herrn Keil, der uns von Herrn Professor Simony empfohlen ist, und sich als meteorologischer Beobachter wie als geographischer Plastiker ausgezeichnet hat, in Unterhandlung. Die ökonomische Gesammtverwaltung, die immer schwieriger wird, und einer geeigneten, nur ihr gewidmeten Kraft bedarf, hat der Schwager von Georgens, Georg Hendel, übernommen.

Dass unsere Anstalt, die nicht nach einem gegebenen Muster hergestellt, sondern sich aus sich selbst, d. h. aus einer besondern Idee herausgestalten soll, weder sogleich eine fertige sein, noch die Mittel und Kräfte, deren sie bedarf, ausgebildet vorfinden kann, haben wir schon angedeutet. Was die Lehrerkräfte anbetrifft, so gibt es bis jetzt nur wenige junge Pädagogen, welche auf die Gedanken, die wir vertreten, eingegangen sind, und noch weniger, die sich selbstsändig eine Vorbildung, wie sie uns zu Statten käme, erworben haben; eben so verhält es sich mit den jungen Medicinern, die an eine Verbindung medicinischer und pädagogischer Bestrebungen kaum gedacht. In dieser Beziehung weisen wir auf den Antrag hin, der in der letzten Naturforscherversammlung in Wien von Georgens gestellt worden ist, und dahin geht, die Pädagogen durch ausdrücklichen Beschluss als eine Abtheilung der Naturforscherversammlung neben den Ärzten anzuerkennen. Auch unsere Lehrmittel müssen wir uns durchweg selbst schaf-

fen, weil das Vorhandene theils im Widerspruch zu unsern pädagogischen Bestrebungen steht, theils wenigstens unzulänglich ist. Dass aber hierzu nicht nur ein grosser Arbeitsaufwand, sondern auch ein grosser Kostenaufwand nothwendig ist, obgleich wir natürlich das, was wir schaffen, der Öffentlichkeit übergeben, wird sich jeder Einsichtige selbst sagen müssen. Männer, welche sich zugleich praktisch tüchtig und literarisch fähig bewähren können, sind sehr selten, so dass sich auch desshalb, da wir diese doppelte Befähigung wenigstens bei einigen unserer Mitarbeiter in Anspruch nehmen müssen, die geeigneten Kräfte nicht leicht und sogleich zusammen finden können.

Die Levana ist bis jetzt durchaus Privatanstalt ohne irgend welche staatliche oder sonstige Unterstützung, obgleich uns nicht nur durch das Vertrauen des Publikums im Allgemeinen, sondern auch durch den Credit, den uns Privatpersonen zuvorkommend gewährt haben, der Kampf gegen die Schwierigkeiten, mit denen, wie auseinandergesetzt, unsere junge Anstalt insbesondere zu ringen hat, erleichtert worden ist. Das Bankierhaus Paul Schöller in dieser Beziehung dankbar zu erwähnen, fühlen wir uns besonders verpflichtet. Bei den Behörden haben wir für unsere Bestrebungen Interesse überall vorgefunden. Wir sind von dem Unterrichtsminister, Sr. Excellenz dem Herrn Grafen Leo von Thun, aufgefordert worden darin rüstig vorzugehen, und die nächsten Behörden, mit denen wir es zu thun haben, das Doktoren-Collegium, der k. k. Bezirksarzt, Herr Dr. Effenberger, und der k. k. Bezirksvorsteher, Herr Dr. Berger in Hietzing, haben uns in jeder möglichen Weise ihre Theilnahme bewiesen. Herr Professor Dr. Oppolzer, Medicinalrath und Direktor der k. k. Irrenanstalt, Herr Dr. Riedl, und Herr Professor Dr. Seligmann, erfreuen uns durch ihren Besuch und ihre warme Betheiligung an Allem was die Anstalt angeht. Vorigen Herbst besuchte die Levana auch der Secretär Ihrer Majestät der Kaiserin, Herr von Bayer, im Auftrage des kaiserlichen Hofes, und verweilte einen grossen Theil des Nachmittags bei den Spielen und Beschäftigungen der Kinder, und sein Interesse hat sich als ein nachhaltiges bewiesen. Einer der ersten Freunde der Levana, Herr Professor Dr. Mauthner, ist ihr und der Stadt Wien, insbesondere ihrer Armenbevölkerung gerade j e t z t, wo wir in der Zusammenstellung unseres Jahrbuches begriffen sind, durch den Tod plötzlich entrissen worden. Die Verdienste desselben um die Kinderheilkunde und um das Kinderspitalwesen, seine humane Gesinnung und seine unermüdliche Ausdauer sind allgemein anerkannt, und wir dürfen nicht unterlassen, ihm hier den letzten Tribut der Dankbarkeit zu zollen, da er für die erste Begründung der Levana, was ihm möglich war, gethan hat und für den Gedanken derselben begeistert blieb. Noch früher starb ein Freund der Anstalt von europäischem Namen, der berühmte Naturforscher Nees von Esenbeck, der für die Bestrebungen der Levana volles Verständniss und eingehende Theilnahme gezeigt hatte, und bis zu seiner Erkrankung mit uns in lebhaftem wissenschaftlichen Briefwechsel stand.

Einer besondern Begründung, wesshalb wir uns in einem stetigen Verhältnisse zur Öffentlichkeit bei allen unsern Bestrebungen erhalten wollen und müssen, bedarf es

sicher für Keinen, der von der Natur dieser Bestrebungen und Unternehmungen irgend einen Begriff hat. Unsere praktische Wirksamkeit wird durch unsere literarische in keiner Weise beeinträchtigt, vielmehr greifen beide fördernd zusammen. Unser literarisches Auftreten zwingt uns gewissermassen über die Grundsätze unseres praktischen Wirkens durchweg klar zu werden, während unser praktisches Wirken uns das Erfahrungsmaterial bietet, dessen wir bedürfen, um unser Princip zu bewähren und allseitig darzustellen. Leider nimmt auch die Polemik einen Theil unserer literarischen Kraft in Anspruch, wir sind aber in dieselbe ohne unsere Schuld verwickelt worden und können unmöglich davon absehen, der schiefen Betrachtungsweise, der Verdächtigung und Verläumdung, die unserer Sache bei dem Publikum allerdings, wenn auch nur vorübergehend, schaden können, so nachdrücklich als möglich entgegen zu treten. Unsere Gegner irren sich aber, wenn sie meinen uns durch ihre Angriffe, mögen sie auch noch so consequent wiederholt werden, in der Fortführung unserer Aufgabe stören zu können. Wir wissen, was wir zu thun haben, und geniessen gerade so viel Theilnahme und Förderung, als wir zu unserer Ermuthigung und Stärkung, wenn wir hier und da ermüden sollten, brauchen.

III.

BESCHÄFTIGUNGEN, SPIELE

UND

UNTERRICHT DER BLÖDLINGE.

Beschäftigungen und Spiele der Blödlinge.

Ehe wir uns im Kreise zum Spiele gesellen, oder gemeinschaftlich an den Arbeitstisch setzen, betrachten wir die kleinen und grossen Kinder, die uns von ihren Ältern in trostarmer Rathlosigkeit zugeführt werden. Was sollten die unglücklichen Ältern mit diesen Kindern beginnen, wie sie zügeln, wecken, anregen, emporbringen, vermenschlichen? Einzelne dieser Kinder waren die einzigen ihrer Väter und Mütter, und verkümmerten entweder in Einsamkeit, in einem Abgetrenntsein von allem Kinderumgang oder in zu grosser Verweichlichung und Liebespflege, andere wieder gehörten zu einem zahlreichen Geschwisterkreise, wurden in die Ecke gedrängt, übersehen, vergessen, oder auch wohl aus unstatthafter Älterneitelkeit versteckt gehalten. Unsere Kinder sind aus sehr verschiedenen Verhältnissen zu uns gekommen, sie stehen auf sehr verschiedenen Altersstufen, doch bei ihrer gehemmten Entwicklung, deren Ursachen mannichfache sind, und oft bis in die früheste Kindheit zurückreichen, gleicht sich jene Verschiedenheit mehr als bei gesunden Kindern aus; die Altersdifferenz verliert dort von ihrer Bedeutung, wo Körper und Geist der normalen Entwicklung ermangelten.

Da haben wir ein Kind, welches krank und schwächlich von Geburt aus war, in Folge von Verwöhnung und falscher Pflege keines seiner Glieder noch gebrauchen konnte, immer durch fremde Hilfe von einem Orte zum andern gelangte, ass und trank. Keinerlei Thätigkeitsbedürfniss wurde bei diesem Kinde geweckt; es ward mit Gewalt zur Passivität gezwungen — doch wie blöde und stumpf es geblieben, drängt dennoch bewegliches Leben aus ihm heraus: es will Alles anfassen, was es sieht, durcheinanderschieben und verwirren, und anstatt dem Kinde bei diesen Thätigkeitsäusserungen nachzugehen hat man ihm gewehrt, damit es nichts zerstöre und zerbreche.

Ein zweites Kind dagegen ist die rastlose Beweglichkeit selbst, ist mit ungewöhnlicher Behendigkeit und Geschicklichkeit begabt, kann keine Minute ruhen und sucht sich in Ausbrüchen der Heftigkeit Genüge zu verschaffen; es wählt dazu schwere und massige Gegenstände, mit denen es herumhantirt, als wären es Federbälle, und Abends ist es noch nicht ermüdet, sondern springt mit Elasticität aus einem Bett in das andere.

Ein drittes Kind tastet wie blind umher, lächelt in die leere Luft hinein, oder weint bei dem Gefühl seiner Schwäche; es weiss gar nichts mit sich anzufangen, es

bewegt sich ungeschickt und unsicher, weil es Unruhe hat, und sich keine Ableitung zu verschaffen weiss.

Ein viertes Kind schwatzt ununterbrochen ohne Zusammenhang und kratzt sich dabei die Haut an Gesicht und Händen wund, um doch auch etwas zu thun.

So hat ein jedes auf die ihm eigene Weise irgend einen Ausweg gefunden, um sich seines Lebendigseins bewusst zu werden; aber Fortschritt, Entwicklung, Erweckung wurden damit nicht gewonnen; es sind jene Thätigkeitsäusserungen eben nicht viel mehr als die Regungen und Bewegungen des Ungeborenen.

In jenen Zuständen des Aussichherauswollens, welche die „Krankengeschichten“ der Kinder ausführlicher darlegen, werden die Blödlinge der Levana zugeführt. Die Ältern geben einige Notizen: etwa dass das Kind eine besondere Vorliebe für Schlüssel und Schlösser gehabt und sich mit Auf- und Zuschliessen beschäftigte, oder dass es nur einen Lebensreiz kenne, den, Uhren aufzuziehen und sich um den Hals zu hängen, oder sich die Haare beständig verschneiden zu lassen, bis der Kopf ganz kahl geschoren, auf die Erde niederzuknieen und zu beten, d. h. Worte zu plappern und automatenmässig dieses oder jenes in der Kirche Gesehene nachzuahmen. Auf solches Beobachten und Gewähren oder Nichtgewährenlassen haben sich der Ältern erziehende Einflüsse beschränkt, und nun, da sie von einer Heilpflege- und Erziehanstalt für Geistes- und Körperschwache gelesen, kommen sie herbeigeeilt, Heilung und Besserung in nächster Perspektive erwartend. Viele dieser Hoffnungsreichen haben aber vorher der Zeit zu sehr vertraut, d. h. sie versäumten den rechten Zeitpunkt, in dem eine medicinisch-pädagogische Cur hätte eintreten müssen; sie haben mit den Heilungsbedürftigen experimentirt, diesen und jenen verständnisslosen Versuch gemacht, haben ihre kranken Kinder wohl auch zu Somnambülen und Hellsehern gebracht, und sich auf eine Wartezeit hin vertrösten lassen, nach welcher der Schmetterling aus der Puppe brechen, oder der Genius sich wie ganz von selbst in dem Blödling zu regen beginnen würde. Nachdem diese Zeitpunkte nun aber ohne Ergebnisse erschienen waren, begannen die vertrauenden Ältern und Anverwandten zu zagen und zu zweifeln, und sahen sich nach sicherern Wegen um. Wohl suchten Viele bis jetzt vergeblich im Kreise ihrer Umgebung nach Kinderasylen, in denen die geduldige Liebe den Hilfelosesten in der Welt ihre Dienste darbringt, darum kamen auch nach der Levana von weither die Schwerheimgesuchten, und brachten ihr Liebstes und Theuerstes unter die Obhut mütterlicher Pflege und geistiger Erweckung.

Nachdem wir nun wissen, wie es um die armen Blödlinge bestellt ist, die für erst nur gierig nach Speise und Trank greifen, die einzige Befriedigung, nach welcher sie Verlangen tragen, tritt die Levana mit anderen Darreichungen ausser jenen, die sie zuvor und nebenbei zu mässigen und zu regeln strebt, an sie heran und reicht ihnen die Lebensspeise und den Labetrank der Genesung, den Spiel und Beschäftigung in ihrer Wechselwirkung mit dem Unterrichte darbieten.

Zunächst werden alle Schwäch- und Blödlinge sowohl bei den Beschäftigungen als bei dem Spiel lediglich auf Nachahmung angewiesen sein, und selbst diese ist da, wo die Sinne noch verschlossen sind, wo weder für die Beobachtung im Allgemeinen, noch für die Formen und Farben, für das Fern und Nah, für das Hoch und Niedrig, für das Eng und Weit, Begriffe vorhanden, erst nach vielen Ermunterungen, die gerade für das specielle Kind die passendsten sind, nur nach und nach hervor zu rufen. Beschäftigung und Spiel aber können jene fehlenden Vorstellungen und Begriffe durch das eigene Thun der Kinder am ehesten vermitteln. Nächst der Weckung aus dem Stumpfsinn gilt es den Widerwillen bei den geringsten Anstrengungen zu überwinden. Nicht wie andere frohe gesunde Kinder kann man die Körper- und Geistesschwachen zum Spiel führen; sie folgen ihrem instinktiven Drange: sie werfen sich auf die Erde, laufen weg, brechen durch, sie weinen und schreien, benehmen sich höchst ungeberdig oder rühren sich auch gar nicht vom Platze, und werden nur geschoben und gezogen, aber nach und nach gewöhnen sie sich an gewisse sich wiederholende Töne und Bewegungen; sie fügen sich der Gemeinschaft, die sie trägt und hält, und das erste Nachlassen des Widerstrebens, oder das erste Erwachen von der Erstarrung schliesst den ersten Schritt zum Weitergehen ein. Das erste Lächeln der Theilnahme, der erste Blitz des Verständnisses aus dem so lange stieren Auge sind Wahrzeichen, die von dem Erzieher nicht allein mit Befriedigung für das Gefühl aufgefangen werden, sondern die ihm auch die pädagogische Richtschnur in die Hand geben; denn jedes Kind wird an einer andern Berührung elektrisch aufzucken und damit eine andere Innenkraft offenbaren, welche als der erste Ackerboden für die neue Saat betrachtet werden darf. Die auffallende Vorliebe, ja eine Art sinniger Sympathie, welche fast alle Schwachsinnigen für Musik haben, lässt sie auch mit dem Spiel, das mit Gesang und Musik begleitet ist, sich eher befreunden, und selbst der rhytmischen Bewegung sich anschliessen; so folgen die aufhorchenden, deren Ohr noch für jedes Wort verschlossen ist, schon nachgebend den Aufforderungen der Töne. Die ersten einleuchtenden Bewegungen sind bei dem Spiele für die Blödlinge das Klatschen mit den Händen, das Stampfen mit den Füssen und das Hinkauern. Die Sing- und Musikstunde, welche ein genialer Meister und echter Kinderfreund leitet, tritt bei unsern Kindern dem Spiel ergänzend zur Seite; sie taktiren während des Gesanges, indem die eine Hälfte zählt und in die Hände klatscht, während die andere singt. In diesen Singstunden ist jedem vollsinnig gesunden Kinde ein schwaches zur Seite gegeben, und in dieser Gemeinschaft, die bei dem Spiel fortgesetzt wird, gelingt es, die Blödlinge in die rhytmischen Bewegungen, wenn auch erst nur nachgebend und nachahmend, hinein zu bringen. Dem Marschieren im Spiel hilft die Gymnastik nach, und das erste Spiel, welches mit ziemlicher Einhaltung des Taktes ausgeführt wird, so dass der Zuschauer vielleicht kaum die Blödlinge von den gesunden Mitspielern zu unterscheiden vermag, ist Uhland's „Guter Kamerad". Bei der Stelle: „sie hat ihn fortgerissen, er liegt zu meinen Füssen" liegen die „guten Kameraden" wie von einem Zauberschlage berührt

auf dem Boden zu den Füssen ihrer Begleiter und einige von ihnen reichen wohl auch schon die Hände empor, wie zum Abschied, denn das „Handgeben" ist bei allen diejenige Bewegung, durch welche sie eine freundliche Regung für den andern auszudrücken versuchen.

Ein Fortschritt in den Bewegungen ist das Hüpfen auf zwei Füssen beim Hingekauertsein, wie es z. B. das „Häschenspiel" verlangt, es erfordert schon eine Sprungkraft des Körpers, wobei der Geist oder vielmehr der Wille energischer mithelfen muss. Das Ohrenspitzen des Häschens durch die Finger, die an den Kopf gehalten werden, wird gern von den schwachen Kindern nachgeahmt, weil es keine Anstrengung erfordert und in das Gebiet des Komischen gehört, für welches das Verständniss nicht ganz schwer zu erschliessen ist; einige unserer Blödlinge haben sogar ein entschiedenes Talent für die Komik und eine auffallende Hinneigung dazu, das namentlich bei den kleinen Dienstleistungen hervortritt, zu denen sie sich nach und nach aus freiem Willen entschliessen: bei dem Einschenken des Wassers in die Gläser, des Darreichens der Speisen, des Stuhlbringens und ähnlicher häuslicher Verrichtungen wie sie das tägliche Gemeinschaftsleben natürlich mit sich bringt.

Das Spiel hat seine Stufen und Übergänge an Kraftanstrengungen, Körperbeweglichkeit, an Nachahmungserweiterung, und diese Übergänge, die von den Blödlingen selber geboten sind, werden mit ihnen durchlebt. Mit dem Zunehmen an Kraft beim Spiel, mit dem Sichfühlen dabei, wächst auch das Interesse dafür; sobald das Kind nicht mehr blos mitgenommen, fortgezogen ist, sobald es zum ersten Male selbstständig beim Spiel mitwirkte, als „Häschen in der Grube sass", als „Zeichenmeister etwas in die Luft schrieb", als „guter Kamerad" die Hand reichte, ward es gegenwärtig mit Leib und Seele, d. h. die Bewegungen fingen an freiere zu werden und der Reiz der Selbstregierung, der individuellen Ausführungsmöglichkeit begannen sich des Kindes zu bemächtigen, bis nach und nach das Spiel mit seinem belebenden Einflusse ihm Bedürfniss wird. Wie einfach die Spiele der Levana im Allgemeinen organisirt sind mit ihren sie begleitenden Volksmelodien oder sonst ihnen angemessenen gefälligen Begleitungen, für welche die Herren Richard Krell und Paul Wahle, zwei echte Kinderliedercomponisten, viel Anmuthiges und Gemüthsreiches geleistet, üben sie einen zauberkräftigen Reiz auf die kranken wie auf die gesunden Kinder, und nicht auf diese allein, auch auf die Lehrer und mitspielenden Freunde der Anstalt, so dass sich ein allgemeines Bedauern äussert, wenn das Spiel an diesem oder jenem Abende einmal ausfallen soll.

Der Kreis der gemeinsamen Spiele hat sich im Verlaufe des Jahres um viele Beiträge erweitert, die aus dem Bedürfen der Kinder selbst hervorgingen und sonach nicht zusammengekünstelt, sondern echt analog der Kindernatur sind. Die Levana kann sich auf dem Erfahrungsfelde der Spiele mit Musik- und Gesangbegleitung von Innen heraus im rechten Verständnisse bereichern, sie hat die Dichter in ihrem Kreise, die zugleich die psychologischen Beobachter der Kinder sind und sie wird im Anschlusse an das

„Medicinisch-pädagogische Jahrbuch“ auch ihr „Spielliederbuch“ mit den ergänzenden Illustrationen bald erscheinen lassen.

Die Spiele haben bei ihren Texten vornehmlich auf die kindlichen Vorstellungen einzugehen, welche die Phantasie beleben, theils schon erfüllen und wie dem Verständniss so dem Gemüthe zugänglich sind. Beliebte Spielfiguren sind: der Jäger, der Müller, der Soldat, der Bauer, der Schiffer, und diesen nachzuahmen gibt den Bewusstspielenden eine Art Künstlergefühl, das sie in eine freudige Aufregung bringt, die ihre begeisternde Mittheilungskraft selbst für die Schwachen hat. Bei den meisten dieser Spiele sind, wenn gleich der Einzelne hervortreten muss, auch alle Übrigen durch diesen wieder beschäftigt, entweder dass er ihnen etwas zu rathen gibt, wie der Zeichenmeister, der in die Mitte des Kreises tritt und mit seinem Finger einen Gegenstand in die Luft zeichnet, den man sich bemühen muss zu erkennen; oder, dass er ihnen etwas vormacht, was sie Alle nachahmen, wie in „Hans auf allen Wegen“. Bei diesem Spiel wählt sich der Hans irgend einen Stand, dessen eigenthümliche Beschäftigung er durch seine Bewegung nachahmt: er näht wie ein Schneider, er trommelt, malt, fischt, hobelt und Alle die im Kreise um ihn herumstehen, nähen, trommeln, malen, fischen, hobeln ihm nach, wodurch ein Bild der lebendigsten Thätigkeit dem Auge geboten wird. Nur die Allerschwächsten und Stumpfesten schliessen sich von diesen gemeinsamen Nachahmungen aus, oder solche, die darin eine Entwürdigung erkennen, wie z. B. bei uns ein achtzehnjähriges, durch Krankheit stumpfgewordenes Mädchen, das sich seinen Begriffen von Angemessenheit nicht entwinden kann.

Wie „Hans auf allen Wegen“ nur einzelne Thätigkeitsakte eines bestimmten Standes reproducirt, so ist in einem andern Spiel die ganze Folge von Thätigkeiten, wie sie der Stand in Verbindung mit der Jahreszeit von dem Landmanne verlangt, wiedergegeben: im „Bauer“, welcher nach der Reihe das Aussäen, Abmähen, Ausdreschen, zu Markte fahren, Auszahlen und dem Ruhen nach der Arbeit darstellt; die Mitspielenden gehen dabei taktmässig im Kreise herum, und sind an den Thätigkeiten immer zugleich betheiligt. Den Kleinen und Schwachen wird bei dem Säen, Mähen, Dreschen etc. zuweilen die Hand geführt bis sie diese Bewegungen selbstständig nachahmen wollen, was bei einigen früher, bei andern später eintritt. Das Geld lassen sich Alle gern in die Hand zählen, gleich den ganz kleinen Kindern; auch das zur „Stadt fahren“ gibt ihnen Freude, weil sie einen Halt am Zweiten haben und doch selbstständig etwas ausführen.

In dem „Bauer“ werden die Thätigkeiten eines Standes im Anschlusse an die Jahreszeiten durchgeführt, in einem andern Spiel sind es die „Jahreszeiten“ selbst mit ihren Gaben und Erscheinungen, die von Allen in ihren Hauptmomenten dichterisch durchlebt werden. Zu „Vieren“ schliessen sich die Kinder aneinander und begeben sich auf die Wanderschaft als ganzes Jahr, dann trennen sie sich, Einer geht hinter dem Andern, die Jahreszeiten folgen einander und treten durch den Sonnenschein im Frühling, der von Oben herabstrahlt, durch das Fliegen der Vögelein, bei welchem die

Kinder munter durch einander flattern, durch das Erdbeerensuchen im Sommer, das Bäumeschütteln im Herbst und das Frieren und sich Warmlaufen im Winter rhytmisch dargestellt.

Die Begriffe und Vorstellungen der Schwachen können hiebei nicht ausreichen. Einzelnes ist ihnen aber doch schon verständlich, wie das Pflücken der Erdbeeren z. B. und das Herumfliegen der Vögel und sie ahmen solche Bewegungen oft mit einem vor Freude glänzenden Gesichte nach, weil sie sich in der Gemeinschaft wissen und empfinden.

Zuweilen hält es schwer für die noch schwachen Kräfte im Zusammenhange mitwirkend zu bleiben, wenn das „Wellewinden" ausgeführt oder die lange offene Schlange sich um sich selber ringelt, um das Bild eines „Schneckenhauses" zu geben, oder eines Fadens der zum Knäuel aufgewunden ist: da müssen die kleinen Hände festhalten und oft bei den ziemlich überraschenden Windungen eine gelenkige Nachgiebigkeit haben. Der Faden würde oft reissen, wenn nicht auch bei diesen Spielen die verbindenden Glieder der Kranken von den kräftigen gesunden Kindern gegeben wären, die trotz ihrer Überlegenheit immer eine richtige Schätzung des Schwächlichen behalten und nicht ungestüm oder gar roh gegen das abhängige Kind verfahren. Durch diese Ausgleichung, welche die Gesunden in echt humaner Kindlichkeit herbeizuführen wissen, gleicht sich namentlich im Spiel der äussere Unterschied fast ganz aus.

Der „Müllerspiele" gibt es mehrere: die Darstellung des sich bewegenden Rades, bald nach rechts, bald nach links, ist eine unerschöpflich anziehende für die Kinder. In dem einen Spiele sind drei Kreise, einer grösser als der andere von den Kindern gebildet, die sich zu gleicher Zeit nach drei verschiedenen Richtungen unter rhytmischem Gesange nach der Volksmelodie: „Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus", drehen. Bei einem zweiten wächst das Rad von Innen nach Aussen durch Hinzutreten der Kinder an. Das kleine Uhrenrädchen wird zu einem Spinnrad, und dieses zu einem grossen Mühlenrade.

In der Wanderlust des Müllers drehen sich die Räder, je vier und vier Kinder für sich; auch das Rollen der Steine, das Wogen des Mühlbaches wird durch die Schwingungen der Hände und Arme und des Drehens ausgeführt.

Zu den Spielen, in welchen die drehende Bewegung noch die vorherrschende ist, gehören die „Kränze", in welchen sich die Blumen und die Bäume zu einander gesellen und erst in besondern kleinen Kreisen, dann in einem grossen gemeinsamen Kranze den Rundtanz machen. Eben so schliesst die „Reise um die Welt" die kreisende Bewegung ein. Fünf Reisende kehren aus den verschiedenen Welttheilen ein, um zu berichten, was sie erlebt und gesehen haben und die Reise um diese Welttheile drückt der grosse Kreis durch ein gemeinsames Tanzen im geschlossenen Kreise aus.

Bei dem „Farbenspiel" öffnet sich der Kreis und zieht sich zu einem Halbkreise zusammen, der den Regenbogen darstellt, aber bei jedesmaliger Wiederholung des

Refrain des Verses schliesst er sich wieder und umgibt die Farbe und die Farbenherolde in drehender Bewegung.

Bei dem „Soldatenspiele" ist die drehende Bewegung ausgeschlossen. Hierbei kommen die kräftigeren Bewegungen zum Ausdruck. Das Marschiren, welches sich in bestimmten Absätzen wiederholt, ist von den soldatischen Übungen unterbrochen, wie sie die Kinder gern auf dem Exercierplatze beobachten und selberspielend nachahmen. Das Laden des Gewehres, das Zielen und Schiessen, das Fechten, das Trommeln, das Trompeten, das Reiten im Trab und Gallop lässt die kleinen Schwachen anfangs noch mehr als Zuschauer, denn als Mitexercirende und Reitende Theil nehmen, aber dieses Zusehen ist gerade das Anregende für sie. Das Theilnahmloseste unter unsern Kindern, ein kleiner sechsjähriger Knabe, begann, während er den gymnastischen Übungen der Gesunden zuschaute, wie diese mit Stangen marschirten und operirten, seine erste Theilnahme an der äussern Umgebung sichtlich zu zeigen und drängt zu dem Glasfenster, sobald er nur aus dem klappernden Geräusche erkennt, dass die erwähnten Übungen im Nebensaale vorgenommen werden.

Ausser den gemeinsamen Spielen, an denen die Schwachen langsam stärker werden und zur Selbstständigkeit kommen, sind die kleineren Spiele, bei denen mehr der Einzelne als Einzelner zu thun hat, für die Entwicklung der Blödlinge ein förderndes Moment. An diesen Spielen werden die allgemeinen Übungen individualisirt; anstatt zwanzig oder dreissig Jäger gibt es hier nur einen, dieser hat eine kleine Flinte und führt seine Jagdgeschichte für sich aus, entweder in dem „Fuchs- und Gansspiel", in welchem er den Fuchs verfolgt, nach ihm schiesst, weil er die Gans gestohlen hat, ihn erlegt glaubt, oder in dem zweiten „Jägerspiele", in welchem ihm die kleine Gesellschaft als eine Schaar verschiedener Thiere entgegengelaufen kommt und er eines der Kinder zum Schusse auswählt und ihm den Namen eines Thieres gibt. Das Hinfallen des Geschossenen hat hierbei eine Hauptrolle und das stille Liegenbleiben, auch das Blasen des Jagdhornes. — Noch gehört das „Spiel vom Häschen" hieher, das der „Jäger im Kraut" findet, das er todt schiesst und das zuletzt doch weghüpft.

Bei dem „Katz- und Mausspiel" ist der Kreis der Mitspielenden nicht so wenig thätig; er hat hier abzuwehren, nicht durchzulassen und setzt damit den Einzelnen eben so gut wie die beiden Thiere, die sich jagen und fangen, in Bewegung. Gewöhnlich laufen die Schwachsinnigen bei diesem Spiel nur hinter dem andern drein; dass sie ihn fangen müssen, begreifen sie erst später, und die Energie des Zugreifens gewinnen sie ebenfalls erst nach längerer Übung, denn fast bei allen Schwachsinnigen wiederholt sich die Erscheinung, dass sie unsicher bei allen rascheren und kühneren Bewegungen sind, weil die Welt, in der sie sich bewegen, noch eine verdunkelte ist, in der sie nur suchend umhertappen.

Bei dem „Hennespiel" müssen die Kinder schon recht fest auf den Füssen stehen,

um die gewundenen Bewegungen der Kette auszuführen, was sehr rasch geschehen muss. damit der Marder kein Küchlein erwische. Die alten Volksspiele kommen hierbei wieder zu ihrer ganzen Würdigung und zeigen, dass sie einen Kern von Spiellust in sich tragen, der selbst für die blöden Sinne sich bewährt.

Das „Fächerspiel“ hat die Levana mit Erfolg in ihren Kreis aufgenommen. Die taktmässige Musikbegleitung dazu und das Fächern erst mit einer Hand, dann mit zwei Händen, das Stampfen dazu, erst mit einem Fusse, dann mit zwei Füssen, das anwachsende der Bewegung und das wiederum Komische dabei, welches dadurch noch erhöht wird, dass Viele die Bewegungen mit grossem Pathos ausführen, geben dem Spiele einen Reiz, den es in den gesellschaftlichen Kreisen der Erwachsenen, aus welchen es eigentlich hervorgegangen ist, nimmermehr hat.

Das „Blindekuh- oder Errathspiel“ hat bei den Blödlingen die besondere Übung des Gehörsinnes zum Zwecke. Diejenigen Blödlinge, denen die Sprache noch nicht erschlossen ist und welche die Namen derjenigen nicht nennen können, die sie an der Stimme in ihren Ohren erkannt, holen sie aus dem Kreise heraus und geben auf diese Weise ihr Verständniss kund. Man hat dabei genau zu beobachten, wie viel Zufall und wirkliche Wahrnehmung ist, um dem geschärften Sinne eine weitere Aufgabe zu stellen.

„Der Vogelfänger“ ist ein Errath- und Fangspiel zugleich, das im Freien den schon Vorgeschritteneren, die kräftig genug sind, zu entlaufen und sich nicht sogleich fangen zu lassen, grosse Lust gewährt. Natürlich müssen die Vögel, welche der Kaufmann feil hat, die allerbekanntesten sein, damit sie der Schwachsinnige errathen könne; kennt er sie nicht aus der Natur, so hat er sie doch in dem Bilderbuche angeschaut und weiss einzelne Namen mit Vorstellungen zu verbinden; seine Freude, wenn er einen Vogel errathen hat, gibt ihm den Muth und die Lust sein Gedächtniss aufs Neue anzustrengen. Die Errathspiele regen den Wetteifer an, der bei einigen unserer Blödlinge mit Ausdauer und Energie verbunden ist.

Das „Bienenspiel“, in welchem die Kinder den summenden Schwarm vorstellen, in welchen die Raubbiene hineinfährt, um eine ihrer Schwestern zu fangen, gehört mehr in das Freie als in das Zimmer. Bei den Fangspielen ist es hauptsächlich die Erregung, die Lust, das Mitfortgerissenwerden von der allgemeinen Bewegung. Es gibt der Fangspiele viele und gesunde Kinder erfinden gern selbst welche; für die Kranken müssen sie aber sorgfältig ausgewählt werden.

Der Verkehr mit dem „Balle“ ist bei den Blödlingen in gleichem Masse, wie sie den andern Spielgegenständen gegenüber stehen, noch ein beschränkter; ein kühner Wurf in die Luft hinauf wird ihnen nicht gelingen und ehe sie den Versuch machen, den nur wenig emporgeworfenen Ball mit ihren Händen aufzufangen, wird er wohl hundert mal unbeachtet von ihnen zur Erde gefallen sein; sie werden sich nicht nach dem Gegenstande bücken, er wird ihnen immer wieder in die Hand gelegt werden müssen und diese zum Wurfe geführt, kaum nachgiebig sein, denn das Ballspiel

erfordert, wie kein anderes: Körpergeschicklichkeit, Sprung- und Schwungkraft, alle diejenigen Vorzüge, welche den Blödlingen gerade abgehen; dessenungeachtet darf der Ball nicht als unverwendbar für sie in ihrem Spielkreise fehlen, sondern wird die Brücke zu den gymnastischen Spielübungen geben. Das Bewegliche des Balles wie der Kugel bei den leisesten Berührungen ist auch das Weckende für den noch blöden Sinn und das „Kugelrollen" demnach für den Anfang das Zweckgemässeste. Kugel und Ball sind in ihrer Verwendung strenge zu scheiden, denn da, wo der leichte springfähige Ball in sein Recht tritt, kann die Kugel nichts ausrichten, und da, wo die schwere gewichtige Kugel ihren Weg nimmt, wird ihn der hurtige Ball verfehlen. Das Rollen mit der Kugel kann am besten auf dem Fussboden ausgeführt werden. Je zwei Kinder sitzen einander gegenüber und schieben sich die Kugel zu, deren Lauf ihnen anfänglich ganz gleichgültig ist und den sie später mit den Blicken verfolgen; geht er an ihnen vorüber, so rutschen sie der vorbeirollenden Kugel nach, greifen nach ihr und machen sich mehr und mehr vertraut mit den rascheren Bewegungen. Im Verlaufe der Übungen wird das Rollen regelmässiger und taktvoller; die Kinder sitzen nebeneinander in der Reihe und schieben drei, vier bis fünf Kugeln gleichzeitig aus, so dass sie in einem bestimmten Zeitmaase bei den gegenübersitzenden Kindern anlangen. Dazu kann taktmässig gezählt werden. Das Zieltreffen ist der nächste Schritt das Spiel des Kugelrollens zu erweitern. Dieses Ziel kann zwischen den beiden sich gegenübersitzenden aufgestellt sein und von beiden Seiten zu gleicher Zeit getroffen werden. Auch kann in die Mitte des Weges ein Thor für die Kugel aufgestellt werden. Das Auge muss die Hand richten, damit die Kugel grade durch das Thor von ihr geschoben werden könne; dieses Thor kann erst weiter sein, muss sich aber nach und nach verengen, um die Genauigkeit des Rollens und Sehens immer mehr zu prüfen. Eine kleine Kegelbahn im Freien gibt dem Kugelrollen eine bestimmte Anwendung für das Spiel. — Das Werfen der Bälle ist Anfangs, von den Händen der Schwachsinnigen ausgeführt, gar nicht zu nennen, es ist ein schüchternes oder täppisches Fallenlassen und wird sehr nach und nach zur Erweiterung gebracht — erst in die Luft, dann gegen die Wand und im Zuwerfen von zwei Ballspielern. Die Geduld des Lehrmeisters muss hier eine grenzenlose sein, will er all die Unbequemlichkeiten besiegen, ein Sieg der anfänglich doch nur zu sehr dürftigen Resultaten führt. Hat das Ballspiel aber erst für die Blödlinge Leben gewonnen, so ist es eines der dankbarsten, denn es vertritt die Stelle einer bewegenden Kraft, welcher die an sich schwerfälligen und langsamen, durch äussere Reizmittel gegeben, bedürfen. Das Schwingen des Balles, der an einer Schnur befestigt ist, hebt die raschere Bewegung auf und regelt die gemässigte balancirende. Dabei wird das Rechts und Links, das Auf und Ab, das Hin und Her, der Vorstellung und der Auffassung durch oftes Wiederholen zugänglich.

Gleich dem Spiele und neben ihm nimmt die Beschäftigung ihren Fortgang, die mit dem ersten Regen der Finger und dem ersten Richten des Blickes unserer Kinder beginnt. Wir wissen schon, dass die wenigsten von ihnen ihren Blick zu richten vermögen, er schweift unstät umher, wird von Nichts gefesselt, durch Nichts angezogen, das Auge ist gewöhnlich leer und theilnahmlos oder birgt ein flackerndes Licht ohne Feuer.

Ihre Hände zu gebrauchen haben die Blödlinge nur selten gelernt, sie wissen kaum wie sie eine Nadel halten sollen; einige die es verstehen würden, sind zu unruhig dazu und werfen die Werkzeuge wieder aus der Hand, andern entfallen sie aus Schlaffheit, Gleichgültigkeit oder Schwäche.

Hand und Auge in Gegenseitigkeit zu setzen, eines durch das andere anzuregen, die Hand das Auge zu sehen, das Auge die Hand zu treffen ist wie im Spiel auch die erste Aufgabe bei den Beschäftigungen.

Eine unbestimmte Anzahl von Bauklötzchen, verschieden in Grösse, Form und Farbe, liegt vor dem Kinde, das zum Bauen veranlasst werden soll; anfangs schiebt es die Bausteine untereinanner oder wirft sie unter den Tisch; nach und nach entschliesst es sich sie neben oder übereinander zu legen, ungleich, schief, ohne alle Regelmässigkeit, am ehesten noch hoch, um den Bau dann wieder umstossen zu können. Das wird den Kindern gern gestattet, weil die Freude am Umgestalten damit beginnt; auch umblasen müssen sie den Bau, und lernen daran den Lippenansatz für das f und das Aussprechen der Worte, die mit jenem Buchstaben beginnen.

Nach und nach bildet sich ein Verständniss für das Bauen heraus, ein Begriff für Symmetrie und der Bausinn entwickelt sich. Das Kind nimmt einen langen Stein und legt ihn in die Mitte; hierauf schiebt es zwei kurze an die beiden Seiten, und setzt auf diese zwei hohe. So geht es weiter fort, bis zu irgend einer Gestaltung, für welche die Bauenden selber zwar noch keinen Vergleich finden, obwohl sie eine Freude dafür gewinnen, weil das erwachende Auge ihnen sagt, dass sie ihren kleinen gesunden Mitbauenden schon näher kommen; unter diesen finden wir bei unsern Kindern einige, die ein sehr glückliches Bautalent besitzen, und diese kleinen Baumeister mit ihren Kirchen und Häuschen, Thoren und Brücken erwecken nach und nach den Nachahmungseifer, den der Lehrer durch das geregelte Vorbauen nicht erzielen würde. Wir dürfen wohl kaum wiederholen, dass bei dem Bauen wie bei jeder andern Beschäftigung, so wie in dem Spiel die erste selbstständige Thätigkeit den Durchbruch für ein rascheres Fortschreiten anzeigt.

Das Nachbauen gibt bei dieser Beschäftigung den nächsten Fortschritt an und beweist, dass das Vergleichungsvermögen erwacht ist. Jetzt kann man damit beginnen, die einfachsten Formen mit einer bestimmten Anzahl gleichgeformter Steine nachbauen zu lassen. Die Steine müssen aber massiv, aus Ziegelthon oder hartem Holz geformt sein.

Auf unserer ersten Bautafel finden wir 18 verschiedene Zusammenstellungen aus acht Bauklötzchen in gleicher Form: 8 Zoll lang, 4 Zoll breit und 2 Zoll dick.

Der einfachste Bau ist der Würfel, der aus acht Bausteinen zusammengestellt ist, diesen nachzubilden gelingt wohl bald, indem immer zwei und zwei übereinandergelegt werden, und zwar auf der flachen Seite, sie können mithin nicht so leicht umfallen wie bei Nr. 2., der Mauer, bei welcher die Steine auf die schmale Kante gestellt sind, und zwei der Länge nach übereinanderliegen. Noch schwieriger ist das Übereinanderstellen der Bausteine bei der hohen Wand Nr. 3. Mit einem Fingerruck ist eine solche Mauer umgestossen, und etwas Neues aus den acht Steinen gebaut. Anstatt der vier stellen wir fünf Bauklötzchen aufrecht neben einander, und stellen drei darüber, das gibt ein Gehege mit Deckplatten oder eine Gartenmauer (Nr. 4), sie darf nicht gar zu hoch und auch nicht gar zu niedrig sein. Der Herr des Gartens will über sein Gehege hinüber schauen können, und zu hohe Mauern bringen den Pflanzen auch zu viel Schatten. Die Gartenmauer hat andere Dinge abzuhalten als den Sonnenschein von den Pflanzen; sie schützt vor dem Anlauf schädlicher Thiere, und schliesst den Gartenraum so ab, dass nur Diejenigen, welche den Schlüssel der Gartenthür haben, hineinspazieren und sich an den wohlgehegten und gepflegten Blumen, Gemüsebeeten und Obstbäumen erfreuen können.

Wenn der Maurer eine Mauer aufrichtet, durch welche Licht in den innern Raum dringen soll, so lässt er Öffnungen für die Fenster (Nr. 6 und 7); sie können hoch und schmal, breit und niedrig, weit auseinander und nahe nebeneinander sein, mit Verzierung und ohne Verzierung. Wird es möglich sein, aus den acht gleichmässigen Klötzchen so verschiedene Fenstereinfassungen zu machen? Es kommt auf einen Versuch an. Erst legen wir zwei Klötzchen unten, stellen zwei an beiden Seiten darauf, und legen zwei weitere darüber, und ein ganz hübsches Fenster steht vor uns. Es hat die einfachste Form, die ein Fenster haben kann. Grosse Häuser und Schlösser haben so einfache Fenster nicht. Bei diesen verputzt und verziert der Baumeister schon mehr. Wie sollen wir es machen, dass wir unserm Fenster auch eine Verzierung geben können, wir haben ja keine Klötzchen mehr übrig? Wir stellen die Steine nur etwas anders zusammen. Die Fensteröffnung wird dadurch etwas kleiner, aber das Fenster bekommt dafür auch eine Krönung. Hier legen wir uns ein Bauklötzchen als Grundstein, stellen zwei über einander zu beiden Seiten, legen zwei darüber und ein drittes Klötzchen in die Mitte, so mauert es sich rasch und leicht.

Nun wissen wir schon, dass die acht Klötzchen vielfach zu verwenden sind, und wir stellen unsern Kindern immer schwerere Aufgaben. Zwei kleine Fensteröffnungen, Nr. 7, machen wir so: wir legen zwei Klötzchen unten, stellen in gleicher Entfernung drei darauf, legen zwei darüber und eines noch in die Mitte darauf. Die Fenster sind wohl durch diese Eintheilung etwas schmal, aber es kommt ja darauf an, zu welchem Gebäude sie benutzt werden. Alle Fenster müssen so angelegt sein, dass sie genug Licht und Luft in den Raum lassen, für welchen der Baumeister sie bestimmte. Ein kleines Kämmerchen hat auch nur ein kleines Fenster, ja zuweilen gar keines; eine

Kirche dagegen hat hohe, gewöhnlich spitz zulaufende und sehr oft auch mit bunten Malereien geschmückte Fenster, damit das Licht wohl in den Kirchraum dringen kann, aber die Kirchleute nicht aus dem Kirchenfenster auf die Strasse hinausschauen können. Aus dem gerade umgekehrten Grunde haben manche Häuser Spiegelfenster, durch diese sehen die Bewohner wohl hinaus, aber von Aussen kann ihnen Niemand hineinschauen.

Durch's Fensterlein kommt Sonnenschein,
Durch's Fensterlein dringt Licht herein,
Durch's Fensterlein, ist's noch so klein,
Schau ich hinaus aus meinem Haus.

Wir bauen etwas Neues, eine Falltreppe. Treppen lassen sich leicht mit den Klötzchen bilden, immer eines zur Hälfte über das andere gelegt, dadurch entstehen die Stufen. Freilich gar zu hoch kann die Treppe nicht werden, da wir nur acht Steine haben, und unsere Stufen von der rechten und von der linken Seite hinaufführen.

Um noch einen Stein zu gewinnen, nehmen wir den mittelsten aus der zweiten Stufenreihe, damit bilden wir die dritte Stufe der rechten Treppe, und haben unserer Falltreppe auch noch eine Fensteröffnung gegeben (Nr. 9). In den Keller muss auch Luft und Licht kommen. Gewöhnlich dringt das Licht durch das kleine Fenster nur spärlich in den Kellerraum, aber man findet dabei schon was man zu holen hat, wenn man auch die Laterne anzuzünden vergass.

Wir gehen einen Schritt weiter, und bauen eine Anhöhe mit zwei Treppenstufen, auf die wir einen Tisch stellen (Nr. 9), das Alles nur aus acht Klötzchen. Wir stellen eines aufrecht in die Mitte, und legen darüber das letzte. Solche kleine Tische finden sich oft aus Steinen in Gärten, an Wegen, an Ruheplätzen. Diese Tische stehen sicherer als die aus unsern Bauklötzchen gebildeten. Sie können nicht so leicht weggetragen und gar nicht umgestossen werden, weil sie sehr schwer sind und der Fuss in der Erde fest eingegraben ist.

Unser Tisch ist schon eingefallen, und wir wollen jetzt ein paar Thore bauen. Warum sollte es uns nicht gelingen? Wir stellen vier Klötzchen aufrecht, legen drei darüber, und eines noch über das Mittelste. Dadurch gewinnen wir drei Eingänge in die Stadt, welche unser Thor verschliesst, und haben *ihm* auch noch einen Aufsatz gegeben, wie ihn so viele Thore haben. Gewöhnlich ist ein solcher Aufsatz mit dem Stadtwappen geschmückt, oder mit allerlei Gestalten von Thieren: Pferde, Löwen, Adler (Nr. 10).

Nun frisch an das zweite Thor (Nr. 11), das muss etwas anders aussehen. Es soll auch drei Eingänge haben, aber hoch und spitz zulaufen wie ein Giebel; es steht auch schon so vor uns: vier Bauklötzchen sind aufgerichtet, zwei darüber gelegt, eines in der Mitte darauf, und auf dieses noch eines in aufrechter Stellung.

Das Thor unterscheidet sich von der Thüre durch seine Grösse und andere Bauart. Das Thor muss viel grösser sein als die Thür, weil Wagen hindurchfahren, und Rosse

und Reiter, oft ganze Regimenter von Soldaten und Schaaren von Menschen hindurch ziehen. Durch die Thür tritt gewöhnlich nur ein einzelner Mensch oder ein paar Menschen, durch das Scheunenthor fährt aber ein hochbeladener Heuwagen, der von der Wiese kommt. Die Festungsthore werden gewöhnlich schon früh geschlossen, und wer nicht ausgesperrt werden will, muss pünktlich vor Thoresschluss in der Stadt sein. Der Thorwächter hat das Amt zu öffnen und zu schliessen.

Zum Thor hinein geht man zur Stadt,
Zum Thor hinaus in's Weite,
Der Reisende, vom Wandern matt,
Sucht, dass zum Thor er schreite.
Er kommt zum Thor, schon ist es zu,
Nun muss er draussen bleiben,
Der Thorwart schläft in guter Ruh
Und er muss weiter treiben.

Ein Stoss an den Tisch, stürzt unser Thor ein. Was nun? Rasch ein neues Bauwerk. Wir wollen es nicht dem Zufall überlassen was entsteht: drei Steinchen stellen wir unten aufrecht, zwei andere über die beiden äussersten, zwei legen wir der Breite nach darüber, und eines stellen wir der Länge nach darauf. Ein Glockenthürmchen (Nr. 12) ist so entstanden; es gehört auf eine Dorfkirche, die Glocke ist da aufgehängt wo wir die Öffnungen gelassen haben, damit sie gut hin- und herschwingen könne. Die Glocke eines solchen Thürmchens hat Tag für Tag ein regelmässiges Amt zu verrichten; sie läutet die Stunden, nach denen sich alle Dorfbewohner richten und ihre Zeit eintheilen. Ist Kirche, so ruft das Glöcklein die Leute zusammen, ist ein Fest, so läutet es die Feier ein, ist Jemand im Dorfe gestorben, so geleitet das Glöcklein den Todten zum Grabe. Damit die Glocke vor Wind und Wetter geschützt sei, muss sie ein Haus und auf dem Haus ein Dach haben. Das Haus des Glöckleins ist ein Glockenthurm.

Das Glöcklein hat uns zu einem Friedhofe geführt, und wir bauen nun eine Grabeinfassung mit einem Denkstein (Nr. 13), es ist nur ein einfaches Kreuz, dadurch gebildet, dass ein Klötzchen quer zwischen zwei aufrecht gestellten liegt. Das Kreuz steht auf einer kleinen Treppe aus zwei Stufen und drei Klötzchen gebaut. Zu beiden Seiten haben wir noch zwei aufrechtstehende Bauklötzchen. Ähnliche Denkmäler stehen auf allen Friedhöfen, gewöhnlich noch mit Inschriften geschmückt. Unsere Klötzchen wollen wir aber nicht beschreiben, weil wir sie noch zu andern Dingen gebrauchen, z. B. gleich: zum Aufführen eines Wegweisers (Nr. 14). Der Wegweiser müsste auch wieder eine Inschrift haben, denn ein blosses Kreuz oder ein blosser Stein am Wege würde dem Wanderer wenig nützen, der Wegweiser soll auf den rechten Weg führen. Unser Wegweiser geleitet uns noch einmal zum Friedhof zurück, denn wir haben noch ein zweites Denkmal gebaut (Nr. 15), das einen Eingang hat, der in eine Gruft führt. Bei diesem sind vier Klötzchen aufrecht, je zwei und zwei dicht aneinander gestellt, so dass in der Mitte ein Durchgang bleibt. Darüber liegt ein anderes Klötzchen der Länge nach

und auf diesem steht das Kreuz. Der Eingang führt in eine Familiengruft, und oft kommen Kinder und Freunde, welche das Todtendenkmal mit Blumen schmücken.

Aus den Bauklötzchen, die eben noch ein Denkmal vorstellten, ist nun ein Häuschen geworden (Nr. 16) mit zwei kleinen Fenstern und einem flachen Dach. Bei dem Häuschen stehen die Bauklötzchen sehr dicht aneinander; unten liegt in der Mitte der Länge nach ein Klötzchen, zu beiden Seiten stehen zwei aufrecht, eines erhebt sich in der Mitte, zwei Klötzchen liegen über den stehenden und schliessen das mittelste ein, und über diesen befinden sich noch zwei andere.

Auch das Häuschen fiel ein, und die Bauklötzchen gestalten sich nochmals zu einer Gartenmauer und einer Thür (Nr. 15); zwei aufrecht stehende Klötzchen in der Mitte, zwei wagrecht liegende zu beiden Seiten, unten ein liegendes und ein stehendes. Aus den acht Bauklötzchen ist eine Mauer und ein Gartenthor vereinigt worden. Das Thor ist nicht geschlossen; Jedermann hat in den Garten Zutritt. Es ist das Thor eines Volksgartens (Nr. 16). Für die Erhöhung der Mauer haben die Klötzchen nicht mehr ausgereicht, nur für ihre Grundlage, aber das Ausbauen können wir nicht übernehmen, wir wollen uns mit der Anlage begnügen.

Zum letzten Male stellen wir die Klötzchen auf, und bekommen jetzt durch eine abermalige Veränderung in der Zusammenstellung einen Kamin: zwei liegende Klötzchen unten, zwei aufrecht stehende darauf, und zu beiden Seiten und oben auf wieder zwei liegende. Denken wir uns eine lodernde Flamme in dem Kamin und eine Gesellschaft an dem Feuer, die sich hübsche Geschichten erzählt. Zuweilen muss der Kaminfeger kommen mit Leiter und Besen, und den Kamin reinigen.

Mit wie vielen Dingen haben uns nun unsere acht Bauklötzchen bekannt gemacht, wie manche neue Vorstellung haben sie nicht in unsern Kindern erweckt, und zu wie vielen Vergleichen Veranlassung geboten. Die Sprache ist bei dem Bauen um Vieles flüssiger geworden, und das Ohr hat sich an das Erzählenhören gewöhnt. Die Geschichten waren um so angenehmer, da sie Gegenstände betrafen, welche die Kinder selber nachgeschaffen zu haben sich freuten.

Die Zahl der Bauklötzchen vermehrt sich, und die Freude an immer grösseren Bauten wächst bei der Ausführung. Es gelingt nach und nach etwas Selbständiges nicht Nachgebautes hervorzubringen, und einige der Figuren, aus siebenundzwanzig vier Zoll langen, ebenso breiten und hohen Würfeln zusammengesetzt, welche unsere zweite Tafel vorstellt, sind aus der Erfindung der Kinder hervorgegangen.

Nachdem wir den Bauenden bei ihren ersten Übungen nachhalfen und ihnen kleine Geschichten über die Gegenstände erzählten, die sie nachbauten, finden sie jetzt schon mitunter einen Vergleich, und wissen wohl auch etwas über das Haus, oder den Thurm, die Kirche, das Kreuz, das Doppelkreuz, die Fabrik mit den zwei Schornsteinen und das Denkmal zu sagen. Einzelne neue Gegenstände kommen dabei wieder hinzu, und

mit jeder Baustunde wird die eine oder andere architektonische Anschauung gewonnen, die durch das Auge in das Bereich der Begriffe dringt.

Auf unserer dritten Tafel sind drei Würfel einmal, und drei zweimal von Ecke zu Ecke getheilt. Durch die kleinen Dächelchen bekommen die Bauwerke einen neuen Charakter, der den Kindern wohl in die Augen fällt. Die Giebelformen sind vornehmlich dabei hervortretend, sodann die schräg ablaufenden Dächer und die ausgezackten Mauerränder. Die Gegenstände bringen wieder neue Mittheilungen. Die Kinder beginnen schon zu fragen und sich über die Unterschiede des Breiten und Spitzen bei ihren Bauten unterrichten zu lassen. Freilich von dem Verständnisse eines Styls kann dabei nicht die Rede sein, nur von einer Unterscheidung der auffallendsten Merkmale.

Weiterhin sind die acht Bausteine der ersten Tafel bis zu 27 vermehrt, drei davon sind zur Hälfte der Länge nach, und sechs nach der Breite getheilt, und somit gewannen wir dreierlei Bausteinformen, aus welchen die Bauten aufgeführt wurden, welche die vierte Tafel zeigt. Durch diese geringen Formänderungen ist abermals ein neuer und sehr anmuthiger Charakter in den Bauformen gewonnen, bei denen das Schlanke und Zierliche neben die früheren Begriffe von Breit, Hoch und Spitz als Unterscheidungsmerkmale hinzutreten.

Sind die Kinder so weit gelangt, die verschieden geformten Bausteine auf die Weise zusammenzusetzen, dass sie regelmässige Formen darstellen, so kann man sie selbständiger weiter bauen lassen und abwarten, bis sie selber die Aufforderung ergehen lassen, man möge sehen, was sie zu Stande gebracht, während in der ersten Zeit der Bauversuche jedes Kind seinen Führer neben sich haben musste. Ungeachtet der beschränkten Auffassung der Kinder äussert sich doch sehr die individuelle Neigung der Einzelnen; dieser will hoch hinauf, der Andere legt Alles flach und breit auseinander, ein Dritter stellt beständig Treppen zusammen etc. etc., bis sich an jedes Einzelnen Probeversuche die weiteren Ausschreitungen anschliessen, und auf einer höheren Stufe die Individualität allmälig immer bestimmter hervortritt.

Neben dem Bauen stehen in gleicher Linie für die Beschäftigungen das Flechten, Durchstechen, Ausnähen, Ausschneiden, das Papierfalten, das Stäbchenverschränken, die Erbsen- und Drahtarbeiten, das Legen mit Stäbchen, Ringen, Holzplättchen, das Auflegen geometrischer Zierformen, das Flächenausmalen und das Modelliren.

Für diese Arbeiten sind die Stoffe so zu wählen, dass sie gewissermassen handgreifliche, fass- und tastbare sind. Das schwache Kind, das zu nähen beginnt, kann nicht sogleich ein Vergissmeinnichtkränzchen auf Glanzkarton mit feiner Seide nähen; es bekommt einen festen Pappendeckel, in welchen ziemlich grosse Löcher mittelst eines schlanken Pfriems eingebohrt sind, und muss nun versuchen, die starke Nadel, in welche ein fester Faden von gedrehter Seide oder Garn gefädelt ist, der in das Öhr der stumpfspitzigen Nadel festgebunden sein muss, durch die Löcher in den Carton zu zie-

hen. Auf das Muster kommt es für's Erste noch nicht an; auch dürfen die Stiche noch zuweilen kreuz und quer laufen; erst soll das Auge nur den Blick auf das kleine Loch fixiren und der Wille so viel Herrschaft über die Hand erlangen, dass diese ohne Zittern und Hin- und Herfahren den Punkt der Öffnung treffen lerne. Das Ausnähen, das später von den Genesenen mit einem wahren Künstlereifer betrieben wird, hat anfangs gar keinen Reiz für die Stumpfsinnigen, und dem Anweisenden fällt die Aufgabe zu, jedem Neuling die Cartontafel fest zu halten und beständig mit dem Finger auf den Punkt zu tippen, nach welchem der Arbeitsanfänger die stumpfe Spitze seiner Nadel zu richten hat, dazu den abschweifenden Blick aufzufangen und dorthin zu leiten, wohin die arbeitende Hand folgen soll. Nach und nach werden die Löcher kleiner und der Nähende folgt mit seinen Stichen einem vorgestochenen Muster, das anfangs einen einfachen Kreis oder ein geschlossenes Viereck und andere ganz einfache Figuren darstellt; noch sieht er die Form nicht, hat keine Freude daran, man sticht ihm auch anfänglich nur wenige Löcher vor, und nach und nach die übrigen dazu. Eher als für die Form erschliesst sich das Auge für die Farbe, für die grellste und brennendste zuerst; der einfache dünne Nähfaden kann aber das Interesse für die Farbe noch nicht erwecken. Dazu gehört eine kompaktere Masse, wie z. B. die bunten Bausteine. Dennoch muss der Erfolge des Durchnähens ganz besonders Erwähnung geschehen, da gerade bei unsern Kindern die allerunruhigsten — ein Mädchen, das mit dem Veitstanze behaftet war, und ein Knabe mit der höchsten Nervenüberreizung — durch das Nähen zuerst gefesselt, zum Stillhalten und zum Fixiren ihres Blickes vermocht wurden. Nach und nach trat bei dieser Arbeit eine Beschwichtiguug des aufgeregten Wesens ein, die Aufmerksamkeit wurde concentrirt, und das früher beständige Zucken und Zappeln durch immer grössere Pausen unterbrochen

Aus dem Viereck und dem Kreise wachsen die geometrischen Formen durch Einsätze und Ein- und Ausbiegungen hervor, die Zacken- und Bogenform, die ineinandergelegten Kreise, die Verschlingungen à la Grecque und die vielen Variationen, die durch eine Biegung und Wendung des Umrisses sich gestalten. Die Schwingungen der Bogenlinie kommen sonach bei den Umrissen der Thier- und Pflanzenformen zur anmuthigeren Verwendung. Bei diesen durchgenähten Formen wiederholen sich die Gestalten, welche die Kinder zum Theil schon in ihren Spielen lieb gewonnen, wie z. B. die Schnecke, Schlange, das Häschen, der Hund, die Katze und Maus etc.

Auch die Flechtarbeit, wie sie die Geistesschwachen nach und nach vollbringen, hat ihre Übergänge und ihre Abstufungen im Material und in den Mustern. Der handgreiflichste Stoff für das Flechten sind Tucheggen oder Saalbänder, die wie Saiten auf einen Rahmen gespannt und von andersfarbigen Streifen durchzogen werden. Die Breite dieser Streifen beträgt etwa zwei Zoll, sie sind weich und dick, zerreissen nicht, sind auch nicht verlockend, des Haarigen wegen, daran zu kauen, was die Blödlinge gern thun, wenn sie einen Arbeitsstoff in die Hand bekommen. So z. B.

haben wir ein achtzehnjähriges Mädchen zur Heilung unter unsern Kindern, das bei den Erbsenarbeiten mit dem grössten Appetit die aufgeweichten Erbsen verzehrt, selbst wenn sie schon zu lange gestanden haben und unbrauchbar und übelriechend geworden sind. Auch Leder ist sehr verlockend daran zu lutschen, darum kommen die Leder- oder Saffianstreifen bei der Flechtarbeit erst später an die Reihe. Der glänzendrothe, so wie der saffrangelbe Saffian wirkt schon anregender für das blöde Auge als die matteren Farben des Wolltuches, für deren Unterbrechung und Abstich man ebenfalls rothe Bänder wählen kann. Die grösste Abwechslung bietet jedoch Flechten in Papierstreifen, dazu gehören aber schon geschicktere Finger, damit die feinen Streifchen bei dem Durchziehen nicht zerreissen, nicht zerknittert und weich werden. Die Flechtnadeln sind lange glatte Stiele von Holz oder Fischbein, die an der Spitze einen schmalen Spalt haben, in welchen man das Streifchen einzieht. Bei dem Papierflechten mit verschiedenen Farben treten auch mehr Musterveränderungen ein. Dem schachbrettartigen „Eins auf" und „Eins nieder" schliesst sich das Treppenmuster an, das Vorrücken von Eins zu Eins, von Zwei oben und Zwei unten, das Zickzack etc. So wird das Flechten zugleich auch eine gute Zähl-Übung in der Zahl und zwar das einfachste und natürlichste Zu- und Abzählen.

Bei der Flechtarbeit ist es mehr die Fingergeschicklichkeit und Beweglichkeit als eine Kraftanstrengung die gefordert wird, obwohl wir nicht vergessen dürfen, dass bei unsern Körper- und Geistesschwachen schon eine ganz geringe Handleistung diese Anstrengung fordert, wie sie das Draht- und Ruthenflechten ohnedem bedingt, das von den grösseren Knaben besonders gern und namentlich zu praktischen Zwecken geübt wird.

Bei dem Ausstechen ist eine gewisse Kraftanstrengnng von vorneherein bedingt; es geschieht mit einer Ausstechnadel, an welcher sich ein Stiel, etwa so lang und stark wie eine Bleifeder oder der Stiel einer Häkelnadel befindet. Die Nadel, die von verschiedener Stärke sein kann, ist unten in den langen Stiel eingebohrt oder festgeschraubt. Mit einer solchen handfesten Ausstechnadel werden die Stiche, wie sie das Muster angibt, ausgestochen. Bei den Anfängern sind die Stiche durch Punkte bezeichnet; später müssen die Ausstecher der Form die Entfernung der Stiche von einander selber treffen und gleichmässige Zwischenräume zwischen den Stichen lassen. Das Blatt, in welches das Muster eingestochen wird, muss eine weiche nachgiebige Unterlage haben: etwa ein Sandkisschen oder Wolltuch.

Die Kraftanstrengung der Hand, welche das Ausstechen erfordert, ist gesteigert bei dem Verschränken mit Holzspähnen; diese haben die Länge von ungefähr zehn bis zwölf Zoll und sind einen halben Zoll breit, sie sind aus Tannenholz geschnitten und leicht biegsam. Das Verschränken besteht darin, dass einzelne der Spähne zu festen verschiedenen Formen in einander geschoben werden, wie z. B. Gitter, Sterne, Triangel, Fensterrahmen. Die Sterne können fünf, sechs, sieben, acht Strahlen bekommen, die aneinander gesetzt, einen grossen Sternenkranz bilden. Bei dem Verschränken muss

die eine Hand die Spähne so zusammenhalten, dass sie beim Ineinanderschieben nicht wieder auseinander springen. Die zweite Hand muss die Stäbchen schieben. Zwei Thätigkeiten werden bei dieser Arbeit in Anspruch genommen: das Combiniren, welcher der Spähne unten und welcher oben zu liegen hat, damit die Form zusammenhalte, die zweite das richtige Abmessen der Entfernungen, das technische Schieben selbst. Der Fortschritt in der Beschäftigung besteht darin, dass die Zahl der Spähne die zu einer Form verschränkt werden, sich vermehre und dass die Spähne selbst kleiner und feiner werden, wodurch die Gestaltungen an Zierlichkeit gewinnen.

Eine andere Erweiterung der Handthätigkeit ist das Ausschneiden; nur erst das Scheerehalten und das Scheereregieren, dann das Schneiden an sich, endlich das Schneiden nach bestimmten Richtungen: grad, schief, rund und nach einer Vorzeichnung; wie das Ausschneiden von Bildern, die vornehmlich in das Auge fallen, wenn sie zunächst aus einfärbigem, am besten weissem Papier ausgeschnitten und dann auf mattschwarze Unterlagen geklebt sind. Die Gegenstände müssen fürs Erste die allereinfachsten sein, ein Mond oder Halbmond, ein Kreuz, ein Herz; nach und nach geht man zu mehr gegliederten Gegenständen über und auch da nur wieder zu solchen, die aus wenigen Theilen zusammengesetzt sind, und dem Verständniss am nächsten liegen und wenn auch noch sehr ungeschickt ausgeführt, doch eine andeutende Vorstellung von dem Gegenstande, den sie nachbilden, zu geben im Stande sind, wie etwa von der Hand mit ihren fünf Fingern.

Das freie Ausschneiden beschränkt sich vorerst nur auf Schnippern, Kleinmachen des Papieres, aber es ist schon viel gewonnen, wenn dieses mit einiger Theilnahme ausgeführt wird, die einzelnen Stücke etwas gleichmässig ausfallen und die Schnitte glatt und eben sind, anstatt zackig und gerissen.

Mit dem Ausschneiden oder vorerst Nachschneiden verbindet sich auch das Aufkleben; die Hand, der Mann mit den zwei Beinen, der Stern etc. nehmen sich auf der farbigen Unterlage, oder wenn sie aus buntem Papier geschnitten sind, auf der weissen Fläche schon recht dankbar aus. Bei den geometrischen Formen muss die erste Übung des Aufklebens überwunden sein und dasselbe schon genauer und nach dem, wie die Form es verlangt, ausgeführt sein. Da das geometrische Ausschneiden aber schon einer späteren Stufe angehört, so braucht es hier nicht besonders erwähnt zu werden. Das Aufkleben wird aber auf der ersten Stufe bei den Blödlingen durch das Auflegen von geometrischen Zierformen geübt, wie dies die betreffenden Tafeln darstellen.

Das Zusammenlegen des Papieres oder das Papierfalten und Brechen ist eine weitere Übung in dem geometrischen Formenbilden; es schärft das Auge für das ganz genaue Sehen und verlangt von der Hand, weil der Stoff sehr leicht regierbar ist, eine Sicherheit und Festigkeit, die erst nach oft wiederholten Versuchen gewonnen wird. Einen graden Papierbruch machen, das Papier halbiren und genau Ecke auf Ecke legen ist keine Kleinigkeit für die noch zitternden Finger; für das noch blöde und

incorrekt sehende Auge, und die schon gemachten Übungen des Schneidens kommen hierbei zu Hülfe. Vergnügen macht das Verwandeln der Formen, das Kleinerwerden derselben, das Übergehen aus einem Viereck zu einem Dreieck, Rähmchen, Täschchen, zu Parquetmustern, Salzfässern, Kästchen, Schiffchen etc.

An das Falten schliesst sich dann das Zuschneiden und mit diesem in Verbindung sind die Papparbeiten, deren unsere Kinder, welche sich auf der Übergangsstufe zu den Genesenden befinden, schon mit gutem Glück versucht haben, z. B. offene Schächtelcheu, viereckige, längliche, flache und tiefe.

Das Bilden von geometrischen Körper-Formen geht bei den Erbsenarbeiten in eine grössere Vielseitigkeit über; diese Beschäftigung, die in ihren Ergebnissen so zierlich, ja künstlerisch erscheint und auch bis zu einer Kunstarbeit sich entwickeln kann, verursacht den Körper- und Geistesschwachen nicht die Schwierigkeit, wie es wohl scheinen möchte; sie nehmen mit Vergnügen die schlanken feinen Stäbchen, brechen sie zu gleichen Theilen, spitzen sie mit scharfen Messern an beiden Enden und vereinigen sie an den Spitzen mit Erbsen, die eine bestimmte Zeit im Wasser gelegen und erweicht worden sind. Die erste Erbsenarbeit wird ein Stäbchen mit einem Knopf oder einer Erbse an der Spitze sein und an eine Knopfnadel erinnern, an einen Spazierstock etc. Die zweite wird an beiden Spitzen je eine Erbse haben und neue Vergleiche hervorrufen. Stäbchen an Stäbchen wird nun angesetzt und es bilden sich Dreiecke, Vierecke, Vielecke, endlich entsteht der durchsichtige Würfel, dieser bekommt ein Dach und das Häuschen ist fertig; ein Tisch, ein Stuhl mit vier Beinen, die an ihren Spitzen Kugeln haben, auf denen sie stehen, wachsen aus dem anmuthigen Material heraus und selbst anfänglich, wenn die Hölzchen noch schief gesteckt sind, die Gegenstände auf ihren Füssen noch nicht recht stehen wollen, die Thürme, wie der zu Pisa, überhängen, so gewinnen die Arbeitenden doch Vertrauen zu sich selbst, da sie in verhältnissmässig kurzer Zeit etwas fertig bringen, was ganz hübsch aussieht. Obwohl die Stäbchen leicht knicken, die Erbsen bei ungeübter Behandlung bald zerspringen, so ist doch das Material ein leicht ersetzliches und der Schaden eben so leicht wieder ausgebessert als er angerichtet wurde. Das versöhnt mit dem Misslingen des Unternehmens und führt auch schneller durch die oft und rasch wiederholten Versuche zu einem Gelingen.

Das Legen mit Stäbchen und Ringen, noch beweglicher und wechselnder in den Darstellungen, geht mit dem Formenbilden, wie es die Erbsenarbeiten gestatten, Hand in Hand. Anstatt der verbindenden Erbsen, die den Stäbchen den nöthigen Zusammenhalt geben, dient bei dem Legen die feste Unterlage der Tischplatte; auf dieser werden die Figuren mit den Stäbchen und Ringen leicht gezeichnet; die Mühe und Aufmerksamkeit, so wie die Handsicherheit, welche das Ziehen eines graden Striches oder einer Bogenlinie sonst verursacht, fällt bei diesen Zeichen- oder Legeübungen weg, weil die gerade wie die Bogenlinie durch den festen Stoff, den Halbring und den Stab gegeben sind. Ringe und Stäbe können aus verschiedenen Stoffen sein, je massiger

das Material im Anfange ist, um so besser. Die Sprechübungen erweitern sich bei der Mehrheit der Formen, die sich leicht und rasch gestalten lassen: das Kreuz, der Stern, die Rosette, oder Gegenstände, die schon in Papier geschnitten wurden, kommen durch die gelegten Formen wieder in neuer Masse und nur in ihren Umrissen auf der Fläche zur Darstellung und regen die Arbeitenden zum Vergleiche an.

Das Legen mit Täfelchen gibt ähnliche Formen, nur gefüllt, und steht zu den früheren Legeübungen ungefähr in demselben Verhältniss wie die Papparbeit zu den Erbsenarbeiten. Täfelchen, wie Ringe, werden den Reiz an der Arbeit erhöhen, wenn sie von verschiedenen Farben sind.

Die bunten Täfelchen, oder die bewegliche Mosaikmalerei wird in dem Auflegen der geometrischen Zierformen fortgesetzt und beide stehen in Verbindung mit dem wirklichen Ausmalen von Flächenfiguren welche für diesen Zweck ihre Umgrenzungen haben. Der Verkehr mit Farbe und Pinsel ist anfänglich der allereinfachste. Die Geistesschwachen bekommen auf ihrer Fortschrittsstufe in den Beschäftigungen ein quatrirtes Blatt auf Pappdeckel gezogen, dessen Gevierte sie mit zwei verschiedenen Farben abwechselnd auszufüllen haben. Sind sie erst vermögend die Grenzen einzuhalten oder pinseln sie nicht mehr über und verschmieren das einfache Muster, so gibt man ihnen zusammengesetztere und sie gelangen nach und nach bis zu den Sternen, deren feine Strahlen auszupinseln schon seine Schwierigkeiten hat.

Das Modelliren in Thon und die Gyps- und Holzarbeiten, die das Umgehen mit Massigem und Fügsamen bringen, gewähren unsern Blödlingen mehr Freude als man voraussetzen dürfte. Der Trieb zu formen und aus dem ganz Ungestalteten, Klumpigen etwas herauszubilden, das sich abscheidet, das ein Ding an sich ist, wenn ihm auch noch kein Name gegeben werden kann, treibt sie den weichen Thon anzugreifen und auf gut Glück hinein zu arbeiten. An diese Neigung knüpft sich der Unterricht leicht an. Der Modellirthon wird auf ein Brett gedrückt und mit einem Modellirholze werden in die Fläche anfangs grade, später gebogene Linien geschnitten und dem Blödlinge fällt die Aufgabe zu, diese Linie nun abermals zu durchschneiden. Die Kinder machen diese Übung gern und man lässt sie dieselbe so oft wiederholen, bis sie eine schöne reine Kante zu Stande gebracht haben. Können die Kinder die Kanten schneiden, so führen sie hierauf freie Linien aus, sie brechen z. B. Ecken, wodurch die Phasen entstehen, wie sie auf unsern Tafeln zu sehen sind. Mit der einfachen Form, welche die Kinder kennen lernen, haben sie zugleich die eine Linie zu zeichnen begonnen. Von den Phasen gehen unsere kleinen Arbeiter zu den Hohlkehlen über, welche gewöhnlich mit einem passenden Modellirringe zu Stande gebracht werden; damit ist ein Fortschritt zu einer schwierigeren Arbeit gegeben. Die Blödlinge gewöhnen sich die Werkzeuge zu handhaben und einen sichern Schnitt zu führen, dann gehen wir zu den einfachen Verzierungen über, welche gleichsam die Grundlage zur Ornamentik bilden, wie sie in den zwei beigefügten Tafeln dargestellt sind.

Auf dieselbe Art verfahren wir auch in Gyps und Holz. Gleichwie die Blödlinge anfangs in Thon mit dem Modellirholze oder dem Ringe arbeiten, lernen sie später den Meissel oder das Eisen führen, haben sie nur erst den nöthigen Begriff der Form gewonnen, welche sie in Gyps oder Holz geben wollen, was ihnen durch das Modelliren schon zur Übung wird. — Das Aussägen von Durchbrechungsflächen bildet einen andern sehr anziehenden Gestaltungskreis für die Holzarbeiten, dieser gehört jedoch einer spätern Stufe an.

Die Geistesschwachen dürfen bei all diesen Beschäftigungen sich nicht lange allein überlassen bleiben; sie müssen die fremde Aufsicht wie Theilnahme für ihre Arbeit empfinden, um an diese gefesselt zu bleiben.

Bei den Formenarbeiten beschränkt sich die Thätigkeit der Kinder fast lediglich auf ihre Hände und ein ruhiges Sitzen ist dabei durchweg gefordert. Etwas anders ist es mit den Gartenarbeiten, die den ganzen Körper in Aktivität versetzen und die Vermittlung von Gymnastik und Bewegungspiel abgeben. Die Gartenarbeit schliesst einige Bethätigungen ein, die sich mehr dem Spiel nähern, wie das Zusammentragen von Steinen, Rasenstücken, ausgegrabenen Regenwürmern, das Ausziehen, das Begiessen der Pflanzen, das Anbinden, Aufrichten und Sortiren, andere wieder, welche die grössere gymnastische Anstrengung erfordern, wie das Graben, Schaufeln, Wegkarren, Aufladen und andere. Hat ein Blödling erst die Energie gewonnen einen guten Spatenstich zu machen, den Fuss auf die Schaufel zu setzen, die eiserne Spatenspitze in die Erde kräftig hinabzudrängen und hierauf die abgestochene Erde mit geschicktem Wurf herauszuschleudern, so darf man den Arbeitenden sicher schon zu den Genesenden zählen und bei diesen tritt dann auch eine Art naturkundlicher Unterricht hinzu. Neben den gesunden Lehrlingen der Gärtnerschule sieht es die Levana auch noch besonders auf diejenigen Knaben aus der Abtheilung der Genesenen ab, welche auf ihrer Altersstufe einem bestimmten Berufe zugeführt werden sollen und für die Gärtner- und Ackerbauschule sich befähigt erwiesen. Dessgleichen sieht sie ihre Lehrlinge an den Formenarbeiten sich zu Töpfer, Drechsler, Modelleur, Holzschnitzer, Papparbeiter, Buchbinder herausbilden und kann durch den mehrjährigen Verkehr mit den Kindern am besten bestimmen, in welcher Richtung sich ihre Anlagen am erfolgreichsten entwickeln dürften, ob für die Töpferarbeit, das Drechseln, das Holzschnitzen, die Papp- und Buchbinderarbeit, oder welche sonst. Durch den Anschluss der Lehrlingsschule an den Arbeitsunterricht, welcher der Berufsschule vorausgeht, ist die vollendete Grundlage für die Heilung und Erziehung der Blödlinge geboten, die nur stückweise und einseitig gegeben wäre, wollte sie das begonnene Werk der Erziehung grade dann in fremde Hände übergehen lassen, wenn durch den Anschluss an das Frühere erst das rechte Ergebniss der Heilung für das spätere und nach Verhältniss viel längere Leben erreicht werden soll.

Wir können in den hier beigegebenen Tafeln nur einzelne Anfänge, die Muster

einzelner Arbeitsproben bieten, den Stufengang für jede einzelne Beschäftigung geben unsere „Lehrgänge“ die für sich erscheinen; eben so können wir hier nur einzelne Spiele als Hinweis auf das „Spielliederbuch“ in unser Jahrbuch aufnehmen; die Anregungen werden indess genügen unsern Lehrgang im Allgemeinen und das Ineinandergreifen der angewendeten Mittel und der eingeschlagenen Wege in einem Gesammtbilde aufzufassen.

Schliesslich haben wir noch zu bemerken, dass unsere Beschäftigungen der Blödlinge unterster Stufe der Art nach dieselben sind wie die des Kindergartens. Wie wir diese Beschäftigungen für unsere Gesundenabtheilung anders gestaltet haben, als sie es im Fröbel'schen Kindergarten sind, so versteht sich weiterhin eine Modification derselben für die Blödlinge ganz von selbst. Wir halten die Gestalt, die Fröbel den Beschäftigungen gegeben hat, für einseitig systematisch und insbesondere auch durch ein Verfrühen der Reflexion verbildend; wollte man sie bei blöden Kindern in der von Fröbel systematisch vorgezeichneten Weise einzuführen versuchen, so würde man dieselben sicher mehr abstumpfen als wecken. Bei allen Beschäftigungen und Unterrichtsgegenständen hat sich, wie die Leser im Folgenden ersehen werden, herausgestellt, dass das blöde Kind durch abstrakte Formen durchaus nicht zu fesseln ist, dass es immer und überall die concretgegenständliche Vorstellung und zwar die möglichst frappante verlangt, während das gesunde Kind sich allerdings auch für die Form als solche interessirt, wenn das in Anspruch genommene Interesse nicht überspannt wird. Mit den Fröbel'schen Liedern und Reimen lässt sich weder bei den Gesunden noch bei den Kranken irgend etwas anfangen; das Singwesen muss überhaupt beschränkt und an die Stelle der von Fröbel gegebenen Reime und Lieder müssen andere eingeführt werden, wozu wir bei uns den Anfang gemacht haben. Brauchbar bleiben von den Fröbel'schen Spielen die ursprünglich volksthümlichen, die aber gleichfalls theilweise von ihm missgestaltet worden sind und ihrer ursprünglichen Gestalt wieder angenähert werden müssen, wobei allerdings immerhin eine Ästhetisirung der zuweilen rohen Form stattzufinden hat.

Eine der ersten Modificationen, welche die Beschäftigungen bei den Blödlingen erhalten müssen, ist die grössere Massigkeit des Materials uud sodann die grössere Schärfe aller Contraste, wie z. B. der Farben, die bei der Beschäftigung der Blödlinge auch da angewendet werden, wo es bei der Beschäftigung der Gesunden nicht zulässig ist. Beim Bauen nehmen wir für die Blödlinge Bausteine von 4 Zoll Länge, Breite und Höhe in der Würfelform, wonach sich die übrigen Nicht-Würfelformen bestimmen, während die Bausteine der Gesunden bei der Einzelbeschäftigung nur 2 Zoll Länge, Breite und Höhe in der Quadratform haben, bei dem gemeinsamen Bauen dagegen grössere als die Bausteine der Blödlinge, nämlich sechs Zoll in der Quadratform. Dasselbe gilt für das Flechten, das Verschränken, das Ring- und Stäbchenlegen;

überall ist das Material für die Blödlinge ein bedeutend grösseres als für die Einzelbeschäftigung der Gesunden. Was das Bauen anbetrifft, so beginnen wir die systematische Bauübung bei den Blödlingen grade wie Fröbel mit acht Bausteinen in Backsteinformen, aber erst dann, wenn das freie, bei den Blödlingen allerdings stets anzuregende und zu unterstützende Combiniren einer beliebigen Zahl von Bausteinen in verschiedenen Formen eine genügende Zeit schon getrieben worden und dadurch die Reflexion auf die Bestimmtheit der Bauform schon geweckt worden ist; denn die systematische Bauübung verlangt das Nachbauen und man muss hier und bei den Blödlingen nicht nur von den leichtesten Aufgaben ausgehen, sondern ihnen auch möglichst anschaulich machen, dass mit demselben Materiale d. h. mit derselben Zahl gleicher Bausteine die verschiedensten Formen hergestellt werden können. Während bei dem Bauen der Gesunden grelle Farben nicht in Anwendung kommen dürfen, sondern nur und zwar auch nicht durchweg matte Steinfarben, ist bei den Blödlingen die Färbung und zwar die entschiedene Färbung der Steine nicht nur zulässig, sondern geboten, weil ihnen ausserdem die Form, die sie darstellen, nicht als eine concrete vorstellig wird. Wir brauchen also insbesondere Bausteine, welche das Backsteinroth und das Roth der Ziegeldächer darstellen, ferner rein weisse Steine zur Darstellung weisser Wände, der Sockel und Eckquadern. Will man noch eine dunklere Färbung hereinnehmen, so ist es dem Ziegeldach gegenüber das Schieferdach. — Auch bei dem Flechten müssen die Farben für die Blödlinge ziemlich lebhaft sein und scharf contrastiren, während bei den gesunden Kindern sehr bald auf den milderen und harmonischen Farbeneindruck Rücksicht zu nehmen ist. — Bei dem Ausnähen dürfen nur reine zarte Farben in Anwendung kommen. Was die Formen anbetrifft, die durch das Ausstechen, Ausnähen und Ausschneiden dargestellt werden, so gehört das geometrische Ausschneiden weder in den Kindergarten der Gesunden noch unter die anfänglichen Beschäftigungen der Blödlinge; das Ausschneiden ist also nur Ausschneiden in architektonischen und organischen Formen und hat bei den Gesunden im Kindergarten zwei Übungen nebeneinander: das Ausschneiden gegebener Umrissbilder und das freie Ausschneiden nach eigener Phantasie. Bei den Blödlingen ist die Vorübung im Gebrauch der Schere nothwendig und es kommt zunächst darauf an, dass man sie an der Handhabung der Schere durch den freien Gebrauch derselben Gefallen finden lässt, sodann aber bestimmte Bewegungen in Anspruch nimmt. Bei dem Ausschneiden gegebener Bilder müssen die Blödlinge die auszuschneidenden Bilder weiss auf mattschwarzem Grunde erhalten und ihre Aufgabe besteht darin, dass sie eine dem Rande des Bildes folgende weisse Linie mit der Schere festhalten, während die Gesunden einfache Umrisslinien bekommen, und um die Wirkung zu geniessen sich das ausgeschnittene Bild auf einen dunklen Hintergrund auflegen. Was das freie Ausschneiden anbetrifft, so muss die Phantasie der Blödlinge im Unterschiede zu den gesunden Kindern immer erst angeregt werden.

Der Charakter des Ausnähens verlangt das Vorherrschen der Parallellinien, mögen es gerade oder gewundene sein, sowohl in den architektonischen als in den organischen Formen, der Charakter des Auschneidens volle starkeckige und ausgebauschte Formen, während der Charakter des Durchstechens durch den Zweck einer bestimmten Wirkung des durchbrechenden Lichtes also einer Art von Illumination bedingt ist und desshalb Formen verlangt, die sich als strahlende und flimmernde gut ausnehmen. Von eigentlich organischen Formen kann desshalb bei dem Durchstechen nicht die Rede sein, eben so wenig aber von einfach geometrischen und streng architektonischen Formen wie das Durchstechen von ganzen Gebäuden, wogegen die mannichfaltigsten Modificationen der Kreuz-, Stern- und Radformen hier am Platze sind.

Der Charakter, den jede Arbeit hat, muss streng eingehalten werden, und wenn diess geschieht, so ergeben sich immer eine Anzahl von Grundformen und einfacher Combinationen, mit deren Erschöpfung die Übung durchgemacht ist. Bei dem Ausnähen ist immer eine bestimmte Farbenwirkung zu erzielen, es sind daher nur Gegenstände zur Darstellung zu wählen, welche einfache und ansprechende Farbengegensätze haben, Blüte und Blatt sind darum hier berechtigter als die Frucht, die vorzugsweise für das Ausschneiden da ist, was mit dem, was wir über den Körpercharakter gesagt haben, übereinstimmt.

Auf die Beschäftigung und die Ausbildung des Farbensinnes ist bei den Blödsinnigen ein grosses Gewicht zu legen, wesshalb das Legen mit farbigen Stäbchen, Ringen und Täfelchen bei ihnen nicht nur zulässig, sondern geboten ist, während bei den Gesunden die farbigen Ringe und Stäbchen ausgeschlossen sind, und auch das Täfelchenlegen nicht einen solchen Raum einzunehmen braucht, wie bei den Blödlingen, wenn es nicht in eine ähnliche Spielerei ausarten soll, wie bei dem Kaleidoskop. Bei den Blödlingen dürfen auch Farbengläser, die den Farbenreiz wesentlich verstärken, angewandt werden. Bei den Gesunden darf das Zusammensetzen solch farbiger Gläser höchstens ein Festtagspiel sein. Das Farbenpinseln beschränkt sich bei den Blödlingen ganz von selbst, und muss bei den Gesunden grundsätzlich beschränkt werden, da die Berechtigung ausgedehnter und systematischer Übungen im Färben, Anstreichen, Ausmalen etc. etc. erst einer spätern Stufe angehört.

Die Gartenarbeit ist für die Blödlinge im Beginne keine eigentliche Arbeit, sondern bietet nur, indem sie im Garten während der Arbeit sich aufhalten, Gelegenheit ihre Beobachtung und ihren Thätigkeitstrieb anzuregen und in Anspruch zu nehmen. Wenn die eigentliche Gartenarbeit mit den Blödlingen beginnen kann, sind sie schon auf eine bestimmte Entwicklungsstufe hinaufgehoben.

Bezüglich der Spiele wollen wir nachträglich nur noch bemerken, dass die Fröbelschen Übungen mit dem geschwungenen und dem gerollten Balle weder bei den Gesunden noch bei den Kranken übertrieben werden dürfen, obgleich sie bei den kranken Kindern nachhaltiger geübt werden dürfen als bei den gesunden. Die pädagogische Aufgabe ist,

aus diesen Vorübungen möglichst bald den Übergang zu eigentlichen Ball- und Kegelspielen wie sie dem Alter angemessen sind, zu finden, damit ist aber an sich der Übergang in das Gebiet der gymnastischen Übungen gegeben. Die besondern Spiele der kranken Kinder haben den Charakter von Vorübungen für gemeinsame Spiele mit den Gesunden, daraus ergibt sich von selbst, dass die Blödlinge mehr spielen als die Gesunden, und dass das Spiel der Kranken immer die momentane oder beschränkte Darstellung des gemeinsamen Spieles ist.

Dass die Spiele und Beschäftigungen durchweg zu gleicher Zeit Sinnesübungen und Übungen des motorischen Vermögens sind, wird im Allgemeinen Jeder zugeben, ebenso, dass bei denselben die Übungen der Sinne und der Beweglichkeit keine vereinzelten, sondern stetige und zusammenhängende sind, also bei der Allseitigkeit des Spiels und der Beschäftigung an sich einen systematischsn Charakter annehmen. Es wäre nun sehr interessant im Einzelnen nachzuweisen, wie die Fähigkeiten des Fühlens Wägens, Kraftmessens, des Hörens und Sehens sowohl nach der Seite der Accomodation wie nach der der Fixirung, wie ferner die einzelnen Bewegungswerkzeuge nach der Seite der Energie wie nach der der Isolirung und der Verbindung der Bewegungen und zwar im unmittelbarsten Zusammenhange mit der Wahrnehmungs- und Beobachtungsfähigkeit geübt werden. Wir müssen uns aber diesen Nachweis so wie das Eingehen auf die durch pathologische Gesichtspunkte bedingten Modificationen der Spiele und Beschäftigungen für den nächsten Jahrgang des Jahrbuches vorbehalten. Einer dieser Gesichtspunkte ist z. B. die Beseitigung des bei Idioten sehr häufigen Schielens, welches eine ausgedehntere Übung derjenigen Spiele und Beschäftigungen fordert, welche geeignet sind zum Abmessen der Annäherung und Entfernung eines sich bewegenden Körpers zu gewöhnen und zu befähigen. Dass in dieser Beziehung das Rollspiel mit Kugeln als erste Übung eine besondere Wichtigkeit hat, wird Jedem, der mit der Physiologie, d. h. hier der Mechanik des Sehens vertraut ist, sofort einleuchten. Eine Vorfrage dieser Erörterungen wird die sein, worin bei den Idioten die häufig vorkommende Einseitigkeit der organischen Bethätigung, das Wort im Sinne der durch den Organismus hindurchgehenden Zweiseitigkeit, also der Doppelvertretung der Organe genommen, z. B. die Neigung zum Schielen, die Neigung zum einseitigen Handgebrauch begründet sind. Eine andere Vorfrage von noch allgemeinerer Bedeutung ist das Verhältniss, in welchem die Isolirungsfähigkeit, welche die Mitbewegungen ausschliesst, zu der Fähigkeit der Beibewegung und überhaupt zur Complication der Bewegungen steht, woran sich die praktische Frage anschliesst, wie weit bei dem Kinde auf den Ausschluss der Mitbewegungen gewirkt werden darf. Nach unserer Ansicht gehen die Fröbel'schen Spiele und Beschäftigungen in der ausdrücklichen Übung der Isolirungsfähigkeit viel zu weit, so wie wir uns weiterhin gegen eine Gesundengymnastik erklären müssen, welche vor der ersten Entfaltung des Organismus, d. h. vor dem Beginne des Jünglingsalters, Übungen, welche den Ausschluss der Mitbewegung bezwecken, vorher-

schen lässt. Auch die krankhaften unwillkürlichen Bewegungen, die Zuckungen etc., werden nach unserer Ansicht am leichtesten und sichersten durch die allseitige Bethätigung, die das Interesse in Anspruch nimmt, überwunden, während die negative Spannung der Aufmerksamkeit und des Willens gegen diese Bewegung jedenfalls nur schwer und langsam und mit Beeinträchtigung der Gesammtentwicklung zum Ziele führt, in einzelnen Fällen aber dazu dienen möchte, die Überreizung zu steigern; hierbei ist für ausgebildete krankhafte Zustände wie es der Veitstanz ist, das Stadium der Reizung und der Lähmung zu unterscheiden, da im erstern die Bethätigung reducirt, im zweiten gesteigert werden muss, wie wir das in der Krankengeschichte von Leontine nachgewiesen haben.

Auf die physiologische Wirksamkeit des Spieles werden wir in den folgenden Jahrgängen unseres „Jahrbuches" einzugehen, Gelegeheit genug haben, diessmal mussten wir uns begnügen, mehr ein oberflächliches Bild der Spiele und Beschäftigungen zu entwerfen und ihre Wirkungen im Allgemeinen zu charakterisiren, da der bei weitem grösste Theil des ärztlichen und nicht ärztlichen Publikums mit diesen pädagogischen Mitteln so gut wie ganz unbekannt ist.

Der Unterricht der Blödlinge.

An die Beschäftigungen knüpft sich überall, wie wir im Einzelnen gesehen haben, ein anregender und mittheilender Unterricht an, der theils die Erinnerungen der Kinder belebt, die Anschauungen, die sie gehabt haben, erneut, theils ihre Phantasie weckt, theils sich auf das bestimmte Verständniss der Formen und Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigen, bezieht. Wir können diesen Unterricht den „Gelegenheitsunterricht" nennen, müssen ihn aber sofort noch weiter auf das ganze Zusammenleben mit den Kindern, auf die Spiele, auf die Wanderungen, die gemeinsamen Erholungen und die häuslichen Feste ausdehnen. Die Aufgabe des Gelegenheitsunterrichtes ist es, an das, wofür das Interesse des Kindes schon gewonnen ist, Anderes anzuknüpfen, seine Anschauungen zu verinnern, und es zu der selbstständigen Combination, zu dem Associiren von Vorstellungen zu gewöhnen und zu befähigen. Während das gesunde Kind mit dem willkürlichen Verknüpfen von Vorstellungen ein Spiel treibt, welches geregelt werden muss, besteht die Mangelhaftigkeit des geistigen Lebens der Blödlinge, das, was sie zu solchen stempelt, darin, dass sie die Vorstellungen, die in ihnen schneller oder langsamer — denn die Langsamkeit ist keineswegs für den Idiotismus charakteristisch — entstehen, nicht zu verknüpfen vermögen, und dazu auch keine Neigung haben, oder die Willkür der Verknüpfung nur sehr schwer regeln lassen. Hieraus ergibt sich zur Genüge die Wichtigkeit des „Gelegenheitsunterrichtes" für die Gesunden wie für die Blödlinge; er ist aber für die Letzteren anfänglich und zwar auf lange der einzig mögliche. Wir müssen uns aber hierbei dagegen verwahren, dass für diesen Gelegenheitsunterricht ganz absonderliche Reiz- und Weckmittel bei den Blödlingen nöthig sind, da wir vielmehr überzeugt sind, dass das Bedürfniss solcher Mittel, die darauf berechnet sind, die Aufmerksamkeit des Kindes gewaltsam zu erzwingen, ein Armuthszeugniss für die Art und Weise ist, wie der ganze Gelegenheitsunterricht betrieben wird. Spiele und Beschäftigungen müssen den Weg bahnen, um die Aufmerksamkeit des Kindes, wenn man will, in Anspruch nehmen zu können, und frappante, überraschende Thatsachen, Ereignisse und Gegenstände finden sich stets, wenn man mit den Kindern zusammenlebt, aber sich nicht in einem engen abgezirkelten Kreise bewegt,

sondern mit ihnen in das Freie hinaustritt und der freien Bewegung Raum lässt. Hierbei ist noch besonders hervorzuheben, dass auch in dieser Beziehung sich die Nothwendigkeit herausstellt, gesunde Kinder mit den Blödlingen zusammen zu haben. Denn sollen z. B. die Spaziergänge und Wanderungen, die Hausfeste etc, Ereignisse und Erlebnisse mit sich bringen, sollen sie nicht einförmig und in dem beständigen Bemühen die Kranken zusammenzuhalten, zu schützen und zu belehren, verlaufen, so sind dabei gesunde Kinder, welche sich nicht nur fragen lassen, sondern selbst fragen, welche bald dieses bald jenes bemerken und es sich aneignen, welche hier und da ein kleines Unglück erleiden und erleiden können, durchaus unentbehrlich. Die Kranken müssen, wie im Spiele, so bei der Wanderung von dem Gefühle der Krankhaftigkeit frei werden, und sie werden es nur, wenn die Thätigkeit und das Erleben des Gesunden, das ihr Interesse erregt, sie aus sich selber herauszieht. Freilich verlangt der rechte Gelegenheitsunterricht bei den gesunden und kranken Kindern nicht nur Hingabe, Liebe für die Kinder und Verständniss ihres Wesens, sondern ein specifisches Talent, die Fähigkeit, Alles, was gerade vorkömmt, gewandt und ungezwungen auszubeuten, und Erleben und Belehren zu einer harmonischen Einheit fortgesetzt zu verbinden. Dies Talent ist bei den Frauen von Natur häufiger als bei den Männern, es gibt aber jetzt nur wenige Frauen, die es in der That ausgebildet haben. Diejenigen, welche ausdrücklich dazu gebildet worden sind, z. B. die Schülerinen Fröbel's, leiden nur zu häufig nnd zu sehr an der ewigen Reflexionssucht und an jener Affektirtheit, welche das geringste Thun und Erleiden zum „Bewusstsein bringen“ oder klein theatralisch aufputzen will, wodurch die Kinder immer zunächst überreizt und sodann blasirt werden. Wir haben diess in unserem Kreise selbst erlebt, und wissen wie schnell durchaus naive und natürlichsinnige Kinder zu einer falschen „Sinnigkeit“ und einem altklugen Wesen verkehrt werden können.

Dem Gelegenheitsunterrichte entgegengesetzt ist der systematische Unterricht; wir sind nicht dafür, dass dieser allmälig eingeführt, wieder unterbrochen und wieder aufgenommen wird, sondern wollen, dass der Eintritt desselben bei dem kranken wie bei dem gesunden Kinde Epoche macht und eine Veränderung seiner ganzen Lebensweise mit sich bringt. Dessenungeachtet trägt der systematische Unterricht auf seiner ersten Stufe den Charakter des Gelegenheitsunterrichtes noch in und an sich, insofern als überall der willkürlichen Combination noch Raum gelassen wird, und die Thätigkeit der Aneignung als eine äusserlich veranlasste erscheint. Wir führen hierfür das Lesen, wie es von uns getrieben wird, als Beispiel an. Das Kind, welches lesen lernen soll, muss das Lesen l e r n e n, das Behalten und Wiedergeben der Wortbezeichnungen als ein Können, welches es sich aneignen m u s s, aber der rechte Unterricht hat die Einübung der mechanischen Fertigkeit niemals als eigentlichen Zweck, sondern immer nur als Mittel zu betrachten und zu behandeln, und daher muss der Leseunterricht ein der Altersstufe, um die es sich hier handelt, entsprechender Sprach-

unterricht, und zwar mit dem Schreiben zusammen der ganze Sprachunterricht, aber nicht nur dies, sondern zugleich der ganze zusammenhängende Sachunterricht, die Vertretung der spätern Weltkunde sein. Dies ist nur dadurch zu erreichen, dass die Kinder nicht zur abstrakten Auffassung und Wiedergabe der Laute gezwungen werden, sondern von vornherein bedeutsame Wörter lesen, dass sich der Sinn dieser Worte ihrer Vorstellung verlebendigt und eine Combination derselben in Sätzen und Reimen stattfindet. Unsere Lesemethode, deren nähere Darstellung wir hier nicht geben können, die aber in der der „Levanafibel" beigegebenen „Anleitung" und in unserer „Bildewerkstatt" Band II. dargestellt ist, entspricht diesen Zwecken nach allen Seiten, und wir haben die Erfahrung gemacht, dass die Kinder mit ganzer Seele Theil nehmen, und gewissermassen von selbst lesen lernen, obgleich sie dieses Lernen ganz bestimmt als Veranlassung des sachlichen Unterrichtes wissen. Gerade so verhält es sich auch bei dem Rechnen, wo die Kinder bei unserer Methode von vornherein sehr wohl begreifen, was das Handhaben von Zahlen bedeutet, aber zu der Anstrengung des Rechnens durchweg praktisch veranlasst sind, und mit ihr immer eine gewisse Bestimmtheit der Formenanschauung erreichen.

Der systematische Unterricht, der mit dem Übergang von den „Beschäftigungen" zu den „Arbeitsübungen" zu gleicher Zeit eintritt, ist bei den Blödlingen dem Inhalte und der Form oder Methode nach wesentlich derselbe, wie der bei den Gesunden in der Elementarklasse. Wir haben also ganz dieselben Unterrichtsgegenstände, nämlich das Lesen und Schreiben, mit dem sich das Bildererklären verknüpft, das Rechnen, das bei unserer Methode an sich zugleich Formenlehre ist, das Singen und das Zeichnen. Die Gymnastik, die bei den Gesunden auf der Altersstufe der Volksschule durchweg den Charakter des gymnastischen Spieles hat, muss sich bei den Blödlingen der Schwäche der Glieder und der Energielosigkeit des Willens, wie dem Mangel an Umblick und Überblick insoweit anbequemen, dass sie diese Mängel überwinden kann. Die sogenannte schwedische Heilgymnastik ist nur bei wenigen der Kranken angezeigt, bei den meisten aber ist allerdings eine Art von Mittelgymnastik zwischen der pädagogischen und der medicinischen Gymnastik nothwendig, die sich insbesondere dadurch charakterisirt, dass bestimmte und abgegrenzte Stellungen und Bewegungen mit Commando eingeübt werden, die innerhalb der Gesundengymnastik erst einer spätern Stufe vom 14. bis 16. Jahre, die wir als die Exercierstufe bezeichnen, angehören. Auch nach dieser Seite hin ist es schwer, die geeignete Kraft für die Organisation der Gymnastik zu gewinnen, und es zeigen sich hierzu Diejenigen, welche sich in die schwedische Heilgymnastik verrannt haben, am wenigsten geeignet.

Was den Religionsunterricht anbetrifft, so kann er zunächst selbst bei den Blödlingen, welche an dem sonstigen Unterrichte theilnehmen, nur Gelegenheitsunterricht sein, da bei ihnen das Verständniss der biblischen Geschichten, welches für den systematischen Religionsunterricht wesentlich ist, nur sehr langsam eintritt. Sobald sie einzelne

biblische Geschichten verstehen, müssen ihnen solche erzählt und häufig wiedererzählt werden, so dass sie sich ihrem Gedächtnisse einprägen und nach und nach auch für ihre Phantasie mehr Leben gewinnen, wozu die Unterstützung durch gute Bilder wichtig ist. Auf der andern Seite sind bestimmte religiöse Eindrücke wesentlich, das Hervorbringen religiöser Stimmungen, die sich auf bestimmte Begriffe kaum zurückführen lassen, und darauf nicht zurückgeführt zu werden brauchen. Wenn die Kinder in die Kirche geführt werden, so macht das Ganze, was ihnen hier entgegentritt, die Architektur, der Schmuck, der feierliche Gesang, das gesammelte Verhalten aller Anwesenden einen nachhaltigen Eindruck auf sie, der ein fruchtbarer ist und bleibt, wenn auch die Kinder weder den Prediger noch den Gesang verstehen. Wir führen daher unsere Blödlinge mit den Gesunden regelmässig und zwar mit bestimmter pädagogischer Absicht in die Kirche, wie wir überhaupt den Sonntag gegen die Wochentage auszeichnen, was in pädagogischer Beziehung durchaus gefordert ist. Religiöse Stimmungen weckt auch der einfache Gesang, wie er bei uns abwechselnd in der Morgenstunde gleich nach dem Frühstücke ausgeführt und sonst auch geübt wird.

Die angeführten Beispiele zeigen schon, dass wir die Methode zwar als eine gleiche bei den Gesunden und den Idiotenkindern, aber für das Bedürfniss der letztern modificirt verlangen. Wir behaupten, dass ein Unterricht, der für die Blödlinge nichts taugt, auch für die Gesunden nichts taugt, und dass daher die Schwierigkeit, die man hat, die Blödlinge an dem Unterrichte, wie er in unsern Schulen ertheilt wird, theilnehmen zu lassen, oder ihnen einen ähnlichen Unterricht zu ertheilen, das herrschende Unterrichtswesen verurtheilt. Aber allerdings verlangt der Unterricht bei den Blödlingen eine viel eingehendere Berücksichtigung der Individualität als bei diesen nothwendig oder vielmehr zulässig ist. Bei den gesunden Kindern ist eine Individualität vorhanden, und bringt sich nicht nur zur Geltung, sondern gestaltet sich nur an dem Verhältniss zu der gemeinsamen Thätigkeit und zu einem herrschenden Willen, dagegen fehlt bei den Blödlingen die Kraft ihre Individualität zur Geltung zu bringen, und muss daher ausdrücklich gehoben werden; sie leiden ferner an ausgeprägter partieller Schwäche, und es ist daher nicht möglich, sie für die gemeinsame Thätigkeit zu gewinnen und zu befähigen, wenn man nicht auf diese Schwäche besondere Rücksicht nimmt, und den Zweck sie zu überwinden, stets im Auge hat. Der Lehrer der Blödlinge muss daher nothwendig eine physiologisch-psychologische Bildung besitzen, d. h. eine specielle Kenntniss des kindlichen Organismus, wie sie dem Lehrer gesunder Kinder nicht in demselben Grade nothwendig ist, demnach pädagogisch-medicinisch gebildet sein, während der mitwirkende Arzt eine medicinisch-pädagogisch befähigte Persönlichkeit sein muss.

Die Grundsätze, von denen man bei dem Unterrichte der Idioten auszugehen hat, sobald dieser Unterricht möglich grworden, sind etwa folgende:

1. Wie bei den Gesunden muss der Unterricht der Idioten eine harmonische Übung und Bethätigung des Vermögens bezwecken, es erfordert bei ihnen aber die partielle

Schwäche eine bestimmte Nachhilfe. Die Herausbildung einer ganz spezifischen Fertigkeit wie die der Musikreproduktionen — des mechanischen Rechnens etc., die allerdings bei vielen Blödlingen leicht möglich ist, darf nicht angestrebt werden, und ist, wenn sie erzielt wird, kein eigentliches Resultat.

2. Der Unterricht der Idioten braucht nicht in derselben Weise ein durchaus zusammenhängender zu sein wie bei den Gesunden, sondern darf und muss das ihrem Interesse Zunächstliegende und ihrem Verständniss am meisten Zugängliche herausheben und dabei verweilen.

3. Der Charakter des Gelegenheitsunterrichtes, den der systematische Elementarunterricht zunächst noch in gewisser Beziehung festhält, ist bei dem Unterrichte idiotischer Kinder noch bestimmter und länger festzuhalten, und zwar in der Weise, dass immer und überall auf die concreten Zustände, in denen das Kind lebt, auf die Tagesbegebenheiten und Tageserfahrungen hin- und zurückgewiesen wird.

4. Wie bei den Beschäftigungen und Arbeitsübungen, darf selbstverständlich auch bei dem Unterrichte das Abstractionsvermögen nicht zu frühzeitig in Anspruch genommen werden, und der Grundsatz der Anschaulichkeit des Unterrichts erlaubt bei den Blödlingen Veranschaulichungs*mittel*, welche bei den gesunden Kindern unzulässig sind.

5. Man muss bei den Blödlingen die Neigung und die Fähigkeit erzeugen, sich den *Gesunden anzuschliessen*, ihnen theils nachzueifern, theils ihre Unterstützung ohne Zudringlichkeit in Anspruch zu nehmen oder zu gewinnen, so wie sich ihrerseits als unterstützende Glieder der kleinen Gemeinschaft, der sie angehören, zu bewähren. Die Idiotenerziehung hat daher am aller entschiedensten gegen die Sucht der Idioten, sich zu vereinsamen, wie gegen die Roheit der Gesunden, welche sie verstösst, anzukämpfen. Dass dieser Zweck, wie im Grunde alle übrigen, nur durch das Verhältniss einer Gesunden- und Idiotenabtheilung erreicht werden kann, ist für uns auch durch die Erfahrung zu einer unumstösslichen Wahrheit geworden.

Wir gehen jetzt auf die einzelnen Disciplinen des Unterrichts der Blödlinge etwas näher ein, wollen jedoch noch bemerken, dass wir die Darstellung der Grundsätze, von denen wir ausgehen, keineswegs für erschöpft halten, sondern in den nächsten Jahrgängen des Jahrbuches immer wieder darauf zurückkommen werden. Auch die Kritik des bisher in dieser Beziehung Geleisteten, der „Erziehung der Blödlinge auf intellectuellem Wege etc." behalten wir uns für die folgenden Jahrgänge vor. Was wir jetzt geben, genügt, um unsern Standpunkt und unsere Leistungen im Unterschiede von der bisherigen Behandlung der Blödlingserziehung zu charakterisiren.

Der Sprachunterricht.

Die Sprechfähigkeit ist bei den verschiedenen Idioten von vornherein nicht vorhanden, sie charakterisiren sich eben den gesunden Kindern gegenüber dadurch, dass sie bei vorgeschrittenem Alter nicht sprechen gelernt haben, und nicht auf dem gewöhnlichen Wege sprechen lernen. Desshalb ist es eine der ersten Aufgaben der Blödlingserziehung, das Sprachverständniss herbeizuführen und die Sprechfähigkeit zu entwickeln, wobei zu berücksichtigen ist, ob hierbei specifisch organische Fehler zu überwinden sind oder nicht; ist es der Fall, so muss entweder die medicinische Behandlung die vorhandenen Hindernisse, wie die Angeschwollenheit der Zunge, hinwegräumen, oder es muss, wenn dies unmöglich ist, wie bei der Taubheit, ein Surrogat für die sprachliche Mittheilung geschaffen und eingeübt werden. Mit taubstummen Kindern, die nicht Idioten sind, haben wir es nicht zu thun, es kommen also bei uns nur solche äussere Hindernisse des Verstehens und Sprechens vor, die sich medicinisch überwinden lassen, und sodann die innere Unfähigkeit, der Mangel des geistigen Vermögens und in vielen Fällen auch die mangelhafte Innervation, die Unfähigkeit den motorischen Apparat zu beherrschen, eine Unfähigkeit, die nicht auf blos medicinischem Wege gehoben werden kann, in Betracht. Hiernach bestimmt sich die Aufgabe, die noch nicht sprechfähigen Idiotenkinder sprechen zu lehren, verschieden. Sie ist keine specifische, in sofern es die allgemeine Aufgabe der Erziehung ist, die durch alle ihre Mittel angestrebt wird, die innere Fähigkeit des Verstehens und Sprechens auszubilden; sie wird aber eine specifische dadurch, dass auch dann, wenn etwaige äusserliche Hindernisse gehoben sind, bei den Idioten noch besondere Sprachübungen nothwendig bleiben. Der schon älter gewordene Idiot verhält sich in dieser Beziehung wie das gesunde Kind in seiner ersten Entwicklung, das gleichfalls niemals von selbst sprechen lernt, obgleich es sich von selbst übt, da seine Umgebung, d. h. Alle, die sich mit ihm beschäftigen, seine instinctiven Sprachlehrer sind; aber bei dem Blödlinge fehlt etwas, was das gesunde Kind hat, die Tendenz des Sprechens und die Fähigkeit sich selber zu üben. Die Blödlingserziehung muss daher das Sprechvermögen, insoweit die Bedingungen des Verstehens und Sprechens gegeben sind, ausdrücklich in Anspruch nehmen und üben, was theils überall in dem ganzen Zusammenleben mit den Kindern, theils aber auch besonders geschehen muss.

Diese besondern Übungen aber dürfen nicht abstrakter Natur, nicht die vom Kinde als zwecklos empfundene Übung im Hervorbringen sinnloser Laute sein, sondern den Charakter des Anschauungs- und Thätigkeitsunterrichtes haben. Nur das Singen macht eine Ausnahme oder scheint sie zu machen, weil hier im Anfange blosse Laute gesungen werden können und müssen; die Ausnahme ist aber eine scheinbare, weil eben

nicht die Hervorbringung des Lautes als solchen, sondern der in's Ohr fallende und es angenehm berührende Ton Zweck ist, so dass also auch hier die mechanische Übung als eine veranlasste hervortritt. Bei manchen der Blödlinge ist eine Art von Zwang zum Ausprechen der Worte, die man mit ihnen einüben will, nothwendig, und wird dadurch geübt, dass man ihnen, was sie wünschen, versagt, so lange sie sich nicht zum Aussprechen eines entsprechenden Wortes entschliessen und zusammennehmen, vorausgesetzt, dass man ihre Fähigkeit dazu annehmen darf. Das Verstehen geht natürlich dem Sprechen wie bei den gesunden Kindern weit voraus, indessen findet in dieser Beziehung zwischen den verschiedenen Idioten wie bei den verschiedenen gesunden Kindern ein ungleiches Verhältniss statt, indem bei den Einen die praktische, bei den Andern die theoretische Tendenz vorwaltet, die Einen lieben still hören, die Andern lieber sich selber laut machen und ausdrücken. Ist die Fähigkeit des Kindes, das, was man ihm sagt, zu verstehen, und was es will, auszudrücken, wenn dieser Ausdruck auch noch ein phonetisch undeutlicher und begrifflich verworrener sein sollte, vorhanden, so hat man von besondern Sprachübungen abzusehen, und mit dem Lese- und Schreibunterrichte zu beginnen, da dieser jene Vorübungen mehr als ersetzt, wenn er, wie wir schon oben bemerkt haben, ein wirklicher Sprachunterricht und Sprach- und Sachunterricht zugleich ist. Auch hier ist, wie sich aus dem oben Gesagten ergibt, die Einübung abstrakter Laute unzulässig, aber eine deutlich artikulirte Aussprache muss, wo sie fehlt, bei dem Unterrichte streng in Anspruch genommen und hierdurch geübt werden. Die Methode des Unterrichts ist, wie schon oben erwähnt, anderweit von uns dargestellt. Wir wollen aber in Folgendem noch ein Beispiel geben, in welcher Art die Einzelngruppen bei gesunden und bei kranken Kindern durch die Besprechung verknüpft und eingeübt werden. Wir wählen die ersten Gruppen der Levanafibel, also den Anfang des Sprachunterrichtes, übrigens wollen wir noch ausdrücklich bemerken, dass der Sprachunterricht mit gesunden Kindern nach unserer Ansicht erst mit dem siebenten Jahre zu beginnen hat. Lese- und Schreibunterricht müssen sich gegenseitig ergänzen, und auch der Schreibunterricht darf nicht in einer mechanischen Übung bestehen, sondern muss wirklicher Sprachunterricht sein, wesshalb wir auch die erste Schreiblektion beifügen.

Erste Leseübung der Gesundenabtheilung.

Die drei Zeichen, welche ihr hier zusammengesetzt seht, werden **ind** ausgesprochen. Das hat für sich keinen Sinn, es gibt aber viele Wörter, welche mit ind endigen oder in ind auslauten, zum Beispiel: Wind, geschwind, Kind, Rind. Könnt ihr noch mehrere solche Wörter nennen? Besinnt euch einmal! Es gibt arme, gebrechliche Kinder, denen dieses oder jenes Glied verkümmert ist, ja selbst solche, denen der eine oder der andere Sinn fehlt. Was haben wir denn für Sinne? — Wie heisst

derjenige, welchem der Gesichtssinn fehlt? — Ein blindes Kind ist wohl zu bedauern; wir können also sagen; ein blindes Kind — ein armes Kind, oder, wenn uns ein solches Kind begegnet: das arme Kind; das arme Kind — ist ohne Augenlicht, ist blind! — Der Wind — „der Wind, der Wind" — das himmlische Kind — weht zwar immer „geschwind", wesshalb wir auch, wenn wir eine recht schnelle Bewegung, eine grosse Geschwindigkeit, z. B. eines Pferdes, eines Hirsches, eines Läufers bezeichnen wollen, sagen: geschwind wie der Wind! Aber der Wind weht doch nicht immer mit gleicher Geschwindigkeit, die Luft bewegt sich bald langsamer bald rascher, und bei der langsamen Bewegung ist der Wind schwächer, bei der raschen stärker. Ausserdem ist die bewegte Luft mehr oder weniger kalt, und weil der kalte Wind unserem Gefühle nicht eben angenehm ist, uns durchaus nicht sanft und weich scheint, so nennen wir ihn rauh. Dagegen haben wir für den Wind, der nicht kalt sondern nur angenehm kühl ist, und zugleich nicht stark weht, sondern sich weich und sanft an uns andrängt, gleichfalls eine kurze Bezeichnung: wir nennen ihn lind. Die linden Winde aber pflegen nicht von Norden, Nordwesten und Nordosten, auch selten von Osten, sondern von Westen, Südwesten und Südosten zu kommen — nicht aus den kalten, sondern aus den warmen Erdstrecken. (Wo ist Norden, wo Süden, wo Osten und wo Westen? Welche Namen haben Osten und Westen ausserdem? Warum?) Wollen wir also erzählen, dass ein linder Wind z. B. von Westen weht, so können wir sagen: Es weht der Wind — von Westen lind, oder, wenn der Wind erst entsteht, von Abend lind — hebt sich ein Wind. Für „lind" sagt man auch „gelind", z. B. gelinde Luft, gelindes Wetter, ein gelinder Herr. (Warum ist das Wetter gelind? Welchen Herrn nennen wir einen gelinden Herrn?) —

Ihr werdet nun wohl einsehen, dass, wenn eines von diesen Wörtern aufgestellt oder dargestellt werden soll, den drei Zeichen **ind** noch ein anderes Zeichen vorgesetzt werden muss, zuweilen aber auch zwei oder drei oder mehr. Denn der Anfang des Wortes muss doch ebenso wie das Ende bezeichnet sein, und da wir bei allen Wörtern die auf **ind** ausgehen, dasselbe Ende haben, so muss die Verschiedenheit dieser Wörter durch die Verschiedenheit der vorgesetzten Zeichen ausgedrückt sein. Das ist ähnlich wie wenn ihr ein Dreieck habt und darunter wieder ein Dreieck oder ein gleichseitiges oder ein langes Rechteck, oder ein nach oben oder ein nach unten zusammenlaufendes Viereck und so weiter anbringt; es entstehen auf diese Weise verschiedene Figuren, die das Gleiche haben, dass sie nach oben in eine Spitze derselben Art auslaufen. Auch das ist nicht schwer zu begreifen, dass zuweilen ein zusammengesetztes Zeichen den Anfang des Wortes bezeichnen muss. Wenn ihr z. B. die Wörter lind und blind langsam und aufmerksam nach einander aussprecht, so werdet ihr in dem Worte blind das Wort lind hören. Das erste ist um Etwas länger als das zweite, und dieses Etwas, um welches es länger ist, macht den Unterschied beider Wörter aus. Aber das Wort blind wird wie das Wort lind in einem Zuge gesprochen. Wenn

ihr dagegen statt lind: gelind sagt, was dasselbe bedeutet, so hört man das ge abgesondert: das Wort heisst nicht glind — was gar kein Wort ist — sondern eben gelind. Desshalb stehen auch vor lind, wie ihr nachher sehen werdet, nicht bloss ein, sondern zwei Zeichen.

Wenn ich vor ind das Zeichen setze, das ihr hier seht, so heissen die vier Zeichen, die ihr nun vor euch habt, zusammen: lind. Das hinzugekommene Zeichen ist einfach: ein Stab, unten befestigt, oben etwas auseinandergetrieben. — Jetzt setze ich ind noch einmal, davor aber ein anderes, gleichfalls einfaches Zeichen: es sieht wie eine lange Spitze (ein schmaler Spaten) mit einem Griffe oben aus. Das Wort, welches hierdurch sichtbar wird, heisst: sind, und kommt sehr häufig vor. (Es sind Musikanten; es sind Handwerksburschen. Die Leute sind auf dem Felde. Wir sind zu Hause geblieben, Wir sind Schulkinder. Seid ihr gute Kinder? Wir sind gute Kinder.)

Ihr kennt also jetzt die beiden Wörter lind und sind, wie sie aussehen, wenn sie durch Zeichen sichtbar gemacht sind: ihr könnt sie lesen. Wie wird nun aber das Wort „Wind" aussehen? — Ich muss euch vorerst sagen, dass jedes Zeichen in einen kleinen und in einer grossen Form vorkommt. Wenn ihr hinter dem Worte „lind" noch ein e hören lasst, wenn ihr also „Linde" sprecht, so ist das ein anderes Wort, das ihr recht gut kennt: der Name für den breiten, rundbauschigen Baum, der oft auf Dorfplätzen steht, und wenn ihn der Frühling mit den vielen kleinen Blüthen bedeckt, einen anmuthigen Duft aushaucht. (Habt ihr schon eine recht grosse Linde gesehen? Wo?) Ob wohl der Name dieses schönen und gemüthlichen Baumes mit lind zusammenhängt? — Ganz gewiss, da die Namen der Bäume wie der Thiere immer einen Sinn haben, wenn es uns auch manchmal schwer oder unmöglich wird, die Bedeutung der alten Wörter wieder aufzufinden. Bei dem Namen Linde aber liegt der Zusammenhang oder die Einerleiheit mit dem Worte lind offen zu Tage. Die meisten Bäume werden als Die-Wesen, als weiblich, angesehen und bezeichnet; wie: die Eiche, die Tanne, die Buche, die Erle, und so denn auch die Linde. Hat aber die Linde nicht wirklich etwas Lindes? Ihre Äste und Zweige haben nicht das Knorrige, was die Eiche, nicht das Steife oder Starre was die Tannne hat; ihr Laubwerk, das von besonderer Fülle ist, schwillt in sanften Rundungen, die Blätter sind zart und leicht beweglich, die Blüthen duften nicht stark aber um so angenehmer, und ziehen durch ihren Honiginhalt die emsigen Bienen zahlreich herbei, so dass wir unter dem Baume stehend, ihre summende Arbeit-Musik deutlich vernehmen. Dann ist auch das Holz des Stammes ohne locker zu sein, weich und lässt sich formen. Alle diese Eigenschaften zusammen genommen machen es wohl erklärlich, dass man diese Baumerscheinung lind fand und sie Linde nannte.

Kennt ihr die Gestalt des Lindenblattes? Wer kann die Umrisse des Blattes mit der Schere aus Papier nachschneiden? wer nachzeichnen und dann mit grünen Seidenfaden die Umrandung des Blattes ausnähen? — Habt ihr schon aus Lindenholz Etwas

geformt gesehen und selber geformt? — Nun sieht aber das Anfangszeichen des Wortes Linde anders aus als bei dem Worte lind, wie ich euch gleich zeigen werde. Seht: dieses Wort heisst, wie ihr wisst, lind, dieses Linde. Sie klingen im Anfange ganz gleich, und desshalb müssen l und L denselben Wortanfang bezeichnen. Es ist dasselbe Zeichen, nur bei lind ein kleines, bei Linde ein grosses. Freilich nimmt das grosse Zeichen, damit es sich von dem kleinen recht deutlich unterscheide, auch eine andere Gestalt an; ihr seht, dass es sich oben hakenartig krümmt, unten einen Schweif bildet. Wesshalb setzt man jedoch bei lind das kleine, bei Linde das grosse Zeichen? Desshalb, weil die Linde ein eigenes Ding oder ein eigenes Wesen ist, das seinen Namen hat. Denn die Namen der Dinge oder Wesen erhalten zur Auszeichnung grosse Zeichen, die andern Wörter, mit denen Etwas über die Dinge und Wesen gesagt oder von ihnen ausgesagt wird, müssen sich mit kleinen Zeichen begnügen. Soll daher gesagt werden: ein gelinder Herr oder gelindes Wetter — ihr habt einen gelinden Herrn, das Wetter ist heute gelind — so erhalten der Herr und das Wetter grosse Anfangszeichen, weil der Herr eine eigene Person, das Wetter ein eigenes Wesen ist. Soll gesetzt werden: die Linde säuselt lind, so habt ihr die beiden Wörter mit gleichem Klange — denn sie klingen sonst ganz gleich, nur dass bei Linde hinten noch ein schwacher e-Ton zu hören ist — zusammen, die Linde mit einem grossen, lind mit einem kleinen Anfangszeichen. Aber wann säuselt die Linde? Wenn die Luft leise ihre Blätter bewegt, wenn also ein gelinder Wind weht. So kommen wir wieder auf den Wind, der gleichfalls ein eigenes Wesen, zwar kein sichtbares, aber ein fühlbares und hörbares ist. Demnach gebührt dem Wort „Wind“ ein grosses Anfangszeichen. Zuerst indessen will ich euch das Anfangszeichen des Wortes „Wind“ klein zeigen, und zwar an einem andern Worte, das mit ihn gleich klingt, nur dass sich ihm ein e-Ton oder auch ein en-Ton anfügen muss, wenn ihr es kennen sollt. Ich meine nämlich das Wort, das ihr braucht, wenn ihr sagt: winden wir doch einen Kranz, oder: ich winde einen Kranz, oder: wir winden Kränze, oder: die Bohnenranken winden sich an Stangen empor. Jetzt werde ich das Wort winde setzen, wobei ihr euch die Worte „einen Kranz“ hinzudenken könnt. (Denken wir, dass wir unter einer grossen Linde sitzen, wobei es leicht kommen kann, dass ein kleineres Kind zu dem grösseren sagt: winde mir einen Kranz. Das angeredete Kind soll also Etwas thun: das Wort „winde“ bezeichnet kein Wesen oder Ding, sondern ein Thun.) Das Zeichen des nachlautenden e-Tones kennt ihr schon: ihr seht es bei dem Worte Linde. Das Anfangszeichen des neuen Wortes ragt über die andern Zeichen nicht hervor, wie es bei den Anfangszeichen zu „lind“ und „sind“ der Fall ist: es hat hinten eine eckige Rundung, vorn eine Stütze daran, und sieht zusammengedrängt und gewunden aus. Dieses Anfangszeichen nun werdet ihr gross sehen, wenn ich euch das Wort „Wind“ setze. — Ich habe es gethan, ihr habt also nun das Wort Wind sichtbar vor euch. Natürlich überragt das grosse Anfangszeichen die andern, und ihr werdet bemerken,

dass es die Ähnlichkeit mit dem kleinen Zeichen nicht ganz verloren hat, die einzelnen Theile sind nur mehr auseinander gewunden, und die einfachen Linien zu gerundeten geworden. So prägt euch denn die Gestalt, die der sichtbar gewordene Name des Windes hat, wohl ein. Ihn selber könnt ihr nimmer sehn, ihr fühlt ihn nur und hört ihn wehn. Doch seht ihr auch, wie er die Bäume schüttelt und biegt, die Windfahnen dreht, die Kleider flattern lässt, die Segel der Schiffe bläht und Windmühlen treibt. Ihr seht ihn hier spielen, dort für die Menschen, die ihn zu benutzen wissen, arbeiten. Aber er hat seine Launen: er ist jetzt mild und wird dann wild, er wüthet und beruhigt sich wieder. Dann wie weht der Wind? In verschiedener Weise, bald stürmisch bald leise, bald rauh, bald gelind. — Dabei fällt mir ein, dass ihr zwar die Gestalt des Wortes lind, aber noch nicht die des Wortes „gelind" kennt. Der Unterschied besteht in dem vortönenden ge, und wie dieses bezeichnet wird, werdet ihr sogleich sehen. —

Wir haben nun sechs Wörter unter einander gesetzt. Von dem Worte „lind" sind wir ausgegangen und dann zu „sind" übergegangen. Hierauf kamen wir zur „Linde", und dachten sogleich an den Wind, der in der Linde Blättern säuselt oder rauscht. Vorher aber wollten wir uns ein anderes Wort vergegenwärtigen, das mit Wind gleich klingend, nicht ein Wesen sondern ein Thun bezeichnet, und da die Linde zu ihren Füssen einen angenehmen Ruheplatz bietet, wo man zur Sommerzeit gern verweilt, so fiel uns die Aufforderung eines Kindes an die ältere Schwester ein: winde mir einen Kranz. Dann aber richteten wir unsere Gedanken wieder auf den Wind und beobachteten seinen sichtbar gewordenen Namen. Zuletzt fiel uns ein, dass man den linden Wind gelind nennt, und stellten das Wort, dass sich durch ge von „lind" unterscheidet, vor unsere Augen. Jetzt wollen wir sehen, ob ihr die Gestalt der sechs Worte gemerkt habt, ob ihr sie an ihren Zeichen sogleich erkennt, und, wenn sie euch entgegentreten, ihren Namen wisst, ob ihr sie mit einem Worte lesen könnt. Könnt ihr's noch nicht, so müsst ihr's lernen, denn ihr macht damit den Anfang in der Kunst alle Worte, die sichtbar dargestellt sind, auf den ersten Blick zu erkennen, und jede geschriebene oder gedruckte Rede oder Mittheilung ebenso zu verstehen, als wenn sie zu euch gesprochen würde.

Nachübung. Der Lehrer lässt zunächst die untereinander gesetzten Wörter stehen, und spricht Sätze aus in denen eines derselben vorkommt, wobei er jedesmal fragt, das wievielte dieses in der Reihe ist, dann lässt er die Wörter für sich, mit einem Stäbchen aufzeigen, in und ausser der Reihe lesen, setzt sie hierauf wieder ab, und schliesst damit, ein Wort nach dem andern durch die Anfügungen an **ind,** welches stehen bleibt, darzustellen und lesen zu lassen.

2. Fibelgruppe: lind — sind — Wind — gelind — blind — geschwind Kind — Rind — Grind — Gebind — Gesind. (Die noch nicht gesetzten Wörter der Gruppe werden wie die vorigen gesetzt, durch Sätze verbunden, erläutert und eingeübt, wobei jetzt, nachdem sämmtliche Wörter der Gruppe zum Lesen gebracht

sind, eine schliessliche Combination derselben in Reimsätzen eintreten soll. Sodann wird die Gruppe in der Fibel gelesen und im Anfange der nächsten Stunde repetirt.)

Beispiele von Reimsätzen. Sag mir geschwind — mein liebes Kind — was deine liebsten Blumen sind? — Ein Schäfchen führst du wohl, mein Kind — doch nicht das grosse, starke Rind. — Ein gutes Kind — gehorcht geschwind. — Wie der Herr, so das Gesind — die Frau ist blöd, die Magd ist blind. — Wer zu gelind, der gilt für blind. — Da ist von Blumen ein ganz Gebind — nun winde einen Kranz geschwind. — Den armen Mann dort führt ein Kind — er kann den Weg nicht sehn, ist blind. — (Von den Reimsätzen werden einer oder zwei besonders eingeprägt, um zur Bezeichnung der Gruppe zu dienen, wenn auf diese zurückgewiesen werden soll.)

3. Fibelgruppe: winde — binde — Winde — Binde — Linde — Blinde — Rinde — finde — schinde.

Beispiele von Reimsätzen. Unter der Linde — ich Blumen finde, — die ich dann binde — zum Kranz sie winde. — Vom Baum nicht schinde — die schützende Rinde. Um's Aug' die Binde — macht Blinde.

4. Fibelgruppe: winden — binden — finden — schwinden — binden — Blinden. (An der Sitztafel wird die Anfügung jetzt noch bei allen gegebenen Namenssylben angebracht, und die entstandenen Wörter oder Wortformen durch Sätze erläutert.)

Erste Schreibübung der Gesundenabtheilung.

Ihr kennt den Laut i, der auch ein Wort heissen kann, und wisst, wie er dargestellt wird. Man sagt im Sprechen manchmal i, wo andere Male ei gesagt wird, z. B.: i, da bist du ja! oder, i, schäme dich. Das ei ist aber so zu sagen vornehmer. Ihr habt ferner die beiden Worte in und im kennen gelernt, die z. B. vorkommen, wenn man sagt: ich gehe in den Garten, und: ich bin im Garten. Endlich habt ihr hinter dem im noch ein e hören lassen, wie es euch vorgesagt wurde, und seid inne geworden, dass „Imme“ ein Name ist, und zwar ein Name für ein kleines Wesen, das ihr wohl kennt und gern beobachtet. Dabei ist auch gesagt worden, dass der Name Imme ein grosses I verlangt, und dass das mittlere Zeichen verdoppelt werden muss. — Nun sollt ihr in derselben Weise auch andere Laute und Wörter kennen lernen, und zwar zunächst einen Laut oder ein Wort o, das gar häufig ausgerufen wird. Man antwortet statt ja manchmal auch o ja, was etwa dasselbe ausdrückt, als wenn man: freilich! antwortet. Man ruft: o Gott! wenn man durch eine Erfahrung, eine schmerzliche oder auch eine sehr freudige erregt und ergriffen wird. Man braucht das o bei der Anrede oder Ansprache an Jemand, wenn diese Anrede oder Ansprache recht feierlich sein soll oder recht ernst gemeint ist. O, meine Kinder, sagt der Vater oder Lehrer, wenn er diese feierlich und eindringlich zu Etwas ermahnen will. O, mein Freund! ruft der Freund dem Freunde entgegen,

wenn dieser etwas recht Freundschaftliches gethan, sich als echter Freund bewährt hat. Wie wird nun dieser Laut oder dieses Wort o dargestellt? Das i ist geradlinig, das o aber, wie Ihr seht, eine Rundung. Es wird Euch nicht schwer fallen, es nachzubilden, wie Ihr es vor Euch habt.

Übung: o.

Noch ein anderer einfacher Laut, der ebenfalls als Wort vorkommt, ist der Laut a. Es ist ein Laut der Verwunderung und Überraschung. Eine Gesellschaft hat einen Berg erstiegen, oben angekommen sieht man sich um, und der Eine und Andere ruft aus: ah, welche schöne Aussicht! Ihr geht spazieren und es ist im Monate April, der schon recht sonnige und angenehme Tage hat. Euer Weg führt Euch an einem Zaune hin, dessen Strauchwerk schon Knospen hat, und zu dessen Füssen Gras spriesst. Plötzlich ruft Ihr: ah, da sind Veilchen, und bückt Euch eilig, um sie zu pflücken. —

Die Darstellung dieses Lautes oder Wortes ist nicht schwer, nachdem Ihr das o darzustellen gelernt habt. Ihr habt nämlich weiter nichts zu thun, als an die Schleife der o-Rundung einen festen, geradlinigen Strich nach unten zu anzuschliessen.

Übung: A.

Späterhin werdet Ihr erfahren, dass zu dem a, wenn es das Wort ah sein soll, noch ein Zeichen angefügt wird, um anzuzeigen, dass es lang oder gedehnt gesprochen wird. Zunächst aber wollen wir mit dem a dasselbe vornehmen, was wir früher mit dem i vorgenommen haben. Das Wort, welches ich Euch herschreibe, entspricht augenscheinlich dem Worte in: der Unterschied beider liegt in i und a. Dieses Wort wird also an ausgesprochen und ist Euch nicht unbekannt. Ihr sagt: lehne den Rechen an die Wand, und ich stehe an dem Zaune. Bis an den Himmel, wisst Ihr wohl, reicht kein Berg, und an dem Himmel leuchten Tausende von Sternen. Ferner sagt Ihr auch: ich fange zu arbeiten an, oder: ich lege mir ein Blumenbeet an. Da Ihr nun aber in schreiben könnt und a schreiben gelernt habt, so müsst Ihr auch an schreiben können.

Übung: an.

Statt zu sagen: an dem Himmel leuchten Tausende von Sternen, oder: an dem wolkenlosen Himmel stand der Mond, sagt man auch: am Himmel leuchten Sterne und am Himmel steht der Mond. Statt: an dem Baume hängen Äpfel, sagt Ihr manchmal kürzer: am Baume hängen Äpfel, wenn es sich nämlich von selbst versteht, welcher Baum gemeint ist. Daher ist am dasselbe wie an dem, es ist, wie man das ausdrückt, aus an dem zusammengezogen. Wie werdet Ihr nun das zusammengezogene Wort am schreiben? — Ihr braucht Euch nur zu erinnern wie Ihr im geschrieben habt, und statt des i ein a setzen.

Übung: am.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

2. Nachdem Ihr früher im geschrieben hattet, schriebt Ihr, das mittlere Zeichen verdoppelnd und ein Zeichen für das nachtönende e hinzufügend: imme. Ihr besannt Euch, dass dies Euch ein wohlbekannter Name sei, und erfuhrt, dass ein Name gross geschrieben werden müsse, wesshalb Ihr denn ein grosses I darstellen lernen musstet. Nun vermögt Ihr den Namen der fleissigen, honigschaffenden Imme zu schreiben, wie er geschrieben werden muss. Wie aber das i, so können auch das o und das a und alle übrigen Lautzeichen gross geschrieben werden, was ja auch nothwendig ist, wenn alle Namen ein grosses Anfangszeichen haben sollen. Zunächst wollen wir nun o und a gross darstellen. Mit dem O fangen nicht wenige Namen an, z. B. Oheim, Ohm oder Onkel — was, wie Ihr wisst, die Namen für die Brüder des Vaters oder der Mutter sind. — Ohr und die mit Ohr zusammenhängenden Dinge, Ohrläppchen, Ohrring, Ohrwurm und Ohrfeige, ferner Ochse und Ort. Könnt Ihr mir noch mehr solche mit o anfangende Namen nennen? Wo geht z. B. die Sonne auf? — Die Sonne wurde von allen frommen Völkern göttlich verehrt, und was brachten sie ihr dar? — Die Sonne kommt uns näher und entfernt sich von uns, wenn sie aber ferner steht und desshalb niedriger am Himmel, ist ihre wärmende Kraft geringer: wir haben dann kalte Tage und Nächte. Doch wissen wir uns für den Mangel der himmlischen Wärme einen Ersatz zu schaffen, und wie machen wir das? Wie heisst das Ding, das wir mit Holz speisen müssen, wenn es seine Dienste thun soll? — Welche Rufenamen fangen mit dem O an? — Alle diese Namen werdet Ihr allmälig schreiben lernen, für jetzt aber ihr Anfangszeichen, das grosse O, das sich von dem kleinen fast nur durch seine Grösse unterscheidet.

Übung: O.

Mancher von Euch denkt nun vielleicht: da ich das grosse O schreiben kann, so kann ich auch schon den Namen Ohm schreiben; ich brauche an O nur dasselbe Zeichen zu fügen, durch welches aus i im, aus a am wird. Das ist aber gefehlt, weil im und am kurz, Ohm dagegen gedehnt gesprochen wird, und diese gedehnte Aussprache bei allen Wörtern, die für sich Etwas bedeuten, bezeichnet werden muss. Dass bei solchen Wörtern die scharfe oder kurze Aussprache durch die Verdopplung bezeichnet wird, habt Ihr schon an dem Worte Imme erfahren, wo das mittlere Zeichen verdoppelt werden muss, obgleich Imme nicht gerade schärfer lautet als im. Imme ist eben ein Wort, das für sich Etwas bedeutet, im aber ist kein solches, weil Ihr, wenn im gesprochen wird, Euch noch nichts vorstellen könnt, sondern ein anderes Wort hinzukommen muss. Also nochmals: bei allen Worten, die für sich Etwas bedeuten, wird ausdrücklich angezeigt, ob das Wort scharf oder gedehnt gesprochen wird, und zwar, dass es scharf gesprochen wird, durch die Verdopplung des einfachen Zeichens, dass es gedehnt gesprochen wird, durch ein eigenes Dehnungszeichen.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Dieses Dehnungszeichen werdet Ihr zur rechten Zeit und zwar bald kennen lernen, für jetzt aber müssen wir nach dem grossen O auch das grosse A darstellen und einüben. Wie sich das grosse O nur wenig vom kleinen unterscheidet, so unterscheidet sich auch das grosse A nur durch seine Grösse und dadurch, dass es mit einer Rundung anfängt, von dem kleinen a. Ihr seht es hier vor Euch, und wie Ihr bei dem kleinen o nur eine Rückenstütze anzubringen brauchtet, um es in ein kleines a zu verwandeln, so wird auch auf dieselbe Weise das grosse O zu einem grossen A.

Übung: A.

Bei dem grossen A, das Ihr jetzt schreiben könnt, lassen sich ganz dieselben Zeichen anfügen wie bei dem grossen I, und es entsteht dadurch ein Wort, das ebenso ein Name ist wie Imme. — Ihr seht das neue Wort vor Euch und könnt es aussprechen, denn Ihr braucht statt des i-Lautes nur den a-Laut eintreten zu lassen. — Wisst Ihr aber auch, was eine Amme ist? Die Amme legt statt der Mutter, wenn diese verhindert ist es zu thun, das zarte Kind an ihre Brust und lässt es trinken oder saugen, sie versieht also bei dem Säugling Mutterstelle, soweit es sich um die Nahrung des kleinen Wesens handelt. Vielleicht habt Ihr schon einmal eine Amme gesehen, obgleich es deren glücklicher Weise wenige gibt, da die meisten Mütter im Stande sind und es für ihre Pflicht halten, ihre Kinder selbst zu säugen. Vergleichsweise aber kann man es immer einen Ammendienst nennen, wenn ein kleines, unreifes Wesen, das seine Nahrung noch nicht selbst finden und zu sich nehmen kann, von einem anderen, das nicht seine Mutter ist, gefüttert oder geäzt wird. Nun erinnert Euch einmal an das was Euch von dem Leben, dem Treiben und den Einrichtungen der Immen erzählt worden ist, und insbesondere an die Ernährung oder Fütterung der noch in den Zellen steckenden, unreifen Immen. Die Mutter dieses ganzen werdenden Immengeschlechtes ist die Immenkönigin, diese aber kann sich mit der Fütterung nicht befassen: sie ist dazu zu vornehm und zu unbehülflich, muss auch beständig neue Eier legen und dann ausruhen. Daher müssen die Arbeitsimmen den kleinen Wesen, die sich aus Maden zu Immen entwickeln, Futter zubringen und sie äzen, und zwar einen so zarten Nahrungsstoff, wie es die Milch für die kleinen säugenden Thiere ist. Demnach können wir sagen, dass die Arbeitsimmen Ammendienste verrichten, oder dass sie sämmtlich Ammen, obgleich auch sämmtlich bewehrte Krieger sind — eine Vereinigung von Geschäften, die in der menschlichen Gesellschaft eine wunderbare sein würde. Da aber das Ammengeschäft den Immen nicht fremd ist, so — schreibt einmal hinter Imme — Amme, und wiederholt das, bis es Euch geläufig ist.

Übung: Imme; Amme.

Zum Schlusse sollt Ihr nun noch einen Rufenamen und zwar einen beliebten Mädchennamen schreiben, den Ihr nach den bisherigen Übungen schreiben können

müsst und der sich gar leicht und hübsch schreiben lässt. Was wird das wohl für ein Name sein? Ihr werdet darauf kommen, wenn ich Euch daran erinnere, dass Ihr das Wort **an** schreiben könnt, und dass der Name da ist, wenn an **an** noch ein Laut angefügt wird. — Dass der Name Anna als Name im Anfange gross geschrieben werden muss, wisst Ihr nun schon, eben so, dass das mittlere Zeichen zu verdoppeln ist, weil der Name nicht A—na, sondern Anna lautet.

Übung: Anna.

3. Die Wörter, die Ihr jetzt schreiben könnt, sind folgende: i, in, im, Imme, o, an, am, Amme, Anna. Ich muss aber sicher sein, dass Ihr sie recht im Gedächtniss und in der Hand habt. Schreibt daher einmal: o Anna —; schreibt jetzt: an Anna (der Brief ist an Anna) —; schreibt jetzt: Amme Anna (eine Amme, die Anna heisst) —; jetzt: an Amme Anna —; jetzt: o Imme —; jetzt o Imme Amme. — Wenn von mehreren Immen und Ammen, oder von den Immen und Ammen im Allgemeinen die Rede ist, und das Wort dann geschrieben werden soll, so muss noch ein Zeichen hinzutreten, und welches, wird Euch nicht zweifelhaft sein, wenn Ihr das Ende der Wörter: Immen und Ammen besonders deutlich aussprecht. Schreibt also nun noch: Immen und Ammen. — (Anfügung des Wortes: innen.)

Die Darstellung der Wörter in gedruckten Büchern oder im Druck ist, wie Ihr schon gemerkt haben werdet, eine andere als bei dem Schreiben. Natürlich sind es dieselben Zeichen, welche gedruckt und geschrieben werden, und ursprünglich sind sie auch bei dem Schreiben und Drucken gleich geformt gewesen. Mit der Zeit aber haben sie verschiedene Formen angenommen, weil bei dem Drucken die Zeichen nebeneinander gesetzt, bei dem Schreiben aber durch Bindestriche verbunden, an einander angeschlossen oder zu einander gezogen werden, wie es Euch gelehrt worden ist. So ist es gekommen, dass jetzt die Zeichen der Druckschrift und der Schreibschrift nur noch eine entfernte Ähnlichkeit haben, und dass Ihr von jedem Worte ausdrücklich wissen müsst, wie es gedruckt aussieht, und wie es geschrieben wird. Kennt Ihr das Wort, wie es gedruckt oder gesetzt aussieht, so könnt Ihr es lesen; und Ihr habt schon eine ziemlich grosse Anzahl von Worten lesen gelernt. Nun möchtet Ihr aber gewiss auch sehen, wie die Worte, die Ihr schreiben könnt, gedruckt aussehen, und ich will sie Euch deshalb an der Setztafel darstellen. —

Setzen und Einübung des Lesens. Darauf, dass **in** und **an** in lind, Hand u. s. w. enthalten sind, wird aufmerksam gemacht.

4. Einführung der Interjectionen: ha, he, hi, ho, hu. (Darstellung des kleinen und grossen u.) Einübung des Wortes hin. Das hintenstehende h wird als Dehnungszeichen charakterisirt, und dazu eingeübt: ihn, ihm, Ohm, Ahne, ahnen, mahnen. Die eingeübten Wörter werden an der Setztafel dargestellt, was von allen folgenden Lectionen gilt.

5. Einführung der Interjectionen: au, ei, hei. Einübung der Wörter: ein, nein, mein, der Nachahmungslaute hau, mau, der Wörter hauen, mauen.

6. Einführung des l. Einübung der Wörter: all, alle, Aal, Ahle, lau, Laune, Lein, Leim, loh, hell, heilen.

7. Einführung des r. Einübung der Wörter: er, her, hier, Herr, roh, rauh, Reihe, reihen, reimen, Reim, nur.

8. Einführung der Umlaute und des grossen E. Einübung der Wörter: Ehre, Elle, Helle, Hölle, Hülle, Lamm, Lämmer, Haar, hären, hören, Hammer, hämmern, mahlen, Mühle, Müller. Die Dehnung durch h oder durch die Verdopplung des Vokals wird als Thatsache eingeführt.

In den folgenden Lectionen findet fortgesetzt die Darstellung der mit den Liquiden und h gebildeten Wörter statt. Die Worte, welche eine uneigentliche Ablautung darstellen, sind neben einander zu bringen (z. B. Halle, hallen, hell, Hölle, Hülle, Hammel, Hummel, Himmel u. s. w), auf die Ausbildung des Ohres muss besondere Rücksicht genommen werden und die erläuternde Besprechung motivirte Übergänge finden.

Die Bildererklärungen bei den gesunden Kindern.

Über die Wichtigkeit einer geregelten Bilderanschauung und Bildererklärung haben wir uns anderweit, und wiederholt in unserer „Bildewerkstatt" Band I und II, und in der „Anleitung zur Levanafibel" ausgesprochen. Das Bilderanschauen ist ein unersetzbares Bildungsmittel, und das Bedürfniss der Kinder Bilder anzusehen, ein so ausgesprochenes und lebhaftes, dass eine Pädagogik, welche sich zum ersten Gesetz macht, dem kindlichen Bedürfnisse gerecht zu werden, ihre Befriedigung aber zu leiten und zu erhöhen, unmöglich von der systematischen Bildererklärung absehen kann.

Das planmässige Bildererklären hat den dreifachen Zweck:

1. Das Anschauungs- und Phantasievermögen stufenweise zu entwickeln, formale Bildung;
2. Die objective Weltanschauung zusammenhängend zu vermitteln, also die sprachliche Mittheilung zu ergänzen oder den Inhalt des Unterrichts einerseits im Voraus, andererseits nachträglich zu versinnlichen: materielle Bildung.
3. Den Genuss an der Darstellung als solcher zu gewähren und diese Genussfähigkeit auszubilden: ästhetische Bildung.

Dass die moderne Pädagogik noch nicht dazu gekommen ist, ein an sich und durch die modernen Fortschritte der künstlerischen Vervielfältigung so nahe gelegtes Bildungsmittel sich wirklich anzueignen und auszuprägen, müsste uns in die grösste Verwunderung setzen, wenn wir nicht überhaupt wüssten, was die Phrase des Anschaulichkeits-

principes, die von unsern Pädagogen allerdings bis zum Überdrusse ausgesprochen wird, eigentlich bei ihnen zu besagen hat, dass sie nämlich Phrase bleibt. Einer einzelnen Anstalt wird es immer sehr schwer sein, sich selber einen pädagogisch-geregelten Bildercyclus zu beschaffen, da die Kosten einer solchen Selbstbefriedigung sehr bedeutende sind. Wir haben indessen hierzu den Anfang gemacht und werden, wenn es uns gelungen ist, einen vorläufig ausreichenden Bildercyclus darzustellen, damit, wie wir überzeugt sind, etwas allgemein Werthvolles geschaffen haben.

Der Stufen des Bilderanschauens und Erklärens sind bei den Gesunden vier, eine des Kindergartens und drei der Volksschule. Auf der Stufe des Kindergartens sind die Bilder: Märchenbilder, Thierbilder und Bilder menschlicher Arbeit. Auf der ersten Stufe der Volksschule werden die Thierbilder zu naturgeschichtlichen, die Märchenbilder zu biblischen Geschichtsbildern, die Bilder menschlicher Arbeiten zu Arbeitergruppen und Landschaftsbildern erweitert. Die biblischen Geschichtsbilder dienen selbstverständlich dem Unterrichte in der biblischen Geschichte, und die grössern naturgeschichtlichen und Arbeitsbilder werden auf bestimmte Gelegenheiten aufgespart. Dagegen ist ein regelmässiges Bilderanschauen und Bildererklären mit dem Leseunterrichte verbunden, und zwar werden hier Bilderbogen mit je neun Bildern (weil sechzehn Bilder das Format allzusehr vergrössern oder die Bilder zu sehr verkleinern würde), als Unterlage gegeben. Diese stehen miteinander in einer gewissen Beziehung, welche keineswegs sofort in die Augen zu fallen braucht, auch keine blos begriffliche sein soll, aber durch die Besprechung in der Weise hervorzuheben und geltend zu machen ist, dass die Einzelbilder in jeder Reihenfolge — wagrecht, senkrecht, quer — sich aneinander anschliessen, und für die kindliche Anschauung sich zu einem Ganzen abrunden. Diese Bilder sind anfangs nur mit Unterschriften versehen, später aber mit Reimsprüchen, und das Lesen der Unterschriften und Reimsprüche gibt eine nothwendige Ergänzung des systematisch fortschreitenden Leseunterrichtes ab, indem die Unterschriften den Wörtergruppen theilweise vorgreifen, theilweise das Dagewesene wieder bringen, die Reimsprüche aber bei und mit dem Lesen auswendig gelernt werden sollen.

Die Zahl der Bilder auf jedem Bilderbogen ist bei dem Unterrichte der Blödlinge die Vierzahl, weil bei ihnen die Bilder grösser sein müssen und die Combinationsfähigkeit eine geringere ist. Dem Bilde, das wir für das Bildanschauen der Blödlinge mittheilen, entspricht ein anderes für die Gesundenabtheilung, in welchem die vier Bilder des mitgetheilten die Eckbilder abgeben: Der Schmied, der Schornsteinfeger, der Böttcher und der Scherenschleifer. Das Mittelbild wird hier der Herd, an welchem eine Hausfrau beschäftigt ist; neben diesen zu beiden Seiten: der Brunnen, an welchem Mädchen Wasser schöpfen und dann die Wäscherin; zwischen den obern Eckbildern, die Spinnerin, und zwischen den unteren die Hühner, und zwar wie sie von einem Mädchen gefüttert werden. Wir haben hiermit einen Umkreis von Gestalten und Arbeiten, welche für die Kinder aus der Alltäglichkeit ihrer Umge-

bung und ihrer Erfahrungen frappant hervortreten, und sich in verschiedenartige Beziehung zu einander setzen lassen. Der Charakter, in dem die Bilder gehalten sind, muss der idyllische bleiben.

Die erste Leseübung der Blödlinge.

Während der Leseunterricht nach der Levanafibel bei den Gesunden überall an ihre Erfahrungen und Erinnerungen anknüpfen kann, und die Kinder selbst sofort productiv werden, so dass der Lehrer das, was sie ihm entgegenbringen, zu verarbeiten hat, kommt es bei den Blödlingen darauf an, ihre Erinnerungen ausdrücklich hervorzurufen, ihnen eine möglichst bestimmte Gestalt zu geben, und die endlich gefundenen Beziehungen ihnen fest einzuprägen. Diese Aufgabe ist nicht leicht und erfordert das Eingehen auf die Individualität jedes einzelnen Kindes, wobei besonders der Gegensatz der Schwäche und der Haltlosigkeit des Vorstellungsvermögens bemerkbar wird. Wie bei dem Unterricht im Allgemeinen muss man auch hier abstracte Begriffe vermeiden, während es eine falsche Übertreibung des Anschaulichkeitsprincipes wäre, wenn man bei gesunden Kindern von Begriffsdefinition ganz und gar absehen wollte. Hieraus ergibt sich auch, dass man bei dem Lesen der Blödlinge nicht alle in einer Gruppe gegebenen Worte brauchen kann, sondern eine Auswahl treffen muss, bei welcher jedoch immer nur wenige ausgeschieden werden. Es ergibt sich ferner, dass man bei den Blödlingen im Nothfall zu dem Vormachen, Vorzeigen und überhaupt dem unmittelbaren Anschauen seine Zuflucht nehmen muss, während man dies bei den gesunden Kindern absichtlich zu vermeiden hat, da der Sprachunterricht gerade dazu dienen soll, ihnen die Freiheit ihres Vorstellungsvermögens zum Bewusstsein zu bringen und zu üben hat. Bei den gesunden Kindern muss man ferner der Sprechlust derselben eine gewisse Grenze setzen, und insbesondere der beständigen Beziehung auf ihre allernächsten Erfahrungen unter einander, auf Persönlichkeiten etc. zuweilen wehren, während bei den Blödlingen diese Beziehungen vom Lehrer selbst herausgestellt und Alles, was das Kind selbstständig hervorbringt, angenommen, aber sofort auch zu einer bestimmten Fassung gebracht werden muss. Nach dem Gesagten versteht es sich von selbst, dass der Leseunterricht der Gesunden um so lebendiger, und gehörig beherrscht auch um so fruchtbarer ist, je voller die Klasse ist, dass man aber von den Blödlingen immer nur wenige zugleich unterrichten kann, und die zu einander passenden zusammenhalten muss. Wenn die Blödlinge eine Anzahl von Gruppen beherrschen, dürfen und sollen sie an einzelnen Stunden der gesunden Kinder, welche erst zu lesen anfangen, Theil nehmen, weil sie hier in gewisser Weise als die vorgeschrittenen zugegen sind, aber zugleich durch die Lebendigkeit, mit der die gesunden Kinder die ihnen geläufig gewordenen Worte auffassen, erfrischt und bereichert werden, was jedenfalls die beste Wiederholung ist, die

mit ihnen vorgenommen werden kann. Etwas Ähnliches findet bei den verschiedenen Abtheilungen der gesunden Kinder statt, nur dass hier die Vorangeschrittenen, indem sie die Repetition des Dagewesenen mittelst der zeitweiligen Theilnahme an der Lection der Anfänger haben, ihre Herrschaft über die betreffenden Gruppen einfach erneuern, und diese zu dem, was sie gerade im Unterricht beschäftigt, in Beziehung setzen.

Lection: Kennt Ihr den Wind? Habt Ihr ihn schon gesehen? Ihr habt ihn noch nicht gesehen? Woher wisst Ihr aber, dass Wind ist, oder dass Wind weht? Ihr hört ihn, Ihr fühlt ihn. Wie hört Ihr ihn? Wie fühlt Ihr ihn? Ihr seht, was er thut; wenn Ihr die Bäume hin- und hergeschüttelt seht, so ist das der Wind, der es thut. Gestern als wir spazieren gingen, war ein starker Wind, denn der Wind ist manchmal stark und manchmal schwach. Dem Julius wurde auf einmal der Hut vom Kopfe genommen und in der Luft fortgeführt. Wer hat es gethan? — Der Wind hat es gethan.

Nun seht, was hier an die Tafel gesetzt ist, das heisst Wind. Wenn Ihr dasselbe seht, müsst Ihr immer sagen: **Wind**. Der Wind ist manchmal stark und manchmal schwach; er ist manchmal rauh, dann friert Euch, wenn er Euch anweht. Aber manchmal ist er nicht rauh, sondern angenehm, dann heisst er **lind**. Der Wind weht heute lind.

Nun wartet einen Augenblick. Was hier unter Wind steht, das heisst **lind.** Das sieht hinten gerade so aus wie Wind, aber vorn anders. Also stehen jetzt zwei Worte da: Wind und lind. Wie weht heute der Wind? (Das Wort Wind wird dabei gezeigt.) Der Wind weht heute lind. —

Was ist denn heute für Wetter, da der Wind lind weht, und die Sonne scheint? — Ist es heute rauh und kalt? — Nein, es ist lindes oder gelindes Wetter. — Wann ist das Wetter rauh? — Wenn ein kalter Wind weht und Schneeflocken umhertreiben. Wann ist es gelind? — Wenn der Wind sanft weht und die Sonne es gut meint.

Nun seht Euch das neue Wort an, welches ich gesetzt habe; das heisst gelind. Hinten ist es ganz wie lind, und vorn ist etwas daran gekommen, decke ich das zu, so heisst es lind, thue ich den Finger weg, so heisst es gelind. — Kann auch ein Mann rauh sein? Wann ist er rauh? — Wenn er Euch anfährt und Euch ein böses Gesicht macht. — Wann ist er gelind? — Wenn er Euch freundlich anlacht und es gut mit Euch meint, wie es die Sonne gut mit Euch meint, wenn sie Euch anscheint. Wie ist Euere Mutter gegen Euch? — Ist sie rauh oder gelind? — Die Mutter ist gelind, sie meint es gut mit ihrem Kind.

Du E. bist das Kind von Deiner Mutter, und Du J. das Kind von Deiner Mutter; Ihr seid also beide Kinder. Sind denn noch mehr Kinder im Hause? — Nennt mir Kinder! — Also, Emanuel, bist auch ein Kind. E. nein? — Bist Du denn ein Mann? — E. lacht und sagt: nein, ich bin kein Mann, ich habe keinen Schnurrbart, aber wenn ich

gross bin, bekomme ich einen (er macht die Bewegung des Schnurrbartdrehens). Bist Du eine Frau? — Er lacht lauter: Bewahre, Frau G. ist eine Frau! — Nun, was bist Du denn? — Ein Bub! — Sind denn die Buben keine Kinder? — Ja, die Buben sind auch Kinder. Also bist auch du ein Kind? — E. Nein, ein Bub. — Gewiss ein Bub, aber weil Du ein Bub bist, bist Du auch ein Kind. Sind denn Ida und Nelli auch Kinder? Ja. Sind sie denn aber Buben? — Emanuel lacht. Nun also, die Kinder sind Buben und Mädchen, und Du bist kein Mädchen, sondern ein Bub, aber ein Kind, wenn Du auch grösser bist als alle andern Kinder.

Jetzt werde ich Euch das Wort Kind sehen lassen. Seht, das heisst Kind. Also die Mutter meint es gut mit ihrem Kind, und ist ihm gelind; sie wird nicht gleich böse, wenn das Kind etwas zerbricht oder verdirbt. Wenn sie aber dem Kinde etwas sagt, das es thun soll, dann muss das Kind auch nicht langsam sein, sondern geschwind gehorchen. Das Wort **geschwind** will ich Euch hersetzen. Das Wort also heisst gelind, und dies geschwind. Ist der Esel geschwind? Läuft der Esel gern Trab oder Galopp? Nein, er geht gern langsam, und muss erst geschlagen werden, wenn er schneller gehen soll, aber das Pferd, das ist etwas Anderes, das kann geschwind laufen, und läuft auch gerne geschwind. Ich weiss aber ein Thier, das läuft noch geschwinder, und wir haben ein solches neulich laufen sehen. Ihr habt dabei in die Hände geklatscht und geschrieen, und es hat sich davor gefürchtet und ist immer schneller gelaufen. Das war ein Hase. Wenn aber ein Thier recht schnell läuft, so sagt man: geschwind wie der Wind, denn der Wind weht schneller als ein Thier laufen kann. Wenn der Wind stark weht, und Ihr lasst ein Stück Papier fliegen, so ist's den Augenblick weg, und Ihr könnt's nicht wieder finden. Geschwind wie der Wind könnt Ihr nicht laufen, aber wenn man Euch sagt: Lauft geschwind, so sollt Ihr es so schnell thun, als Ihr gerade könnt, und wenn man Euch sagt, thut das, so sollt Ihr Euch nicht erst lange besinnen und träge sein, sondern es geschwind thun, denn ein gutes Kind gehorcht geschwind.

Unter unsern Blödlingen ist Emanuel derjenige, der den meisten Blödsinnshumor hat, leicht lustig wird und gern den Narren spielt. Ein anderer, Hans, ist das gerade Gegentheil, er hat stets eine höchst ernste Miene, die etwas vom Philosophen und vom Gendarm zu gleicher Zeit hat. Solche Eigenthümlichkeiten treten bei dem Leseunterrichte sehr entschieden hervor, und man muss darauf besondere Rücksichten nehmen. Bei Marianen und Rosalien, zwei ältern Mädchen, hat das eigentliche Lesenlernen keine Schwierigkeit, und sie haben es schon bis zu einem gewissen Grade erlernt gehabt; aber abgesehen von dem sachlichen Inhalte der Besprechungen, bei welchen es sich herausstellte, wie dürftig die Anschauungen beider Mädchen bis jetzt geblieben sind, ist Mariane an eine schärfere Unterscheidung des Wortklanges und der Wortbegriffe gewöhnt worden, die ihr sehr fehlte, und Rosalie hat sich insbesondere daran gewöhnt, nicht träumerisch vor sich hinzustarren, wenn sie etwas finden und suchen

soll, sondern mit spähendem Blicke das von ihr verlangte Wort in den Gruppen zu suchen. Ist nämlich der Unterricht weiter fortgeschritten, so werden häufig auch Wörter verschiedener Gruppen zu Sätzen verbunden, und dann den Kindern die Aufgabe gestellt, diese Wörter sofort wieder aufzusuchen. Dies ist ein bildendes Moment der Methode, das auch für die gesunden Kinder von grossem Belang ist. Zu dem mechanischen Geschwindlesen bringen es mittelst der gewöhnlichen Lesemethode sehr viele Kinder, die als halb- oder partiell-idiotisch bezeichnet werden müssen, wie wir solche z. B. in Alois und Ferdinand haben, aber dieses Lesenkönnen ist für die Ausbildung derselben völlig belang- und fruchtlos geblieben. Haben Blödsinnige nach unserer Methode lesen gelernt, so sind sie sicher in ihrem geistigen Wesen und Leben weiter gefördert.

Zu dem Erlernen der ersten Gruppe der Levanafibel haben diejenigen Blödlinge, welche für sich lesen zu lernen anfingen, bei täglichem halbstündlichem Lesen etwa einen Monat gebraucht. Zur zweiten Gruppe war weniger, zur dritten wieder weniger Zeit nothwendig, und jetzt erlernen sie wöchentlich schon gegen fünfzehn Wörter. Da sich dieser Fortschritt als ein gleichmässig progressiver herausstellt, so ist es unzweifelhaft, dass wir mit den Blödlingen zum Ziel des Lesenlernens kommen. Das Interesse der Kinder für den Unterricht ist bei allen vorhanden.

Die erste Schreibübung der Blödlinge.

Sie ist wesentlich dieselbe wie bei den gesunden Kindern, und die mechanische Einübung ist bei beiden im Bezug auf die Schwierigkeiten nicht sehr verschieden. Alois und Hans schreiben das, was man eine schöne Handschrift nennt. Dass man auch hier nicht so schnell vorwärts gehen kann wie bei den gesunden Kindern, wenn sie die geschriebenen Worte sich wirklich einprägen sollen, versteht sich von selbst. Bei unserer Methode findet eine Zersetzung der Buchstaben in ihre elementaren Bestandtheile und eine Zusammensetzung derselben nicht statt, und wir sind überzeugt, dass diese Art des Elementirens weder bei den gesunden noch bei den kranken Kindern irgend welchen Bildungswerth hat. Der Formensinn kann oder muss vielmehr an ganz andern Dingen und auf ganz andere Weise geübt werden, als durch das allmälige Zusammensetzen willkürlicher symbolischer Zeichen.

Bildererklären bei den Blödlingen.

Wir geben in der Beilage einen Bilderbogen mit vier Bildern, wie wir sie für unsere Blödlinge geeignet finden. Wir haben schon oben erwähnt, dass dieselben vier Bilder, welche hier den Bogen ausfüllen, die Eckbilder für einen Bogen mit neun Bildern zum Gebrauche für die gesunden Kinder abgeben. Es versteht sich von selbst, dass vom eigentlichen Bildererklären bei den Blödlingen erst dann die Rede sein kann, wenn sie sprechen; man muss sie aber schon vorher Bilder ansehen lassen, sofern sie dafür Sinn und Verständniss zeigen, und sich versichern, dass sie bei dieser Betrachtung

welche manche dieser Kinder, wie z. B. unsern Franz stundenlang fesselt, die einzelnen Gegenstände bestimmt unterscheiden. Manche der Blödlinge, wie z. B. Julius, haben durchaus keinen Sinn und kein Verständniss für Bilder; sie sehen sie nicht und werden unwillig, wenn man ihre Aufmerksamkeit darauf hinrichten will. In solchen Fällen fehlt die zum Anschauen nöthige Phantasie, es ist also überhaupt eine grosse Dürftigkeit und Schwäche des Vorstellungsvermögens vorhanden. Bringt man diese Kinder dazu, Bilder ansehen zu lernen und sich für sie zu interessiren, so ist dies jedenfalls ein sehr wesentlicher Fortschritt. Bei Julius halten wir uns zunächst an plastische Darstellungen, für die er wenigstens einiges Verständniss zeigt, wenn er auch nur ungern die Theile, die er zeigen soll etc., mit dem Finger oder der Hand angibt. Bei grossen Gemälden zeigt er jetzt wie bei plastischen Bildern die einzelnen Körpertheile, aber die Übung ist ihm keine angenehme, er hat durchaus kein theoretisches Interesse.

Für diejenigen Blödlinge, welche sprechen, ist das Bildererklären ein sehr wesentliches Bildungsmittel, und es ist jedenfalls darauf mehr Zeit zu verwenden als bei den gesunden Kindern. Dabei ist wichtig, dass auf dem Bilde nichts zurückbleibt, was die Blödlinge nicht ausdrücklich gesehen haben, und dass da, wo sich eine Beziehung zu den Beschäftigungen, den Arbeiten und den Spielen der Kinder findet, diese immer hervorgehoben wird. Die Beziehung, welche das Bildererklären zu dem Leseunterricht hat, haben wir früher schon angegeben.

Das hier vorliegende Bild stellt Handwerker dar, welche für alle Kinder besonders anregende Gestalten sind, die ihnen meistens überraschend entgegentreten. Der Schornsteinfeger insbesondere ist für die kleinen Kinder eine Schreckgestalt, an die sie sich erst gewöhnen müssen, und die ihnen auch gerade desshalb interessant bleibt, weil sie sich an ihren frühern Schreck erinnern. Der Schmied spricht das Kind an durch das Plastische, was die Schmiedearbeit hat, durch den Ausdruck der Kraft in Bewegung und Gestalt und durch den Hintergrund des Feuers. Alle Feuerarbeiter sind für das Kind anziehend, weil es das Feuer ist. Daher sieht das Kind auch dem Böttcher am liebsten zu bei dem Fässerauspichen, wenn die Pechpfannen mit der rothen rauchigen Flamme geschwungen werden. Ausserdem hat der taktmässige Ton bei jeder Arbeit für das Kind etwas Anziehendes, und dieser findet sich bei dem Böttcher, bei dem Schmiede und dem Scherenschleifer. Der letztere ist für das Kind als Wanderhandwerker eine fremdartige Gestalt, und hat den Reiz des Fremdartigen, er korrespondirt in dieser Beziehung mit dem Schornsteinfeger oder Rauchfangkehrer. Eine Beziehung zum Schmied hat er dadurch, dass er es mit Eisenwerkzeugen zu thun hat. Die Bestimmung des Rauchfangkehrers, die Essen vom Russ zu reinigen, gibt Veranlassung auf die Natur des Rauches einzugehen, und man muss auch Blödlingen begreiflich zu machen suchen, dass es einen Niederschlag aus dem Rauche geben kann und gibt. Im Allgemeinen aber muss man sich hüten, und zwar sowohl bei den gesunden wie bei den blöden Kindern auf physikalische Erläuterungen, zu denen der Gegenstand des Bildes

Veranlassung geben könnte, zu weit einzugehen. Das Kind muss zunächst dazu gebildet werden, was in die Erscheinung tritt, klar und bestimmt aufzufassen. Bei den Blödlingen aber ist es unerlässlich, bei den Dingen, die sie sehen, immer auch nach dem Gebrauche ausdrücklich zu fragen, und sie darüber klar zu machen; sie müssen also wissen und sagen können, wozu der Schmied die Zange und wozu er den Hammer braucht, und wesshalb er einen grossen Blasebalg nöthig hat, wesshalb der Schornsteinfeger Leiter und Besen trägt, und warum der Schleifstein vom Scherenschleifer durch ein Rad herumgedreht wird. Diese Erörterungen des „Wozu" und „Warum" halten bei Blödlingen oft lange auf, während man bei gesunden Kindern schnell darüber hinweg kommt, sie werden sich aber nie dabei langweilen, wenn man ihnen die Sachen möglichst plastisch darstellt.

Bei dem Scherenschleifer, dem Schmiede und dem Böttcher gibt es Spiele und Lieder, welche bei der Bildererklärung schliesslich herbeigezogen werden müssen. Es kann nichts schaden, wenn dabei die Kinder, besonders die Blödlinge, zur Aufführung des betreffenden Spieles sofort in Bewegung gesetzt werden.

Das Rechnen mit Formenlegen.

Die bisherigen Rechnenmethoden sind bei den Blödlingen durchweg unfruchtbar, das höchste was bei ihnen durch sie erreicht wird, ist eine gewisse mechanische Rechnenfestigkeit, die sich sogar grade bei Blödlingen auf die Spitze treiben lässt, wofür fast in allen Übersichten des Blödlingswesens Beispiele angeführt werden. Schon hierin liegt für uns ein Beweis, dass diese Rechnenmethoden auch bei den Gesunden dem eigentlichen Bedürfniss und Zwecke des Unterrichts nur einseitig entsprechen. Wir können diese Ansicht hier nicht weiter ausführen und begründen, sondern müssen uns begnügen die Methode, welche wir bei der Levana eingeführt haben, in ihren allgemeinsten Umrissen darzustellen, wobei wir sofort auf ein später erscheinendes Lehrbuch „Das Rechnen der Elementarklasse in Verbindung mit der Formenlehre" verweisen wollen.

Das Wesen der Methode besteht darin, dass von vorn herein und nach einem systematischen Gange die Zahlenverhältnisse an Formenverhältnissen anschaulich gemacht und die Formenverhältnisse in Zahlenverhältnisse übersetzt werden. Wir halten eine abgesonderte Vertretung der Formenlehre in der Elementarklasse neben dem Rechnen, dem geometrischen Zeichnen und den Arbeitsübungen für unnöthig und desshalb unzulässig, aber die innigste Verknüpfung von Zahl und Form als Unterlage des gesammten mathematischen Unterrichtes für absolut nothwendig. Die Scheidung der Zahlen- und Formenlehre muss ausdrücklich stattfinden und vorbereitet sein, ist

desshalb erst in der zweiten Klasse der Volksschule, also mit dem Eintritt der Altersstufe vom 9. bis 11. Jahre berechtigt. Jede andere Veranschaulichung der Zahlenververhältnisse als die an der angeschauten Form widerspricht dem Principe der Anschaulichkeit, weil sie der Unmittelbarkeit entbehrt, die Kenntniss der Formen aber, die dem Kinde durch die Arbeitsübungen schon vermittelt ist und fortgesetzt vermittelt wird, muss zum Begriff erhoben und zum abstracten Ausdruck gebracht werden, wofür das Zahlenverhältniss das spezifische Mittel ist. Spiel und Beschäftigung dürfen nicht zum Rechnenunterrichte fortgehen, weil das eine Ausartung von Spiel und Beschäftigung ist. Das Auffassen der Zahlenverhältnisse soll bei ihnen nur ein momentanes, der Befriedigung des praktischen und ästhetischen Bedürfnisses sich einfügendes sein. Was also Fröbel bei seinen Beschäftigungen Erkenntnissformen nennt, müssen wir von unserm Standpunkte aus entschieden negiren. Der Unterricht würde aber andererseits der Einheit in einer bestimmten Richtung entbehren, wenn nicht die überall geübte Formenanschauung ausdrücklich zu dem Zwecke zusammengefasst würde, um sie in Grössenverhältnissen aussprechen zu lehren. Hierzu dient der Rechnenunterricht, es ist dies die erste und bleibt im Grunde genommen die höchste Aufgabe desselben, d. h. die höchste Aufgabe der Mathematik. — In psychologischer Beziehung täuscht man sich, wenn man glaubt den Rechnenunterricht durch Beispiele, bei denen man das Vorstellen der Kinder in Anspruch nimmt, wirklich anschaulicher und lebendiger zu machen. Spricht man den Kindern, wenn man ihnen die Theilungsverhältnisse der Zehn anschaulich machen will, von zehn Äpfeln, die sie unter sich zu theilen haben, so mag in ihnen wohl die angenehme Erinnerung von Äpfeln aufsteigen, aber diese bleibt für die Auffassung des Zahlenverhältnisses völlig belanglos oder hält vielmehr dasselbe eine zeitlang auf. Diejenigen Kinder, in denen das Interesse für das Zahlenverhältniss schon geweckt ist, denken eben nicht an die Äpfel, sondern nehmen den Ausdruck als einen bedeutungslosen hin. Ähnlich verhält es sich mit allen andern concreten Beispielen für Zahlenverhältnisse; wir weisen diese zwar nicht unbedingt ab, verlangen aber, dass sie einem Kreise entnommen sind, in dem sich Lehrer und Schüler zusammenfinden, so dass die Zurückbeziehung auf den Rechnenunterricht möglich ist, also vorzugsweise dem Kreise der Spiele und Beschäftigung, und betrachten sie weiterhin nur als die peripherische, nicht als die centrale Ausfüllung des Rechnenunterrichtes; diese letztere muss eben nach unserer Ansicht das mit der Formenanschauung unmittelbar verbundene Rechnen sein, welches berechnend anschauen lehrt, und das schon vorhandene Interesse an der Form zur Unterlage hat.

Ein solcher Elementarunterricht des Rechnens ist noch zu schaffen und die bisherige Pädagogik hat trotz der Wichtigkeit, die sie seit Pestalozzi der Elementarmathematik beilegt, nicht einmal die Aufgabe desselben gefasst. Die herrschenden Methoden des Rechnenunterrichtes leiden an einer unheilbaren Einseitigkeit und nur bei Fröbel finden wir den Ansatz zu einer rechten Methode, obgleich sofort verkehrt,

dabei ist zu bemerken, dass der Rechnenunterricht, wie wir ihn verlangen, allerdings die Arbeitsübungen voraussetzt, um so fruchtbar zu werden, wie er es sein muss, dass wir aber dennoch die Gestaltung und Einführung desselben nicht von der vorgängigen Gestaltung und Einführung der Arbeitsübungen abhängig machen wollen und dürfen, so wenig wir dieses bei dem Sprachunterrichte thun. Die Vorarbeiten, welche die bisherige eifrige Beschäftigung mit der Methodik dieses Unterrichtszweiges hervorgebracht hat, sind natürlich nicht verloren und die Grube'sche Methode kommt dem eigentlichen Zwecke des Rechnenunterrichtes, so weit er ohne die unmittelbare Verbindung mit der Formenlehre und dem Formenlegen erreicht werden kann, am nächsten. Eine falsche Zuspitzung erhält die Grube'sche Methode dadurch, dass sie sich die vergebliche Mühe gegeben hat, die einzelnen Zahlen als Individualitäten auffassen zu lassen, während doch jede Zahl ganz dasselbe bedeuten kann, wie jede andere, also für sich und ohne die Bestimmtheit eines Verhältnisses überall Nichts ausdrückt. Das schriftliche Rechnen muss sich an die Rechnenübungen mit Formenlegen genau anschliessen und gewisse Resultate desselben fixiren. Das Schreibenlernen der Ziffern kann beginnen, sobald der Rechnenunterricht überhaupt beginnt, oder ist noch besser schon im Voraus zu üben, weil sich das Zifferschreiben als die beste erste Schreibübung darstellt und damit schon im Kindergarten der Anfang gemacht werden kann, ohne dass es dort schon einen eigentlichen Schreibunterricht gibt. Die Buchstabenbildung müssen wir bei unserer Methode des Lese- und Schreibunterrichts ausschliessen und eben so das Buchstabenbilden mit Stäbchen und Ringen, oder gar im Ausstechen und Ausnähen. Die Kenntniss der Buchstaben stört das Lesenlernen, wie wir es wollen, und das Darstellen der Buchstaben hat keinen ästhetischen Zweck.

Wie jeder andere Unterricht muss sich auch der Rechnenunterricht bei den Blödlingen modificiren und zwar nach den schon öfter ausgesprochenen Grundsätzen, die wir nicht von Neuem auseinanderzusetzen brauchen. Die Anzahl der Formen muss für sie auf wenige reducirt werden, und zwar fallen auf der ersten Stufe die rein mathematischen Übergangsformen, für welche die gesunden Kinder allerdings Interesse und Verständniss haben, hinweg und es bleiben nur diejenigen, die sich als verhältnissmässig concrete bezeichnen lassen. Bei den Gesunden werden auf der ersten Stufe mit viereckigen Plättchen in der Art der Dominosteine, späterhin mit durch Zeichnung in Vierecke und in Dreiecke getheilten Plättchen, und endlich auch mit freien Dreiecken gelegt und der Übergang zum Würfel bezeichnet eine zweite Stufe des Rechnenunterrichtes. Bei den Blödlingen halten wir es für zweckmässig die Formen, welche allerdings zunächst auch nur Flächenformen sind, sofort mit zollgrossen Würfeln darzustellen, weil sie das Compakte verlangen und die Darstellungen der Formen dadurch entschiedene Reliefdarstellungen auf der Fläche werden.

Wir nehmen zuerst die einfache Treppenform, Fig. 1 ($1 + 2 = 3$), darauf erhöhen wir die niedrigeren Stufen so weit, dass wir das volle Geviert bekommen,

Das Rechnen mit Formenlegen.

I.

Fig. 1

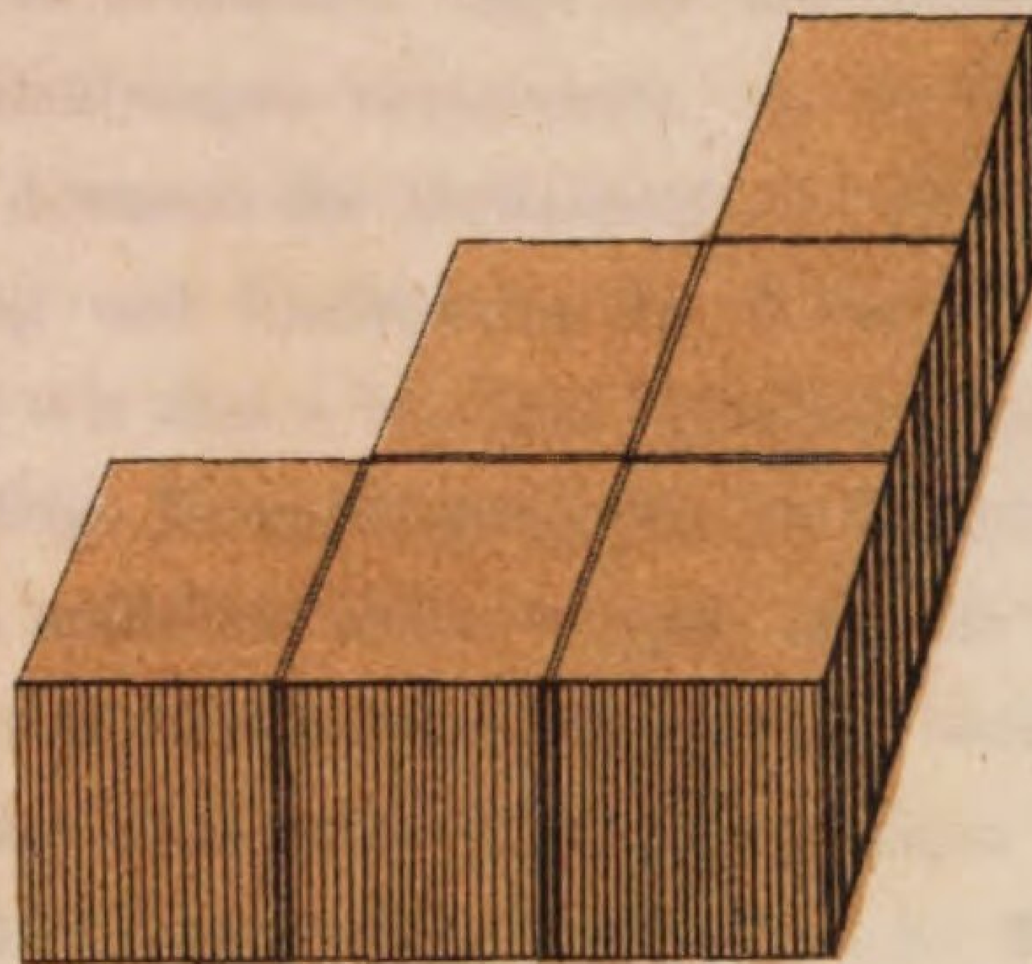


Fig. 2

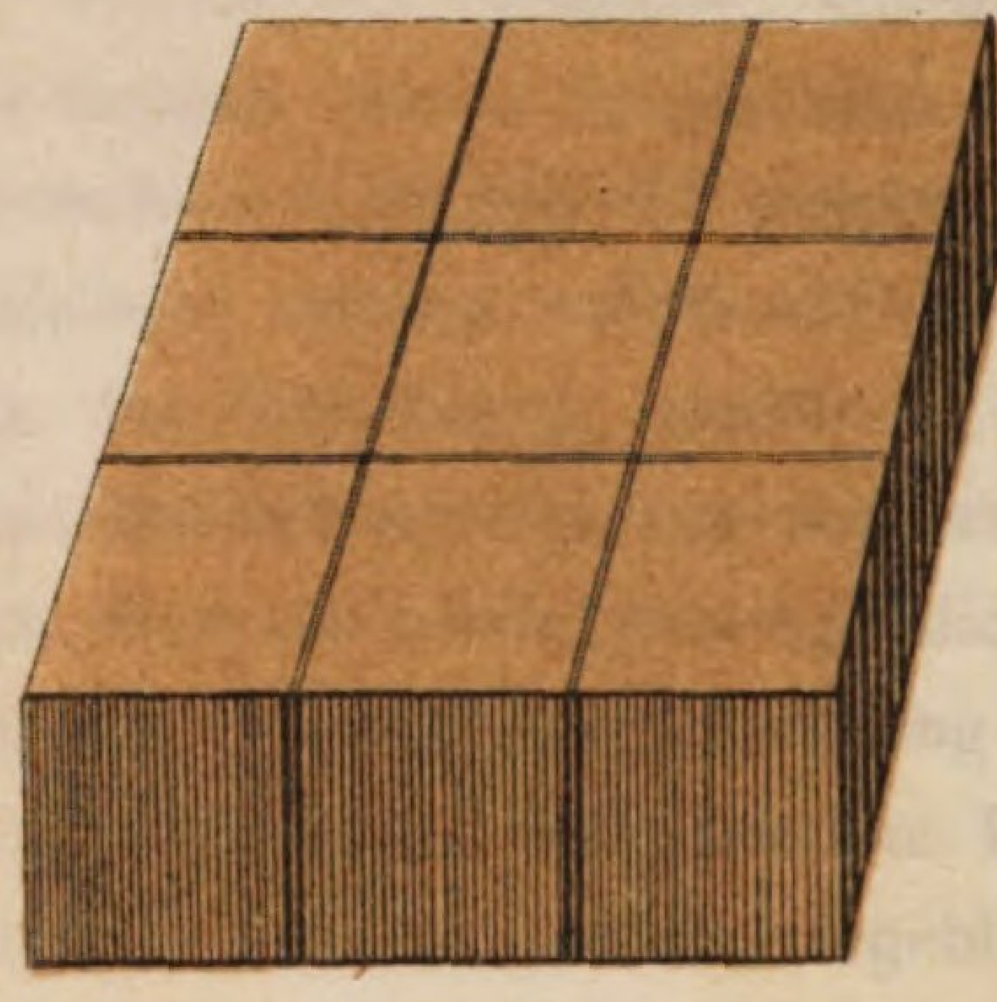


Fig. 3

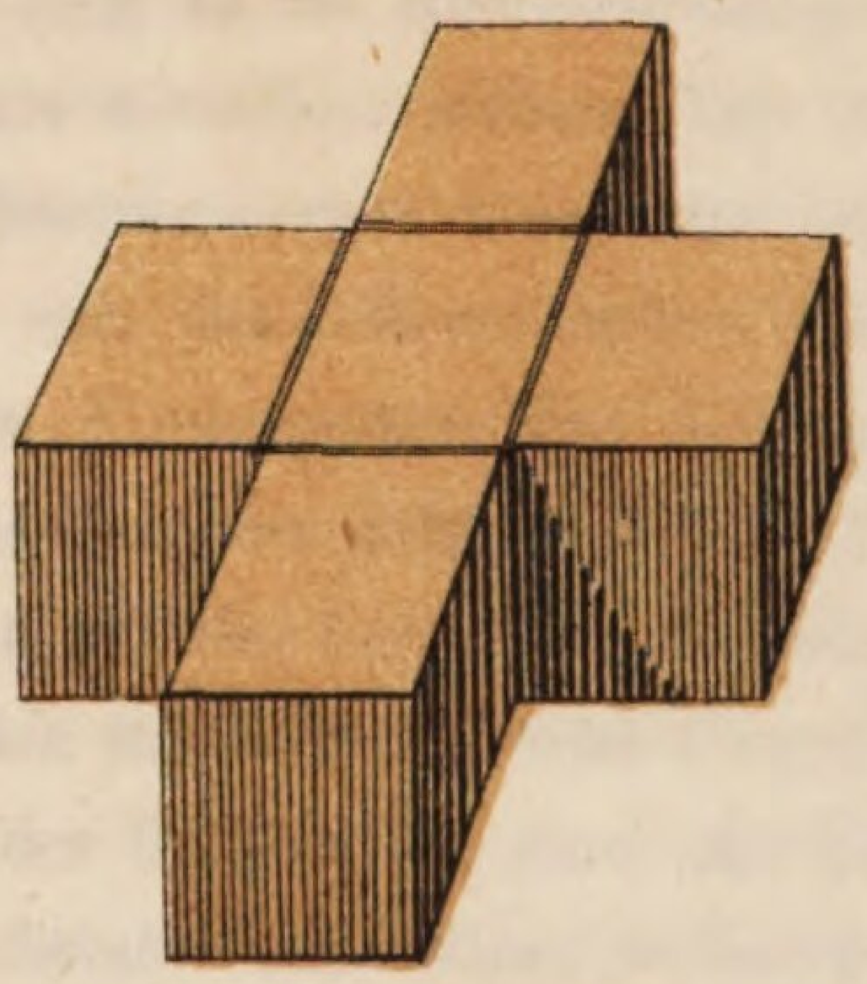


Fig. 4

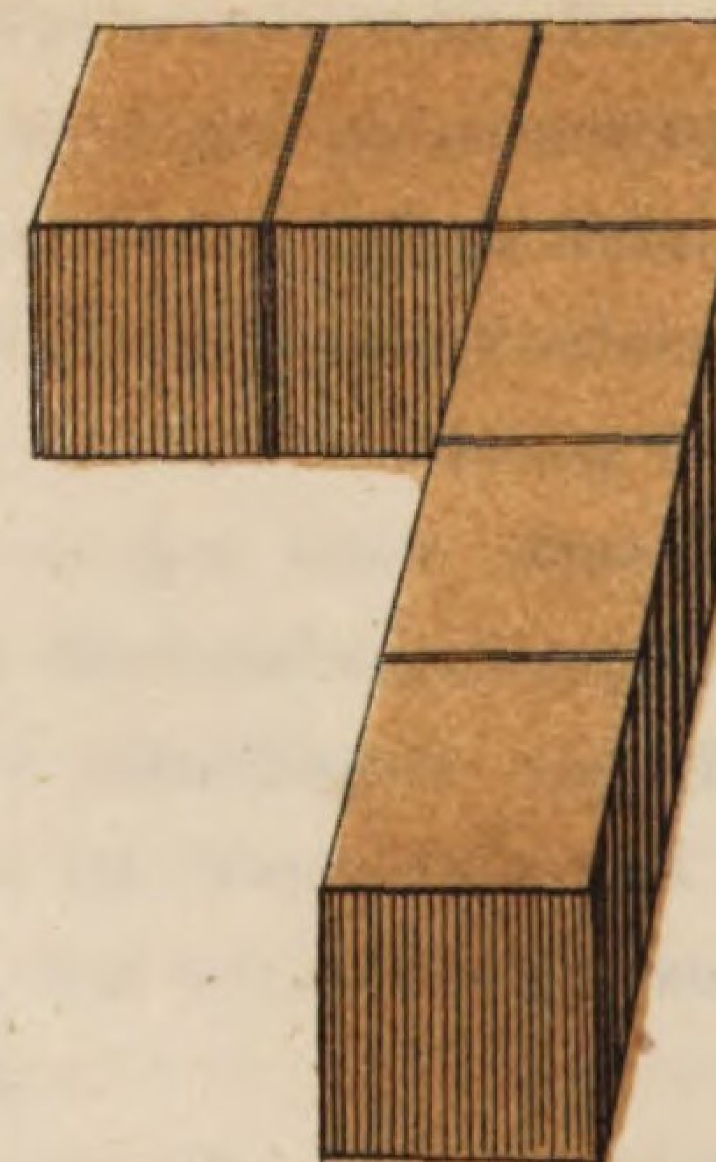


Fig. 5

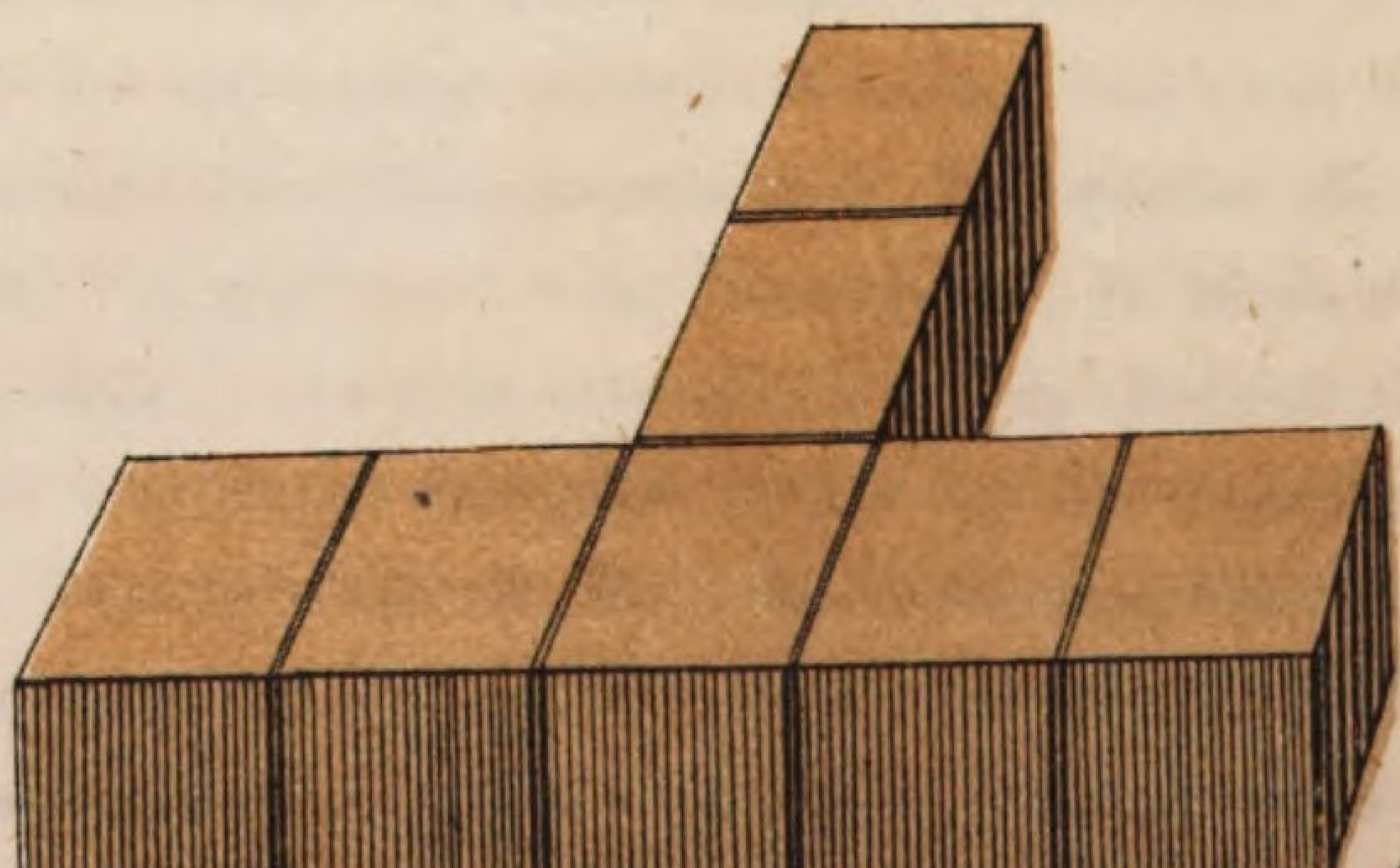
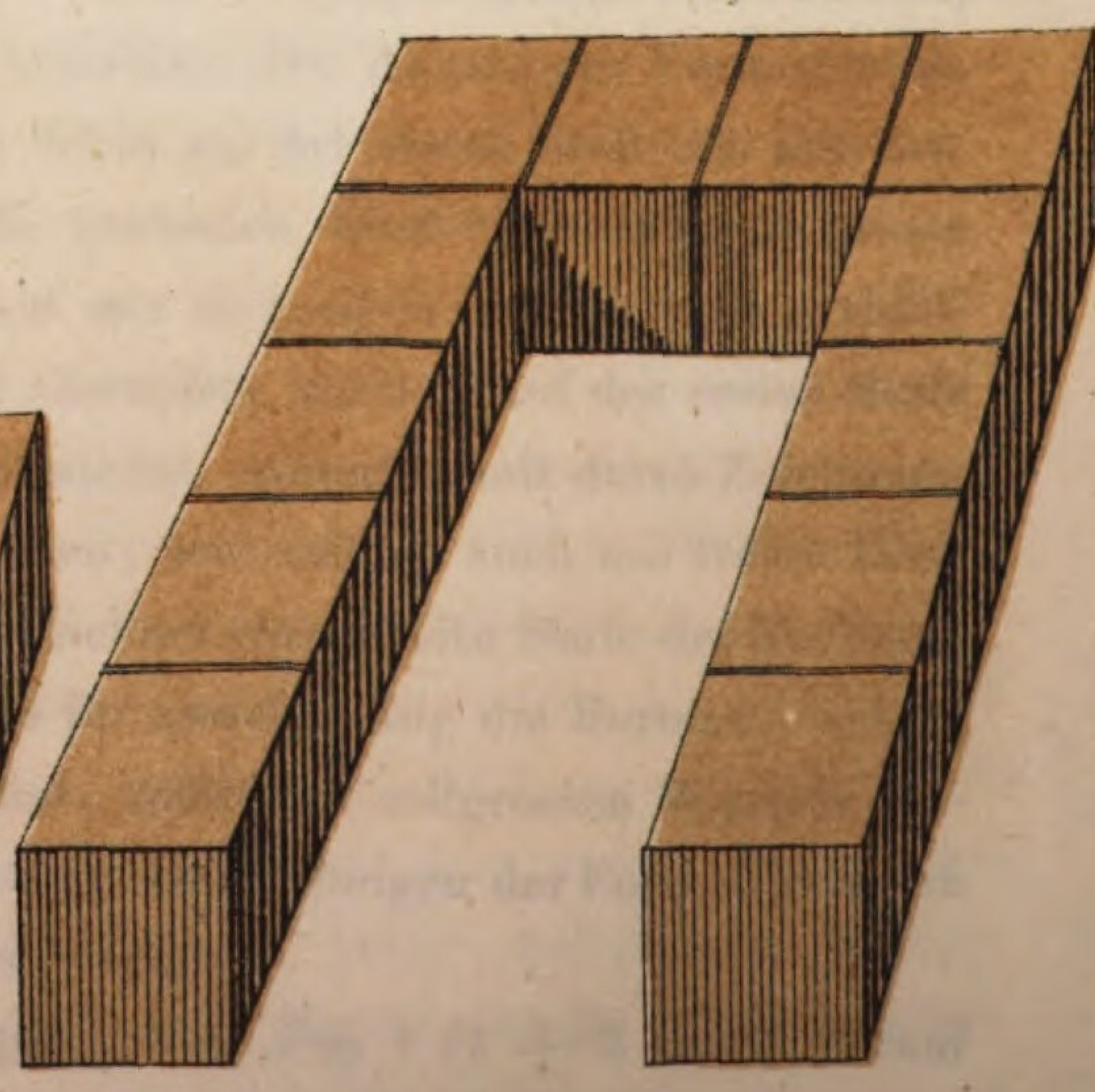


Fig. 6



Georgens Med.-pädag. Jahrbuch 1858. Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Mathis v. A. Hartinger

Das Rechnen mit Formenlegen.

II

Fig. 7

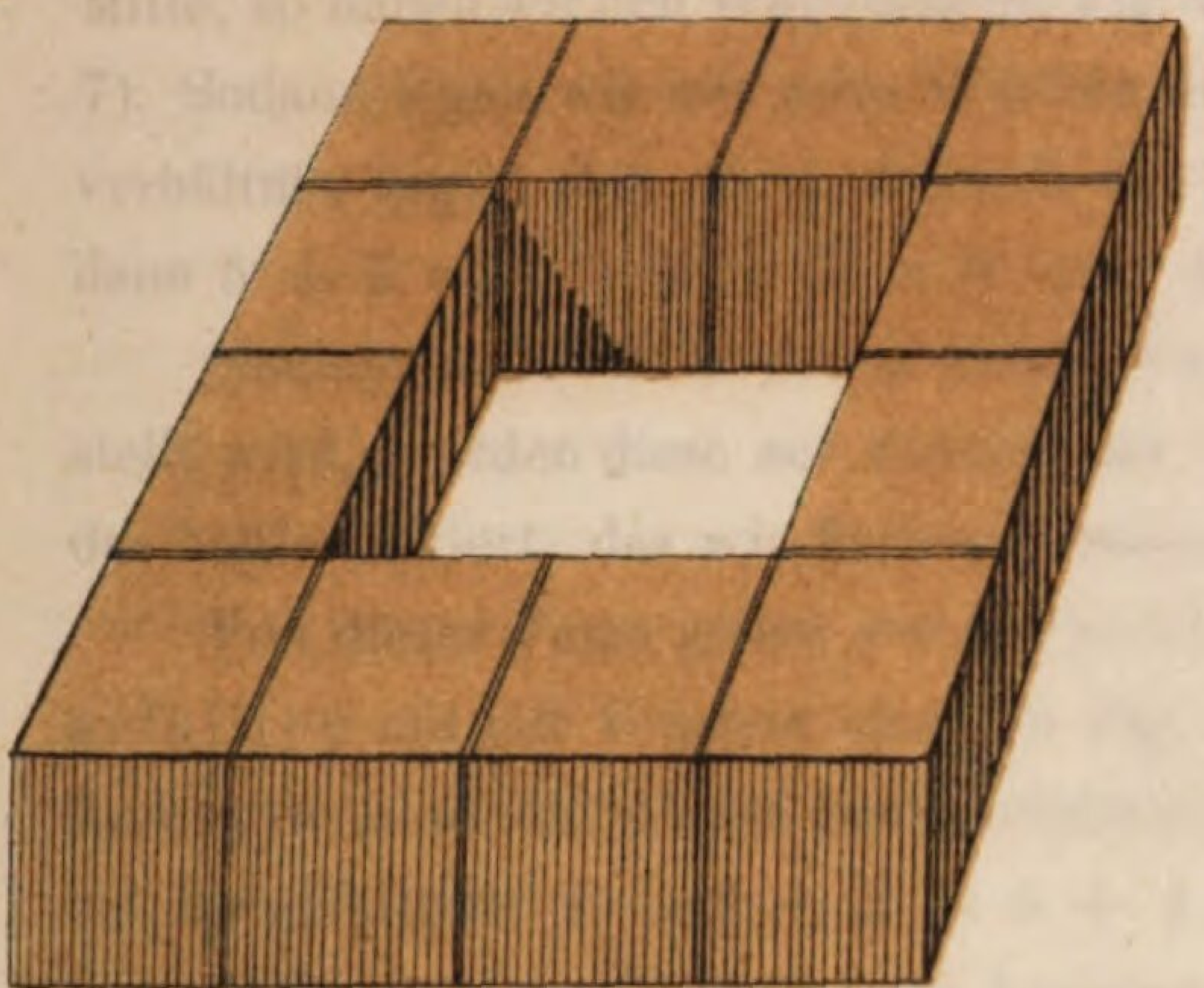


Fig. 8

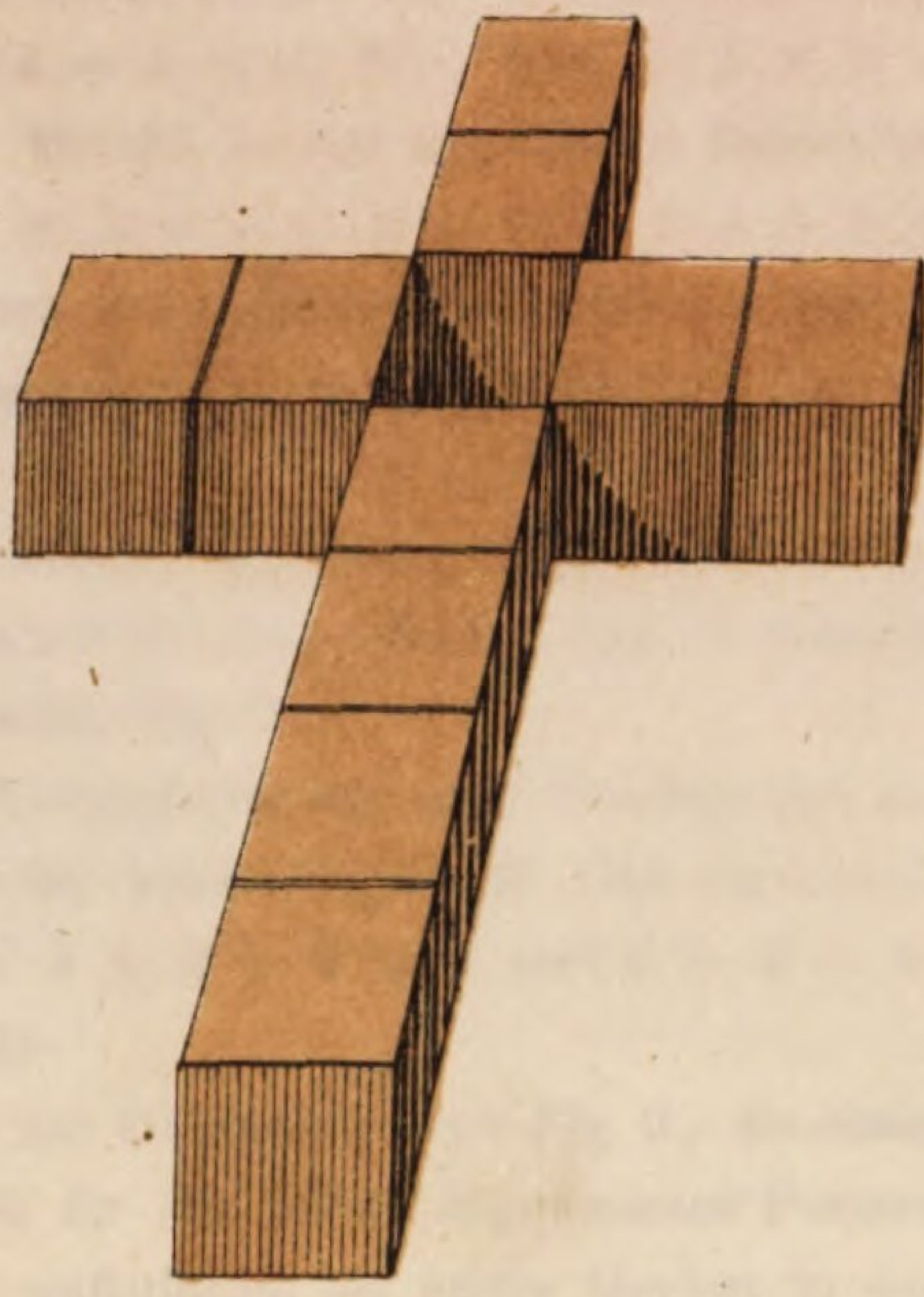
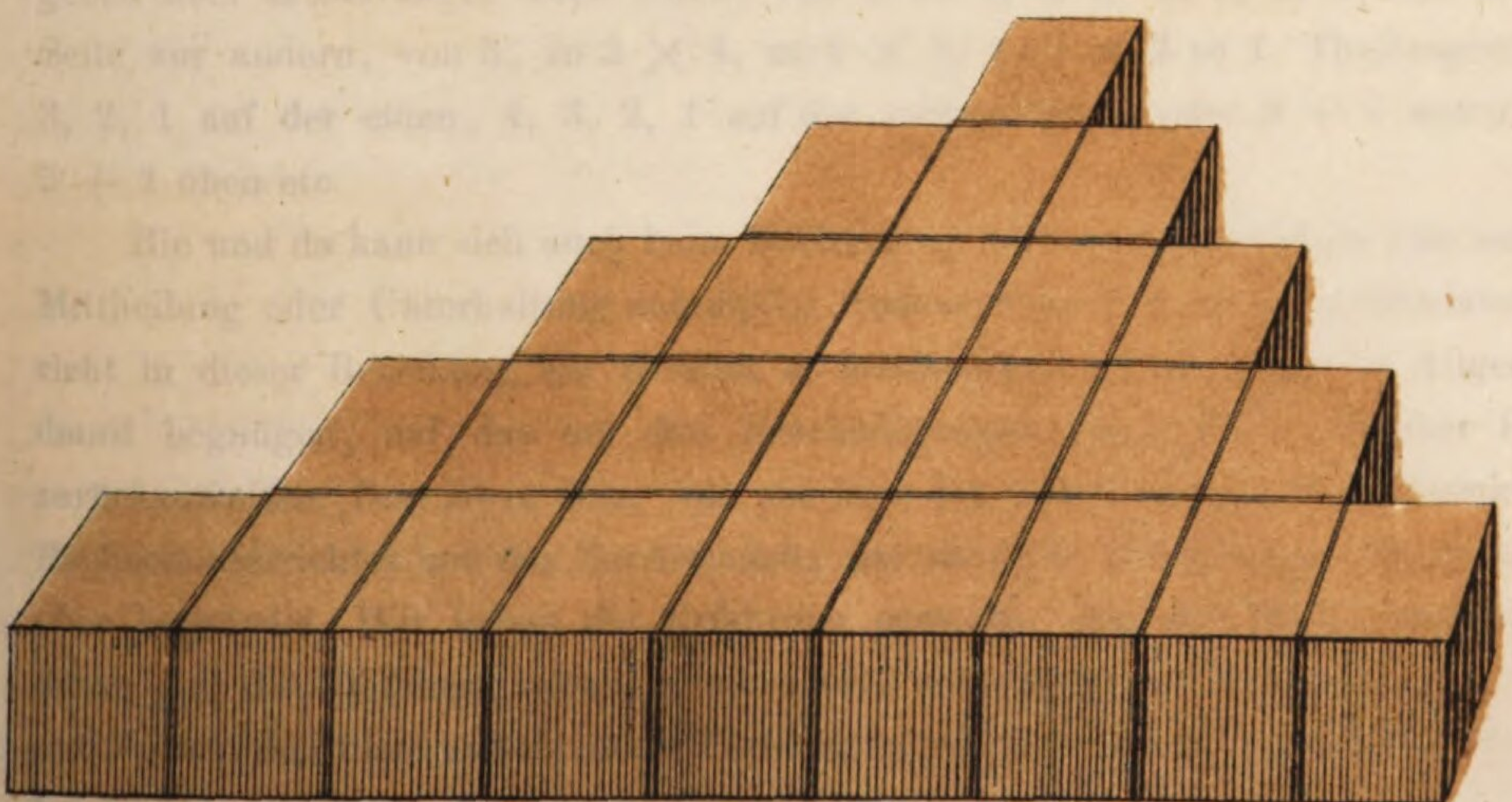


Fig. 9



Georgens Med.-pedag. Jahrbuch 1858

Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Hartinger

Fig. 2 (1 + 1 = 2 + 1 = 3; 2 × 3 = 6; 3 × 3 = 9). Von diesem nehmen wir die vier Eckwürfel weg und bekommen dadurch das kleine Kreuz, Fig. 3 (3 + 1 = 4 + 1 = 5; 9 — 4 = 5). Als vierte Form stellen wir den Blödlingen den Winkel, den sie zum Zeichnen brauchen dar. (4 + 2 = 6; 6 — 2 = 4; 2 × 3 = 6). — Setzen wir dem grossen Balken seine Würfel zu und den kleinen Balken zur Mitte, so haben wir den Wagebalken, Fig. 5 (1 + 2 + 2 + 2 = 7; 3 + 2 + 2 = 7). Sodann legen wir mit zehn Würfeln die Form einer Thür Fig. 6. Für das Zahlenverhältniss ergibt sich: 5 + 5 durch das Zusammenschieben zweier Winkel, man hat dann 5 + 5 = 4 + 4 + 2 = 4 + 3 + 3 = 10.

Nachdem die Thür durch zwei Würfel erhöht, also durch zwölf Würfel dargestellt wird, werden diese zur Füllung der offenen Seite eingeschoben und es entsteht das hohle Geviert, das wir Fenster nennen können, Fig. 7.

Von dieser Form gehen wir zur hohlen Kreuzform mit zehn Würfeln und zur gefüllten mit eilf Würfeln über. In Fig. 8 ist die hohle dargestellt. (Bei der hohlen Kreuzform sind die Grund-Zahlenverhältnisse: 4 + 2 + 2 + 2 und 6 + 2 + 2; bei der gefüllten: 7 + 2 + 2 = 5 + 4 + 2).

Nach mehreren Mittelformen kommen wir zur Doppeltreppe Fig. 9, die einen vorläufigen Abschluss darstellt; man kann aus ihr alle bisher dagewesenen Formen abgesondert herausstellen lassen, sie ist z. B. aufzufassen als erstes Geviert in der Mitte, einfache Treppe zu beiden Seiten, Wagebalken oben, oder als hohes Kreuz in der Mitte, zwei Treppen mit Ruheplätzen zu beiden Seiten; oder als breites Kreuz mit zwei Treppen, vergrössertem Ruheplatz und zwei Aufsätzen. Zahlenverhältnisse geben aber Abstufungen nach Oben: von 9 zu 7, zu 5, zu 3, zu 1; von der einen Seite zur andern, von 5, zu 2 × 4, zu 2 × 3, zu 2 × 2 zu 1. Theilungen: 5, 4, 3, 2, 1 auf der einen, 4, 3, 2, 1 auf der andern Seite, oder 9 + 7 unten, 4 + 3 + 1 oben etc.

Hie und da kann sich auch beim Rechnen an die concreten Formen eine sachliche Mittheilung oder Unterhaltung anknüpfen, indessen hat sich grade der Rechnenunterricht in dieser Beziehung am meisten zu beschränken und muss sich im Allgemeinen damit begnügen, auf das bei den Beschäftigungen gelegentlich ähnlicher Formen zurückzuweisen. Dies ist in dem, was wir über den zusammenfassenden Charakter des Rechnenunterrichtes und das Zerstreuende, das sachliche Erinnerungen haben können, oben begründet. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass der Rechnenunterricht in dieser Art die Blödlinge wirklich interessirt, dass sie in der Auffassung der Zahlen- und Formverhältnisse entschiedene Fortschritte machen und die gewonnene Fähigkeit bei praktischen Anschauungen und Thätigkeiten bewähren.

Zeichnen, Gesang, Gymnastik und Religion.

Zur Theilnahme an dem Gesang, am Zeichnen, werden die Blödlinge sobald als es möglich ist, herangezogen und zwar, wie es hierin schon ausgedrückt liegt, bilden sie keine besondern Abtheilungen bei diesen Übungen, sondern schliessen sich den Gesunden an. Die Methodik des Unterrichts modificirt sich bei ihnen nur in so weit, als es das Eingehen auf die Individualität überall fordert; beim Singen aber haben wir es als sehr förderlich gefunden, wenn die einzelnen Blödlinge einzelnen gesunden Kindern, die gewissermassen ihre Vorsänger abgeben, zugetheilt werden. Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch auf den Gesang- und Zeichnenunterricht schon näher charakterisirend eingehen wollten, zudem haben wir das Geständniss zu machen, dass wir grade bezüglich dieser Gegenstände bis jetzt nur experimentirt und eine eigentliche Methode noch nicht durchgebildet haben. Es ist uns aber klar geworden, dass auch der Zeichnenunterricht die Unterlage der Arbeitsübungen bedarf, dass er sich an sie anschliessen und das plastisch Gearbeitete zur Abzeichnung verwenden muss. Die Darstellung eigentlich organischer Formen ist auf der ersten Stufe des Unterrichts durch die Arbeitsübungen: das Ausnähen und Ausschneiden vertreten. Das Zeichnen selbst nimmt die Stäbchen- und Ringfiguren, die durchsichtigen Körper der Erbsenarbeiten und Drahtgeflechte als Naturvorlagen; daneben ist das eigentliche geometrische Zeichnen als ein Componiren von Figuren mittelst des Stiftes und das verschiedenartige Schattiren von Vierecken. Nach den durchsichtigen Körpern folgen die festen Körper, welche die Papparbeiten und das Modelliren liefern. Innerhalb der Elementarstufe werden aber nur Zierformen in Gyps nachgezeichnet. Das Nachzeichnen von Gefässformen gehört einer höhern Stufe an. Ohne die Unterlage der Arbeitsübungen wird der Zeichnenunterricht in der Volksschule stets unzulänglich bleiben und es ist eben die Erfahrung und das Gefühl dieser Unzulänglichkeit, welche der allgemeinen Einführung des Zeichnenunterrichtes trotz der lebhaftesten Empfehlung entgegensteht. Die Dupui'sche Methode ist an sich einseitig, obgleich sie einen wesentlichen Mangel des früheren Unterrichts in der That aufhebt; ausserdem aber sind die Mittel, welche sie in Anspruch nimmt, für die Volksschule nicht nur zu kostspielig, sondern auch prinzipiell als dem Kinde fertig und ohne alle Vermittlung gegebene abzuweisen.

Die eigentlichen Gesangstunden können, wenn das Singspiel den gehörigen Raum hat, auf ein paar Stunden in der Woche beschränkt werden, und werden wesentlich Stimmübungen sein müssen, so dass es nur darauf ankommt, diesen an sich abstracten Übungen ein bestimmtes und lebendiges Interesse zu geben. Dies ist unserem Gesanglehrer, Johann Paul Wahle, gelungen, und der Gesangunterricht hat sich für die Stimm- und Sprachentwicklung der Blödlinge besonders förderlich erwiesen und ist vielleicht

das einzige berechtigte Mittel der abgesonderten Lautübung. Die Theilnahme an den Chorgesängen stellt sich bei den blöden Kindern von selbst ein und wirkt auf sie sehr anregend, wie eine Sphäre von Musik, um uns so auszudrücken, für die erste Hebung ihres geistigen Wesens die geeignetste ist.

Die Gymnastik ist an sich jedenfalls eines der förderlichsten Mittel zur Bewältigung des kretinischen und nichtkretinischen Idiotismus. Was aber die schwedische Heilgymnastik nach dieser Seite hin leisten kann, ist äusserst unzulänglich und muss es desshalb sein, weil es sich bei den Idioten durchgängig nicht um die Heilung bestimmter äusserer Missbildungen oder Schwächen, sondern um die Kräftigung des Gesammtorganismus und insbesondere die Stärkung des motorischen Willens und um die Erhöhung der Innervation handelt.

Aus dieser Aufgabe ergibt sich von selbst, dass auch bezüglich der Gymnastik die Methodik der Krankengymnastik wesentlich keine andere sein kann als die der Gesundengymnastik und dass die Modificationen, die auch hier nothwendig sein werden, einestheils durch besondere Missbildungen und Schwächen, wie sie bei Blödlingen natürlich häufiger als bei Gesunden vorkommen, andererseits aber dadurch bedingt sind, dass den Mitbewegungen weit ausdrücklicher entgegengearbeitet werden muss, als dies bei den Gesunden nöthig und zulässig ist. Der Charakter des gymnastischen Spieles, der die Gesundengymnastik auf die Altersstufe vom 7. bis 14. Jahr beherrscht, kann und muss bei den Blödlingen zeitweilig zurücktreten; um der Übung isolirter Bewegungen Raum zu verschaffen. Wir werden auch auf diesen Gegenstand in den folgenden Jahrgängen unseres Jahrbuches näher eingehen. Wir hoffen, dass wir zur Ausgestaltung unserer Gesundengymnastik die nöthigen Unterlagen und das nöthige Material gewinnen und eine Krankengymnastik, die sich zweckgemäss an sie anschliesst, bald herausgebildet haben werden. Die erste Unterlage ist eine ausreichende Anzahl gesunder Kinder, da grade in der Gymnastik eine Combination verschiedener Abtheilungen sehr schwer und eine Anzahl aus den obern Abtheilungen zum Nehmen der Vorturner unentbehrlich ist. Das System der Gymnastik, das wir zu gestalten begonnen haben, unterscheidet sich von dem Jahn'schen, Spiess'schen und Lingg'schen. Schüler von Dr. Neumann in Berlin haben wir für unsern Zweck umsonst zu verwenden versucht, also die Opfer, welche diese Versuche kosteten, vergebens aufgewandt, um den Gewinn davon zu tragen, dass wir uns auch in dieser Beziehung schöpferisch zu verhalten streben müssen. Die richtige Gestaltung der Gymnastik ist dadurch bedingt, dass sie als die Mitte zwischen Arbeit und Spiel aufgefasst und behandelt wird; sie hat also Arbeit und Spiel zur Voraussetzung.

Für den eigentlichen Religionsunterricht kommen, wie wir oben sagten, zunächst nur die biblischen Geschichten in Betracht. Diese müssen aber grade bei den Blödlingen ausreichend durch anderweitige Erzählungen vorbereitet sein und ihr Verständniss muss überall durch Bilder unterstützt werden. Bei den Blödlingen halten wir illustrirte Bilder nicht nur für zulässig, sondern für nöthig, während man sich bei den gesunden Kindern an Zeichnungen halten sollte. Die Erzählungen, welche das Verständniss biblischer Geschichten vorbereiten, müssen theilweise den Märchencharakter haben, theilweise Erzählungen von alltäglichen Ereignissen sein, die einen frappanten Ausgang haben. Eine Moral soll aber solchen eben so wenig wie bei den gesunden Kindern angefügt werden. Unter den Märchen sind zunächst die einfachsten, unter denen in den Grimm'schen Hausmärchen enthaltenen auszuwählen und dabei diejenigen, welche entweder entschieden „rührende" oder entschieden „humoristische" Bilder abgeben, besonders zu berücksichtigen. Auch bei den biblischen Geschichten ist eine Auswahl und zwar eine sehr beschränkende nothwendig. Als die Kerngeschichten können wir bezeichnen die von Abraham, Isaak und Jakob, von Joseph und seinen Brüdern, von Moses, von Gideon und Simson, von Samuel, Saul und David, und aus dem neuen Testamente einige Wundergeschichten und einige Gleichnisse. Bei den Festen, die die Blödlinge mitfeiern, muss ihnen die Bedeutung so weit als möglich mitgetheilt werden, sie müssen also von der Geburt, dem Tode und der Auferstehung Christi das ihnen Verständliche erfahren. Blödlinge, welche diesem Unterrichte überhaupt zugänglich gemacht worden sind, dürfen als schon vermenschlicht betrachtet werden. Was die betreffenden Kirchen in Bezug auf den Religionsunterricht für unerlässlich halten, lassen wir denjenigen Kindern, die überhaupt fähig geworden sind an solchem Unterrichte Theil zu nehmen, durch die von der Kirche bestellten Religionslehrer gewähren.

IV.

DIÄTETISCHE UND MEDICINISCHE

BEHANDLUNG UND KRANKENGESCHICHTEN

MIT EINEM RESUMÉ.

Diätetische und medicinische Behandlung.

Beschäftigung und Spiel, Arbeit und Unterricht haben den gemeinsamen Zweck, die Bethätigung des Kindes nach allen Seiten hervorzurufen, zu veranlassen und zu leiten. Hierbei gehen wir von dem Gesichtspunkte aus, der ein allgemein pädagogischer ist, und ein, die medicinische wie die pädagogische Praxis beherrschender werden kann, dass jede Thätigkeit eines Organs auf die Gestaltung dieses Organs zurückwirkt oder anders ausgedrückt, dass sich das Organ mittelst seiner Bethätigung fortgesetzt gestaltet, und von der Bestimmtheit der Bethätigung auch die Bestimmtheit des Organs abhängig ist. Wir fassen also die Bethätigung überhaupt von ihrer plastischen Seite, und aus dieser Auffassung ergibt sich dieselbe von selbst auch als medicinisches Mittel, denn eine gründliche Heilung kann nur in der Umbildung des krankhaften Organismus und darin bestehen, dass das plastische Princip, welches in den animalen Organismen gegeben ist, in einer Weise gestärkt, gehoben und bestimmt wird, dass jene Umbildung sich allmälig von Innen heraus festsetzt. Wir halten diese Aufgabe für die eine wesentliche jeder medicinischen Behandlung, während die andere allerdings eben so wesentliche darin besteht, dass den krankhaften Processen durch äussere Gegenmittel entgegengewirkt, die schädlichen Einflüsse, aus denen die Krankheit hervorgegangen ist, oder an denen sie sich nährt, entfernt und die Medien, innerhalb deren der Organismus lebt und gegen welche er sich aufnehmend und reagirend verhält, so weit es möglich und nothwendig ist, gesundheitsgemäss bestimmt werden.

Es ist klar, dass die letztere Aufgabe vorzugsweise dem Arzt zufällt, während für die erstere der Pädagog mit eintreten muss. Die Nothwendigkeit einer pädagogisch-medicinischen Behandlung überall da, wo es sich um gründliche Heilungen handelt, ist eben hiermit ausgesprochen, und wir wollen, da das Verhältniss von Arzt und Pädagog schon anderweit erörtert ist, hier nur noch hervorheben, dass die medicinische Wissenschaft in neuerer Zeit dadurch eine positivere Richtung gewinnt und ihre Aufgabe zu erweitern strebt, dass sie die Heilung einzelner Krankheitsfälle als eine nebensächliche, die Herstellung der Gesundheitsbedingungen im Ganzen als eine Hauptaufgabe anerkennt.

Die dem Arzte nach dem eben Gesagten vorzugsweise zukommende Aufgabe fassen wir in der Bezeichnung diätetisch-medicinische Behandlung zusammen, womit die zwei Seiten derselben an sich schon ausgedrückt sind. Die specifisch medicinische Behandlung hat es mit der Beschwichtigung, Unterdrückung oder Beschleunigung bestimmter krankhafter Processe durch dem Körper beigebrachte Mittel, also durch Medicamente zu thun; die diätetische Behandlung umfasst Alles, was sich auf die zweckgemässe Bestimmung der Medien bezieht, zu denen sich der Organismus fortgesetzt reagirend und aufnehmend verhalten muss, um Organismus zu sein. Die Gesunden- und die Krankendiätetik sind hierbei insofern zu unterscheiden, als die erstere die allgemeinen Gesundheitsbedingungen festzustellen und zu verwirklichen, die zweite aber die betreffenden Medien dem Heilungszwecke, also abnormen Zuständen und Körperstimmungen gemäss zu modificiren hat, wobei es Aufgabe ist, den kranken Organismus dahin zu bringen, dass er einer ausnahmsweisen Bestimmung der angemessenen Medien nicht mehr bedarf. In das Gebiet der Diätetik fallen: die Nahrungsmittel, die Luftbeschaffenheit, das Bedürfniss des Wassers und besondere diätetische Fragen sind in dieser Beziehung die zweckmässige Körperernährung auf verschiedenen Entwicklungsstufen, die gesundheitsgemässe Luftbeschaffenheit und Luftveränderung, das Verhältniss der Respirationsorgane, der Lungen und der Haut zu dem Luftmedium im Allgemeinen, und zu der Wärme und Kälte derselben insbesondere, die zweckgemässe Hautpflege, die Nothwendigkeit der Waschungen und des Bades etc. Die im engen Sinne diätetische und medicinische Behandlung der Kranken greift natürlich sehr zusammen, da die Wirksamkeit der Medicamente in vielen Fällen eine gewisse Bestimmtheit der Diät erfordert, alle genannten Medien aber im Allgemeinen insofern als Medicamente bezeichnet werden können, als mittelst derselben eine ansnahmsweise bestimmte Einwirkung auf den Organismus bezweckt wird, wie es z. B. bei warmen und kalten, insbesondere auch Sturzbädern, die gegen bestimmte Krankheitsprocesse unmittelbar wirken sollen, der Fall ist. Ein gleiches Zusammengreifen findet aber auch zwischen dem Gebiete der diätetischen Behandlung und der pädagogisch-medicinisch geleiteten Bethätigung statt, da die Diätetik es jedenfalls auch mit den regelmässigen Zustandsveränderungen des Körpers, mit der Abwechslung von Ruhe und Thätigkeit, von Schlaf und Wachen, von Arbeit und Vergnügen zu thun hat, sobald man ihren Begriff etwas weiter fasst, und als ihren Gegenstand die gesundheitsgemässe Lebensweise schlechthin bezeichnet. Den Verknüpfungspunkt zwischen der Diätetik und der Thätigkeitsregelung gibt die Bewegung ab; auf deren geist- und körperbildende, folglich plastische Wirkung die Diätetik als solche allerdings nicht einzugehen hat, die sie aber als gesundheitsgemässe unmöglich bestimmen kann, ohne auf die charakteristischen Unterschiede der Bewegung, die sanfte und angestrengte Bewegung, die allgemeine und die lokalisirte, d. h. in der

Bethätigung einzelner Organe bestehende, die in geschlossenen Räumen und im Freien stattfindende Bewegung etc. Rücksicht zu nehmen, während die Thätigkeitsregelung von diesen Unterschieden ausgehen, und in ihnen die äussere Begrenzung für den nothwendigen Wechsel der Bethätigung finden muss. Es ergibt sich hieraus, dass die verschiedenen Aufgaben der medicinisch-pädagogischen Krankenbehandlung in der genauesten Beziehung zu einander stehen, und zwar gegen einander abgegrenzt werden müssen, aber sich abgesondert und ohne dass die an sich gegebene Beziehung thatsächlich verwirklicht wurde, nicht erfüllen lassen. Die Stellung des Anstaltsarztes in der Levana ist damit an sich ausgesprochen, und so lange eine eigenthümliche, als Anstalten wie die Levana vereinzelte sind.

Die gesundheitsgemässe Beschaffenheit der Medien in dem Sinne, in welchem wir das Wort hier gebrauchen, ist von jeher der Gegenstand mannichfacher Erörterungen gewesen, und es sind dabei die entgegengesetztesten Ansichten zum Ausdruck und zur Geltung gekommen. Trotz der bedeutenden Fortschritte, welche in der neuesten Zeit die Physiologie und die Naturwissenschaften überhaupt gemacht haben, lassen sich die Gegensätze und Fragen der Diätetik auf demjenigen Wege, welchen man als den exact wissenschaftlichen bezeichnet, auch jetzt noch lange nicht lösen, und es wäre jedenfalls ein einseitiges Verhalten, wenn man von den Erfahrungen, die über den Einfluss dieser oder jener Lebensweise auf den Gesundheitszustand, so wie von den Experimenten, die in dieser Beziehung gemacht werden können, so fern sich das Verhältniss von Ursache und Wirkung nicht exact wissenschaftlich nachweisen lässt, absehen wollte. In der Abhandlung „über das Verhältniss von Arzt und Pädagog etc." ist dieser Punkt schon besprochen, und wir brauchen daher nicht wiederholt darauf einzugehen; eben so ist der allgemeine Standpunkt, den wir in Bezug auf die Diätetik einnehmen, schon zum Ausdruck gekommen. Wir wollen indessen auch hier, und ehe wir in die Behandlung einzelner diätetischer Fragen eingehen, hervorheben, dass es überall nicht einseitig auf die Beschaffenheit der Medien als solche, sondern zugleich und wesentlich darauf ankommt, die Fähigkeit des Organismus sich zu den Medien in ein bestimmtes Verhältniss zu setzen, gegen sie zu reagiren und sich ihnen zu accomodiren, sie zu assimiliren und auszuscheiden, in das Auge gefasst werden muss, und zwar so, dass dabei von der Stärkung des Bethätigungstriebes im Allgemeinen und im Besondern ausgegangen wird, während die specifisch diätetische Behandlung der Kranken darin besteht, die Medien der vorhandenen Reactions- und Assimilationskraft derartig anzupassen, dass die Reaction und Assimilation möglich sind, zugleich aber der Trieb und die Fähigkeit beider angeregt und in Anspruch genommen werden. Andererseits haben wir geltend zu machen, dass die Verwirklichung der Gesundheitsbedingungen im Bereiche des civilisirten Lebens Mittel in Anspruch nimmt, welche sich nur durch die Vereinigung beschaffen lassen. Für die Gesundheit der Nahrung und der Wohnung, für eine gesunde Luftbeschaffenheit, für zweckgemässe Badeanstalten wird erst dann das Nöthige geschehen können, wenn

die Sorge dafür als eine Aufgabe der Gesellschaft begriffen und behandelt wird. Hieraus folgt, dass auch in jeder Anstalt, die nicht von vornherein mit sehr reichlichen Mitteln versehen ist, ein Missverhältniss zwischen dem als nothwendig Erkannten und dem Ausführbaren hervortreten wird. Wir können eben desshalb nicht sagen, dass ein solches Missverhältniss bei uns nicht hervorgetreten sei, und möchten es nicht, weil wir gerade in der Erkenntniss der Unzulänglichkeit dessen, was geschieht, im Verhältniss zu dem Nothwendigen die Bürgschaft einer fortgesetzten Verbesserung unserer Einrichtungen haben, wobei wir jedoch nicht verschweigen wollen, dass wir das allmälige Nachbessern für bei weitem schwieriger und unwirksamer halten, als es die von einem bestimmten Gedanken ausgehende auf der Erkenntniss des Nothwendigen beruhende, also harmonische Neugestaltung sein würde, zu welcher allerdings Mittel erforderlich wären, wie sie keine Privatanstalt besitzt. Mit den Räumlichkeiten, die wir besitzen, können wir wohl zufrieden sein, eben so, von einigen kleinen Übelständen abgesehen, mit den klimatischen und lokalen Verhältnissen. Das Trinkwasser ist augenblicklich von keiner guten Beschaffenheit, und die Verbesserung desselben würde einigen Aufwand erfordern; die Liesing, welche den Ort durchfliesst, hat an der Brücke nicht den gehörigen Fall und bildet eine Lache, welche zuweilen übelriechende Ausdünstung verbreitet; auch diesem Übelstande, der uns im Hochsommer mehr belästigt als schadet, da das Wasser unseres Parkteiches von einer besondern Quelle gespeist, frisch und gesund ist, könnte von Seiten des Ortsvorstandes leicht abgeholfen werden. Einrichtungen für die gleichmässige Erwärmung aller Zimmer und die Luftventilation haben wir im Auge, sie nehmen aber mehr Kosten in Anspruch als wir jetzt nach dieser Seite aufwenden können. Eben so verhält es sich mit der Badeanstalt für den Winter, die bis jetzt nur nothdürftig eingerichtet ist, wogegen die Bade- und Schwimmanstalt für den Sommer kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Der Ort ist für die Winde allseitig offen, und die Witterung, wie die Temperatur zwar ziemlich veränderlich, aber doch ohne allzu rasche und schroffe Übergänge, und die Luftbeschaffenheit mehr trocken als feucht. Im Parke haben wir die Umgebung eines kräftigen Pflanzenlebens, und an Plätzen für die ungehemmte Bewegung fehlt es nicht, wie sich denn an den Park unmittelbar trockene Wiesen anschliessen.

Unsere Ansichten über die einzelnen Fragen der Diätetik und die Art und Weise unserer Praxis in dieser Beziehung werden sich am einfachsten und übersichtlichsten darstellen lassen, wenn wir das, was wir hierüber mitzutheilen haben, um einige Hauptfragen der Diätetik gruppiren, indem wir überall die Angabe dessen, was wir eingerichtet haben und thun, einfügen. In dieser Weise werden wir zuerst die Quantität und Qualität der Nahrungsmittel, dann die Bedingungen des gesunden Schlafes, sodann die Frage der sogenannten Abhärtung, weiterhin die Waschungen und Bäder, und endlich Idiosynkrasien und einige Gewohn-

heiten behandeln, die bei Idioten besonders hervortreten, oder bei ihnen eine besondere Beachtung verdienen.

Die Frage nach dem Nahrungsgehalt der Nahrungsmittel hat durch die neuen Forschungen erst jetzt Boden gewonnen, und gewisse Grundsätze über die zweckgemässe Vertheilung der Nahrungsaufnahme auf den Tag stehen erfahrungsmässig fest. Wir lassen uns also hierauf nicht näher ein, müssen aber den Grundsatz betonen, dass bei der diätetischen Behandlung kranker oder abnorm entwickelter Kinder die Untersuchung der Verdauungsfähigkeit die Hauptsache und die nothwendige Voraussetzung einer zweckmässigen Diät ist. Die Anhaltspunkte für diese Untersuchung sind einestheils das Verhältniss der Nahrungsmenge, welche das Kind zu sich nimmt, zu dem Fortschritte des Wachsthums und der Kräftigung, anderntheils das Verhältniss des aufgenommenen Nahrungsgehaltes zu den Bestandtheilen der Excremente, deren genauere Untersuchung in vielen Fällen eine unabweisbare Nothwendigkeit wird. Zeigt sich die Verdauung gut, ohne dass die Kräftigung und das Wachsthum verhältnissmässig fortschreiten, so ist die Assimilation eine schwächliche, und es finden entweder krankhafte Ablagerungen und Stockungen oder übermässige Ausscheidungen statt. Der Stoffwechsel kann überhaupt sowohl ein zu träger wie ein zu rascher sein, welcher letzere Fall bei unsern Kindern der seltenere ist. Die Verdauungsfähigkeit kann durch medicinische und diätetische Mittel gestärkt werden; die Assimilation erhöht sich nur durch die Belebung des ganzen Organismus mittelst der zweckgemäss geleiteten Bethätigung. Die Nahrung ist durchweg in Quantität und Qualität der Verdauungsfähigkeit anzupassen, und muss innerhalb der Grenzen, die durch das Verdauungs- und weiterhin durch das Assimilationsvermögen gesetzt sind, so gehaltvoll als möglich sein.

Von diesen Gesichtspunkten aus muss die Ernährung allmählig und zwar so geregelt werden, dass sich die ausnahmsweise Diät der kranken Kinder an die Gesunden-Diät modificirbar anschliesst. In den folgenden Jahrgängen unseres Jahrbuches werden wir auf dieses Thema immer wieder eingehen müssen, und dabei immer mehr auf Erfahrungen fussen können.

Fast alle Idioten sind gefrässig, und es darf daher die Gefrässigkeit als eines der Krankheitssymptome bezeichnet werden. Bei den meisten zeigt sich hierbei der Geschmacksinn unentwickelt, d. h. sie essen, was sie erreichen können ohne Auswahl, ohne dass eine verschiedenartige Befriedigung daran sichtbar würde, während sich einige allerdings wählerisch verhalten, und sogar eine sehr bestimmt ausgeprägte Geschmacksrichtung zeigen. Wo die Gefrässigkeit sich zeigt, ist die Ernährung nothwendig eine schlechte, d. h. entweder die Verdauung eine schwächliche und unvollkommene, oder die Assimilation. Allerdings können durch das Überfüllen mit schlechten Nahrungsmitteln die Verdauungswerkzeuge und die Assimilationsfähigkeit von vornherein geschwächt und verdorben werden, und in diesem Falle ist die Gefrässigkeit eine künstlich bewirkte, immer aber Symptom der organischen Schwäche. Jedes gesunde Kind isst zwar gern

möglichst viel, es erreicht aber immer einen Punkt, wo es von selbst aufhört zu essen, und ausserdem ist bei ihm der Bewegungs- und Thätigkeitstrieb, wie die sinnlich geistige Erregung so lebendig, dass es an der Befriedigung, die das Essen gewährt, nicht haftet. Die Gefrässigkeit der Blödlinge ist also auch in dem Mangel der sinnlich geistigen Erregbarkeit und des Thätigkeitstriebes begründet. Die erste practisch-medicinische Aufgabe bei ihnen ist überall die, ihren Bewegungstrieb und ihre Erregbarkeit zu erhöhen; die zweite ihr Verdauungsvermögen durch die Bewegung, durch diätetische und wo es durchaus nothwendig, auch durch specifisch medicinische Mittel zu stärken, die dritte die Quantität und die Qualität der Nahrung dem Verdauungsvermögen anzupassen. Hieraus folgt von selbst, dass bei dem kranken Kinde das Alter und die Quantität, die ein gleichalterliches gesundes Kind bekommt oder verlangt, nicht massgebend sein können. Bei den vollständig gesunden Kindern würde man sich allerdings auf den Instinct verlassen können, wenn nicht von Hause aus Verwöhnungen statt hätten. Das Kind kann daran gewöhnt werden zu viel zu essen, was die Abstumpfung des Instincts und die Schwächung der Verdauungs- und der Assimilationskraft stets zur Folge hat: also die Gesundheit zu einer verhältnissmässigen macht; es kann aber auch gewöhnt werden zu wenig zu essen, indem es zu wenig bekommt, in welchem Falle entweder die quantitative oder die qualitative Entwicklung, das Wachsthum oder die Ausbildung einzelner Organe zurückbleibt. Ob aber die mangelhafte Ernährung mehr oder weniger schadet, hängt von der ursprünglichen Organisation ab. Mit Überfüllung gleichbedeutend ist das Gewähren einer für das Kind unverdaulichen Nahrung, wenn sie auch in kleinern Quantitäten gegeben wird, und gleichbedeutend mit mangelhafter Nahrung die Gewährung einer reichlichen Quantität gehaltloser Nahrungsmittel. Am nachtheiligsten ist offenbar die Überfütterung mit verhältnissmässig belanglosen Nahrungsmitteln, und besonders pflegt man mit den fettgebenden Speisen zu freigebig zu sein, wobei die mangelhafte Ernährung durch das wohlgenährte Aussehen verdeckt wird. Die Untersuchung der grössern oder geringern Verdaulichkeit der Speisen ist hiernach besonders wichtig, und gibt der Untersuchung des Nahrungsgehaltes erst den rechten Werth für die Diätetik. Im Allgemeinen ist nach dem, was wir früher gesagt haben, bezüglich der herrschenden Sitte, die ihren Grund in dem lokalen durch territoriale und klimatische Verhältnisse bedingten Bedürfnisse haben muss, Rechnung zu tragen.

Bezüglich der Vorneigung für gewisse Speisen und der Abneigung gegen andere gilt dasselbe, was bezüglich der Mässigkeit gesagt ist. Bei gesunden Kindern, welche sich nach allen Seiten genügend befriedigen und bethätigen, wird der Instinct nicht nur hinsichtlich der Quantität, sondern auch der Qualität der Speisen ein richtiger sein, während er bei kranken Kindern ein verdorbener ist, und in gewissem Sinne jede Krankheit die Tendenz hat sich selbst zu nähren, so dass für diejenigen Dinge, welche die Krankheit steigern, die entschiedenste Neigung vorhanden ist. Hieraus folgt, dass man weder gesunde noch kranke Kinder zwingen darf zu essen, was ihnen widersteht,

die Medicamente bei Kranken selbstverständlich ausgenommen, dass man aber der Neigung der Kranken für gewisse Speisen nicht ohne Weiteres nachgeben darf, und auf das Verhältniss derselben zur Krankheit reflektiren muss, während dies bei den Gesunden in demselben Masse nicht nur zulässig, sondern grundsätzlich richtig ist, in welchem sie eben gesund sind, dass demnach die Speiseordnung eine derartige sein muss, dass die Einzelnen ihre Vorneigung befriedigen können, ohne dass man auf sie besondere Rücksicht zu nehmen braucht. Je grösser also die Gemeinschaft der Speisenden ist, um so grösser muss der Wechsel der Nahrungsmittel sein. Wir müssen diesmal viele wichtige Punkte dieses Gebietes unerörtert lassen, wie z. B. die Berechtigung oder Unberechtigung, die Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit der Speisen im ersten Kindheitsalter, und wir behalten uns diese Erörterung um so mehr vor, als wir unsere Ansichten durch consequent fortgesetzte Erfahrungen begründen möchten.

Die äusserlichen Bedingungen des gesunden Schlafes: Stille, reine Luft, Reinlichkeit des Bettzeuges und Angemessenheit der Betteinrichtung sind bekannt und wir thun alles Mögliche, um sie zu verwirklichen, wobei uns der Raum, der uns zu Gebote steht, zu Statten kommt. Eine Hauptbedingung des gesunden Schlafes aber ist die bis zur rechten Grenze durchgesetzte Ermüdung, die den Schlaf zum wirklichen Bedürfnisse machen und in der Abspannung der sensiblen und motorischen Nerven bestehen muss, eben desshalb aber nicht bis zu einer Überreizung derselben fortgesetzt werden darf. Im Schlaf muss die Thätigkeit des plastischen Nervensystems (der Ganglien) hervortreten und zwar als eine während des Wachens zurückgehaltene Thätigkeit. Sind also die Ganglien während des Wachens in einer mehr als momentanen Erregung, so ist ein gesunder Schlaf unmöglich, die Thätigkeit des plastischen Nervensystems aber erhält ihre qualitative Bestimmtheit durch die Bestimmtheit der Reizung und Ermüdung der die motorischen und sensiblen Nervenenden, gruppirenden Gehirnpartien; hieraus folgt, dass nicht nur die Bestimmtheit der fortgesetzten Selbstgestaltung des Körpers von der fortgesetzten Bestimmtheit der Erregung und Bewegungen im Allgemeinen abhängig ist, sondern dass auch ohne eine harmonische Bethätigung und Erregung die Zuständlichkeit der Partien des Gehirns eine ungleichartige und hierin die Möglichkeit von Störungen der im Schlafe stattfindenden plastischen Thätigkeit begründet ist, insofern einzelne Stellen überreizt, andere nur ermüdet und andere ausgeruht sein können. Wir halten also nicht nur die massvoll angestrengte Thätigkeit schlechthin, sondern auch die Harmonie derselben, d. h. den angemessenen Wechsel und das Zusammengreifen der Thätigkeiten für eine Bedingung desjenigen gesunden Schlafes, den die ungestörte Entwicklung des gesunden und die Heilung des kranken Organismus erfordert. Die für den Schlaf erforderliche Zeit lässt sich bei gesunden Kindern auf ein bestimmtes Quantum zurückführen, wobei eine Vertheilung des Schlafes auf verschiedene Tageszeiten im eigentlichen Kindesalter geboten, im Knaben- und Mädchenalter aber unzulässig ist, indessen muss die Bestimmung der Schlafzeit

auch bei gesunden Kindern ein Minimum und Maximum festsetzen, d. h. die Kinder müssen ihren Schlaf bis zu einer bestimmten Zeit ausdehnen dürfen und eine bestimmte Zeit im Bett zubringen, denn auch bei Kindern ist die Festigkeit des Schlafes eine sehr verschiedene, ohne dass man von vorneherein behaupten könnte, der minder feste Schlaf sei der ungesunde und es ist daher jedenfalls eine Beeinträchtigung der Entwicklung des Organismus, wenn man bei gehöriger Bethätigung im wachen Zustande die Schlafzeit zu kurz ansetzt. Es versteht sich ganz von selbst, dass die Nöthigung zum „Imbettbleiben" nur die Nöthigung in's Bett zu gehen, nicht aber die im Bett zu bleiben sein, also nur Abends und nicht Morgens stattfinden kann. Als Maximum für das erste Kindheitsalter sind swölf Stunden, als Minimum 9—10 Stunden, als Maximum für das Knaben- und Mädchenalter 10 Stunden, als Minimum 8 Stunden anzunehmen. Das Gewicht, was von manchen Ärzten auf die Bestimmtheit der Lage überhaupt gelegt wird, ist zunächst bei gesunden Kindern ein unberechtigtes, das normale Verhalten ist der Wechsel der Lage im Schlaf, der dann stattfindet, wenn eine Lage unbequem geworden ist und den Schlaf nicht wesentlich unterbricht; was insbesondere über den Vorzug der Rückenlage behauptet wird, ist ohne Grund. Bei den Kranken kann es möglicherweise darauf ankommen, der Neigung zu einer bestimmten Lage, die mit der Krankhaftigkeit zusammenhängt, entgegenzuwirken, sofern dies möglich ist, ohne den Schlaf zu stören. Überhaupt sind bei den Kranken auch in Bezug auf den Schlaf die individuellen Bedürfnisse mehr zu berücksichtigen als bei den Gesunden, weil dieselben weiter auseinander gehen und der Zweck der Heilung ein besonderes oder vielmehr ein ausnahmsweises Eingehen überall verlangt. Daher gilt das Maximum und Minimum der Schlafzeit, welches wir aufgestellt haben, nicht für die kranken Kinder, bei denen man auch im Knaben- und Mädchenalter möglicher Weise eine Vertheilung der Schlafzeiten auf die verschiedenen Tageszeiten zulassen muss. In manchen Fällen ist es Aufgabe der Schlafsucht entgegen zu wirken, in andern den offenbar ungenügenden Schlaf zu einem ausreichenden zu machen, indem man die ursächlichen Momente der Schlaflosigkeit zu beseitigen sucht und die Ermüdung nach der Seite hin durchsetzt, wo sie an sich nicht stattfindet. Das auffallendste Beispiel von Schlaflosigkeit haben wir bei unsern Kindern in Julius; dem Zustand der Schlafsucht näherte sich am meisten Adolph an als wir ihn bekamen. Bei Julius ist der Schlaf jetzt ein zureichender und bei Adolph ist die Schläfrigkeit nach einigen Monaten überwunden worden. Die Kinder müssen im Schlafe beobachtet werden, damit man bestimmt weiss, wie sie schlafen; ausserdem aber ist diese Beobachtung wichtig für die Erkenntniss und Beurtheilung ihrer gesammten Zuständlichkeit. Die Lagen, die Bewegungen und der physiognomische Ausdruck der Kinder im Schlafe sind sehr entschieden und immer charakteristisch. Bei manchen erscheint die Erschlaffung, welche sich während des Überwachens und der Überreiztheit verbirgt, in einer wahrhaften todten Physiognomie. Manche sehen durchaus befriedigt und anmuthig aus,

andere finster und misslaunig. Die Anlage zum Nachtwandeln ist bei Einzelnen unserer Kranken vorhanden, wir haben sie aber z. B. bei Hans, seit dem er hier ist, nicht in der Weise ausgeprägt und ausgebildet gefunden, wie wir es nach der Darstellung der Ältern erwarten mussten.

Wenn die sogenannte Abhärtung in einer Abstumpfung der Sinnlichkeit bestehen sollte, so müssen wir uns von vornherein sehr entschieden dagegen erklären, da die Sinnlichkeit zwar nicht einseitig, aber so weit es innerhalb einer harmonischen Entwicklung möglich ist, entwickelt werden soll. Indessen ist die Abstumpfung überhaupt nur als Krankheitszustand denkbar und hat daher mit dem, was man berechtigter Weise unter Abhärtung versteht, die doch jedenfalls Kräftigung sein soll, nichts zu thun. Die Abhärtung soll gegen den Einfluss und die Einwirkung der Medien, insbesondere gegen Kälte und Hitze stattfinden, sie kann also nur in der erhöhten Reactionskraft gegen Kälte und gegen Hitze, so wie gegen eine feuchte und trockene Luftbeschaffenheit bestehen. Die Reaction ist aber, was die Kälte und auch was die Feuchtigkeit anbetrifft, eine positive Thätigkeit, nämlich Wärmeerzeugung, während bezüglich der Hitze und Trockenheit die Thätigkeit mehr als eine negative, nämlich als das Zurückhalten gewisser Prozesse erscheint. Sonach kommt für die Frage der Abhärtung zunächst und vorzugsweise die Fähigkeit der Wärmeerzeugung in Betracht. Bekanntlich wird aber die Wärme nicht nur durch den Verbrennungsprozess in den Lungen, sondern durch alle animalen Functionen, durch alle chemischen Prozesse, Leitungen und Bewegungen, die im Körper stattfinden, erzeugt, da Wärme das Äquivalent des Überschusses bei chemischen Prozessen und des Widerstandes ist, den die Leitung und Bewegung findet. Da nun alle animalen Prozesse schliesslich vom Gehirne aus erregt und unterhalten werden, so ist von vornherein klar, dass die Fähigkeit der Wärmeerzeugung in der Lebendigkeit aller animalen Functionen ihre Unterlage hat und in der Fähigkeit der Centralorgane bestimmte Prozesse und Bewegungen energisch zu unterhalten, besteht, wobei wir nebenbei bemerken wollen, dass auch der Widerstand, den gewisse Bewegungen, z. B. der Kreislauf des Blutes, finden, von der schlafferen oder strafferen Structur der Gefässe abhängig ist, und dass das dadurch hervorgebrachte Wärmeprodukt sich aus dem Verhältniss dieses Widerstandes zu der Energie der Bewegung ergibt. Damit ist ausgesprochen, dass die erste und wesentlichste Aufgabe der Abhärtung durch die Kräftigung des Körpers schlechthin, durch die Erhöhung der Lebenskraft erreicht wird, dass aber ein Mittel für dieselbe die zeitweilige und zwar für diese Zeit fortgesetzte Berührung mit den Medien ist, welche die Reactionskraft, also die Fähigkeit der Wärmeerzeugung in Anspruch nehmen. Die Gewöhnung an Kälte, wenn sie nicht Schwächung, sondern Kräftigung sein soll, ist nicht Zweck, sondern Mittel für die Erhöhung der Lebenskraft, aus welcher sich die Fähigkeit die Kälte zu ertragen ergibt. Von der Fähigkeit aber der Wärmeerzeugung im Allgemeinen, sowie von der entgegengesetzt negativen gewisse

Prozesse des Organismus zu verlangsamen, ist noch das Accomodationsvermögen bezüglich des Luftmediums, d. h. die Fähigkeit die körperliche Zuständlichkeit im Allgemeinen und die Empfindlichkeit der peripherischen Nervenenden insbesondere, der Beschaffenheit der Medien gemäss zu unterscheiden. Dieses Accomodationsvermögen liegt zwischen der positiven und negativen Fähigkeit, die wir charakterisirt haben, besteht aber nicht in der Energie der Wärmeerzeugung und in der Entschiedenheit, mit der gewisse Prozesse verlangsamt werden, sondern in der Beweglichkeit der Umstimmung, welche mit der ausgebildeten Empfindung der Medien zusammenhängt. Dieses Accomodationsvermögen ist gegen den Witterungswechsel nothwendig und da man jedenfalls unter Abhärtung auch die Festigkeit des Körpers gegen den Witterungswechsel und die Temperaturübergänge begreift, so beruht dieselbe, weit entfernt eine Abstumpfung der Empfindung zu sein, vielmehr in der Ausbildung der auf die Medien bezogenen Empfindung. Was dem gewöhnlichen Zusammenbegreifen der Abhärtung und Abstumpfung einigermassen entsprechen könnte, ist nur die Verdichtung der Hautschichten, die allerdings dann da stattfindet, wenn und wo die Haut mit den Medien häufig in die unmittelbarste Berührung kömmt. Aber diese Verdichtung der Hautschichten, die allerdings ein Moment der Abhärtung ist, wenn auch nur ein accidentielles, hebt die Empfindlichkeit der peripherischen Nervenenden keineswegs auf, sondern gewährt ihnen nur eine Art von Schutz, wie jede Bedeckung.

Die practischen Consequenzen dieser Auffassung wollen wir diesmal nicht weiter verfolgen und nur über die Waschungen und Bäder, die theilweise den Zweck der Abhärtung in dem ausgesprochenen Sinne haben, noch Einiges beifügen. Die Waschungen und Bäder erfüllen den doppelten Zweck die Haut rein zu erhalten, was für die Function der Respiration unerlässlich ist, so dass eine unreine Haut in gewisser Beziehung einem Lungenübel gleich zu setzen und die Reactionskraft des Körpers gegen die Kälte lebendig zu erhalten und zu erhöhen ist. Der erstere Zweck könnte auch durch kalte und laue Bäder erreicht werden und würde es an sich leichter, dennoch sollte man, wenn nicht bestimmte medicinische Gründe für warme Bäder vorhanden sind, von denselben absehen, d. h. den Zweck der Reinigung und Abhärtung, das letztere Wort immer in dem hier characterisirten Sinne genommen, verbinden. Dafür, dass das Bad seinen Zweck erreicht, also auf den Körper belebend und krafterhöhend einwirkt, hat man einen sichern Masstab in der unmittelbar nach dem Bade eintretenden Reaction, der Wärmeerzeugung, welche als Erhitzung der Haut empfunden wird. Bleibt diese Reaction aus, so hat das Bad seinen Zweck nicht erreicht, entweder, weil der Körper dem kalten Medium zu lange ausgesetzt geblieben, oder weil die Reactionsfähigkeit herabgestimmt ist und es muss in diesem Falle die Erwärmung künstlich bewirkt werden. Das Gleiche findet bei den Waschungen des ganzen Körpers statt, bei denen indessen meistens schon die einfache Abtrocknung genügt, um die nöthige Wärmeerzeugung hervorzubringen. Wir halten tägliches Baden oder Waschen durch alle

Jahreszeiten bei gesunden Kindern für nothwendig, und im Sommer sollte überall, wo es möglich ist, mit dem Baden das Schwimmen verbunden werden. Bei kranken Kindern ist theils die nothwendige Reaktionskraft nicht vorhanden, sie muss aber neben andern Mitteln auch und vorzugsweise durch das Bad erregt werden und desshalb um der Erkältung vorzubeugen, fast durchgängig eine künstliche Erwärmung etc. nach dem Bade folgen; theils muss die Wirkung der Kälte concentrirt und lokalisirt werden, wie es z. B. durch die Douchen geschieht, und zwar vorzugsweise dann, wenn eine Erhöhung des Allgemeingefühls Zweck ist. Das Stoffbad fällt in das Bereich der spezifischen Medicin und da wir die Anwendung der Medicamente überhaupt möglichst beschränkt wollen, so gilt dies auch von dieser Art von Bädern.

Idiosynkrasien, d. h. absonderliche Neigungen, die man nur schwer aus der Gesammtindividualität ableiten kann, finden sich bei Gesunden und Idioten, bei den letzteren aber häufiger. Je nach der Art des Idiotismus tragen sie einen verschiedenen Charakter; es sind Manien, d. h. die gierliche Vorliebe für bestimmte Befriedigungen und Äusserungen bei den „beschränkten" Idioten, stille und meistens auch versteckte Neigungen bei den Trübsinnigen, fixe Ideen bei den Narrenhaften und bestimmte Selbstvernachlässigung bei den Stumpfsinnigen. Wir weisen in dieser Beziehung auf die Einleitung zurück und wollen beispielsweise nur die Sucht von Julius „Gras und Koth zu essen", die keineswegs Ausdruck einer allgemeinen Gefrässigkeit oder des mangelnden Geschmacksinnes ist, die Befangenheit Emanuel's in dem Spiele mit der Uhr, und die Emil's in dem Spiele mit den Schlüsseln erwähnen. Bei Julius erinnern wir noch an das beständige Klopfen, das er sich jetzt fast abgewöhnt hat, welches sich indess weniger als Idiosynkrasie als vielmehr der bestimmte Ausdruck einer krankhaften Unruhe und Überreiztheit bezeichnen lässt. Manche dieser Idiosynkrasien, wie der eigentlichen Gewohnheiten sind „unschuldiger" Natur, d. h. man kann abwarten, da sie sich von selbst verlieren und sogar pädagogisch daran anknüpfen; andere dagegen müssen entschieden bekämpft werden und zwar alle Arten der Selbstvernachlässigung und der krankhaften Befriedigung. Unter den letztern spielt die Onanie die wichtigste Rolle; sie ist aber nicht einseitig als Krankheitsursache, sondern zugleich als Krankheitssymptom aufzufassen, also auch weniger direkt als indirekt, d. h. dadurch zu bekämpfen, dass das kranke Kind aus sich herausgezogen und durch eine harmonische Bethätigung zugleich befriedigt und ermüdet wird. Die Mitte zwischen den direkten und indirekten Gegenmitteln, von denen die erstern überhaupt nur sehr ausnahmsweise, wenn die äusserliche Verhinderung durchaus nothwendig und möglich, zulässig sind, bilden diätetische Mittel und insbesondere sind Waschungen und Bäder, d. h. die verstärkte Anwendung derselben bei Onanisten indicirt.

In unserer Praxis ist die Beobachtung der Onanie eine beschränkte geblieben, wir haben aber die bestimmte Erfahrung gemacht, dass die Onanie weit mehr Symptom der Krankheit als in einem von dem körperlichen Zustande unabhängigen moralischen Wil-

len bei den Kindern begründet ist. Bei der Besserung des Gesammtzustandes trat in dem einen Falle, der bei uns der hervorragende war, die Onanie von selbst zurück, während sie sich nach dem Rückfalle in die Krankheit sogleich wieder einstellte. Mit der Melancholie ist die Onanie häufig verbunden, weil das Temperament als solches der Neigung zur Onanie günstig ist, und besonders die widerwillige mit beständigen inneren Kämpfen geübte Befriedigung eine Hauptquelle des Trübsinns bildet.

Die allgemeinen Grundsätze, von denen man bei der Behandlung der Arten des Idiotismus auszugehen hat, sind in der Charakteristik derselben enthalten und auch schon ausdrücklich ausgesprochen. Eine bestimmte Anwendung derselben finden die Leser in den „Krankengeschichten" und dem „Resumé" derselben dargestellt. Wir brauchen hier nicht weiter darauf einzugehen, und wollen nur noch bemerken, dass zwar unsere Erfahrungen nicht ausgedehnt und mannichfaltig genug sind, um für unsere Grundsätze überall zum unabweisbaren Beleg zu dienen, dass wir aber täglich und stündlich Beobachtungen machen, welche für die Grundanschauungen, auf denen wir fussen, Bestätigungen sind, ohne dass wir uns irgend einer Voreingenommenheit bewusst sind, die um so weniger angenommen werden kann, als die verschiedenen Beobachter in der Levana keineswegs auf gleichem Standpunkte gestanden haben und stehen.

Krankengeschichten.

1. Leontine von K.

Den 14. Juni des Jahres 1856 trat Leontine als erster Heilpflegling in die Levana ein. Das neunjährige Mädchen wurde von der rathlosen Mutter selbst der Anstalt in einem höchst beklagenswerthen Zustande zugeführt. Als Vorbote war bereits der Krankenbericht des Arztes eingesendet worden, den wir hier wörtlich mittheilen.

„Nach den Mittheilungen der Mutter und des Hausarztes hat das Kind seit vier Jahren Onanie getrieben, welcher Übelstand in der letzten Zeit seltener war, jedoch anfangs Januar 1856 bekam die Comtesse den Veitstanz, der in wenigen Tagen eine solche Stärke annahm, dass sie bald keine Bewegung mehr beherrschen, sich im Bette nicht einmal aufsetzen konnte, die Sprache ganz verlor und unter unsäglicher Mühe ernährt werden musste. Allmälig zeigten sich der rechte Arm und das rechte Unterglied gelähmt.

Bei systematisher Behandlung mit kalten Waschungen des Rückgrates stellte sich binnen vier Wochen Besserung ein.

Die Kranke sprach einige Worte, die convulsivischen Bewegungen nahmen ab, und nur wenn sie inzwischen onanirte, was sie trotz der Handschuhe that, wurde das Sprechen schlechter, und die Lähmungserscheinungen nahmen zu. Da Leontinen indess dieses durch strenge Überwachung fast zur Unmöglichkeit wurde, so schritt die Besserung fort, so dass sie das Bett verlassen, ziemlich frei sprechen, im März bereits ausgehen und endlich auch allein mit der linken Hand essen konnte, wobei die Aufregung und Zornausbrüche seltener wurden. Anfangs zeigten sich dabei die rechten Glieder gelähmt, welches bei Mangel an Thätigkeit und Bewegung, insbesondere des rechten Armes am längsten anhielt.

In der ersten Hälfte des April war die Besserung so weit gediehen, dass man eine baldige Genesung mit Grund erwarten durfte, jedoch gerade um diese Zeit wurde die Kranke der unmittelbaren Aufsicht entzogen, die von dem Arzte angegebenen Vor-

sichtsmassregeln von dem Aufsichtspersonale ausser Acht gelassen, und die Kranke konnte Alles durchsetzen, wenn sie nur recht heftig schrie und tobte, wobei sie zugleich in ihren alten Übelstand verfiel.

Seit drei Wochen trat wieder Verschlimmerung ein. Die Kranke ist wohl ausser Bett und nicht so elend als sie im Beginne ihres Leidens war, doch die Sprache sehr elend. Bosheit und zeitweilige gänzliche Apathie wechseln, und die unwillkürlichen Bewegungen des Kopfes und der Glieder sind zeitweilig heftig.

Meine und zum Theil des ordinirenden Hausarztes Ansicht geht dahin, dass in dem gegebenen Falle ein Rückenmarksleiden zum Grunde liegt und besonders im verlängerten Rückenmarke das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen ist, und mit der Zeit organische Zustände sich entwickeln könnten, dass, da die Mittel, welche diesem Zustande entsprechen, wissenschaftlich und erfahrungsgemäss von einem practischen Arzte angewendet wurden, nicht im Stande waren, die Krankheitserscheinungen zu heben, man für jetzt bei dem herabgekommenen Mädchen, dessen alle Functionen des Organismus in einem regelwidrigen Zustande sich befinden, mit Medicamenten wenig wird ausrichten können; dass eine Heilung — wenn eine solche überhaupt möglich — nur bei einer consequenten Behandlung, bei einer bessern Aufsicht und zweckmässigen diätetisch-physisch-medicinisch-gymnastischen Kur, jedoch ausser dem väterlichen Hause möglich sei und erlangt werden könne, indem im väterlichen Hause zu viele Momente eintreten, theils die gereizte Stimmung in eine noch höhere Aufregung zu versetzen, theils auch bei dem heftigen Charakter und den Zornesausbrüchen die Aufsicht habenden Personen um Ruhe zu haben, nachgeben, Alles nach dem Willen der Patientin thun werden, wodurch jeder Fortschritt der Heilung vereitelt wird, theils weil die Onanie noch am sichersten auf einem rationellen heilgymnastischen Wege in einer Anstalt gehoben werden könne, eben so die andern durch das angegriffene Nervensystem sich kundgebenden Erscheinungen des Organismus.

Wien, am 16. Mai 1856.

Med. et Chirurg. Dr. M."

Vom 16. Mai bis zum 14. Juni, dem Tage, an welchem die Kranke in die Levana eintrat, hatte die Verschlimmerung fortgehend stattgefunden, und das Kind kam in dem Zustande des Blödsinns, mit gelähmter rechter Seite, dem Veitstanze, allen seinen Convulsionen und der Tobsucht in die heilpflegende Behandlung.

Die Mutter, eine nervöse, doch sonst gesunde Dame, ergänzte durch ihre Mittheilungen den Bericht; sie hatte ihr vier Jahre altes Kind einem Kloster zur Erziehung überlassen, während sie ihrem Gemale, dem General, Grafen v. K., bei seinen militärischen Ortsversetzungen folgte. Der Vater Leontinens war ein starker kräftiger Mann bis vor fünf Jahren, seit welcher Zeit er durch Apoplexie halbseitig gelähmt ist. Die Mutter besuchte Leontine während der ersten drei Jahre ihres Klosteraufenthaltes einige Male, und fand

sie immer recht wohl auf; später hörte sie, das Kind sei halsstarrig, unfolgsam und unaufmerksam geworden, wolle nichts lernen, und sei überdiess gegenwärtig krank, wesshalb ihr auch der Zutritt zum Kinde nicht gestattet wurde, bis ihr endlich im Jänner 1856 bedeutet ward, Leontine habe den Veitstanz und sei gefährlich krank.

Sie kam nun in das väterliche Haus zurück, wo alle Heilversuche, wie oben erwähnt, scheiterten.

Die Kur in der Levana begann damit, die Kranke sich ganz frei in der neuen Umgebung bewegen zu lassen und genau darauf zu achten, welche Willens- und Thätigkeitsäusserungen sich zuerst kundgeben würden, um an diese anzuknüpfen und durch die eigene Natur den Heilweg zu finden.

Die leibliche Behandlung bestand zunächst darin, dass die Kranke des Morgens und des Abends mit kaltem Wasser übergossen und abgerieben wurde. Dreimal in der Woche badete sie in den Vöslauer Heilquellen. Mit Mühe und Noth bei der grossen Schwäche und Reizbarkeit in das Wasser hineingebracht, hielt es das Kind kaum wenige Minuten darin aus, und unter Geschrei kam es schwindelnd und schwankend mit blauen Gliedern aus dem Bade, wo es für die Mitbadenden bald ein Gegenstand des Schreckens war. Der Versuch mit Hilfe des Schwimm-Meisters die ersten Schwimmbewegungen einzuleiten, scheiterte gänzlich an der Schwäche des Kindes, die wesentlich in der völligen Blutarmuth ihren Grund hatte. Ausserdem gebrauchte Leontine durch zwei Monate Zinkblumen und kohlensaures Eisen.

Der Appetit war unmässig, das Essen ein gieriges Verschlingen. Eine sehr gesunde und regelmässige Kost musste verabreicht werden; kräftige Fleischbrühe und gebratenes Fleisch wurde daher nach Bedürfniss und ohne Einschränkung gewährt, denn die Verdauung war gut.

Die Nächte wurden in Fausthandschuhen an den Händen durchschlafen. Des Morgens war die Schwäche und Reizbarkeit auf dem höchsten Punkte. Die Kranke musste aus dem Bett gehoben werden, und konnte beim Anziehen nicht auf den Füssen stehen; sie schwankte hin und her, und die allerleiseste Reizung rief ein unmässiges Toben und Schreien, ein Aufdieerdewerfen und krankhaftes Zucken hervor.

Die Heilgymnastik begann damit, dass die Kranke Bewegungen erhielt, wobei sie sich ganz leidend verhalten musste, da sie unfähig war, die geringste active Bewegung zu machen. Nach einiger Zeit folgten mit einiger Abwechslung der vorhergehenden die duplicirten Bewegungen, bei denen der Widerstand sehr schwach war; inzwischen, abgesehen von den geregelten Übungen, musste sie Versuche machen, ihre Glieder selbstständig an den Apparaten zu gebrauchen, und besonders den gelähmten Arm durch Anhängen an die Gestelle zu kräftigen. Durch diese Übungen war Leontine erst nach einem Vierteljahre im Stande eine active Bewegung zu machen, wie z. B. ihre Arme frei in die Luft empor zu heben, und durch weiteres Fortführen war sie im fünften Monate fähig, die duplicirten Bewegungen, so wie die nicht ganz leicht auszuführenden

activen mit einiger Ruhe zu üben, und von der Heilgymnastik zu der diätetisch-pädagogischen Gymnastik überzugehen. Im sechsten Monat wurde Leontine fast ganz ruhig, und es gelangen ihr sogar jetzt die schnellen Bewegungen des Turnens. Das Kind vermochte mit Geläufigkeit die Sprossen der Leiter empor zu klimmen und machte bereits Versuche den Kletterbaum hinauf zu kommen.; sie konnte vier Stunden hintereinander ohne zu ermüden gehen, nachdem man im vergangenen Herbste begonnen hatte, sie steile Berge ersteigen zu lassen. Hierauf stellte sich der Drang zum Springen ein, und Leontine schwang sich, z. B. nach kurzem Anlauf, indem sie sich mit beiden Händen auf einen ziemlich hohen Tisch stützte, mit gleichen Knieen hinauf, und konnte dies am Tage nicht oft genug aus freiem Willen wiederholen. Der Gang war ruhig und leicht, von dem Hinken und Troddeln, dem Schleifen mit den Füssen, so dass man jeden Schritt laut hören konnte und neue Schuhe kaum eine Woche lang ausdauerten, war keine Spur mehr vorhanden.

Die Spracheniwicklung Leontinens machte entsprechende Fortschritte, und schloss sich an ihre Körperübungen und Beschäftigungen an.

Erst nach Verlauf eines sechswöchentlichen Aufenthaltes in der Levana zeigte sich bei Leontinen die erste Theilnahme für eine Handbeschäftigung, die längere Zeit hindurch nur mit der linken Hand ausgeführt werden konnte; die rechte, die immer noch schlaff und leblos war, diente nur zur schwachen Stütze der Arbeit.

In den leisesten Übergängen wurde Leontinens Theilnahme erst für das gemeinsame Legen von Figuren mit hölzernen Stäbchen und schwarzen Drahtringen gewonnen und diese Bethätigung reihte das kranke blöde Kind als theilnehmendes Mitglied dem grösseren Kreise ein. Damit traten einige Begriffe in geäusserten einzelnen Worten hervor. Die gelegten und später auch mit Bauklötzchen dargestellten Gegenstände erhielten Namen.

Die erste Arbeit war das Flechten mit daumenbreiten Tuch- und Papierstreifen, welches weniger Kraftanstrengung als Ruhe erforderte. Durch die Ruhe wurde aber die Kraft gefördert. Dem Flechten folgte das A u s n ä h e n, und zwar in dieser Weise, dass immer noch die linke Hand die Nadel mit einem eingefädelten Seidenfaden durch vorgestochene Löcher in feinem Cartonpapier auf- und abführte, und durch die Seitenstiche kleine Figuren, etwa einen Thurm oder ein Häuschen in den einfachsten Umrissen entstehen liess.

Mit diesen Handbeschäftigungen erweiterte sich die Theilnahme für Gegenstände ausserhalb des egoistischen Bedürfnisses von Essen und Schlafen, und die Sprache eroberte einige Bezeichnungen. Das Selbstvertrauen trat an die Stelle der sinnlichen Selbstbefriedigung, und der erstarkende Wille an die Stelle des Eigensinns, die Einleitung zur Fortentwicklung auf dem Heilwege war damit gegeben, das geistige Leben mit dem körperlichen Bewegungsleben in gegenseitige Beziehung gebracht.

Die freien Willensäusserungen bethätigten sich zunächst in den kleinen Handlei-

stungen der häuslichen Verrichtung: in der Küche, beim Tischdecken, in dem Tragen von leichten Gegenständen, die eine gewisse Sorglichkeit verlangten. Durch das Vertrauen, das dem schwachen Vermögen gegeben wurde, stählten sich das Selbstgefühl und die Ausdauer.

Neben dem Hause war der Garten ein Gegenstand der Theilnahme und Sorge für die Kranke geworden: sie begoss die Pflanzen, hatte sogar ein besonderes Balsaminenstöckchen in Pflege, das ihr zu einem Gegenstande der täglichen Beobachtung gemacht wurde, weil das Pflänzchen von seinem Keimen bis zur Samenreife in seinem Wachsthume verfolgt ward.

Durch alle diese Dinge war die Aufmerksamkeit des Kindes von sich selber ganz abgelenkt, und von Selbstschwächung und Nervenzerrüttung fand sich kein Anzeichen mehr. Die Beobachtung der Kranken wurde von den Einzeldingen, die ihr in der Natur lieb geworden waren, auf das grosse, täglich wechselnde Naturleben hingelenkt. Sie beobachtete die Wolkenzüge, Gewitter und Stürme, die Windrichtung an der Drehung der Wetterfahne, achtete auf Blitz und Donner, auf den Regen und den Sternenhimmel.

Die weiteren Beschäftigungen geschahen mit der Schere beim Ausschneiden. Noch schnitt das Kind mit der linken Hand, aber es hielt das Papier bereits mit der rechten. Hieran schloss sich das Aufkleben der geschnittenen Papiere zu regelmässigen Figuren, wobei viel Ruhe bewahrt werden musste, um die einzelnen Papierstückchen richtig aneinander zu stellen. Als die schwache Hand hierin einige Übung erlangt hatte, versuchte sie einzelne Striche auf der Tafel zu machen, welche anfangs so schwach und zitternd gezogen waren, dass man sie kaum zu erkennen vermochte. Dem folgte das Schreiben mit dem Bleistifte, wobei das Mädchen schon etwas Kraftaufwand machen konnte, Grund- und Haarstriche schon unterschied.

Mit Schreiben, Gymnastik und Handübung ging stufenweise die Sprachentwicklung.

Beim ersten Versuch zum Lesen war Leontine kaum im Stande die Lippen auseinander zu bringen. Man konnte kein Wort von ihr deutlich verstehen. Um ihr die Trockenheit des Lesens zu nehmen, versuchte man die Worte mit ihr zu singen. Anfangs konnte die Kleine Musik nur sehr kurze Zeit vertragen; sie bekam bald Kopfweh, aber das Singen wirkte fördernd auf die Wiedergewinnung der Sprache.

Nach viermonatlicher Behandlung hatte das Kind begonnen mit Dinte und Feder zu schreiben. Die Schrift war ganz unleserlich, weil bei der Federschrift noch mehr Kraft als bisher gefordert wurde. In dieser Zeit kam in der Gymnastik das Anhängen an die Leiter mit beiden Armen, und das in der Luft Hin- und Herschwenken.

Das Flechten wurde jetzt abwechselnd mit der linken und rechten Hand ausgeführt. Das Ausnähen gelang noch nicht mit der rechten Hand. Das Wiedererzählen des Gelesenen wurde verlangt, fiel aber Leontinen ausserordentlich schwer, da sie den Mund kaum einen Augenblick ruhig zu halten vermochte, und die Zunge immer noch etwas gelähmt war. Als dann die Kleine besser zu lesen begann, kam das Auswendig-

lernen von kleinen Sprüchen, die sich an ihren Lebens- und Erfahrungskreis anschlossen und ihr viel Vergnügen machten, da sie die passenden Bilder dazu hatte. Bei dem Bildererklären zeigte sich mehr die practische Richtung als die Phantasie, und Bilder, die Scenen aus dem täglichen Leben darstellten, waren für Leontinen die anziehendsten.

Die linke Hand gebrauchte die Genesende abwechselnd mit der rechten noch bis in den fünften Monat. Zu dieser Zeit begann sie mit der Rechten allein zu essen, zu flechten, zu nähen und zu schneiden.

Das Singen ging eben so stufenweise, erst im Anschlusse an eine andere Stimme dann allein: ein kleines Liedchen noch ziemlich schwach, und zuletzt vocalisirend leichte Solfeggi.

Das Zeichnen nahm seinen regelmässigen Fortgang, und gab die stellenweise Vorübung für das Schreiben. Das Rechnen war dem Kinde am schwersten, doch wurde der natürliche Widerwille überwunden. Die Stimme wurde kräftig, und drängte zum freiwilligen Singen heraus. Auch der Klavierunterricht begann zu Ende des fünften Monats. Der Anschlag war anfangs sehr leise, kaum hörbar. Durch das Vierhändigspielen und Zählen wurde Takt und Haltung gewonnen. Im achten Monate war der Anschlag schon stark, und Leontine konnte eine Viertelstunde hindurch am Klavier aushalten. Im Schreiben war sie so weit, dass sie lateinische und deutsche Schrift gleichmässig ausführte.

Das Kind war zu Ende des Jahres den gesunden Kindern ganz gleichgestellt, arbeitete und spielte wie sie, und zeigte ein heiteres, fröhliches, an Allem theilnehmendes Gemüth mit den Liebenswürdigkeiten und Entwicklungsäusserungen eines vollkräftigen gesunden zehnjährigen Mädchens. Von da ab bis in den Sommer des Jahres 1857 fand eine derartige Steigerung des Gesundheitszustandes statt, dass Leontine nicht allein von Neujahr an in die Gesundenabtheilung eintreten konnte, sondern dass sie selbst unter den Gesunden auffiel und mit diesen nicht allein Schritt hielt, sondern sie auch in vielen Dingen überflügelte, da sie mit besondern Anlagen ausgerüstet, sich leicht, namentlich ein practisches Verständniss anzueignen wusste, und damit zu einer Art von Herrschaft über ihre Altersgenossen gelangte. Leontine wurde gewissermassen der Mittelpunkt des Kinderkreises, die nach allen Seiten hin Anregende; sie war gesucht und beliebt, weil sie Leben brachte, zuweilen verletzte sie nur durch einen kalten Hochmuth und eine Härte des Gefühls, die sie besonders denen gegenüber zeigte, die sie tief unter ihrem Stande glaubte. Dabei konnte sie geringschätzig und abfertigend sein, eine Manier annehmen, wie sie solche in der Beobachtung in der Gesellschaft wahrgenommen. Überwiegend war der Eigenthumssinn bei ihrer Selbstsucht geblieben, er zeigte sich nur unter einer liebenswürdigeren Maske; L. war fein berechnend, und wusste sich alle die Dinge zu verschaffen, die ihr Genuss gewährten, gleichviel, ob sie damit Andern etwas entzog, ja sie beutete sogar das Eigenthum Anderer aus, um für sich sparen und zurücklegen zu können. Da Leontine nicht über Geld zu verfügen hatte,

konnte man jene Beobachtungen nur an den Gegenständen machen, die sie bei ihren Beschäftigungen und Spielen brauchte. Sie hatte aber bald kleine Vorrathshallen und Aufspeicherungen von Seide, Papier, Stiften etc., während die andern Kinder gern Alles hergaben und Freude daran fanden, aushelfen zu können.

Mit Leontinens Charakterrichtung hing auch ihre Auffassung von religiösen Dingen zusammen. Sie brachte das Formelle aus dem Kloster mit, und ging gern jeden Sonntag zur Kirche; dort aber verlangte sie nach den vornehmsten Plätzen oder vielmehr abgeschlossenen Stühlen, um sich von der übrigen Gemeinde als etwas Vornehmeres abzuzeichnen. Die Religion war ein Ritus für sie, aber wirkte nicht auf ihr Gemüth, und das Kirchengehen war eine Gewohnheitssache, ohne Wärme und Innigkeit. Nur dem Gemeinsamkeitsleben und dem Umgange mit andern Kindern konnte es gelingen, die individuellen Schroffheiten zu mildern, und Leontine ihrer Selbstsucht mehr und mehr zu entfremden. Obwohl sie für keines der Kinder eine besondere Liebe fasste, und immer das Neue für sie den grössten Reiz behielt, sie demnach in ihren Neigungen beständig wechselte, so war sie doch mit Allen formell auf gutem Fusse, weil sie Alle ihrem Egoismus dienstbar zu machen wusste.

Wenngleich Leontinens Heilpfleger und Erzieher die Überzeugung gewonnen hatten, dass nur in einem frischen Thätigkeitsleben ohne Unterbrechungen, Aufreizungen, Schmeicheleien und der Entfernthaltung von Augendienerei und gesellschaftlicher Lüge, das genesene Mädchen ferner gedeihen könne, so vermochten sie dennoch nicht den eigenthümlichen Familienverhältnissen hinreichenden Widerstand zu leisten, welche zerstörend auf dieses Kindes Leben einwirkten. Es ward dem wiederholten Wunsche genügt, den Ältern Leontinens für die Sommermonate eine Wohnung abzutreten, damit der Graf, dessen Lebenstage man gezählt wähnte, noch die Freude haben könne, seine letzten Lebenstage in der Nähe seiner Kinder zuzubringen, denn der fünfjährige gesunde Bruder Leontinens zählte ebenfalls zu den Zöglingen der Levana. Die falsche Humanität war die Veranlassung gefährlicher Folgen, für welche die Mutter im Voraus verantwortlich gemacht wurde. Anfangs schien die Nähe der Ältern von keinerlei Einfluss auf Leontinen; das Zusammensein mit ihnen beschränkte sich auf halbe Stunden, die in ruhiger Heiterkeit ohne Gemüthsaufstachelungen durchlebt wurden, nur das Unterbrechen der geregelten Diät durch unzeitgemässe Bewirthungen, durch das Zustecken von Backwerk und Näschereien, durch Einladungen zum Sonntagstisch, zu welchem sich die Kinder etwas Besonderes bestellen durften und bei welchem die Tafelgenüsse zum Hauptgespräche gemacht waren, zeigten sich als störende Vorboten. Dazu kamen Wahrnehmungen im Familienleben, die jedesmal aufregend für Leontinen wurden, welche mit dem Verhältniss der von einander „geschiedenen“ Ältern wohl vertraut war. Nicht überraschend konnte es darum sein, dass

nach einem heftigen Auftritte, der die abermalige persönliche Trennung der Gräfin von ihrem Gemahl zur Folge hatte, Leontinen's Nerven der Art aufgeregt wurden, dass sich alsbald krankhafte Zuckungen einstellten; sie sah die Mutter weinen, belauschte Privatgespräche, gerieth in eine gefährliche, geistige Anspannung und man bemerkte zunächst eine auffallende Mattigkeit, Appetitlosigkeit und Unruhe an ihr. Zu gleicher Zeit begannen die Lehrer des Mädchens über dessen plötzlich eingetretene Unaufmerksamkeit, Zerstreutheit und Unlust zum Arbeiten Klage zu führen. Leontinen's blühendes Aussehen verlor sich binnen einiger Tage, sie weinte viel, wurde blass, bekam blaue Ringe um die Augen, die Gesichtszüge wurden durch häufige Zuckungen entstellt, die Achseln oft in die Höhe gezogen, die Finger krankhaft eingebogen, der Rumpf ward unwillkührlich bewegt und namentlich der Vorderarm häufig nach rückwärts geschleudert. Diese krankhaften Erscheinungen stellten sich erst ein, nachdem die erwähnten, die Gemüthssphäre betreffenden Symptome einige Tage angedauert hatten und anfangs so mässig waren, dass man sie leicht für blosse unartige Gewohnheiten halten konnte. Doch bei der rapiden Steigerung derselben blieb man nicht lange im Zweifel über ihren Ursprung. Das Kind befand sich am 12. Juli 1857 in dem beklagenswerthesten Zustande. Die ärztliche Untersuchung ergab, dass der Körper gehörig entwickelt, muskulös und wohlgenährt sei. Die Kopfbildung, der Zustand der Brust und Unterleibs-Organe zeigte sich normal. Längst der ganz gut gebildeten Wirbelsäule ward durch den Druck kein Schmerz erzeugt und auch spontan wurden weder im Rücken noch anderswo Schmerzen empfunden.

Die Kranke war sowohl beim Liegen, als auch beim Sitzen, Gehen und Stehen in fortwährender Agitation. Im Gesichte zeigte sich die krampfhafte Bewegung vorzüglich durch Verzerrung des Mundes. Der Kopf und der Rumpf wurden nach allen Richtungen geschleudert und ebenso befanden sich die Extremitäten sowohl in toto als auch in ihren einzelnen Gliedern fortwährend in Zuckungen. Diese Zuckungen bewegten nach und nach so ziemlich alle Muskeln, insbesondere waren aber die an der hintern Partie des Stammes gelegenen ergriffen, ohne dass man einige Regelmässigkeit weder in der Reihenfolge des Befallenwerdens der einzelnen Muskelgruppen, noch auch in den Bewegungen selbst beobachten konnte. Die Kranke war im Stande willkürlich die Zuckungen minder auffallend zu machen, nach wenigen Sekunden aber hörte die Herrschaft des Willens auf und die unwillkürlichen Bewegungen brachen mit um so grösserer Heftigkeit hervor. Die willkürlichen Bewegungen waren wohl bedeutend erschwert, aber die Kranke konnte sie doch alle anfangen und die nicht sehr complicirten — obwohl mit grossen Umwegen — auch ausführen. Das Gemüth des Kindes war sehr aufgeregt. Leontine weinte bei den geringsten Veranlassungen und oft auch ohne solche. Die Sinnes- und Geistesfunctionen waren sonst nicht gestört. Die Sprache war in den Momenten heftiger Aufregung lallend, sonst war sie normal. Anfänglich war der Schlaf ruhig und die Nächte verliefen ohne Störung. Während des Schlafes hörten die

Zuckungen auf, um beim Erwachen mit grösserer Heftigkeit zu beginnen. Der Appetit war etwas vermindert, der Puls 80, sonstige Funktionen regelmässig. Die durch Verdacht auf Onanie gebotene Untersuchung der Genitalien ergab ausser auffallender Schlaffheit der grossen Schamlippen und der Haut über dem Mons veneris und Mangel des Hymens nichts Bemerkenswerthes. Jener Verdacht erwies sich aber durch Beobachtung begründet.

Die Diagnose war in so fern leicht, da man es mit jener Symptomengruppe zu thun hatte, die man unter dem Namen Chorea minor (kleiner Veitstanz) zusammenfasst. Die dieser Symptomengruppe zu Grunde liegende Erkrankung der Nervencentra war jedoch in diesem Falle ebenso wenig als in den meisten andern Fällen zu ergründen. Eine anatomische Veränderung war wegen der nicht bedeutenden Störung der Geistes- und Sinnesfunctionen, wegen Schmerzlosigkeit der Wirbelsäule, sowohl an sich als auch beim Druck und insbesondere wegen der schon einmal eingetretenen vollständigen, und mehr als ein halbes Jahr andauernden Heilung mit ziemlicher Sicherheit auszuschliessen.

Die Prognose wurde günstig gestellt und eine vollständige Heilung ganz bestimmt vorausgesagt.

Die Krankheit steigerte sich vom zwölften Juli ab in rascher Progression und hatte am achtzehnten ihr Maximum erreicht. Die Zuckungen wurden ungemein heftig und die willkürlichen Bewegungen waren kaum noch möglich. Der Fortschritt der Krankheit zeigte sich in der zunehmenden Unsicherheit des Ganges; die Kranke fiel oft, konnte keine bestimmte Richtung mehr einhalten, wankte und taumelte und beschrieb gekrümmte Bogenlinien, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Am achtzehnten war sie nicht mehr im Stande sich aufrecht zu erhalten. Ähnlich verhielt es sich mit allen andern combinirten willkürlichen Bewegungen. Der bis zum zwölften ungestörte Schlaf wich schrecklichen Nächten; schlaflos oder im halbwachen Zustande schrie und weinte Leontine, bewegte sich so heftig in ihrem Bette, dass man ihre Hände, ihre Füsse und ihren Kopf vor Verletzungen zu schützen hatte. Die Finger waren beinahe immer nach Innen gebogen und die Haut über den Knochenvorsprüngen zeigte sich geröthet oder schmerzhaft für die Kranke; auch klagte sie über Schmerz am Oberarm in der Gegend und nach dem Verlaufe des Musculus biceps. Die Sprache war in den Momenten heftiger Aufregung unverständlich und blieb auch ausserdem lallend. Die Zunge war dem Impuls des Willens nicht mehr dienstbar.

Vom neunzehnten ab trat Besserung ein; zunächst wurden die Nächte ruhiger und die Gemüthsaufregungen geringer, dann liess die Heftigkeit der Zuckungen nach und es trat in manchen Theilen ein lähmungsähnlicher Zustand ein, der aber bald vorüberging und den Fortschritt der Heilung nicht wesentlich hemmte. Am auffallendsten war dieses beim Sprechen wahrzunehmen. Die Kranke sprach wenig, beantwortete an sie gestellte Fragen, meistens nur durch Zeichen und nur nach mehrmaligen Auf-

nach einem heftigen Auftritte, der die abermalige persönliche Trennung der Gräfin von ihrem Gemahl zur Folge hatte, Leontinen's Nerven der Art aufgeregt wurden, dass sich alsbald krankhafte Zuckungen einstellten; sie sah die Mutter weinen, belauschte Privatgespräche, gerieth in eine gefährliche, geistige Anspannung und man bemerkte zunächst eine auffallende Mattigkeit, Appetitlosigkeit und Unruhe an ihr. Zu gleicher Zeit begannen die Lehrer des Mädchens über dessen plötzlich eingetretene Unaufmerksamkeit, Zerstreutheit und Unlust zum Arbeiten Klage zu führen. Leontinen's blühendes Aussehen verlor sich binnen einiger Tage, sie weinte viel, wurde blass, bekam blaue Ringe um die Augen, die Gesichtszüge wurden durch häufige Zuckungen entstellt, die Achseln oft in die Höhe gezogen, die Finger krankhaft eingebogen, der Rumpf ward unwillkührlich bewegt und namentlich der Vorderarm häufig nach rückwärts geschleudert. Diese krankhaften Erscheinungen stellten sich erst ein, nachdem die erwähnten, die Gemüthssphäre betreffenden Symptome einige Tage angedauert hatten und anfangs so mässig waren, dass man sie leicht für blosse unartige Gewohnheiten halten konnte. Doch bei der rapiden Steigerung derselben blieb man nicht lange im Zweifel über ihren Ursprung. Das Kind befand sich am 12. Juli 1857 in dem beklagenswerthesten Zustande. Die ärztliche Untersuchung ergab, dass der Körper gehörig entwickelt, muskulös und wohlgenährt sei. Die Kopfbildung, der Zustand der Brust und Unterleibs-Organe zeigte sich normal. Längst der ganz gut gebildeten Wirbelsäule ward durch den Druck kein Schmerz erzeugt und auch spontan wurden weder im Rücken noch anderswo Schmerzen empfunden.

Die Kranke war sowohl beim Liegen, als auch beim Sitzen, Gehen und Stehen in fortwährender Agitation. Im Gesichte zeigte sich die krampfhafte Bewegung vorzüglich durch Verzerrung des Mundes. Der Kopf und der Rumpf wurden nach allen Richtungen geschleudert und ebenso befanden sich die Extremitäten sowohl in toto als auch in ihren einzelnen Gliedern fortwährend in Zuckungen. Diese Zuckungen bewegten nach und nach so ziemlich alle Muskeln, insbesondere waren aber die an der hintern Partie des Stammes gelegenen ergriffen, ohne dass man einige Regelmässigkeit weder in der Reihenfolge des Befallenwerdens der einzelnen Muskelgruppen, noch auch in den Bewegungen selbst beobachten konnte. Die Kranke war im Stande willkürlich die Zuckungen minder auffallend zu machen, nach wenigen Sekunden aber hörte die Herrschaft des Willens auf und die unwillkürlichen Bewegungen brachen mit um so grösserer Heftigkeit hervor. Die willkürlichen Bewegungen waren wohl bedeutend erschwert, aber die Kranke konnte sie doch alle anfangen und die nicht sehr complicirten — obwohl mit grossen Umwegen — auch ausführen. Das Gemüth des Kindes war sehr aufgeregt. Leontine weinte bei den geringsten Veranlassungen und oft auch ohne solche. Die Sinnes- und Geistesfunctionen waren sonst nicht gestört. Die Sprache war in den Momenten heftiger Aufregung lallend, sonst war sie normal. Anfänglich war der Schlaf ruhig und die Nächte verliefen ohne Störung. Während des Schlafes hörten die

Zuckungen auf, um beim Erwachen mit grösserer Heftigkeit zu beginnen. Der Appetit war etwas vermindert, der Puls 80, sonstige Funktionen regelmässig. Die durch Verdacht auf Onanie gebotene Untersuchung der Genitalien ergab ausser auffallender Schlaffheit der grossen Schamlippen und der Haut über dem Mons veneris und Mangel des Hymens nichts Bemerkenswerthes. Jener Verdacht erwies sich aber durch Beobachtung begründet.

Die Diagnose war in so fern leicht, da man es mit jener Symptomengruppe zu thun hatte, die man unter dem Namen Chorea minor (kleiner Veitstanz) zusammenfasst. Die dieser Symptomengruppe zu Grunde liegende Erkrankung der Nervencentra war jedoch in diesem Falle ebenso wenig als in den meisten andern Fällen zu ergründen. Eine anatomische Veränderung war wegen der nicht bedeutenden Störung der Geistes- und Sinnesfunctionen, wegen Schmerzlosigkeit der Wirbelsäule, sowohl an sich als auch beim Druck und insbesondere wegen der schon einmal eingetretenen vollständigen, und mehr als ein halbes Jahr andauernden Heilung mit ziemlicher Sicherheit auszuschliessen.

Die Prognose wurde günstig gestellt und eine vollständige Heilung ganz bestimmt vorausgesagt.

Die Krankheit steigerte sich vom zwölften Juli ab in rascher Progression und hatte am achtzehnten ihr Maximum erreicht. Die Zuckungen wurden ungemein heftig und die willkürlichen Bewegungen waren kaum noch möglich. Der Fortschritt der Krankheit zeigte sich in der zunehmenden Unsicherheit des Ganges; die Kranke fiel oft, konnte keine bestimmte Richtung mehr einhalten, wankte und taumelte und beschrieb gekrümmte Bogenlinien, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Am achtzehnten war sie nicht mehr im Stande sich aufrecht zu erhalten. Ähnlich verhielt es sich mit allen andern combinirten willkürlichen Bewegungen. Der bis zum zwölften ungestörte Schlaf wich schrecklichen Nächten; schlaflos oder im halbwachen Zustande schrie und weinte Leontine, bewegte sich so heftig in ihrem Bette, dass man ihre Hände, ihre Füsse und ihren Kopf vor Verletzungen zu schützen hatte. Die Finger waren beinahe immer nach Innen gebogen und die Haut über den Knochenvorsprüngen zeigte sich geröthet oder schmerzhaft für die Kranke; auch klagte sie über Schmerz am Oberarm in der Gegend und nach dem Verlaufe des Musculus biceps. Die Sprache war in den Momenten heftiger Aufregung unverständlich und blieb auch ausserdem lallend. Die Zunge war dem Impuls des Willens nicht mehr dienstbar.

Vom neunzehnten ab trat Besserung ein; zunächst wurden die Nächte ruhiger und die Gemüthsaufregungen geringer, dann liess die Heftigkeit der Zuckungen nach und es trat in manchen Theilen ein lähmungsähnlicher Zustand ein, der aber bald vorüberging und den Fortschritt der Heilung nicht wesentlich hemmte. Am auffallendsten war dieses beim Sprechen wahrzunehmen. Die Kranke sprach wenig, beantwortete an sie gestellte Fragen, meistens nur durch Zeichen und nur nach mehrmaligen Auf-

forderungen entschloss sie sich zu reden; sie sprach wohl ziemlich laut und deutlich, äusserte aber zugleich, dass ihr das Sprechen schwer falle. Während dieses Zustandes wich die Zunge beim Herausstrecken nach rechts ab.

Ungeachtet einiger Unterbrechungen, die mit den Besuchen der Mutter zusammenhingen, erholte sich die Kranke so weit, dass sie schon am 31. Juli den grössten Theil des Tages ausserhalb des Bettes zubringen, allein essen, die Treppe hinaufsteigen und kleine Flechtarbeiten vornehmen konnte; am fünften August waren Leontinens Bewegungen schon so sicher, dass sie eine Tasse voll Kaffee durch den Speisesaal tragen und Näh- und Erbsenarbeiten beginnen konnte. Bemerkenswerth ist, dass sie alle diese Arbeiten abermals lieber und besser, mit der linken Hand machte, während die rechte am Stamme herabhing, obwohl die Kranke im gesunden Zustande sich der letztern bediente. Diese Erscheinung lässt sich aus dem Umstande erklären, dass die Kranke während des Reizungszustandes in dem die Nerven sich befanden, bevor die Krankheit ihren Gipfelpunkt überschritten hatte, sich der rechten häufiger bediente und dass desshalb das practische Stadium an dieser damals angestrengten Extremität deutlicher hervortrat. Dies gibt einen Beweis mehr für den Erfahrungssatz, dass bei der Chorea, insbesondere im Anfange die willkürlichen Bewegungen möglichst eingeschränkt werden müssen.

Am sechzehnten August war die Kranke blässlich und reizbarer im Gemüthe als sonst; sie klagte über Kopfschmerzen, Mattigkeit und Schmerzen im Leibe, hatte Diarrhöe und schlief bei Tage sehr viel; die Hauttemperatur war erhöht, der Puls frequenter, die Sprache ungemein undeutlich und die etwas belegte Zunge wich beim Herausstrecken nach rechts ab. Nach einigen Tagen waren die Leibschmerzen, die Diarrhöe und die Fiebererscheinungen geschwunden, aber die Gemüthsaufregung erreichte wieder einen hohen Grad, namentlich in der Nacht, in welcher Leontine wegen heftigen Harndranges häufig erwachte und dabei weinte und schrie. Die Zuckungen waren ebenfalls bedeutender geworden, doch minder heftig als vor einem Monat, nichts desto weniger waren die willkürlichen Bewegungen beinahe mehr als damals beeinträchtigt. Der Grund hiefür war eine ausserordentliche Mattigkeit und nicht allein die Unregelmässigkeit der Muskulation.

Nachdem die Krankheit am 31. August in der erwähnten Weise ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, stellte sich eine Besserung ein. Leontine verlor ihre ungemeine Reizbarkeit und hatte ungestörte Nächte; ihre Kraft nahm allmälig zu und die Zuckungen wurden geringer, so dass sie schon am 13. September einen weitern Spaziergang zu Fuss mitmachen konnte, ohne nachträglich dadurch besonders ermüdet und aufgeregt zu sein. Am zwanzigsten nahm sie bereits an allen Arbeitsübungen Theil; nur mit der Sprache ging die Besserung langsam.

Ende September sah Leontine bereits wieder blühend aus und die Zuckungen waren zeitweise so gering, dass man bei flüchtiger Beobachtung ein ganz gesundes

Kind vor sich zu haben glaubte. Im Laufe des Monats Oktober schritt die Besserung stetig vorwärts, die Kranke gewöhnte sich nach und nach an allen Unterrichtsstunden Theil zu nehmen, so lange ihre Aufmerksamkeit und ihre Willenskraft ausreichten. Leontinens Bewegungen geschahen noch mit einer gewissen Hast und mehr ruckweise, insbesondere wenn sie ruhig stehen sollte. Die Hände zuckten dann, die Mundwinkel verzogen sich und ein leichtes ruckweises Strecken des Rumpfes, dessen Haltung schon ohnedem eine abnorm gestreckte ist, machten sich bemerkbar. Die Beeinträchtigung der willkürlichen Bewegungen beim Gehen trat besonders dann hervor, wenn die Kranke sich umkehrte oder die Richtung ihrer Bewegung ändern wollte.

Leontinen's Genesung wurde zeitweilig durch Zahnschmerzen gestört, welche sich meistens nach aufregenden Vorgängen, welcher Art sie auch sein mochten, einstellten. Die Zahnschmerzen konnten, obwohl sie in einem cariösen Zahne angegeben wurden, doch keineswegs als lokale, periphere erkannt werden, sondern mussten als eine Theilerscheinung der Reizung der Nervencentra aufgefasst und demgemäss behandelt werden. Kalte Umschläge auf den heissen Kopf und ruhiges Hinlegen wirkten günstig. Die Kranke verfiel regelmässig in einen mehrstündigen Schlaf und beim Erwachen fühlte sie sich schmerzfrei.

Im November blieb der geschilderte Zustand stationär. Am zweiten Dezember hatte die Mutter dem Kinde versprochen es nach Wien mitzunehmen, und Leontine für die Fahrt ihre kleinen Vorbereitungen gemacht. Erwartungen waren erregt und da Leontinen's Ausflug nach Wien von der Mutter auf einige Tage hinausgeschoben wurde, trat eine heftige Aufregung bei der Getäuschten ein; doch nahm sie noch bis zum vierten an den Unterrichtsstunden Theil. Am Abende dieses Tages klagte sie über Kopfschmerz, war appetitlos, blass und weinerlich, in der Nacht unruhig und sprach viel im Sehlafe. Am Morgen des fünften war die Zunge stark belegt und mit rothen Punkten besetzt; der Puls beschleunigter und die Zuckungen meldeten sich aufs Neue. Am sechsten zeigten sich die Arme und die Streckseiten der beiden Knie mit Urticariabläschen dicht besäet, welche am siebenten geschwunden waren und dunkle Flecke zurückgelassen hatten. Von diesem nur zufällig hinzutretenden Nesselausschlage unbehindert brach der Veitstanz von Neuem los und erreichte am 20. Dezember sein Maximum, nach welchem sich die Zuckungen bis gegen Ende Jänner wieder allmälig verloren.

Gegenwärtig, Anfang April, sieht Leontine wieder wohl, fast blühend aus, nimmt an den Lehrstunden lebhaften Antheil und ist in ihren willkürlichen Bewegungen nicht behindert, nur das häufige Verziehen der Mundwinkel und die noch nicht ganz deutliche Sprache deuten an, dass die Heilung noch nicht vollendet und insbesondere eine zweckmässige Vorhütung an ihrem Platze ist.

Die Behandlung der Kranken und die ätiologischen Momente während des Krankheitsverlaufes bei den dreimaligen Recidiven binnen der letzten acht Monate nach der vorangegangenen Heilung geben wir schliesslich im Zusammenhange. Für den ersten Krankheitszustand ist Onanie unzweifelhaft Hauptursache; in wie weit anderweitige und mitwirkende ätiologische Momente vorhanden waren, lässt sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln, wohl aber als Grunddisposition eine grosse Reizbarkeit, die als angeboren zu bezeichnen ist, annehmen. Bei den Rückfällen, die wir beobachten konnten, ging die Entwicklung der Krankheit von bestimmten heftigen Gemüthserregungen aus, die ungewöhnliche Reizbarkeit, welche sich hierbei offenbarte, muss einestheils als die zurückgebliebene Folge des früher krankhaften Zustandes theilweise als die Fortdauer der ursprünglichen Disposition angesehen werden, welche letztere sich nicht nur auf die Constitutionen der Ältern, sondern auch auf ihr Verhältniss zurückführen lässt und auf einen Zustand widerwilliger Aufregung bei der Mutter hinweist.

Als die Krankheit sich wieder zu entwickeln begonnen hatte, wurde Leontine häufig in Stellungen und Aufregungen getroffen, die auf Onanie schliessen liessen, während diese in der Zeit ihrer Genesung entschieden zurückgetreten war, obgleich sie die Neigung behielt, sich an männliche Personen anzuschmiegen. Die Onanie gehört also bei den Rückfällen zu den Krankheitssymptomen und wir haben Grund anzunehmen, dass sie bei dem gegenwärtigen Zustande der Genesung durchaus überwunden ist und zwar einestheils, weil die Überreizung eine wirkliche Schlaffheit der betreffenden Partie zurückgelassen hat, die Neigung als solche demnach geschwächt ist, während sich der Organismus im Ganzen stärkt, anderntheils weil das Bewusstsein der schädlichen Folgen mit der stetigen Anregung durch Spiel, Arbeit und Unterricht zusammengreift. Mit geschlechtlichen Vorgängen und Verhältnissen ist Leontine frühreif bekannt. Die beiden letzten Recidiven im August und Dezember waren Anfangs von Fiebererscheinungen begleitet, die wir nur einer zufälligen Complication zuschreiben können.

Bei der Behandlung war während des jedesmaligen ersten Stadiums der Krankheit, das sich als das der Reizung bezeichnen lässt, das Hauptaugenmerk auf Beruhigung gerichtet, indem die unwillkürlichen Bewegungen nicht gehemmt und die willkürlichen so wenig wie möglich veranlasst wurden. Im zweiten Stadium, dem der Lähmung, wurde dagegen die Muskelthätigkeit so viel als möglich fortschrittweise in Anspruch genommen und zwar theils durch Spiele und Spaziergänge, theils durch Arbeitsübungen und Gymnastik. Die Erfahrung zeigt auch, dass grade jene Muskelgruppe, welche im Stadium der Reizung die meisten Anstrengungen zu machen genöthigt waren, nämlich der rechte Arm und die Zunge, mit den übrigen Sprachmuskeln sich auch am schwersten erholten. Die kalten Begiessungen wurden sowohl während der Krankheit als in den gesunden Intervallen consequent angewandt. Im ersten Stadium wurden bei der ersten Recidive Zink, bei der zweiten Kupferpräparate und bei der

dritten gar keine Medicamente verabreicht, ohne dass irgend ein Einfluss auf den Verlauf der Krankheit sichtbar geworden ist. Auch die durch zwei Monate angewendete Einreibung von Chloroform mit Ol. amygd. dulc. längst der Wirbelsäule, wie sie von Prof. Oppolzer mehrmals versucht worden, erschien uns erfolglos. Im zweiten Stadium wurden leichte Eisenpräparate (Tinct. malat. ferri 20 — 30 Tropfen täglich) mit gutem Erfolge angewandt. Dieses zweite Stadium ist keinesfalls als das der Reconvalescenz aufzufassen, weil es unter Umständen nicht nur sehr lange dauern, sondern auch in stationäre Krankheitszustände auslaufen kann, wofür die erste Krankheit Leontinens ein Beweis ist.

Öftere Recidive würden jedenfalls eine nachhaltige Abschwächung der Centralorgane herbeiführen und diese den Reizungen, welche die geschlechtliche Entwicklungsperiode mit sich bringt, nicht widerstehen können. Leontine bedarf einer gleichmässigen andauernden Ausheilung, um gesund in das Jungfrauenalter eintreten zu können. Die erste Bedingung dazu ist consequente Fernhaltung von der Familie und ihren aufreizenden Einflüssen.

2. Julius von W.

Unter der Begleitung oder vielmehr Beschützung zweier Freunde seines sorgenden Vaters wurde der siebenjährige Julius am siebenten März 1857 von Ungarn her zur Heilpflege der Anstalt überbracht. Das ruhelose Kind hatte seinen Begleitern auf der Reise unsägliche Mühe gemacht, und sogleich, nachdem er Mantel und Hut abgelegt, begann Julius hin- und herzurennen und auf die Möbel zu springen, den Kopf in die Ecken des Sopha's zu bohren und dabei monoton zu dudeln. Wie wild und unstät dieses Wesen sich alsbald kund gab, weckte es dennoch im ersten Beobachten eine hohe Theilnahme und hatte eine Art Zauber für den wissenschaftlich Forschenden. Die Anhaltspunkte, die aus Julius ersten sieben Lebensjahren für seine fernere Behandlung gegeben wurden, erhöhten noch das Interesse für den Knaben.

Julius ist das erste und einzige Kind einer kränklichen Mutter von sehr reizbarer Gemüthsart, und wurde von ihr selbst eine kurze Zeit an der eigenen Brust genährt. Die Geburt des Kindes fiel in das Ende der ungarischen Revolution (21. Dezemb. 1849), an welcher der Vater betheiligt und zur Zeit gefänglich eingezogen war. Aufregung und Angst erschütterten das Gemüth der Mutter schon vor der Geburt des Kindes. — Das Kind kam indess gesund zur Welt, und bis in seinen siebenten Lebensmonat erregte es keinerlei Besorgniss. Zu dieser Zeit wurde der Kleine mit dem Eintritte des ersten Zahnens ärztlich behandelt. Das Kind hatte Anfälle von Ohnmachten, die jedoch keinerlei Ähnlichkeit mit Fraisen zeigten. Nach dem vollendeten ersten Lebensjahre litt Julius vierzehn Wochen hindurch am Keuchhusten; einige Monate darauf starb die Mutter, und die weitere Pflege des Kindes übernahm eine Tante desselben im Banate,

bei welcher es länger als ein Jahr sich scheinbar ganz normal entwickelte, sprang und lief, die romanische Sprache zu verstehen begann und auch einige Gegenstände in dieser Sprache zu benennen wusste. Bemerkenswerth aus dieser Zeit ist, dass der Knabe ungewöhnlich unruhig war, auf Treppen und Leitern herumzuklettern versuchte, und daher einer beständigen Überwachung bedurfte.

Im Mai 1852, demnach in einem Alter von ungefähr zwei und einem halben Jahre, in das väterliche Haus zurückgebracht, fand der Knabe daselbst eine zweite Mutter, welche ihm nicht die liebreiche Behandlung zu Theil werden liess, die gerade dieses Kind noch ganz besonders forderte. Das Entbehren der mütterlichen Liebe und ausserdem der Mangel jeder Kindergesellschaft, so auch Misshandlungen von Seite der Umgebung, werden von dem Vater als Grund der immer zunehmenden Unruhe des Kindes angegeben. Im Verlaufe des Sommers desselben Jahres bekam Julius einige Male Anfälle, von denen nichts weiter angegeben wird, als dass sich das Kind zitternd an einer und derselben Stelle herumgedreht habe. Von dieser Zeit ab war die Hemmung seiner Entwicklung auffallend. Julius vergass nach und nach Alles, was er gesprochen hatte, seine Unruhe nahm mehr und mehr zu, und erreichte den Grad der Zerstörungssucht.

Durch die Erklärung des Ortsarztes, dass der Knabe geisteskrank sei, wurde der Vater veranlasst, im Sommer 1854 den in Ofen-Pest als Direktor einer allgemein geachteten Privatirrenanstalt, Herrn Dr. Schwarzer, zu consultiren, welcher die tröstliche Versicherung gab, dass das Kind, obwohl spät, sich vielleicht dennoch entwickeln würde. Hierauf wurde Julius in eine Kleinkinderbewahranstalt geschickt, und da nach Ablauf eines Jahres kein günstiges Ergebniss erzielt wurde, wieder nach Hause genommen. Abwechselnd im älterlichen Hause und in einem Dorfe lebte der Knabe bis zum Sommer 1856, zu welcher Zeit ihn der Vater nach Pest zum Magnetiseur, Dr. Gardos, brachte. Dieser erklärte durch oftmaliges Magnetisiren ein Genie aus dem Knaben machen zu wollen, indess war diese Voraussage bis zum siebenten März 1857, dem Tage von Julius Eintritt in die Levana, nicht in Erfüllung gegangen.

Das Kind, welches das Gepräge eines physisch und geistig verkümmerten und gänzlich verthierten Wesens machte, hörte auf keinen Zuruf und zeigte für das, was in seiner Umgebung geschah oder zu ihm gesprochen wurde, keinerlei Aufmerksamkeit oder Verständniss, folgte nur seinem Klopftriebe, indem es unter den Begleitworten „Kuka, Kuka!“, zerschlug und zerklopfte, was ihm in die Hände kam. Julius war kaum durch das Essen zu fesseln, er verschlang die Speisen entweder hastig oder stiess sie fort. Fleisch mochte er gar nicht. Kartoffeln und Brod suchte er sich gierig zu verschaffen und ohne Mass zu verzehren. Noch lieber war ihm der Genuss von Gras, Kraut und Koth; kaum in den Garten hinausgelassen, stopfte er sich den Mund voll mit dem, was er am Boden, der Anfangs März noch wenig bot, zur Befriedigung seines Appetites vorfand. Sein Wehrmittel, wollte man ihn in seinem Thun hindern, war Beissen und Kratzen, das er mit einer Art Krampf ausführte, und während der ersten

Wochen zeigten viele Wunden an den Händen seiner Pfleger von dieser Art thierischer Abwehr.

Der Körper des Knaben war in Grösse dem Alter gemäss, aber schlecht genährt und fettlos; die Muskeln erwiesen sich im Verhältniss zu Julius sonstigem dürftigen Aussehen in ziemlich gutem Zustande, besonders die der obern Extremitäten. Der Kopf ist rund wie ein Katzenschädel, 16,5 C. M. lang, und 13,5 C.M. breit, und misst im Umfange 49,04 C. M. Die Gesichtsfarbe war schmutzig fahl, trocken, voll Flecken, wie man sie bei Kindern zu sehen pflegt, die an Helmintiasis leiden; die Haut der Stirne zeigte sich tief gefurcht. Die Gesichtszüge sind an und für sich nicht unschön, doch durch die Unruhe und Verthierung, deren Gepräge sie haben, so wie durch die öfteren Zornausbrüche, die sie verzerren, machten sie meistens einen unangenehmen düstern Eindruck. Der Blick der etwas tiefliegenden Augen — das linke schielt ein wenig nach Innen — kann nicht leer genannt werden, und die momentanen „Wuth- und Zornesausbrüche“ abgerechnet, ist er zeitweise heiter und freundlich, innig, dann lauernd, immer aber unruhig und schwer zu fesseln. Die Zunge ist schlank und leicht nach allen Richtungen beweglich, der Hals proportionirt, der Brustkorb schön gewölbt, die Brust- und Unterleibsorgane, so wie das Rückgrat zeigen nichts Anomales.

Die erste persönliche Beziehung gewann Julius dadurch, dass Georgens ihn auf den Rücken nahm und herumtrug, was ihm wirklich eine Art Unterhaltung zu gewähren schien, denn kaum in das Zimmer gekommen, forderte der Knabe dazu auf. Unmöglich war es, eine andere Anknüpfung für je welche Beschäftigung zu finden: in wilden Sprüngen setzte Julius ungeachtet der schweren mit Nägeln beschlagenen Stiefel, die er damals trug, und die seinen Gang sehr plump erscheinen liessen, aus einer Ecke des Zimmers in die andere, ergriff ein Stück Holz, eine Bürste oder was er sonst an harten Gegenständen antraf, und klopfte damit so energisch, als habe er Stelle für Stelle zu durchklopfen. Den Ofen schlug er auch wirklich zusammen und die Fenster ein. Einen dicken weichen Teppich, den man ihm zum Ausklopfen aufhängte, liess er unbeachtet, er wollte, wie es schien nur an harte Gegenstände klopfen. Für diesen Zweck erhielt er einen Hammer und Pfirsichsteine zum Aufklopfen; er verschmähte jedoch den Gebrauch des Hammers, griff wieder zu dem Holzstücke und zerklopfte damit den ersten Stein. Der bittere Kern, der aus der Schale herausgekommen, schmekte ihm ganz gut, und bald zerschlug er mehrere und genoss die Kerne.

Das „Aufdemrückenherumtragen“ und „Pfirsichsteinezerklopfen“ blieben vierzehn Tage lang die beiden einzigen Momente, die den Knaben für Minuten zu fesseln vermochten. Ohne Auffassung für Ton, Wort und Geberde, fehlte für Julius jede Vermittlung mit seiner Umgebung, dennoch wurde diese in nicht langer Zeit und in raschen Übergängen gewonnen. Statt der Elektrisirmaschine wirkte der persönliche Einfluss zuerst bei einer Klopfscene; wüthend hatte der Knabe ein paar Fenster mit der Bürste eingeschlagen, und als hierauf Julius bei den Schultern gepackt und tüchtig gerüttelt

und geschüttelt wurde, mit Hinweis auf die zerbrochenen Fenster, indem Georgens im gleichen Momente noch ein drittes einschlug, das klirrend herabfiel, schien der Knabe zu einer Art von Besinnung zu kommen, und hörte seit diesem Momente des Erwachens mit zunehmender Achtsamkeit auf des Erziehers Stimme.

An diese erste Scene schlossen sich täglich weitere Beziehungen, welche das An- und Auskleiden, das Waschen und Baden, das Zubettegehen, Sichhinlegen und Ausstrecken herbeiführten. Georgens beschäftigte sich fast ausschliesslich mit dem Knaben; er frottirte ihn und brachte in die empfindungslose Haut nach und nach so viel Leben, dass Julius für die leisesten Berührungen empfindsam wurde, während er bis dahin nur für ein Kitzeln in den Seiten so weit empfänglich gewesen war, dass er ein unnatürliches Lachen hervorbrachte, die einzige Gelegenheit, bei der sich ein Lachen überhaupt äusserte. Ein natürliches Weinen und Lachen war bis dahin bei Julius nicht bemerkt worden. Schnitte in die dicke lederartige Haut und ein Brennen mit glühendem Eisen an den Fusssohlen wurde von dem Knaben gar nicht empfunden. Eben so war er ohne jegliche Furcht: die gefährlichsten Positionen, wie z. B. ein Heraushängen aus dem Fenster zwei Stock hoch über der Erde, oder die Bewegung, als wolle man ihn in das Wasser werfen, ein rasches Hin- und Herschaukeln auf dem Kahne, ein Hinaufsteigenlassen zum Dache, und die Leiterhinwegnehmen — alles dieses liess ihn völlig unbesorgt; ob er im lichten oder dunkeln Zimmer, in einer engen Kammer oder gar in einem Kasten sich befand — Alles war ihm gleichgiltig.

Der nächste Schritt zur Civilisation war der, dass man Julius zu Tische zog, er musste sich seine Serviette selber umbinden lernen, und seinen Teller tragen. Bei diesen Erstlingsversuchen, die Thätigkeitstriebe zu wecken und zu regeln, zeigte sich bei Julius sehr bald eine ungewöhnliche Geschicklichkeit; obwohl er das, was er ausführte, ganz mechanisch vollzog, machte es dennoch den Eindruck der Anmuth; er zerbrach nichts, goss nichts über, befleckte sich nicht, und seine Art zu essen, und seine Versuche, das Brod zu brechen und das Fleisch zu schneiden, gelangen ihm bald, und seine Manieren zeichneten ihn von denen anderer Kinder vortheilhaft ab. Er verzehrte die ihm vorgelegten Speisen nicht ohne Auswahl, sondern zeigte dabei eine ganz bestimmte Geschmacksrichtung, die sich gegen alle Mehlspeisen opponirte. Julius blieb sich auch in seinen Geschmacksneigungen ganz treu. Alles, was ihm zum erstenmale geboten wurde, untersuchte er vorsichtig durch den Geruch, und entschloss sich erst nach dieser Prüfung zu wählen oder zu verschmähen. Chocolade mag er nicht, Kaffee und Milch trinkt er dafür sehr gern; Bier widersteht ihm, und guten Wein schlürft er mit Behagen. Gute Fleischsuppen hat er gerne, aber eingebrannte Mehl- und Wassersuppen, denen der Wohlgeschmack fehlt, weist er nach der Prüfung, selbst wenn er hungrig ist, consequent zurück.

Die ersten Aufträge, Etwas herbeizuholen, bekam er während der Mahlzeiten, es hiess z. B. „Julius, hole Deinen Hut!" und er musste Messer und Gabel niederlegen und aus dem Speisezimmer zur Garderobe folgen, wo ihm der Hut aufgesetzt ward, mit dem

er nun wieder zurückkehrte. Das nächste Mal musste er den Weg allein machen, und der Hut ward wirklich von ihm gebracht. Ein folgender Gegenstand, den er unterscheiden lernte, war der Vogelkäfig, den er ebenfalls bei Tische herbeiholen musste, und nicht mit dem Hute verwechseln durfte. Julius half sich bei solchen Aufforderungen, denen er gern Folge leistete, sobald er nur begriffen, was er leisten sollte, dadurch, dass er auf die Bewegungen lauschte, welche den mündlich gegebenen Auftrag begleiteten. Er gewann hierin eine feine Beobachtung, welche hinwiederum dahin führte, dass er auch die Worte behielt, die wiederholt mit den von ihm verstandenen Bewegungen, in Verbindung waren. Das Auf- und Zumachen der Thüren auf Geheiss, das Aus- und Ankleiden, das Taschentuch gebrauchen lernte Julius sehr bald; ebenso unterschied er allmälig Ohr, Nase, Fuss und Hand. Die kalten Douchen mit den Reibungen und Bürstungen des Körpers blieben das einflussreichste Mittel für des Knaben Entwicklung; nachdem diese Operationen Abends an ihm vollzogen waren, schlief er mit wahrhaftem Genusse ein, und hatte einen ruhigen und leichten Schlaf, während der Nacht von der geringsten Störung aber aufgeweckt, und niemals verschlafen, wie denn überhaupt das bei ihm charakteristisch ist, dass er mit dem Augenblicke des Erwachens so klar, frisch und munter ist, als habe er gar nicht geschlafen. Bettverunreinigungen kamen bei Julius niemals vor, aber hervortretend ist an ihm eine übelriechende Hautausdünstung.

Die charakteristischen Momente des Zustandes sind demnach die vollkommene Entwicklung, aber zugleich Überreiztheit des motorischen Vermögens, der Mangel des theoretischen nicht mit der unmittelbaren Triebbefriedigung zusammenhängenden Anschauungs- und Vorstellungsvermögens, die Entartung des beschränkten Begehrens und des beschränkten Äusserungstriebes, das Hervortreten des Thiercharakters in den lauschenden und haschenden Bewegungen, so wie in den Wuthäusserungen. Der Instinkt der zweckmässigen Bewegung ist vorhanden, es fehlen aber die objektiven Zweckmässigkeitsbegriffe und von den Gegenständen des Verschlingens abgesehen, die Vorstellungen der sachlichen Eigenschaften gänzlich, daher Furchtlosigkeit und Abwesenheit jeden Begehrens, das über die unmittelbarste Befriedigung hinausreicht. Die Sinnlichkeit ist nach der Seite der Wahrnehmung scharf, die Empfindung in engerem Sinne mangelhaft. Julius ist ein ausgeprägtes Exemplar derjenigen Art des Idiotismus, die in der Einleitung als „Beschränktheit" charakterisirt ist, so dass die Bezeichnung nicht missverstanden werden kann. —

Die Behandlung war auf die Beseitigung seiner physischen Verwahrlosung und auf die Fixirung seines Willens und seiner Bewegungen gerichtet, wobei zugleich die ersten Versuche gemacht wurden seine Vorstellungen zu erweitern und zu bestimmen. In der ersten Beziehung wurden, ausser den erwähnten diätetischen Mitteln, Medicamente gegen das bei ihm vorhandene Wurmleiden angewandt, welches beseitigt worden ist, während die üble Hautausdünstung lange vorhielt. In der zweiten Beziehung wirkten die gymnastischen Übungen und die Beschäftigungen, wobei sich sehr

bald herausstellte, dass Julius zur regelmässigen und zwar auch zu complicirteren Bewegungen sehr leicht abzurichten sei. Bei den Beschäftigungen zeigte sich die Schwierigkeit seine Unruhe zu bemeistern und seine Aufmerksamkeit zu fixiren am meisten, besonders bei dem Ausnähen und Flechten, da es lange dauerte, ehe er dazu gebracht werden konnte die Nadel durch die vorgestochenen Löchelchen hindurchzuziehen und beim Flechten die Streifchen einzuschieben. Für das Bauen hatte Julius keinen Sinn und für das Nähen und Flechten zeigte er gleichfalls weder Interesse noch Verständniss, obgleich er allmälig die ihm vorgemachten und von ihm verlangten Bewegungen machte. An einzelnen gymnastischen Übungen fand er grosses Gefallen. An den Spielen nahm er nur einen mechanischen Antheil, schien aber durch die Musik angenehm berührt und durch das Rhytmische gewisser Bewegungen, wie bei dem Ball- und Kugelrollen, einigermassen angezogen zu werden. Wie erwähnt, wurde er zu einzelnen Verrichtungen gewöhnt und abgerichtet und merkte dabei die Befehlsworte. Dass er einzelne wortartige Laute von sich gab, wie „Kuka" etc. haben wir gleichfalls erwähnt und wir suchten hieran anzuknüpfen, um sein Interesse für die Lautbildung wo möglich zu wecken und seine Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin zu fixiren. Diese Versuche hatten aber sehr geringfügige Resultate. Der Erfolg beschränkte sich darauf, dass er einzelne Worte, wie „Papa", „bitte", „Buch", „ich", nachsprechen lernte. Bemerkenswerth ist das Verhalten von Julius den andern Kindern gegenüber; er lässt sich ihr Necken geduldig gefallen und nur wenn es ihm zu arg wird, schreit er, aber nie fällt es ihm ein sich zu wehren, selbst wenn er seinem Gegner physisch weit überlegen ist.

Mit Ende Juni zeigte sich Furcht vor Gefahr und Schmerz. Julius bestieg mit grosser Vorsicht eine Leiter, stutzte bei jedem Wanken derselben und bei dem Versuche ihn in einen finstern Raum zu bringen, erhob er ein angstvolles Schreien. Zu diesem wesentlichen Fortschritte seines Vorstellungslebens trat ein zweites Moment, das seiner Bereitwilligkeit und Folgsamkeit. Auf den Ruf seines Namens eilte er freundlich herbei, sah den, der ihn gerufen, fragend, fast forschend an und suchte zu errathen, was er aus dem gesprochenen Worte nicht entnehmen konnte. Die Zorn- und Wuthausbrüche waren fast gänzlich verschwunden, eine andere Gefühlsäusserung gab sich durch ein bitterliches Weinen kund, das etwas Herzliches hatte und wobei ihm die Thränen, die er bis dahin niemals gehabt, in hellen Perlen über die Wangen rollten. Die Hast und Unruhe des Knaben hatte sich bedeutend vermindert; seine Gesichtsfarbe war eine gesündere, frischere, sein Blick ein klarer und ausdrucksvoller geworden. In den Gesichtszügen sprach sich ruhige Heiterkeit aus. Der fröhlich herumhüpfende, lachende Knabe fiel Keinem mehr als ein Kranker auf.

Zu dieser Zeit, in welcher die Fortschritte Julius sichtbar und stetig waren und die Geisteskräfte in vielversprechendem Aufblühen sich befanden, entwickelte sich ein Zustand, der wegen seiner Räthselhaftigkeit und seinem innigen Verhältnisse zum

sonstigen Bildungsgange des Knaben von besonderem Interesse ist. Schon seitdem die ersten Regungen von Furcht bei Julius wahrnehmbar wurden, war er zum Weinen geneigt, ward auch manchmal unwillig und krampfhaft erregt. Seit Anfang Juni fing er zuweilen ohne irgend welche bemerkbare äussere Veranlassung zu schreien an, Thränen stürzten ihm aus den Augen und er stiess mit steigender Heftigkeit und Raschheit die Worte „Kuka, Kuka" aus; dabei klammerte er sich an die ihm zunächststehende erwachsene Person, führte sie jammernd durch alle Zimmer, bedeckte sich das Gesicht mit ihren Kleidern, gleichsam als wolle er sich vor etwas verbergen, legte sich endlich in ein Bett und verkroch sich unter die Decke; aber auch dort fand er nicht immer Ruhe; wie von einem Gespenste aufgeschreckt, sprang er plötzlich empor, um ein anderes Bett zu suchen oder unter herzzerreissendem Schluchzen das Zimmer zu verlassen. Während der ganzen Zeit malte sich Angst und Schrecken in seinen Zügen, zwischen durch lachte er aber auch hell auf, als ob ihn böse Geister aufgestört hätten und ihn verfolgten, alsbald fiel er aber wieder in die frühere Aufregung. Der Puls und die Temperatur des Kopfes waren zu Anfang eines solchen Anfalles normal und erst nachdem Julius eine lange Zeit geweint, erwärmte sich die Stirn und der Puls wurde etwas frequenter. Das Bewusstsein war dabei ungetrübt und der Gehorsam musterhaft. Julius that Alles, was von ihm gefordert ward, jedoch ohne dadurch zerstreut zu werden. Kein Spiel, selbst das Ballschieben und Kugelrollen, hatten während dieser Zeit irgend welche Anziehungskraft für den Aufgeregten; liebevolles Zureden und Schmeicheln übten eben so wenig Einfluss auf ihn als Ernst und Strenge. Plötzlich gewannen seine Züge wieder einen freundlicheren Ausdruck, er lachte, sprang umher und war lustig, als ob nichts vorgefallen sei. Jene Anfälle wiederholten sich an manchen Tagen zwei- bis dreimal, blieben dann wieder einige Tage aus, knüpften sich an keine Tageszeit und währten fünf Minuten bis eine halbe Stunde.

Nachdem am 16. Juni eine einfachere Diät angewendet wurde, in der Alles nur irgend wie Erhitzende vermieden war, hörten die Anfälle auf, begannen aber ungeachtet der eingehaltenen Diät am siebenten Juli wieder und nahmen an Frequenz und Heftigkeit bis zum 29. desselben Monats in erschreckender Weise zu. Zugleich steigerte sich auch die Unruhe und Hast des Knaben, das Vorsichhinsummen und die Klopfsucht traten wieder ein und die frühere pünktliche Folgsamkeit verlor sich. Julius gehorchte wohl noch, aber unwillig; er ballte zuweilen die Faust, knirschte mit den Zähnen oder fuhr gar den Befehlenden wüthend in die Haare. Seine Essgier war ungemein gross; er verschlang Alles, selbst Speisen, gegen die er bisher den lebhaftesten Widerwillen hatte. Dabei magerte Julius ab, das Gesicht ward blass, die Augen fielen ein, der Blick war ausdruckslos, beinahe gläsern und bei der geringsten Veranlassung verrieth er Tücke, Bosheit und Wuth. Fast konnte man Ende Juli in dem unheimlichen Knaben nicht mehr den freundlichen, bereitwilligen und sanften Julius des vorigen Monats erkennen.

Zur Erklärung der räthselhaften Anfälle wurden alle erdenklichen Hypothesen herbeigezogen: körperliche Schmerzen, Stuhlverstopfung, Würmer, Gehirnhyperämie und die verschiedensten äussern Veranlassungen als möglich angenommen, die Untersuchungen und Beobachtungen in der Richtung der jeweiligen Annahmen angestellt und auch therapeutisch diesen gemäss verfahren, ohne dass sich eine derselben als stichhaltig erwiesen hätte. Dr. Mauthner sprach sogar die Vermuthung aus, indem er die eigenthümlich bohrende Kopfbewegung von Julius hervorhob, es könne eine Hydatide im Gehirn sitzen, eine Ansicht, die schon an sich wenig begründet war und durch den erfreulichen Verlauf der Krankheit genügend widerlegt wurde.

Unter den vielfachen Versuchen, die Anfälle zu dämpfen, erwies sich das kalte Wasser am wirksamsten. Julius forderte während des Anfalles durch deutliche Geberden selber auf ihn mit Wasser zu begiessen. Er äusserte dabei ein grosses Behagen, und so lange ihn der Wasserstral traf, hörte sein Schreien auf. Als am 29. die erwähnte Verschlimmerung des Allgemeinbefindens und die Heftigkeit und Frequenz der Anfälle einen sehr hohen Grad erreicht hatten, wurde Julius in die Schwimmschule geführt und in das Wasser untergetaucht, ein Verfahren, das so lange wiederholt wurde, bis eine auffallende Ermüdung bei dem Kranken wahrzunehmen war. Julius wurde in's Bett gebracht, wo er zwei Stunden ruhig schlief und beim Erwachen so heiter und freundlich wie lange nicht aussah. Als er am Abende desselben Tages wieder zu schreien begann, wurde das Untertauchen mit demselben Ergebnisse wiederholt und nach einer ruhig durchschlafenen Nacht war Julius am folgenden Morgen sichtlich erquickt, besser aussehend und weniger aufgeregt. Im Laufe des August wiederholten sich wohl die Anfälle aber seltener und weder die körperliche Erholung, noch die Entwicklung des Geistes waren durch sie gehemmt. Vom 28—30. August wiederholten sich die Anfälle heftiger. Julius war aufgeregter und nach den in der erwähnten Weise vorgenommenen Bädern, trat ein besserer Zustand ein. Im September blieb Julius von Anfällen ziemlich verschont, in der ersten Hälfte des Oktober meldeten sich aber wieder einige, welche sich durch besondere Heftigkeit, sowie durch die niemals deutlicher als jetzt ausgeprägte Angst, auszeichneten; sie stellten sich gewöhnlich Abends nach dem Bettgehen ein, gleichviel ob Julius allein oder in Gesellschaft war, ob Licht in dem Zimmer sich befand oder nicht. Er sprang weinend aus seinem Bette um in das eines andern Kindes zu kriechen, wo es ihn ebenfalls nicht lange litt. Legte man sich zu ihm, so war er augenblicklich beruhigt, stiess aber bald darauf die Hand seines Trösters von sich und betrachtete diesen mit einem Blicke, der den Schrecken andeutete, welchen er selbst vor der wohlgekannten Person habe. Versuchte man es ihn am Aufstehen zu verhindern, so bot er eine Kraft auf, wie sie nur die höchste Verzweiflung verleiht und es war bei seinem Anblicke unbezweifelbar, dass er vor irgend Etwas entfliehen, Rettung und Schutz suchen wollte. Den Anfällen ging zu dieser Zeit zuweilen ein sehr heftiges, eine ausgelassene Heiterkeit bezeugendes Lachen voran,

dessen Veranlassung eben so unbekannt blieb, wie die des Weinens. Er liess sich in demselben durch nichts ableiten und selbst körperliche Schmerzen, die man ihm verursachte, regten ihn nur zu noch stärkerem Lachen an. Dieses Lachen pflegte auch manchmal dem Weinen zu folgen, trat in der zweiten Hälfte des October und im Anfange November gänzlich an dessen Stelle und stand unstreitig mit demselben in einigem Zusammenhange, da es wie jenes unabhängig von äussern Veranlassungen und durch keine Zerstreuung zu beseitigen war. Seit dem achten November sind alle diese Erscheinungen ausgeblieben.

Bezüglich des Charakters, der Ursache und des Verlaufes der so eigenthümlichen Erscheinungen ist folgende Hypothese aufgestellt worden, die zur Erwägung hier eine Stelle finden soll.

Die Gehirnentwicklung ist partiell durch partiellen Druck und durch Überreiztheit der motorischen Centralorgane gehemmt gewesen und zwar bis zur Unterdrückung der Entwicklungstendenz. Die erhöhte körperliche Gesundheit, das Zurücktreten der Überreiztheit und die Anregungen des Vorstellens und Combinirens haben diese Tendenz erneut und eine Entwicklung bewirkt, welche bei der Fortdauer der ursprünglichen Hemmnisse die Empfindung der Gehemmtheit bedingte, und diese Empfindung musste sich, da die Selbstempfindungen des Gehirns die Form von Vorstellungen haben, in Hallucinationen offenbaren; der nächste und unmittelbare Erfolg der energischen Douchen war die Betäubung der Innenempfindung durch den plötzlichen, energischen und allgemeinen Eindruck von Aussen. Der weitere und nachhaltige, die fortgehende Beseitigung der partieenweisen Überreiztheit vielleicht auch der partieenweisen Hyperämie der Centralorgane und die Stärkung des objectiven Allgemeingefühles. Die irgendwo gehemmte Entwicklung kann sich der an sich unüberwindlichen Hemmung anpassen und die quantitative Ausdehnung in der innern Formirung einen Ersatz finden, aber die Nothwendigkeit hierzu wird, wenn sie hervortritt, d. h. die Hemmung und die Entwicklungstendenz gegenüberstehen, einen krankhaften Übergangszustand stets bedingen. Dieser war bei Julius vorhanden und ist, wie seine gegenwärtige Entwicklung beweist, überwunden, ohne dass sich noch die Möglichkeit bestimmen liess, in wie weit die gehemmte Entfaltung und die zurückgebliebene Entwicklung der bestimmten Gehirnpartie, welche die Vorstellungsthätigkeit ersetzt, nachgeholt werden kann.

Da die Sprachwerkzeuge bei Julius vollkommen ausgebildet erscheinen, und die Innervation durchaus eine rasche und vollkommene ist, so hat das Üben im Aussprechen von Worten, d. h. die abstracte Sprechübung bei ihm keine Berechtigung. Diese Übung muss bei ihm an praktische Zwecke und Bedürfnisse angeknüpft werden, da solche bei ihm entschieden vorherrschen. Wir suchen ihn also dazu zu bringen, bestimmte Acte mit Lauten zu begleiten und bestimmte Bedürfnisse, wenn er sie befriedigt haben will, eben so kund zu thun. Ausserdem halten wir die Gesangübungen für wichtig, um

das Bedürfniss des Lautwerdens und insbesondere auch das Bedürfniss mit Lauten bestimmt zu spielen zu wecken, und die Stimme herauszubilden. Eine Spur spontanen Sprachbedürfnisses zeigt sich darin, dass er die letzten Silben von wiederkehrenden Sätzen, insbesondere Befehlsätzen, freiwillig nachspricht und dass an die Stelle seines ehemaligen Dudelns und seiner einförmigen Ausrufe wie „Kuka" ein plötzliches Hervorbringen verschiedenartiger Lautgebilde getreten ist, das noch kein eigentliches Spielen mit Lauten genannt werden kann, aber auch von äussern Veranlassungen unabhängig erscheint und aus einem momentanen Drange hervorgeht, der sich kaum näher bestimmen lässt, aber mit einer gewissen Erregtheit immer zusammenhängt. Das Verständniss des Gesprochenen erweitert sich sehr rasch und man kann bei Julius eine ziemlich complicirte Thätigkeit durch das Wort beherrschen. Man kann ihm z. B. sagen: Nimm vom Tische das Buch und den Apfel, gib den Apfel Franz und das Buch Emil, und er führt das Befohlene aus.

Der Gelegenheitsunterricht steht bei Julius selbstverständlich im Vordergrunde und was bis jetzt für die Erweiterung des Vorstellens und Combinirens erreicht worden, ist vorzugsweise durch die stetige Beschäftigung mit ihm erreicht, also weniger durch die Beschäftigung und auch durch die Spiele, zu denen man ihn angeleitet hat. Förderlich in der angegebenen Richtung haben sich entschieden nur die Gymnastik und das Bauen erwiesen, für welche er Interesse hat und wo sein Vorstellen und Combiniren in lebhafter Action sind. Das Flechten, Ausnähen und Nachschneiden übte er mit erhöhter Geschicklichkeit, aber allerdings mechanisch. Bei dem Ring- und Stäbchenlegen zeigt er wie bei dem Verschränken Formenauffassung, die Combination aber ist eine beschränkte und die nachahmende Darstellung ist für ihn noch nicht vorhanden, wie überhaupt Alles, was bildlich ist, nur bei plastischen Figuren fängt er an die einzelnen Körpertheile zu bezeichnen, aber die Nöthigung dazu ist ihm unangenehm. Bilder versteht er noch gar nicht und wir betrachten den Anfang dieses Verständnisses als den entschiedensten Fortschritt, den wir zu hoffen wagen, da, wenn die Phantasie sich in das Anschauen hineinlegt, wie es für die Auffassung des Bildes nothwendig ist, das theoretische Vorstellungsvermögen in der Entwicklung begriffen sein muss. Für den nächsten Sommer erwarten wir viel von den Gartenarbeiten, zu welchen er im vorigen Sommer Neigung und Geschick gezeigt hat, da sich grade hier an die Thätigkeit Zweckmässigkeitsbegriffe und Sachvorstellungen möglichst unmittelbar anschliessen und ein stetiges Gebiet der Anschauung gegeben ist.

Geben wir zum Schluss noch ein Tagesbild aus seiner letzten Zeit und beobachten wir Julius in seinen Gewohnheiten und Beschäftigungen.

Am Morgen beim Aufstehen springt er hurtig und munter aus dem Bette und kleidet sich unter heiteren Neckereien mit seinen Schlafkameraden selbst an. Er kennt die Namen aller Kleidungsstücke, weiss die Orte, wo sie zu liegen pflegen und holt sie sich nach Bedarf herbei. Er ist auch als Gehilfe bei dem Ankleiden der Kleineren

recht brauchbar und sind diese fertig, so nimmt er zwei seiner Mitzöglinge und seinen Schritt nach dem schwerfälligen Gange des Einen richtend, die Unbändigkeit des Andern beherrschend, schreitet er mit ihnen in den Frühstücksaal; er holt sich seinen Kaffee selbst, geht damit an seinen bestimmten Platz, nimmt seine Semmel und verzehrt sein Frühstück mit natürlichem Anstande. So lange er isst, lässt er sich nicht gerne stören und thut als ob er die ihm gegebenen Aufträge nicht höre, sonst genügt ein Wink und er eilt die leeren Tassen füllen zu lassen, die er sehr geschickt wieder zurückbringt. Dabei sieht er sich aber um, ob er nicht etwas für sich auf dem Wege erhaschen könne.

Nach dem Frühstück beginnen die Beschäftigungs- und Unterrichtsstunden. Wir folgen ihm in den gymnastischen Saal. Hier haben wir Gelegenheit seine Anmuth, Gelenkigkeit und Behendigkeit zu bewundern; er erfüllt die an ihn gemachten Anforderungen in einer Weise, wie sie nur der vollkommenste motorische Apparat bei einem ganz normal gebauten Körper ausführen kann. Bei seinen Beschäftigungen können wir Julius nach dem vorher Gesagten nur beim Bauen mit Interesse beobachtnn, denn bei dem Übereinanderthürmen und symmetrischen Zusammenstellen der Bausteine zeigt er Überlegung und Combination. Ausserdem ist er bei den selbst nur mechanisch ausgeführten Beschäftigungen ruhig und behält seinen Platz, ohne mit dem Gegenstande, den er bei der Arbeit in der Hand hat, zu klopfen oder diese auszusetzen. Bei dem Gelegenheitsunterrichte zeigt Julius, dass er alle Geräthschaften im Zimmer von einander unterscheidet und den Gebrauch der meisten kennt; auch hat er die Begriffe von holen, anfassen, zeigen, hinlegen, geben, nehmen, lassen u. dgl.; ferner die von auf, in, unter, hinaus und herein, auf und zu; die meisten derselben mussten ihm mit mehr oder weniger Mühe eingeübt werden, von einigen aber, insbesondere von Verben zeigt er Kenntniss, ohne dass man ihn besonders darüber aufklärt, ein Beweis mehr für die Wahrnehmung, dass er aufmerksam ist, auch wenn er es nicht scheint und dass er das Gehörte ebenfalls verarbeitet, assimilirt.

Beim Mittagsmahle zeigt sich Julius mässig und wählerisch; er nimmt von dem ihm Dargebotenen nur so viel als für ihn passt, am Schlusse der Mahlzeit legt er seine Serviette zusammen und hüpft herum, um an den andern Tischen nach Beute auszugehen. Den Nachmittag durchlebt Julius theils beim Spiel, theils in freier Bewegung und zeigt sich namentlich in der letzten Zeit sehr befriedigt im grünwerdenden Parke und Garten.

Wie viel er am Tage gewandert und gesprungen, wie manche kleine Anstrengung er überwand, niemals ist er ermüdet am Abend, frisch wie am Morgen tritt er in den Schlafsaal, entkleidet sich, eilt in's Badezimmer und nachdem er seinen Körper durch das Bad gestärkt, springt er in sein Bett und schläft die Nacht hindurch ganz ruhig und sanft.

3. Iduna S.

In der wohligen Atmosphäre häuslicher Behaglichkeit, unter der treuen Obhut und Sorge liebender Ältern und im Kreise gesunder Geschwister verflossen Iduna's erste Lebensjahre. Kein Anzeichen war vorhanden auf ein krankhaftes Moment bei des Kindes Entwicklung zu schliessen; nach der Ältern Angabe entwickelte sich Iduna bis zu ihrem siebenten Lebensjahre ganz normal, ja das Kind berechtigte in seiner grossen Munterkeit, die fast an Wildheit streifte, und bei seiner ungewöhnlich kräftigen physischen Entwicklung zu jeglicher Erwartung, die liebende Ältern von einem gesunden und begabten Kinde hegen. Iduna machte grosse Wanderungen zu Fuss mit, hatte immer lustige Einfälle und war im Vergleich zu ihrem Zwillingsbruder die bedeutend stärkere und energischere. Erst als sie mit ihrem siebenten Jahre in die Schule zu gehen begann, stellte sich ihre Theilnahmlosigkeit für den Unterricht heraus. Der Grund dafür ward eine Zeitlang in ihrer Unlust am Sitzen und Lernen gesucht, ohne sich darüber zu beunruhigen sah man sie hinter ihren Altersgenossen zurückbleiben und versprach sich bei ihr ein späteres Nachholen. Erst als sich ein Anfall zeigte, der auf Epilepsie hinwies, wurde man hinsichtlich jenes Zurückbleibens aufmerksamer. Die Anfälle wiederholten sich in längeren Zwischenräumen und das Gelernte, so gering es war, wurde von dem Mädchen alsbald wieder vergessen. Nach und nach entwickelte sich der Zustand, in welchem sie der Levana am 12. März 1857 zugeführt wurde. Iduna, welche ihren ersten Geburtstag am 18. April 1846 hatte, kam demnach als eilfjähriges Kind in die Heilpflege, nachdem sie im letzten Winter noch an einem chronischen Eczem der Unterschenkel gelitten, welches bei ihrer Aufnahme in die Levana noch nicht vollkommen beseitigt war.

Der Körper zeigte sich dem Alter entsprechend in seiner Entwicklung und fast übermässig genährt. Wie sich aus Nachfragen ergab, hatte Iduna für ihr Alter zu nahrhafte Kost bekommen, starke Weine genossen und zu viele kräftige Fleischspeisen. Die Vollblütigkeit hatte sich damit vermehrt und zeigte sich in dem stets erhitzt aussehenden Gesichte.

Der kleine nach vorn gebeugte Kopf mit dem abgeflachten Hinterhaupte erinnert an die Kopfbildung eines Vogels, womit auch die Physiognomie übereinstimmt. Der Kopf misst im untern frontalen Durchmesser 10·5 C. M., im oberen frontalen 4·75 C. M., im parietalen 11·5 C. M., im mastoidalen 11·5 C. M., im ersten Langdurchmesser 15·5 C. M., im zweiten 16·5. Die Augenlider befinden sich in einer fortwährend blinzelnden Bewegung (Nistagmus), welche um so heftiger wird, je mehr sich das Auge bemüht, gewisse Punkte zu fixiren. In den Augenwinkeln sammelt sich ein weissliches Secret an; die Bewegungen der Iris sind träge und die Pupille ist auch beim stärksten Lichtreize verhältnissmässig gross. Der Mund ist meistens geöffnet und ergiesst eine reichliche Menge Speichel. Der Hals ist lang, die Schilddrüse etwas vergrössert, Brust- und Unterleibs-

organe sind normal. Die Wirbelsäule ist gesund, gegen Druck nicht empfindlich und nur in der Gegend des ersten Brustwirbels scheint eine geringe Abweichung nach rechts hin statt zu finden. Die Gesichtszüge und der stiere, scheinbar nach einem Punkte gerichtete ausdruckslose Blick, verrathen jene Apathie und jenes gedankenlose Hinbrüten, wie es den Geistesschwachen eigenthümlich ist; bei den gemeinschaftlichen Spielen jedoch, oder wenn man Iduna anzuregen versteht, z. B. durch eine sie interessirende Erzählung, beleben sich ihre Züge für einige Augenblicke und gewinnen einen freundlichen wohlwollenden Ausdruck, der aber bald wieder dem des Stumpfsinns Platz macht. Die Haltung Iduna's ist eine eigenthümliche: der ganze Oberleib ist nach vorn gebeugt, so dass der Kopf weit vor die Ebene des Unterleibs zu stehen kommt; er hängt jedoch nicht herab, wie dies bei Muskelschwäche der Fall ist, sondern steht vielmehr, in Folge der starken Streckung des Halses, der beinahe einen Bogen mit vorderer Convexität bildet, mit seinem Hinterhaupte im Nacken und hat die Stirn a u f w ä r t s u n d n a c h v o r n gerichtet. Der Kopf ist überdies auf die eine oder andere Seite, meistens auf die rechte geneigt; die rechte Schulter steht etwas tiefer als die linke und die obern Gliedmassen hängen schlaff am Körper herunter oder sind im Ellbogen- und Handwurzelgelenke gebeugt, so dass die Hände vor der Brust schlotternd herabhängen. Der Gang, so wie die übrigen Bewegungen sind langsam, unbeholfen und unsicher, offenbar aber nicht aus Muskelschwäche, sondern tragen vielmehr das Gepräge einer gewissen Vorsicht an sich. Iduna hebt z. B. beim Gehen den Fuss sehr hoch empor und setzt ihn nur zögernd und behutsam auf den Boden. Ebenso vorsichtig ist sie wenn sie etwas erfassen will; sie zielt gleichsam sehr lange nach dem Gegenstande, greift aber nichts desto weniger oft daneben, woran auch die Kurzsichtigkeit Theil haben mag. Die Vorsicht ist überhaupt hier nur eine scheinbare, denn es liegt der zögernden und behutsamen Bewegung nicht etwa ein wirkliches Untersuchen und Überlegen zum Grunde, sondern die Patientin vergisst bei ihrem Stumpfsinne zu welchem Zwecke sie ihre Bewegungen angefangen hat und es währt desshalb einige Zeit, bevor sie dieselbe zu Ende führt, gleich wie ein Zerstreuter unterwegs nicht selten vergisst, zu welchem Zweck er ausgegangen ist. Der Versuch die jedenfalls verminderte Empfindlichkeit der Haut vermittelst des Tastzirkels zu messen, scheiterte an der Verworrenheit der Angaben.

Iduna's Begriffskreis ist ein sehr beschränkter, sie nimmt nur jene Dinge und Erscheinungen wahr, wird sich nur jener bewusst, welche sich sehr häufig wiederholen und sehr energisch auf sie einwirken.

Innerhalb ihres engen Begriffskreises sind ihre Urtheile und Schlüsse, wenn sie deren macht, richtig, sie kennt die Personen und Gegenstände, welche sie täglich umgeben, steht aber mit dem wechselnden Naturleben in keinem Zusammenhange. Über die physikalischen Eigenschaften der Körper hat sie ziemlich richtige Begriffe, von den Farben unterscheidet sie jedoch nur weiss, schwarz und grün mit Sicherheit,

auch vergleicht sie die Grössenverhältnisse der Körper mit einander, aber am sichersten ist sie in den Zahlenverhältnissen bis etwa zur Zahl vierzig; sie weiss das Datum ganz sicher und folgt von Tag zu Tag, niemals wird sie auf die Frage: „Der Wievielte ist heute?" die Antwort schuldig bleiben oder eine unrichtige geben. Durch jenes Mitzählen hält sie sich in Verbindung mit dem Zeitverlaufe. Mit Personen verknüpft sie sich durch die genaue Kenntniss von deren Alter und Namen; ihre erste und einzige Frage den Fremden gegenüber ist und bleibt die: „Wie heisst Du und wie alt bist Du?" Für die ihr angegebenen Daten hat sie ein äusserst treues Gedächtniss, das sie nicht im Stiche lässt bei der Aufzählung der Namen, der Geburtstage, der Aufenthaltsorte ihrer näheren Verwandten und des Alters der meisten Anstaltsmitglieder. Wenn sie nicht angesprochen wird, sitzt sie gewöhnlich still und wiederholt einen kurzen Satz mit monotoner Stimme, unbekümmert darum, ob man sie höre oder nicht; ihre gewöhnlich richtigen Antworten bestehen meistens nur aus ein bis zwei Wörtern, und es dauert oft lange, ehe sie sich zu einer Erwiederung entschliesst; es geschieht in der Regel erst nach mehrmaliger Wiederholung der Frage. Dabei hat sie den Anschein als besänne sie sich auf eine Antwort, in Wirklichkeit aber hat sie der scheinbar dem Besinnen gewidmeten Zeit bedurft, um die nöthige Willenskraft zu einer Antwort zu gewinnen. Sie stösst ihre kurzen Sätze immer schnell und gleichsam mit Gewalt heraus, als ob sie erst ein Hinderniss zu beseitigen habe, und ihr Gesicht ist gewöhnlich von dem zu ihr Sprechenden abgewendet. Der flüchtige scheue Blick ist nur selten zu erhaschen. Iduna's Aussprache ist ziemlich deutlich und nur manche Laute, namentlich die Zischlaute, werden in etwas längern Wörtern mangelhafter articulirt.

Nicht wie den meisten andern Blödlingen war ihr die Trennung von den Ältern und die Veränderung ihres Aufenthaltsortes gleichgültig, doch äusserte sich ihr Schmerz über die Trenung auf eine andere Weise als z. B. bei Emanuel: sie war ungeberdig bei der Entfernung der Ältern und wollte sich lange nicht in die neue sie liebevoll umgebende Pflege finden, sie wiederholte beständig den Wunsch ihre Mutter zu sehen und mit der Eisenbahn fortzureisen, weinte heftig und zeigte einen wenig liebenswürdigen Character. Leicht zum Zorne gereizt, schrie sie bei der geringsten Gelegenheit mit heiserer Stimme auf, bewies sich unfolgsam, zänkisch und sehr eifersüchtig, sobald andere Kinder in ihrer Gegenwart liebevoll behandelt wurden.

Für's Erste war es fast ausschliesslich das Zuhören von kleinen Erzählungen, welche Iduna ihrem selbstsüchtigen und missbehaglichen Zustande entheben konnten. Geschichten von wilden Thieren, wie vom Löwen, dem Fuchs und andern, die persönlich handelnd in den Erzählungen auftraten, beschäftigten sie nachhaltig und sie konnte diese fast ohne Lücke und Anstoss auch wieder erzählen. Die ergänzenden Bilder zu jenen Erzählungen begannen ihre Einbildungskraft zu beschäftigen und sie von ihren fixen Vorstellungen abzuleiten; dagegen glitt ihr Blick theilnahmlos

über andere Bilder hinweg, zu denen noch die bestimmte textliche Unterlage fehlte, oder eine solche war, für die sie kein Verständniss hatte, z. B. begriff sie nichts Märchenhaftes, da ihre Phantasie in keinerlei Weise ergänzend und mitthätig zu sein vermochte. Immer war Iduna aber Dasjenige ganz klar und entschieden, was sie mochte und nicht mochte oder grade zu einer bestimmten Zeit verlangte und zu einer andern von sich wies, und man durfte sie, um nicht Reizungen hervorzurufen, nur selten zu dem ihrem Wunsche Entgegengesetzten veranlassen; Zwang ertrug sie gar nicht. Als Iduna die ersten Male an den Spielen theilnehmen sollte und die Musik vernahm, welche jene begleiteten, ward sie so aufgebracht, dass sie in ein ungestümes Brüllen ausbrach; sie entzog sich natürlich der Gemeinsamkeit und beharrte in zorniger Opposition. Schon nach wenigen Tagen gab sie indess ihre selbstgewählte Zurückgezogenheit auf, schloss sich dem Kreise an und theilte seitdem mit froher Harmlosigkeit alle Spielfreuden der andern Kinder. Bei den Spielen, in denen Thiere die Hauptrolle hatten, belebte sie sich am meisten und trat auch zuerst selbsständig hervor, wie in: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen!“ und in „Mäuschen lass' dich nicht erwischen!“ Im ersteren war sie mit eben so viel Eifer die Gans, als der Fuchs, denn es kam ja dabei darauf an zu entwischen, und wie unsicher immerhin Iduna's Gang war, so fand sie dennoch einen grossen Reiz in der schnelleren Bewegung und dem möglichen Entfliehen vor dem Jägersmann, der ihr mit der Flinte nachlief. Denselben Reiz bot das „Katz- und Mausspiel“, bei andern „Nachahmungsspielen“ blieb Iduna ganz gleichgültig, selbst bei dem „Bauer“, in welchem das Aussäen, Abmähen, Dreschen etc. jedes andere Kind mit kaum gewecktem Vorstellungsleben in frohe Bewegung bringt.

Dem Nähen und Flechten widerstrebte Iduna nicht; sie fand Vergnügen daran mit der Nadel und dem Faden in der zitternden Hand auf dem Carton so lang hin und her zu fahren, bis sie ein Löchelchen gefunden hatte, um die Nadel durchzustechen, dennoch dauerte es Monate bevor sie eine einfache Contour Stich für Stich verfolgen konnte und ohne Beihülfe das Arbeitsmaterial zu handhaben vermochte. Von den geometrischen Formen begriff sie nichts und gewann niemals Theilnahme für solche, dagegen fasste sie die Umrisszeichnung eines Häschens mit einigem Verständniss auf und vollführte das Ausnähen eines Hasen mit brauner Seide. Die Flechtarbeit gelang anfangs gar nicht, Hand und Auge waren zu schwach und die Aufmerksamkeit unzureichend für die etwas mühsamere Arbeit, doch nach vielen wiederholten Versuchen kam das Schachbrettmuster mit fingerbreiten Streifen ausgeführt, dennoch unter Iduna's Händen zu Stande. Einzelne Lichtmomente zeigten sich beim Bauen und beim Stäbchen- und Ringelegen, im Ganzen blieben aber die Ausführungen bei den ersten Anfängen.

Der Unterricht im Lesen und Schreiben scheiterte in der ersten Zeit noch an dem Blinzeln der Augen, dem Zucken und Zittern der Hände, aber für dieses Lernen war immer Lust vorhanden. Einige französische Worte, die ihr früher gelehrt waren,

tauchten in Iduna's Erinnerung auf, sie wiederholte diese ohne Aufforderung und äusserte ein Verlangen nach weiterem Unterricht in der französischen Sprache. Ihre Vorliebe für Zahlen liess sie gern am Rechnenunterrichte Theil nehmen und eine praktische Anwendung der Zahlen suchen; dass sie eine Schwester und drei Brüder habe, dass sie vier Mahlzeiten am Tage halte, dass drei Tische bei der Mittagstafel gedeckt werden, dass zwei Kähne auf dem Teiche hin- und herfahren, oder dass nur ein Hahn neben fünf Hühnern im Hofe sei, ähnliche Dinge weiss sie genau anzugeben. Wie gering Iduna's Fortschritte in dem Gesang auch waren, so sind sie dennoch auffallend genug, denn ausser dem, dass Iduna's Gehör vollständig stumpf war für die Unterscheidung von Tönen, war ihr Stimmorgan so wenig entwickelt, dass sie nur tiefe, ganz unharmonische Töne hervorzustossen vermochte, dem genialen, mit voller Liebe sich dem Unterrichte der Kranken widmenden Musiklehrer gelang es dennoch die Stimme aus ihrer dicken rauhen Kruste herauszuhülsen und das Gehör so weit zu bilden, dass bei seiner Anforderung: einen „groben“ und einen „feinen“ Ton herauszusingen, Iduna ein Unterscheidunsgvermögen kund geben konnte, und auch die mittleren Töne der Scala zu treffen vermochte; sie begann dann bei den Spielen in halblauten Tönen mitzusingen und zeigte fortan keinerlei Abneigung mehr gegen Musik. Iduna ist, nebenher bemerkt, die einzige im ganzen Kreise der Blödlinge in der Levana, welche kein empfängliches Ohr für den wohlthätigen Einfluss der Musik hat.

Gymnastik, Spaziergänge, Douchebäder, Waschungen sowie eine geregelte Diät übten bis zum Monate September ihren kräftigen Einfluss zusehends anf Iduna und sie ging einer langsamen, aber stetigen Besserung entgegen; ihre Bewegungen und ihr Gang wurden sicherer und behender, das Speicheln und dass Blinzeln verlor sich und nur bei grösserer Anstrengung der Augen war Letzteres im geringeren Grade bemerkbar. Auch wurde Iduna sanfter und liebenswürdiger und obwohl sie sich immer auf den Besuch ihrer Ältern freute und ihnen ihre kindliche Liebe zeigte, blieb sie dennoch ruhig bei deren Entfernung.

Was die epileptischen Anfälle betrifft, waren diese vom Tage des Eintritts bis zum 4. Juli nicht bemerkt worden; am Abende dieses Tages, nachdem Iduna ruhig wie jeden andern Tag zu Bette gegangen und eingeschlafen war, liess sie plötzlich ein eigenthümliches Röcheln vernehmen. Vergeblich bemühte sich der Arzt durch heftiges Rütteln und Rufen Iduna in ihrem soporösen Zustande dahin zu bringen, dass sie die Augen öffne und erwache; sie schlug diese wohl auf, aber schloss sie sogleich wieder. Vor dem Munde befand sich etwas blutiger Schaum, mit welchem auch das Kopfkissen befleckt war. Die Muskeln des ganzen Körpers waren weich, alle Glieder ruhig, leicht beweglich und schlaff, nur von Zeit zu Zeit zuckend. Am andern Morgen war Iduna ganz wohl. Ohne dass irgend welche Anzeigen vorhanden gewesen wären, stellten sich den 6. August Convulsionen ein, die kaum eine Minute dauerten und denen der schon geschilderte soporöse Zustand durch vier Stunden folgte, nach welchem wieder Wohlbefinden eintrat.

Während des Sommerlebens, das grösstentheils im Freien, im Garten, auf Spaziergängen, im Teichbade etc. zugebracht vielfache Momente zur Erfrischung und Stärkung bot, zeigte sich Iduna im Kreise mit den andern Kindern im Spiele, bei den Beschäftigungen und bei dem Unterrichte eingänglich aufmerksam und meistens so angeregt wie es bei gesunden Kindern, die in eine entsprechende Thätigkeit gesetzt sind, der Fall ist. Sie äusserte eine Selbstbefriedigung, die sich in dem, was sie leistete und in ihrem Bewegen unter den andern zur allgemeinen Freude zeigte und für ihren Heilfortschritt nichts zu wünschen übrig liess. Sie wiederstrebte keinerlei Aufforderung, lief und sprang auf den Wiesenplätzen, stieg die Treppen mit Sicherheit auf und ab und trug selbst zerbrechliche Gegenstände ganz behutsam die gewundene Küchentreppe durch zwei Stockwerke hinunter. Ihre gewonnene Sicherheit unterstützte sie in den Unterrichts- und Beschäftigungsstunden, sie begann zu zeichnen, mit Farben vorgezeichnete Felder auszufüllen. Sie flocht zusammengesetztere Muster, nähte schwierigere Umrisse ohne daneben zu stechen, baute mit einer Art von Combination, setzte aus Stäbchen und Erbsen kleine Häuschen zusammen, und selbst bei dem Formenlegen entfaltete sich ein fortschreitendes Verständniss auch für die geometrische Figur, beim Auschneiden hielt sie die Schere ganz geschickt und vollbrachte ihre Schnitte ziemlich glatt und sicher und auch im Lesen und Schreiben ging es vorwärts. Für biblische Geschichten hat sie gleich ihrem Altersgenossen Emanuel noch kein Verständniss.

Erwähnungswerth ist Iduna's Verhältniss während dieser Zeit der fortschreitenden Entwicklung zu dem erwähnten Knaben. Schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit, Ende Juni, näherte sich ihm Iduna wie keinem andern zuvor, suchte ihn im Parke auf, begleitete ihn auf Spaziergängen, setzte sich neben ihn und fragte ihn liebevoll und theilnehmend nach seinen Ältern, Verwandten, seinem Alter und andern Dingen, suchte Gespräche mit ihm anzuknüpfen und seine Theilnahme zu wecken. Emanuel liess sich diese freundliche Zuvorkommenheit gern gefallen, blieb aber immer mehr duldend derselben gegenüber. Der wohlthätige Einfluss Emanuel's auf Iduna bewährte sich lange Zeit; sie war in seiner Nähe aufmerksamer, thätiger, liebenswürdiger und sanftmüthiger.

Diese Periode der stetigen Besserung fand im September ihr Ende und es begann nun eine andere, in welcher die bisherigen Fortschritte grösstentheils aufgehoben wurden. Zunächst war Iduna durch einen ziemlichen intensiven Augenkatarrh fast drei Wochen hindurch an das Zimmer gefesselt und von da ab verschlimmerte sich auch ihr allgemeiner Zustand zusehends. Sie wurde wieder arbeitscheuer, aufgeregter und begann bei jeder Gelegenheit unangenehm zu schreien. Das lichter gewordene Bewusstsein trübte sich wieder; die Bewegungen wurden wieder unsicherer und auch das Blinzeln stellte sich ein. Im October kamen in sehr kurzen Zwischenräumen — den dritten und elften — zwei epileptische Anfälle, nach welchen sich Iduna's Zustand einigermassen besserte, so dass j e n e Anfälle gleichsam den Gipfelpunkt eines im Ge-

hirne langsam vor sich gehenden Prozesses auszumachen schienen; aber schon nach kurzer Zeit war wieder eine Umkehr zum Schlimmern bemerkbar, welche sich durch eine auffallende Gereiztheit kundgab.

Am 15. November ward Iduna nach einem Spaziergange vermisst. Selbständig war sie nach der Rückkehr in das Schloss noch einmal fortgegangen und hatte einen Weg eingeschlagen, der sie nach Wien führen sollte, wo sie sich einen weissen Muff kaufen wollte, da sie dort als Sängerin auftreten würde. Unterwegs hatte sie jedoch zu der bestimmten Vesperzeit Hunger bekommen und sich darüber gegen ein vorübergehendes Mädchen geäussert, das sie mit nach Hause nahm und bewirthete. Dort fanden sie nachgesandte Boten in g u t e m Humor essend und trinkend und hastig erzählend, wo sie zu Hause sei und was sie für Absichten habe; dennoch ging sie heiter und ohne Widerstreben zurück in die Levana, wo sie jubelnd begrüsst wurde, was ihr ein stolzes Selbstgefühl gab; sie schaute um sich, als ob sie eine Heldenthat vollführt habe, sprach gern und viel von dem ausgeführten Abenteuer, war sich aber dennoch einer Schuld bewusst, denn ihre ersten Worte bei ihrer Rückkehr waren: „Papa, bist du auch nicht böse?“ Die Nachwirkung währte ziemlich lange und war eine gute.

Am 17. November überstand sie einen epileptischen Anfall und ihr Zustand besserte sich darauf abermals für kurze Zeit, die hierauf eintretende Verschlimmerung äusserte sich besonders durch ein auffallend getrübtes Bewusstsein, von einem Schwindel begleitet, in Folge dessen sie plötzlich von vorne ü b e r fiel und welcher sie wieder zusehends unsicher machte. Dieses eigenthümliche Symptom nahm bis zum 20. December an Frequenz zu, wiederholte sich von fünf zu zehn Minuten und verschwand hierauf. Nach zehn Tagen zeigte sich das Symptom jedoch wieder und es trat ein eigenthümlicher Zustand der Betäubung ein, der bis zum 20. Februar andauerte; an diesem Tage hatte Iduna in Folge eines Falles einen mässigen Blutverlust durch eine Wunde der Kopfhaut erlitten, und von da an ist eine langsame Besserung bis Ende des Monats bemerkbar geworden. Aber selbst diese scheinbare Besserung machte bald wieder dem alten Zustande Platz und am 1. März war es bereits wieder so weit gekommen, dass man einen neuen Anfall als bevorstehend annehmen konnte. Da Iduna nach dem zufälligen Blutverluste sich besser befand, liess sich auf Hyperämie des Gehirns schliessen und es wurden der Kranken vier Blutegel, je zwei über einen Zitzenfortsatz und Sinapismen an die Waden gesetzt. Der Anfall war aber damit nicht abgehalten und trat am 2. März wieder ein; von da ab wurde die Schwäche so überwiegend, dass vornehmlich für die körperliche Pflege Sorge getragen werden musste und es Iduna gestattet wurde sich ganz nach ihrer Neigung zu beschäftigen; ihr Wohler- oder Schlimmerbefinden gab die Eintheilung für ihre Zeit, demnach konnte sie an dem geordneten Unterrichte nicht mehr theilnehmen, das Lesen und Schreiben musste eingestellt werden, auch die Beschäftigungen können seitdem nur viertelstundweise mit ihr vorgenommen werden.

Eine medicamentöse Behandlung Iduna's wurde im September mit Cupr. sulf. ammoniatum eingeleitet, von welchem Mittel sie in Pulverform täglich $\frac{1}{3}$ Gr. erhielt, welches Quantum im Verlaufe von $1\frac{1}{2}$ Monaten bis zu einem Gr. gesteigert wurde. Da indess während des October die Verschlimmerung zunahm, ohne dass sich Intoxicationserscheinungen meldeten, ward das Mittel ausgesetzt und die Kranke blieb nun ohne Antiepilepticum bis zum dritten März d. J., an welchem Tage ein neuer Versuch mit Atropin gemacht ward, da die constant weite Pupille ein Anzeichen dafür schien. Es wurde 1 Gr. Atropin in 1 Gr. destillirtem Wasser gelöst und von 2 Tropfen bis auf 8 während des Monat März gestiegen. Die Krankheitserscheinungen wichen indess nicht und auch Intoxicationserscheinungen traten nicht ein. Der Versuch wurde demnach mit Anfang April unterbrochen. Die wärmeren Tage, welche der Monat brachte, wirkten inzwischen heilsamer als die vorerwähnten Mittel und der langsame Gang der Besserung hält mit dem Fortschreiten des eingetretenen Frühlings gewissermassen Schritt. Iduna frühstückt nicht mehr im Bett, sondern treibt zum Aufstehen und Heruntergehen an, sie nimmt hierauf an den gymnastischen Übungen und gemeinsamen Spielen Theil, und reiht sich langsam wieder der früheren Ordnung bei den Formen- und Gartenarbeiten ein.

4. Mariane H.

Mariane blieb bis zu ihrem neunten Jahre als das jüngste Kind eines würdigen und liebenden Familienkreises, dem jedoch der Vater schon lange Zeit fehlte, das Augenmerk zarter, treuer Sorgfalt. Von Geburt an war das Kind, das asphyctisch zur Welt kam, der Gegenstand ganz besonderer Forschung und behütender Pflege. Marianens Frühgeburt trat im achten Solarmonate ein, nach Angabe der Mutter durch eine Verkühlung veranlasst; keinerlei abnorme Erscheinungen waren ihr sonst vorangegangen.

Die Entwicklung des Kindes war eine sehr langsame und unvollkommene, die der verschiedensten ärztlichen Beurtheilung unterzogen ward. Alle nur erdenklichen Mittel für die Kräftigung des Körpers, sowohl in der Diät als durch medicinische Kuren wurden angewendet, ohne einen besonderen Erfolg. Mariane wurde in stärkende Bäder geschickt, nach Ischl, Franzensbad und Teplitz, aber wie gering die Folgen dieser Badereisen waren, zeigte der sich gleichbleibende Zustand der Schwäche, den das Kind bei fortschreitendem Wachsthume behielt.

In diesem Zustande ward sie am 20. April 1857 in die Levana gebracht. Marianens Körper war zu dieser Zeit gut genährt und fettreich. Das kleine Mädchen hatte für sein Alter die entsprechende Grösse. Der Kopf, der im unteren frontalen Durchmesser 11·5 C.M., im oberen frontalen 6 C. M., im parietalen 12 C. M., im mastoidalen 12 C. M., im ersten Längsdurchmesser 16·5 C.M., im zweiten 17·75 C.M. mass, zeigte in seiner Form nichts auffallend Anomales. Die Gesichtshaut, so wie die Haut des ganzen Körpers war unangenehm

feucht und insbesonders die Feuchtigkeit und Wärme der Hände auffallend. Der Augapfel war von blauen Ringen eingefasst und seine Bewegung schwerfällig; der Blick leblos und die Gesichtszüge zeigten sich eigenthümlich steif, nur selten bewegt durch ein ausdrucksloses Mienenspiel, dem jedoch nicht Geistesarmuth und Affectlosigkeit zu Grund lag, sondern eine unvollkommene Construction des motorischen Apparates, die nicht in den peripherischen Theilen des Nervensystems, sondern wesentlich in dessen Centraltheilen begründet war. Die Muskeln, dem Alter und dem Geschlechte entsprechend ausgebildet, werden bei der Contraction prall und fest, zogen sich jedoch nur sehr langsam zusammen und niemals beschränkte sich die Zusammenziehung auf eine bestimmte, nur der gewünschten Bewegung entsprechende Muskelgruppe, es nahmen immer noch viele andere, theils zur Hervorbringung des beabsichtigten Resultates überflüssige, theils geradezu störende und paralysirende Muskeln, bei heftigen Bewegungen sogar alle Muskeln derselben Körperhälfte an ihr Theil. Es gelang Marianen auch nicht auf den ersten Impuls eine bestimmte Muskelgruppe zur Zusammenziehung zu bringen, sondern erst nach langen Versuchen, bei welchen von den beabsichtigten ganz verschiedene, oft diesen entgegengetzte Bewegungen sich äusserten, ist sie im Stande ihre Absicht zu erreichen. Wenn sie z. B. die Hand eines Andern drücken sollte, nahmen zunächst Arm und Hand alle verschiedenen Stellungen ein, bis endlich die Fingerbeuger thätig wurden, dann waren es diese aber nicht mehr allein, es befanden sich auch zahlreiche Muskeln der obern Gliedmassen und selbst des Stammes im Contractionszustande. Es ist somit vorzugsweise eine *mangelhafte Isolirung der Nerventhätigkeit und so zu sagen ein Unbekanntsein des die Bewegungen beherrschenden Willens* mit der jeder Muskel entprechenden Örtlichkeit im Centralorgan bemerkbar, welches sich durch das erwähnte Suchen und die zahlreichen Mitbewegungen kund geben. Diese Mitbewegungen werden aber nur desshalb besonders auffallend, weil in Folge des Centralleidens die Nervenleitung eine ungewöhnlich langsame ist, wäre diese nicht, so würden die Bewegungen Marianen's nicht viel unzweckmässiger und nicht viel mehr von Mitbewegungen begleitet erscheinen wie bei einem gesunden Kinde, wobei in Betracht kömmt, dass bei normaler Innervation ein Probiren der zweckmässigen Bewegung stattfindet, zu welchem bei einer ungewöhnlich langsamen Leitung die Zeit fehlt. Bei Mariane erscheinen die Mitbewegungen nicht als wiederkehrende, sondern unregelmässig, woraus sich ergiebt, dass die Reflexion auf die Bewegung allerdings vorhanden ist, und zwar mehr Reflexion auf die einzelnen Bewegungen als bei einer normalen Constitution, dass aber das Isolirungsvermögen sowol, wie das combinatorische Vermögen mangelhaft sind.

Der Gang Marianen's ist ziemlich ausdauernd, aber langsam, wankend und zitternd, den Eindruck einer grossen Vorsicht machend. Die Aussprache war sehr deutlich, aber dabei so langsam und die einzelnen Laute hervorhebend, dass ihr Sprechen einem langsamen Lesen der ersten Lehrstufe ähnlich war. Ihr Appetit war durchaus normal, Stuhl- und Harnabgang regelmässig. In der Nacht wurde Mariane durch das Bedürfniss

nicht geweckt und durchnässte das Bett, wenn man sie nicht regelmässig dreimal aufstehen liess. Die Empfindlichkeit der Haut war eine verminderte, es gelang uns aber nicht den Grad derselben mit dem Tasterzirkel zu messen, weil Mariane zerstreute Angaben machte. Als Absonderlichkeit ist noch die vorgeschrittene Entwicklung des äussern Sexualapparates zu erwähnen, die desshalb auffallend ist, weil sich von einer entsprechenden Anschwellung der Brüste und andern Pubertätserscheinungen nicht das Mindeste vorfindet; beiläufig bemerken wir, dass Mariane einer russischjüdischen Familie (aus Südrussland) angehört und in diesen die weibliche Entwicklung eine sehr frühzeitige sein muss, da die Verheirathung schon häufig im dreizehnten Jahre stattfindet.

In intellectueller Beziehung tritt der entschiedene Mangel eines geistigen Vermögens nicht hervor, das Charakteristisehe des geistigen Zustandes von Mariane besteht vielmehr darin, dass sie eines Theils zurückgeblieben erscheint, andererseits ein altkluges und sogar pedantisches Wesen hat. Der Kreis ihrer Anschauungen und Vorstellungen ist ein enger und fällt so zu sagen mit der Stubensphäre zusammen, da sie zu dem Naturleben und zu der bewegten Scenerie der menschlichen Thätigkeit fast gar kein Verhältniss hat; Ihr Gedächtniss ist treu, besonders auch für die Vorkommnisse des Familienlebens und sie erzählt sehr gern. Ihre Sprache ist im Ganzen richtig, obgleich sie hier und da ähnlich klingende Worte verwechselt. Ausser der deutschen Sprache spricht sie auch das Französische, das sie von Jugend auf gelernt hat. Durch die Langsamkeit und die scharfe Pronunciation ihrer Aussprache wird sowohl das Kindische, wie das Unkindliche ihrer Äusserungen auffallender. Die eigentliche Verstandesanstrengung scheut Mariane und Rechnen z. B. konnte sie bei ihrer Ankunft gar nicht. Ihre Neigung zu Beschäftigung und Spiel war eine beschränkte, indem sie eigentlich weiter nichts that und thun wollte, als ihre Puppe aus- und ankleiden, für sie nähen und mit ihrer kleinen Küche die pedantische Hauswirthin spielen etc.; höchstens machte ihr noch das einförmige Drehen einer Leier Vergnügen. Als Mariane zu unsern Beschäftigungen und zum Unterrichte herbeigezogen werden sollte, zeigte sie sich arbeitsscheu und zerstreut. An Näschereien war sie gewöhnt und konnte dem Reize zum Naschen nicht widerstehen, verstand es aber schon ihre Neigungen zu verbergen und log ziemlich geschickt. Mit Kindern hatte sie früher keinen Umgang gehabt und zeigte sich im höchsten Grade unverträglich, zänkisch und sogar boshaft, indem sie ihre kleinen Malicen heimtückisch zu befriedigen suchte. Uebrigens suchte sie ihr Verhältniss zu Jedem pedantisch fest zu setzen und sprach stets über den Grad der Zuneigung für die einzelnen Personen mit denen sie in Berührung kam, wie sie auch Jeden fragte: „ob er sie gerne habe und wie viel mehr als den oder jenen andern.“ Ihre Lüge war nicht blos abwehrend, sondern auch boshaft, da sie Diejenigen, denen sie übel wollte, verleumdete.

Als eine Nebenaufgabe der Behandlung, aber eine dringende erschien die Beseitigung des Bettnässens, welches Marianen und ihrer Umgebung gleich lästig war. Wir

wollen sogleich bemerken, dass wir mit dieser Aufgabe auch jetzt noch nicht zum Ziel gekommen sind, da sich die Anwendung von Medicamenten als unzulänglich erwiesen hat. Es wurden bis Ende Juni Belladonnasalben in der Harnblasengegend erfolglos eingerieben, sodann Strychninpulver an das Urethra ostium und dessen Umgebung eingestreut, in der Voraussetzung, dass ein Halblähmungszustand des Schliessmuskels der Harnröhre Ursache der Incontinenz sei. So wie die topische, endermatische Anwendung des Strychnin bei Lähmungen des Oculomotorius nicht selten von gutem Erfolge begleitet ist, so war auch die örtliche Anwendung desselben hier theoretisch gerechtfertigt, da ja die Bestreuung der zarten Haut und Schleimhaut der Harnröhrenöffnung der endermatischen Anwendung ziemlich analog ist. Nichts destoweniger war der Erfolg kein günstiger; es genügte nun auch das dreimalige Wecken nicht mehr um das Bett rein zu erhalten. Das Strychnin ist offenbar in das Blut aufgenommen worden und hat seinen erhöhenden Einfluss auf die Reizbarkeit der Muskeln überhaupt und die Muskelschichte der Harnblase insbesondere ausgeübt. Es war nicht, wie angenommen war, die Schwäche des Harnröhrenschliessers, sondern vielmehr die Reizbarkeit der Harnblasenschleimhaut, oder die absolut oder relativ zu ätzende und reizende Eigenschaft des allzuconcentrirten Harnes die Ursache der häufigen Bettdurchnässungen. Belladonna wurde nun innerlich in folgender Weise verabreicht: Am Abende des 22. August bekam Mariane in zwei stündlichen Pausen zwei Pulver von je 1 Gr. Extr. Belladonnae hierauf durch drei Tage (23., 24. und 25.) täglich je drei von denselben Pulvern und zwar Früh; 12 Uhr Mittags und 8 Uhr Abends; weiterhin (26., 27., 28., 29.) erhielt Mariane im Laufe des Abends täglich 4 Gr. in zwei Dosen. Von da ab wurde die Gabe verringert, so dass durch 7 Tage allabendlich nur 1 Gran, im Ganzen demnach binnen 15 Tagen 34 Gr. Belladonnaextract verabreicht wurde. Eine Erweiterung der Pupille war schon am zweiten Tage bemerkbar, bedeutend wurde sie jedoch erst am 30. August, bis zu welchem Tage Mariane sich ganz wohl befand. Von da ab war die Verdauung gestört, das gute Aussehen schwand und alle Bewegungen verloren an Energie und wurden wieder schwerfällig und unsicher wie zu Anfang. Jegliche medicamentöse Behandlung wurde darum seit dem 30. August eingestellt. Bis zu diesem Tage, an welchem die Intoxicationserscheinungen der Belladonna hervortraten, gelang es nur einmal das Bett trocken zu erhalten, während von da ab die Durchnässung gänzlich aufhörte, obwohl seit dem fünften September auch das Wecken in der Nacht unterblieben war. Mariane erwachte regelmässig einen ganzen Monat hindurch und nur bei bestimmten Veranlassungen, wie z. B. bei anstrengenden Spaziergängen stellte sich das Bettdurchnässen wieder ein. Die gastrischen Erscheinungen waren schon einige Tage nach dem Aussetzen des Mittels geschwunden, wogegen die Verschlimmerung bezüglich der Bewegungen hartnäckiger war, indem sie erst Ende September wieder ihre frühere Energie erlangten. — Vom 4. October an wurde gegen das wieder eingetretene Uebel Lupulin in grossen Dosen — erfolglos angewendet. Vom 13. bis 20. wurde wieder Belladonna-

extract, 3 Gr. täglich gegeben; die Erscheinungen waren den ersten ganz gleich, nur zeigten sich die Verminderung der Muskelenergie und die übrigen Intoxicationserscheinungen früher, denn schon am 20. October stellte sich bei bedeutender Erweiterung der Pupille Appetitlosigkeit, Übelkeit, Erbrechen und auffallende Blässe des Gesichtes ein. Die Durchnässung dauerte fort bis zum 20. und hörte von da ab bis zum 18. November wieder auf, stellte sich dann aber in der ersten Weise wieder ein. Unverkennbar ist daher der Einfluss der Tollkirsche gewesen und war aus ihrer narkotischen Wirkung auch erklärlich, aber die beabsichtigte Wirkung begann erst mit Erscheinungen, welche das Allgemeinbefinden wesentlich beeinträchtigen und dauerte nur so lange als auch dieses gestört ist. Wir können demnach nur sagen: Die innerlich gegebene Belladonna hatte zwar Erfolg, aber nur bei einer so consequenten Anwendung, welche für die Gesundheit der Patientin gefährlich sein würde. Die Schwäche scheint in grosser Reizbarkeit der betreffenden Muskeln und in der Beschaffenheit des sehr concentrirten Harnes ihren Grund zu haben, und hängt vielleicht mit der oben erwähnten Abnormität zusammen. Vorläufig scheint uns weiter nichts zu thun, als dass Mariane, so weit es angeht, zur Nacht geweckt und zur Harnausleerung genöthigt wird. Von weiteren specifischen Einwirkungen sehen wir ab und hoffen, dass sich das Übel mit der fortgesetzten Hebung des Gesammtzustandes verliert. Als die Hauptaufgabe erschien bei Marianen die Stärkung und Hebung des motorischen Vermögens, sowol was die Energie, als was die Sicherheit der Bewegung anbetraf. Auf diesen Zweck wirken an sich alle unsere Spiele und Beschäftigungen. Bei Marianen war insbesondere die Heilgymnastik angezeigt, welche bald den Erfolg hatte, dass sie an der Gesundengymnastik, allerdings noch mit besonderer Berücksichtigung ihrer Schwerfälligkeit und Schwäche theilnehmen kann. Durch die Heilgymnastik wurde sie befähigt ganz einfache Bewegungen mit einiger Präcision auszuführen und bestimmte Stellungen einzuhalten. Die Übungen der Heilgymnastik genügten aber sehr bald ihrem geweckten Bewegungstriebe nicht, sie verlangte an der Gesundengymnastik Antheil zu nehmen und zeigte dabei einen sehr grossen Eifer. Natürlich kann sie die Übungen der gleichalterlichen Kinder zum grössten Theile nicht ausführen, wir halten es aber dessenungeachtet für zweckmässig, sie nicht mit den Kleineren der Gesundenabtheilung zusammen zu nehmen, sondern sie das, was sie eben ausführen kann, machen und sonst zusehen zu lassen, ihr Eifer würde sonst sofort erkalten und ausserdem lassen sich die für eine bestimmte Entwicklungsperiode versäumten Übungen in ihrer bestimmten Form niemals nachholen, wie der Vergleich zurückgebliebener Individuen mit denen einer tieferen Altersstufe niemals zutreffend ist.

Für die Spiele und die Beschäftigungen gewann sie Sinn und Eifer, nachdem ihre Unbehülflichkeit einigermassen überwunden war; wie die Lebendigkeit ihrer Auffassung und die Sicherheit ihrer Bewegung durch sie gefördert wurden, brauchen wir nicht weiter auszuführen. Besonders erwähnen müssen wir aber die W a n d e r u n g e n, weil diese für sie insbesondere nothwendig waren und nicht nur dazu dienten die

Energie ihrer Bewegung zu stärken und zu heben, sondern auch dazu, sie zu dem Naturleben in ein Verhältniss zu bringen, welches, wie gesagt, bei ihr fast gänzlich fehlte. Beiden Zwecken diente auch die Gartenarbeit. Der ausdrückliche Sprachunterricht wurde bei ihr an das Lesen angeknüpft und zwar, obgleich sie schon lesen konnte, an die „Levanafibel“, da es bei ihr nicht auf die mechanische Fertigkeit, sondern darauf ankam, ihren Begriffskreis zu erweitern und sie daran zu gewöhnen über das Angeschaute und Erfahrene erinnerungsweise zu reflectiren, wozu die Gruppenbesprechungen mit ihren Reimsätzen die beste Gelegenheit geben. Bei diesem Unterrichte stellte sich die Verwechslung ähnlich klingender Worte fast täglich heraus und der Unterricht ist für eine bestimmtere Auffassung der Wortbegriffe bei ihr sehr förderlich gewesen. Störend bei diesem, wie bei jedem andern Unterrichte ist ihre Neigung zum Schwatzen. Ihre Handschrift ist jetzt gut zu nennen und ihre in allen Dingen hervortretende Sorgfalt kommt ihr dabei zu Statten. Für das Bilderanschauen zeigt Mariane keine besondere Theilnahme, wie sie überhaupt wenig Phantasie hat. Beim Zeichnen und Modelliren ist sie eifrig, macht langsame, aber sichtbare Fortschritte. Das Modelliren zeigt sich besonders geeignet ihren Formensinn anzuregen und auszubilden, wie auch die Sicherheit ihrer Handbewegungen zu fördern. Im Rechnen hat sie einige Fortschritte gemacht, es wird ihr aber schwer, wenn sie sich nicht an sichtbare Gegenstände dabei halten kann oder ihr practisches Interesse in Anspruch genommen wird. Die Zweckgemässheit der bei uns seit Neujahr eingeführten Rechnenmethoden tritt in diesem wie in andern Fällen frappant hervor. Für die Auffassung der biblischen Geschichte fehlt es Marianen an Phantasielebendigkeit und wenn sie nicht folgen kann, gibt sie die Anstrengung der Aufmerksamkeit leicht auf; es sind nur einige Geschichten, welche sie aufgefasst hat und fortgesetzt wieder erzählen möchte, wie z. B. Einzelnes aus der „Simsongeschichte“ und der „Verkauf der Erstgeburt.“ Zur religiösen Erhebung ist sie kaum befähigt, weil ihre Erregungen überhaupt kleinlicher Art sind, zur Auffassung von Moralsätzen würde sie dagegen Neigung zeigen, wenn man dieser Neigung entgegen kommen wollte. Beim Singen gibt sich Mariane viele Mühe und nach und nach hat sich ihr Gehör so weit gebildet, dass sie die Töne der Scala unterscheidet, und nachsingen kann und die Melodien kleiner Lieder auswendig behält. In sittlicher Beziehung ist von Marianen jetzt das Beste zu sagen, da die oben bezeichneten Untugenden fast ganz zurückgetreten sind und ihre Theilnahme für Andere erwacht, ihr kleinlicher Egoismus also aufgelöst ist. Die gesunden Kinder haben sie gerne unter sich und mit einzelnen der kleineren Pfleglinge beschäftigt sie sich freiwillig, wobei sie sich ihrem ganzen Character gemäss auffallend mütterlich benimmt. Ihre vollständige Genesung muss innerhalb der Gesundenabtheilung geschehen, da es sich jetzt bei ihr nur noch um Nachhülfe und Nachholung des Versäumten handelt.

5. Rosalie B.

Rosalie kam nicht direkt aus ihrem Familienkreise, sondern aus einer Wiener Pensionsanstalt, der sie seit Jahresfrist von den Ältern zur Weckung ihres trüben dumpfen Wesens übergeben war, in die Levana. Die Ältern hatten eine besondere Veranlassung gehabt das fünfzehnjährige Mädchen, wie es aus der Kinderstube des Familienhauses entlassen wurde, jener Pensionsanstalt zu vertrauen — die Vorsteherin war eine Verwandte des Hauses — und man hoffte vorzugsweise Rücksichtnahme auf Rosalie. Statt dessen fand der entgegengesetzte Fall statt: Diejenige, welche als Kind und beginnendes Mädchen in ihrem Familienkreise theils unbeachtet geblieben, theils ein Gegenstand der strengen Kritik und des Belächelns gewesen war, durfte in der fremden Pension nicht darauf rechnen, hervorgezogen und in eine warme liebende Pflege genommen zu werden. Rosalie empfand ihr Alleinsein unter den vielen Mädchen und verschloss sich noch mehr, so dass ihr Wesen den Schein des Trotzes und des Eigensinns hatte; sie blieb bald ganz unbeachtet und versank in einen grössern Stumpfsinn. Der Vater, wohl ein ernster Mann, der seinen Kindern, wie viele Geschäftsmänner ferner gestanden und ihnen immer den imponirenden Eindruck des Gebieters gemacht hatte, bewahrte dennoch eine so tiefe und zarte Empfindung auch für seine minderbegabte Rosalie, dass er bei seinem Besuch in der Wiener Anstalt bald herausfühlte, wie sehr sie hier vernachlässigt und falsch behandelt sei. Rasch entschlossen kam er von dort her mit seinem Kinde nach der Levana, und seine einfache, doch von tiefer Beobachtung und Erkenntniss des Zustandes der Verwahrlosten zeugende Darlegung machte einen rührend ergreifenden Eindruck. Rosalie sass während dem stumm mit herunterhängendem Kopfe, mürrischem Gesichtsausdrucke neben ihrem begleitenden Vater und bestätigte durch ihre Antworten, oder vielmehr durch ihr Schweigen die Angaben des bekümmerten Mannes. Auf alle wohlwollenden und liebreichen Fragen und Ausforschungen über ihre Vergangenheit hatte sie keine andere Antwort als: „ich weiss schon nicht mehr," und wenn man sie drängte nachzudenken, wurde sie ganz unwillig und widerspenstig. Rosaliens körperliche Erscheinung war höchst unästhetisch; sie war nicht gross, aber sehr stark entwickelt mit Fettansätzen, plump und schwerfällig in jeder Bewegung, hatte eine auffallend rothe Gesichtsfarbe, und aufgeschwollene, blaurothe Hände. Der Gang war sehr unbeholfen, langsam, träge und die breit aus einander gesetzten Füsse waren ebenfalls kurz und dick. Ein Bild des äussersten Unbehagens bot Rosalie auch in ihrer Kleidung, die ihr gewissermassen angepresst schien.

Ungeachtet aller jener Wahrnehmungen, nach welchen das junge Mädchen für den Augenblick sich noch nicht viel anders denn als eine unbelebte Fleischmasse zeigte, war die Levana in der Überzeugung, dass das verkümmerte, und von Zweifel an sich selbst einerseits, und von physischen Entwicklungshemmungen andererseits unterdrückte

Leben aus seiner innern und äussern Versunkenheit emporzuheben sei, denn die bisherige falsche Behandlung lag am Tage und R. machte durchaus den Eindruck eines allmälig verstockt gewordenen Wesens, welches zu befreien und in Fluss zu bringen unsere Aufgabe war. Ihr Temperament war von Haus aus, wie sich später herausgestellt hat, durchaus nicht das rein phlegmatische, sondern ein phlegmatisch-sanguinisches und die allerdings vorhandene Geistesschwäche hat sich gegenwärtig als eine einseitige Unfähigkeit der Abstraction und des abstracten Combinirens herausgestellt. Ihre geschlechtliche Entwicklung ist im Beginne stehen geblieben; sie ist im Allgemeinen voll- und dickblütig, was sich auch in dem Aussehen ihrer Hände und ihres Gesichtes, namentlich der Nase, äussert, die erfroren scheinen ohne es zu sein.

Rosalie trat am 4. Mai 1857, zwei Tage nach ihrem ersten Besuche, als Pensionärin in die Levana ein, und die erste Hand, welche diese an das Mädchen legte, hatte mit dessen Reinigung zu thun. Rosalie musste mehrere Tage hinter einander Seifenbäder bekommen, um nur so weit gereinigt zu werden, dass der Körper eine zweckmässige Ausdünstung haben konnte; ihre Hände wurden mit Öl gestrichen, sie bekam Handschuhe an, um einige Geschmeidigkeit in die Fingerglieder zu bringen. Sie liess sich das Alles sehr gern gefallen, es that ihr wohl in einer frischeren Atmosphäre zu athmen und die liebende, fast zärtliche Behandlung, die man ihr, der Misstrauischen, vorzugsweise zuwandte, hatte etwas Heilendes für sie, und wenn auch nicht in Worten, äusserte sich doch in Blick und Miene eine Art Dankbarkeit. Der erste Trotz Rosalien's zeigte sich einer ärztlichen Verordnung gegenüber: sie sollte allmorgentlich ein Glas Marienbader Kreuzbrunnen trinken, sie glaubte jedoch sich damit lächerlich zu machen und kein Zureden konnte sie bestimmen das Glas an die Lippen zu setzen. Nachdem man einige Morgen vergebliche Versuche gemacht, sie zum Brunnentrinken zu bewegen, stand man von dem Zureden ab, da bei Rosalien die Wohlthat des Mineralwassers durch den Willenszwang, der ihr damit aufgelegt wurde, nicht ausgeglichen werden konnte. Weniger sträubte sie sich gegen die kalten Bäder, vielleicht auch darum schon, weil sie die Andern daran theilnehmen sah, und augenscheinlich wirkten diese Erfrischungen, an welche das Mädchen nicht gewöhnt war, auch erfrischend auf ihren Gemüthszustand. Eben so bemerkbar war der Einfluss der Gymnastik bei Rosalien, die vollständig unenergisch, kaum den Entschluss selbständig fassen konnte, vom Stuhl aufzustehen und nach wenigen Wochen schon die Schwebeleiter erstieg, sich daran hängen liess und auch behülflich war, die Leiter empor zu halten, wenn andere daran hingen. Sie hatte einen leichten bequemen Anzug für diese Übungen bekommen, in dem sie sich wohl gefiel und alsbald trat nicht undeutlich die Richtung bei Rosalien hervor, sich bemerkbar zu machen und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie lauschte mit den Blicken ob dies der Fall sei und äusserte eine naive Coquetterie, die als eine nicht unwillkommene Grundlage für ihre fernere Behandlung wahrgenommen wurde. Wie bei der Gymnastik erwachte auch bei den gemein-

schaftlichen Spielen der Drang nach einem Hervortreten dabei. Dieser Drang kreuzte sich gewissermassen mit Rosalien's Verlegenheit und der Furcht sich lächerlich zu machen, doch überwand der erste jene Scheu und sie ging selbst bis zu kleinen freiwilligen Ausschmückungen und Verkleidungen ihrer Person in ihrer unschuldigen Gefallsucht. Zum Tanze konnte sich Rosalie sehr lange nicht entschliessen, nachdem sie aber den ersten Versuch gemacht und dieser nicht misslungen war, tanzte sie mit Unermüdlichkeit und offenbarte in dieser Bewegung zuerst den Grad des Muthwillens, bis zu welchem ihre gute Laune gesteigert werden könne.

Eine zweite Richtung in Rosalien's Wesen, an welcher die pädagogische Heilkur fortgesetzt wurde, war die mütterliche, und da man eine besondere Vorliebe für das schwächlichste Kind in der Levana, den kleinen Franz, bei ihr beobachtet hatte, übergab man ihr diesen Kleinen vertrauensvoll als Schützling. Das wirkte hebend und selbst anregend für ihre sprachliche Mittheilung. Sie begann zunächst mit dem Kinde zu plaudern, das ihr keine Antwort zu geben vermochte, und die bis dahin dumpfe heisere Stimme fing an in helleren Lauten hervorzutönen. Beim Promeniren im Garten mit dem Kinde und auf weiteren Spaziergängen selbst, behütete Rosalie den Kleinen sorgsam, führte ihn an der Hand, trug ihn selbst streckenweise und ermüdete nicht in ihrer Sorgfalt. Damit gewann sie sich eine Art Stellung; man erwähnte zuweilen freundlich ihres Verhältnisses zu Franz und mit dem Anschmiegen an das Kind war der erste Schritt zum vertrauensvollen Verkehre auch mit den übrigen Zöglingen gewonnen. Rosalie trat zu Marianen und Iduna in Beziehungen, die sich in den Unterrichtsstunden erweiterten. Der Unterricht, der Rosalien ganz gleichgültig gelassen, stellte jetzt ihren guten Willen zugleich aber auch ihre Unfähigkeit sich rein innerlich anzuspannen, entschieden heraus; sie hatte etwas Lesen und Schreiben mitgebracht, musste aber an dem Unterrichte der Anfänger nach der Levanafibel theilnehmen. Hierbei zeigte sie sich sehr eifrig im Aufsuchen der Wörter und nahm auch an den Besprechungen, aber nicht mit gleichmässiger Aufmerksamkeit Antheil, da ihr Interesse, wie das Marianens, so ziemlich in das Bereich des häuslichen Lebens eingeschlossen war und sie sich mit Mariane zusammen zuweilen durch geheime Neckerei zerstreute. Auf die gestellten Fragen zu antworten war sie nicht leicht zu bringen, wobei sie anfangs mehr verlegen, später mehr lachend-vorbittend aussah, die herausgebrachten Antworten waren aber meistens richtig. Im Schreiben und Rechnen waren ihre Fortschritte gering, hinsichtlich des Letztern aber ist zu bemerken, dass sie nicht nach der seit Neujahr eingeführten Methode des Elementarrechnens unterrichtet wurde, weil man es für angemessen fand, sie wenigstens in der einen oder andern Stunde mit den Grössern zusammen sein zu lassen, da sie es immer mehr als eine Herabsetzung empfindet, mit den Kleineren zusammen unterrichtet zu werden. Wir behalten uns vor diese Rücksicht mit der Nothwendigkeit, grade bei Rosalie jede Verstandesrichtung an die Anschauung und Thätigkeit zu knüpfen, zu vereinbaren. Bei der biblischen

Geschichte verhalten sich Rosalie und Mariane gleich, nur Einzelnes auffassend und wiedergebend. Beim Bilderanschauen ist beider Theilnahme keine besonders lebhafte, obgleich Rosalie über das, was sie wieder erkennt, an sich Freude empfindet, während Mariane dabei nur die Gelegenheit sucht eine Erinnerung aus ihrem Familienerfahrungskreise anzubringen und ihre Bekanntschaft mit gewissen Dingen, die meistens mit den Bildern wenig zusammenhängen. Gleich fremd sind beide dem Naturleben, nur dadurch unterschieden, dass bei Rosalie vorzugsweise das Gedächtniss in dieser Beziehung fehlt, bei Marianen aber das gemüthliche Interesse. Mariane kennt die Folge der Wochentage, der Monate und Jahreszeiten sowie den Charakter derselben und weiss in welcher Zeit wir stehen; Rosalie ist in dieser Beziehung noch immer unklar. Bei Beiden fehlt die selbständige Naturbeobachtung. Wir erwarten in dieser Beziehung von der Gartenarbeit des kommenden Sommers mehr als im vergangenen geleistet werden konnte. Die Nothwendigkeit die Kinder mit dem Naturleben in einer regelmässigen Verbindung zu erhalten, ist bei den Blödlingen dringender wie bei den Gesunden, da ihnen der selbständige Beobachtungstrieb fehlt, die Naturanschauung aber für sie ein Element der Erfrischung ist, welches ihr schwaches geistiges Wesen durchaus bedarf. Das ihr eigenthümlich zugewiesene Beetchen gewährte Rosalie Genuss, sie erntete das darein gesteckte Maiskorn und bewahrt einen Theil desselben noch gegenwärtig auf, während sie den andern vertheilt hat.

Von den Beschäftigungen war es nur das Ausnähen, welchem sie Interesse abgewann und wozu sie mehr Geschicklichkeit zeigte als man nach ihrer Handbeschaffenheit und den mitgebrachten Arbeiten erwarten konnte. Gegenwärtig näht sie einzelne Blumen und Blumengruppen mit verschiedenen Farben und unterscheidet jetzt die Farben, wenn auch nicht in den feinern Nuancen, während sie Anfangs die Grundfarben nicht unterscheiden konnte. Gegen alle übrigen Beschäftigungen zeigt Rosalie Abneigung und ist im Anfange stehen geblieben. Der Sinn für mathematische Figuren und Figurencombinationen geht ihr gänzlich ab. Für das Modelliren zeigt sie aber Eifer, obgleich es sich auch hier noch um die Darstellung einfacher Figuren handelt, was jedenfalls in dem plastischen Charakter der Thätigkeit und der Formbarkeit des Materials begründet ist.

Bei den Spielen übertrifft Rosalie so zu sagen sich selbst; ihre Bewegungen werden hier zuweilen so leicht, dass sie ihrem noch immer unbeholfenen Körper gar nicht anzugehören scheinen. Sie singt dabei so gut sie es vermag und mit vollstem Ausdruck; ihre Augen stralen von Freude und der schon erwähnte Zug zur Coquetterie gewinnt hier besondere Gelegenheit hervorzubrechen. Sie will aber nur an dem gemeinsamen Spiele Theil nehmen und sträubt sich gegen das Spiel mit den Kleinen entschiedener als sie es bezüglich der Theilnahme an deren Unterrichte thut. — Alle hauswirthschaftlichen Besorgungen, so weit sie in Rosaliens Vermögen stehen, übt sie aus freier Neigung und nicht ohne Geschick. Sie schloss sich freiwillig dem Tischdecken an, merkte

sich von nahe an vierzig Personen, die Serviettenringe, die Gläser und Bestecke, wie sie den Einzelnen angehörten, legte keines an einen falschen Platz, gab die Schüsseln herum und legte den kleinen Kindern auch vor. Sie selber war bei dem Essen immer mässig und machte damit eine Ausnahme von unsern gierigen Essern unter den Geistesschwachen. Nach Tische half Rosalie das Zimmer in Ordnung bringen und fegte den Speisesaal mit einem langen Stielbesen ganz geschickt aus. In letzter Zeit ist sie, die sich kein Band fest binden konnte, als sie kam, die Behülfliche beim Ankleiden der schwachen Kinder; sie ist des Morgens die Erste auf und wendet ihre nächste Sorgfalt ihrer Schlafgenossin der hülfsbedürftigen Iduna zu. Im geselligen Verkehre nimmt ihre Gewandtheit täglich zu, sie bewahrt aber dabei eine mädchenhafte Unbefangenheit und Bescheidenheit und der Grad der Selbständigkeit, der ihrem Vater genügend für ihre Heilung dünkte „dass sie einen Fremden frei anrede" ist bereits längst erreicht.

Auf die Geschlechtsentwicklung medicinisch einzuwirken behalten wir uns vor und erwarten, dass wenn diese Entwicklung in Fluss kömmt, auch ihre geistige Entwicklung in ein neues Stadium tritt. Die Geschlechtsentwicklung durch irgend eine Nachhülfe zu beschleunigen, während ihr geistiges Vermögen noch ganz unentfaltet war, würde sie in einen schwer zu überwindenden Widerspruch gebracht haben. Gegenwärtig ist die Tendenz zur Jungfräulichkeit und das Bewusstsein, mit welchem dieselbe reifen soll, vorhanden, es fehlt aber ihrem Organismus immer noch die Energie, um die Entwicklung spontan zu bewirken. Der Charakter Rosaliens ist ein liebenswürdiger zu nennen, sie zeigt überall Gemüth, Theilnahme für Andere und ihre Heiterkeit hat einen Anflug von gesundem Humor, was sich namentlich bei den Levanafesten gezeigt hat; sie wird, wenn ihre Gesundheit zur Blüte gelangt, mehr als ein bloss erträgliches Wesen sein, auch wenn ihr geistiges Vermögen nicht in dem Masse erstarken sollte, als wir noch immer hoffen dürfen.

6. Franz U.

„Der 5 Jahre 10 Monat zählende Franz," berichtet der Hausarzt der Familie, „war nach der Geburt zwei Wochen hindurch ein gesundes und gut entwickeltes Kind. Hirauf erschien Crusta lactea, welche im achten Monate, kurz nachdem das Kind entwöhnt wurde, in Folge einer Verkühlung sich verlor, auf die in Anwendung gezogenen Arzneimittel kam der Ausschlag, wiewol in kleinerer Ausdehnung, wieder in Vorschein, und heilte dann allmälig von selbst. Seit dieser Zeit wurde das Kind schlaflos und unruhig, nach zurückgelegtem erstem Jahr litt derselbe durch anderthalb Jahr an dem in Temesvár endemisch herschenden Wechselfiber, dessen Paroxysmen stets mit heftigen Convulsionen auftraten, hierdurch kam das Kind bedeutend herab, die Fraisen zeigten sich gewissermassen selbständig, so zwar, dass das Kind ausser den Fieberparo-

xismen oft täglich, ja in manchen Tagen zwei bis dreimal hievon befallen wurde. Symptome eines chronischen Hydrocephalus sollen dabei nicht bemerkt worden sein.

In seinem dritten Lebensjahre wurde diesem Kinde, wegen hochgradiger somatischer und psychischer Schwäche, wie auch bestandener Sprachlosigkeit, wozu noch Erscheinungen einer sichtlich beginnenden Scrophulose hinzutraten, der Aufenthalt in freier Luft nebst dem Gebrauche von Sand- und animalischen Bädern angeordnet, worauf sich dasselbe nur langsam erholte und in dem vierten Jahre erst konnte dasselbe auf den Füssen sich halten und unvollkommen gehen.

Vor zwei Jahren wurden die Herren Professoren Dr. Oppolzer und Dr. Skoda über dessen Krankheitszustand consultirt, welche riethen die gehörige Entwicklung der mangelnden Sprachfähigkeit der Natur zu überlassen; sonst wäre räthlich den Knaben einem Lehrer anzuvertrauen. Dermalen diagnosticirte Herr Professor Dr. Mauthner bei dem Knaben eine Fatuitas. Endlich ordinirte vor einem Jahre Herr Professor Dr. Balassa Purganzen, eine Salbe im Nacken einzureiben, und während des Gebrauchs von warmen Fussbädern kalte Umschläge über dem Kopf zu machen. Dieser Rath wurde jedoch nicht lange befolgt, da der Knabe sich dieser Behandlung nicht unterziehen wollte.

Gegenwärtig ist derselbe für sein Alter gehörig gross und entwickelt. Er hört, er sieht gut; spricht jedoch blos Mama und Tata. Er zeigt Verständniss für Alles zu ihm Gesprochene, so bringt er die verlangten Gegenstände, und wenn er etwas sagen will, deutet er durch Mienen und Geberden. Der wackelnde Gang blieb ihm, doch geht er im Zimmer auch allein, nur über die Gasse traut er sich dies nicht zu versuchen. Er sitzt bei Tische und isst mit Appetit; nur in der Nacht verspürt er ein allgemeines Hautjucken, wesshalb er sich auch kratzt und seine Füsse aneinander reibt, die Function der Gedärme ist sehr träge."

Dr. Stephanovits.

Temesvár, den 16. Mai 1857.

Wir fügen diesem Berichte noch Einiges hinzu, was für die Krankheitsursache nicht belanglos sein möchte. Die Mutter, eine nervöse und sehr gemüthsinnige Frau, verheirathetete sich mit einem Wittwer, der mehrere gesunde Söhne hatte, einem Manne, dessen Constitution und Gemüthsart der ihren entschieden entgegengesetzt war und als eine ausgesprochene phlegmatische Natur mit der diesem Temperamente eigenen Gutmüthigkeit characterisirt werden muss, während das Temperament der Mutter ein cholerisch-melancholisches bei feiner Organisation und mit einer gewissen idealen Richtung ist, deren beschränkte Form sich in der Neigung zum Ahnen, einer Art Hellsehen etc. ausspricht. Sie verlor ihr erstes Kind bald nach der Geburt und wurde durch diesen Verlust in eine nachhaltige Verzweiflung versetzt, die sich in Versuchen ihre Gesundheit absichtlich zu untergraben, aussprach. Sie litt seit jener Zeit sieben Jahre an Blutstürzen bis zu der Zeit, in welcher sie Franz empfangen hatte. Schon vor der Geburt

quälte sich die Mutter mit ängstlichen Gedanken und widmete dem Kinde als es geboren war, eine überängstliche Sorgfalt, die nach Allem, was wir wissen, dazu beigetragen haben mag, die Entwicklung von Franz, der von Hause aus schwächlich angelegt war, durch Verweichlichung zu hemmen. Indessen scheint uns die Disposition zu dem krankhaften Zustande nicht als eine später, etwa durch den Verlauf der Kinderkrankheit erzeugte sondern als eine ursprünglich gegebene. Hinsichtlich der Physiognomie ist Franz das Ebenbild seines Vaters, und auch die Kopfbildung ist eine ähnliche.

Als Franz in die Anstalt aufgenommen wurde — den 14. April 1857 — war er nahezu sechs Jahre alt und hatte die Grösse dieses Alters. Der Körper erschien durch die Fettauflagerung wohl genährt, während das Muskelsystem sehr schwach war. Er konnte gar nicht sprechen, sondern nur lallen, was er ununterbrochen, mit stets offenem Munde und hervorquellender, durch ihre Dicke unförmlichen Zunge that. Seine Bewegungen waren im äussersten Grade unsicher und zitternd, die Handgelenke fest an die Brust gezogen und die Hände baumelnd, die Füsse, bei den Versuchen zu gehen, zitternd und einknickend. Der Oberleib ist gewöhnlich vorgebeugt. Die Augen stets hervorquellend. Sein Begehren ist immer rege, nach Allem was er sah, langte und tastete er, wobei sein Lallen lebhafter wurde. Franz stopfte sich den Mund voll, aber die Fähigkeit des Schlingens entsprach nicht seiner Gier. Die Dicke der Zunge schien das Verschlingen zu erschweren und die Speisen wieder herauszudrängen; Franz ass so lange er überhaupt Speisen bekam, sein Appetit war ein ungesunder. Bei Franz ist, wie bei Mariane, so verschieden beide als Individualitäten sind, die Schwäche des motorischen Vermögens und die hierdurch bedingte Willensschwäche der Grundcharacter des kranken Zustandes. Das Vorstellen erscheint hier lebendiger als bei Mariane, scheint aber den Character müssigen Spiels zu haben. Die Verstandesschwäche ist nur durch Willensschwäche bedingt. Die Unfähigkeit der Sprache liegt in der Unbehülflichkeit der Sprachwerkzeuge und darin, dass die Innervation der betreffenden Muskeln so lange eine ungeübte geblieben ist.

Unter dem Einflusse der Anstaltsdiät besserte sich die Gesundheit von Franz zusehends, das erwähnte Hautjucken verschwand in Folge der kalten Waschungen, seine Haltung verlor an Schlaffheit, der Ausdruck seines Auges wurde lebhafter und es trat ein entschiedener Trieb zur Bewegung hervor; er wollte zwar immer geführt und unterstützt sein und empfand sich verlassen, wenn man ihn los liess, wesshalb er sich so fest als er konnte, an den ihn Führenden anklammerte, zeigte aber z. B. bei den Spaziergängen eine Ausdauer, die bei seiner Schwächlichkeit überraschend war. Die Blicke des Kindes, die immer sprechender wurden, schienen bei solchen Gelegenheiten zu fragen ob man mit ihm zufrieden sei, indem sie zugleich seine Selbstzufriedenheit ausdrückten. Je mehr sich diese Selbstzufriedenheit, nachdem er schon an den Spielen und Beschäftigungen theilnahm, äusserte, um so schamhafter wurde sie in ihren Äusserungen. An den Spielen nahm Franz von vorn herein sehr lebhaften Antheil, obgleich es lange dauerte

bis er selbstständige Bewegungen machen konnte. Die Musik regte ihn erfreuend an und seine Theilnahme steigerte sich. Bei den Beschäftigungen zeigte er sich äusserst träge und völlig ungeschickt. Auch in der Heilgymnastik sträubte er sich gegen die Anstrengungen, die ihm zugemuthet wurden, während er für sich selbst bald Dieses und Jenes versuchte. Gegen das kalte Bad zeigte Franz einen grossen und gleichbleibenden Widerwillen, war aber nach demselben stets besonders munter. Dass sein Vorstellen lebendig war und dass er das zu ihm Gesprochene theilweise verstand, zeigte sich bald; die bei ihm schon vorhandene Neigung zum Bilder anschauen entwickelte sich rasch und dieses wurde seine liebste Beschäftigung, wobei er was ihn auf den Bildern frappirte, lebhaft zeigte und die dargestellten Gegenstände, nach denen er gefragt wurde, mit dem Finger angab; indessen war sein Gedächtniss so schwach oder er hatte sich so ganz in die neue Lebenssphäre eingelebt, dass er seinen Vater, als dieser ihn sechs Wochen nach seiner Hieherkunft besuchte, nicht erkannte.

Die unförmliche Dicke der Zunge, die das Sprechen an sich unmöglich machte, zu beseitigen, gelang auf medicinischem Wege, und es ist damit, wie wir sogleich bemerken wollen, für die Sprachfähigkeit viel gewonnen worden. Franz bekam anfangs Angelicawurzeln zu kauen und als er sie später lieber verschluckte als zerbiss, wurde ihm das Pulver derselben, oder anderes scharfes Pulver auf die Zunge gestreut, und diese damit eingerieben. Die Wirkung dieser Stoffe auf eine lebhaftere Resorption und die Nöthigung die Zunge viel und angestrengt zu bewegen, um den unangenehmen Kitzel zu beseitigen, verminderten sichtlich ihren Umfang; sie wurde kleiner schlanker und beweglicher.

Eine andere medicinische Behandlung wurde durch Frostbeulen, die er im November an den Füssen, die von Zeit zu Zeit anzuschwellen pflegten, bekam, nothwendig und da er während derselben das Bett hüten musste, so wurde dadurch der Fortschritt seiner Kräftigung unterbrochen. Seit dieser Zeit kam das Kind auffallend zurück, wofür sich zwar einzelne ursächliche Momente, aber keineswegs entscheidende, wie eine starke Indigestion, die er sich bei einem Besuche seiner Mutter zugezogen hatte, anführen lassen. Insbesondere schien seine Verdauung geschwächt und die Erschlaffung des Darmkanals bewirkte einen beinahe bei jedem Stuhlgang eintretenden Prolapsus ani. Der Knabe wurde dergestalt auf den Stuhl gebracht, dass er sich mit Händen und Füssen nicht aufstützen konnte; es wurden kalte Waschungen und Sitzbäder angewandt und innerlich Extr. nuc. vom. und Eisen gegeben. Seit Ende März wurde das vorgefallene Darmstück mit in Tanninlösung getränkten Bäuschchen durch einige Minuten belegt und ausserdem die Gegend des Anus regelmässig mit Tanninlösung eingerieben. Ende des Monats waren schon Zwischenräume von fünf bis sechs Tagen zwischen den einzelnen Vorfällen und gegenwärtig dürfen wir die Schwäche als im Ganzen überwunden betrachten. Hinsichtlich der diätetischen Behandlung von Franz haben wir es seit sechs Wochen für angemessen gefunden ihm jeden Abend feingehacktes rohes Fleisch

zu essen zu geben und dass seine Kräftigung gegenwärtig auffallend rasch vorschreitet, schreiben wir ausser dem Einflusse des Frühjahres auch dieser ausnahmsweisen Diät zu.

Durch die erwähnten Krankheits- und Schwächezustände ist die gleichmässige Entwicklung von Franz mehrfach unterbrochen worden. Es hat aber eine solche in der Art stattgefunden, dass die Unsicherheit in den Bewegungen fast ganz zurückgetreten ist, und dieselben auch relativ energisch sind, sobald er sich von schwächenden Unterbrechungen der gewöhnlichen Lebensweise und Thätigkeit erholt, was voraussichtlich, wenn solche Unterbrechungen wieder eintreten sollten, immer rascher gehen wird. Die Entwicklung seines geistigen Lebens ist durch jene Zwischenfälle nur wenig oder gar nicht aufgehalten worden. Franz versteht gegenwärtig fast Alles, was zu ihm gesprochen wird, und macht selbst Versuche zum Sprechen, die freilich an der Ungeübtheit und Schwäche seiner Organe scheitern, aber mit der Zeit unzweifelhaft gelingen werden. Sein Gesicht hat einen ganz andern Ausdruck und insbesondere sein Blick etwas Kluges bekommen, indessen hat sich die oben beschriebene Kopfhaltung und das Offenhalten des Mundes noch nicht ganz verloren. In den Beschäftigungen hat er die Fortschritte gemacht, die seine bequeme Natur zulässt und bei den Spielen tritt er manchmal schon selbständig heraus. Sein Aussehen ist gesund und seine Miene fast stets freundlich, doch nimmt er immer noch eine besondere Zärtlichkeit gern in Anspruch, und wird zuweilen unwillig, wenn man ihm in dieser Beziehung nicht entgegenkommt. Von dem Sommerleben ist eine allseitige Erstarkung seines Organismus mit Zuversicht zu erwarten und innerhalb des nächsten Jahres hoffen wir Franz unterrichtsfähig zu machen, da ihm hierzu nur noch die äussere Sprachfähigkeit fehlt.

7. Emanuel von L.

Aus dem böhmischen Schlesierlande ward Emanuel von der eigenen Mutter nach Schloss Liesing in die Levana begleitet; man hatte aus der Zeitung ersehen, dass sich in dem österreichischen Kaiserstaate ein Asyl für diejenigen Kinder erschlossen, auf welche man im Familienkreise voll liebender Besorgniss für ihre Zukunft in banger Rathlosigkeit blickt. Nicht lange zögerten die Eltern Emanuel's den Entschluss zu fassen sich von ihrem kranken Sohne zu trennen, der mehr als seine gesunden Geschwister die älterliche Pflege in Anspruch nahm.

Der Eindruck war ein seltsamer, den der zwölfjährige lang emporgeschossene Knabe neben seiner ihn begleitenden Mutter machte, die eine ungewöhnlich kräftige Frau, gross und stark gebaut, mit natürlich gesundem Verstande begabt, ihr Kind hoffend und vertrauend uns zuführte. Emanuel trug ein Vorgefühl der schmerzlichen Trennung in sich; er weinte bei seinem ersten Eintreten in die neuen Räume fast unun-

terbrochen und schluchzte nur mitunter die Worte hervor: „Mutterle verlass mich nicht!“ Dieses ängstliche Anklammern an die grosse Frau, das bei einem kleinen Kinde etwas ganz Natürliches gehabt hätte, contrastirte auffallend mit Emanuel's äusserer Erscheinung, obwol etwas Weichliches und Sentimentales in seinem ganzen unentwickelten Wesen vorherrschend war. Die innige Liebe der Mutter, die sich unverkünstelt für dieses Kind äusserte, hatte einen ganz bestimmten Trennungsplan entworfen: nachdem sie ihre Mittheilungen gemacht und ihre eigenen Erfahrungen an dem Knaben als Leitfaden für dessen Behandlung geboten, begab sie sich mit Emanuel, der von der Reise sehr ermüdet war, in ein abgesondertes Schlafzimmer wo sie sich scheinbar neben ihm zur Ruhe legte. Sobald Emanuel eingeschlafen war, verliess die Mutter das Zimmer um sogleich ihre Rückreise anzutreten. Das Erwachen Emanuel's nach einigen Stunden war sofort von dem Schrecken begleitet allein zu sein, sein Weinen begann auf's Neue und das Verlangen nach der Mutter wurde so übermässig, dass er unter der Qual des Trennungsschmerzes nicht im Stande war, etwas zu essen oder sonst an irgend einer Sache Theil zu nehmen. Jedem vorübersausenden Eisenbahnzuge streckte er die Arme nach und rief: „Mutterle, Mutterle nimm mich mit!“ Dieser Zustand, welcher ein Gemisch von Heimweh und bangem Verlassenheitsgefühl im Allgemeinen zu sein schien, währte einige Tage. Enanuel sprach in dieser Zeit, oder plapperte vielmehr unzusammenhängend, wie er es nur vermochte, viel von seinem Heimatorte, von einer Lieblingstante und auch von dem Vater, von welchem er ein Bild der Strenge bewahrte; doch gab er Alles so zusammenhanglos und unarticulirt, noch dazu im schlesischen Dialekte, dass man ihn mehr errathen musste als verstehen konnte. Die Mutter hatte einige Angaben gemacht, auf welche die Levana von vorn herein jedoch keine Rücksicht zu nehmen für gut fand, um den einseitig gepflegten Lieblingsneigungen keine Nährstoffe zu geben. Drei Dinge beherrschten das Vorstellen und Thun Emanuel's: des Knaben Pseudo-Uhr, dann das Verschneiden seiner Haare, und drittens sein Gebeteplappern aus jedem beliebigen Buche oder Zeitungsblatte, indem er sich einbildete Andern zu predigen, auch den Wunsch dabei herausstammelte ein Prediger in der Kirche zu werden.

Ausserdem hatte die Mutter über Emanuel's Geburt, die am 13. Juni 1845 erfolgte, einige Details gegeben. Das Kind war in einer Gesichtslage geboren und das Köpfchen war bei der schweren Geburt gequetscht worden. Die starke vollblütige Frau hatte vor Emanuels Geburt durch zweimaligen Aderlass sich Erleichterung zu verschaffen und so unter ärztlicher Vorhülfe einer schweren Geburt vorzubeugen gesucht. Wenn gleich dieser Zweck unerreicht blieb, auch mannichfache Gesundheitsstörungen bei der Mutter während des vorgeburtlichen Entwicklungslebens Emanuel's stattfanden, so ging dennoch die körperliche Entwicklung des Kindes ziemlich regelmässig vor sich. Dass das Kind indess nicht normal gebildet sei, ward den Eltern zunächst dadurch bemerkbar, dass Emanuel durchaus nicht sprechen lernen wollte und bis zu seinem sie-

benten Jahre nur einzelne unverständliche Laute lallte, obwohl er das zu ihm Gesprochene gleich andern Kindern seines Alters verstand. Erst mit dem siebenten Jahre wurde die Sprache des Kindes etwas deutlicher und zu dieser Zeit nahm man einen Lehrer in das Haus, dessen Bemühungen jedoch längere Zeit hindurch ganz erfolglos blieben. Den Knaben in die Schule zu schicken erwies sich als Unmöglichkeit. Der Vater als k. k. Ingenieurbeamte von seinen Berufsgeschäften zu sehr in Anspruch genommen, konnte für die Erziehung des Sohnes nichts persönlich thun, die Mutter und deren Schwester gehörten der Haussorge und der Kinderpflege der jüngern Geschwister Emanuel's und so kam es, dass dieser sich selbst überlassen blieb, in der Nachbarschaft seine sogenannten guten Freunde gewann, in den Strassen von Haus zu Haus bummelte und eine Art drolliger Hannswurstfigur bereits zu werden begann, wobei seine ihm angeborne Komik zu einer überwiegenden Entwicklung gelangen musste.

Es war Anfang Juni des Jahres 1857, dass Herrn von L. durch die Prager Zeitung die Nachricht über die Levana zuging und schon am 20. Juni war der Knabe auf die oben erwähnte Weise der Anstalt übergeben.

Emanuels Körper war zu dieser Zeit in Bezug auf Länge sehr entwickelt, aber ungemein mager und die dünnen, langen, doch normal geformten Knochen erwiesen sich von einer schlaffen, sehr gering entwickelten Muskulatur mit einer beinahe fettlosen Haut bedeckt.

Der Schädel des Knaben ist schön geformt, mit lichtblonden Haaren bedeckt; die Stirn, hoch und gewölbt, lässt eine Stirnnaht durch die dünne Haut deutlich wahrnehmen, von den übrigen Nähten ist nichts zu ertasten. Die nicht unschönen Gesichtsformen Emanuel's sind durch einen schläfrigen und müden Ausdruck charakterisirt; die kleinen blauen Augen liegen tief und die Mundwinkel verziehen sich sehr häufig unter einem geräuschvollen Luft- oder Speicheleinziehen. Die Untersuchung der innern Organe zeigt nichts Anomales. Gleichwie sein Gesichtsausdruck deutet auch Emanuel's Haltung beim Sitzen, Gehen und Stehen und seine sonstige Bewegung auf eine ungemeine Mattigkeit und Schlaffheit; er sitzt gewöhnlich mit ausgestreckten Beinen, die Arme auf den Tisch gestemmt oder mit dem Oberkörper etwas nach vorn geneigt und die Hände entweder in den Hosentaschen oder gefaltet auf dem Rücken. Nach je vier bis fünf Schritten knicken seine Beine zusammen und er berührt mit den Händen den Boden als wolle er etwas aufheben; sehr häufig scharrt er auch mit den Füssen, gleichsam um seine Schuhe abzuwischen. In kurzen Zwischenräumen sieht er auf eine kleine Kinderuhr und auf die Frage „wie viel Uhr es sei?" antwortet er constant: „drei Viertel!" Emanuel's Hang zur Andacht und seine Vorliebe für die Musik äussern sich in vielem Sprechen von Feiertagen und scheinbarem Beten in der Kirche; er nimmt, wenn er läuten hört, die Kappe ab, als wolle er ein Gebet sprechen, was er jedoch nicht vermag; er hört Musik, Lieder und namentlich Kirchenlieder sehr gern und singt

Melodien und Texte nach, entstellt sie aber in einer äusserst drolligen Manier, so dass es den Anschein hat als parodire er absichtlich.

Emanuel spricht rasch und so lange er sich in dem engen Kreise seiner Vorstellungen bewegt, auch im Zusammenhange; seine Antworten, zu denen er gewöhnlich eine mehrmalige Aufforderung abwartet, sind meistens richtig; jener Kreis ist aber ein enger und kindischer und umfasst eine unvollständige Kenntniss der Zustände seines eigenen Körpers, das Kennen der in seiner Heimat mit ihm verkehrenden Persönlichkeiten, ohne dass er von seinen Familiengliedern anzugeben wüsste, in welcher Weise sie mit ihm verwandt seien, die Kenntniss der Örtlichkeiten in seiner Heimat und endlich einige mehr oder weniger unklare Begriffe, in der Richtung der schon erwähnten Eigenthümlichkeiten. Zahlenverhältnisse sind ihm gänzlich unbekannt, er kann nicht einmal zählen. Von den physikalischen Eigenschaften der Körper kennt er nur die hervorragendsten und seine Urtheile darüber sind häufig verworren. Wenn er scheinbar lesend vor sich hinplappert, wie er es oft thut, verdrängt eine unklare Vorstellung die andere, während bestimmte Redensarten immer wiederkehren, der eigentliche Znsammenhang fehlt. Gelernt hat Emanuel wie wir schon wissen, noch gar nichts und zeigt auch keinerlei Neigung für den Unterricht. Den Aufforderungen zur Thätigkeit entgegnete er: „er habe noch Zeit bis Morgen.“ Emanuel's leises Sprechen und seine undeutliche Aussprache erfordern eine genaue Aufmerksamkeit um ihn zu verstehen, denn er sondert die einzelnen Laute zu wenig und zieht ein Wort in das andere. Der narrenhafte Idiotisums ist in Emanuel sehr rein ausgeprägt.

Der Knabe ist reinlich und in seiner Kleidung ordentlich, ja er hat einen gewissen Grad von Eitelkeit; er bürstet und kämmt sich viel, schaut viel mit Selbstzufriedenheit in den Spiegel und fröhnt gern dem Hange zur aristocratischen Bequemlichkeit. Dabei ist er von einer überaus grossen Furchtsamkeit und äusserst exaltirt, wenn er an seinem Körper glaubt Schaden erlitten zu haben, wie etwa beim Nasenbluten oder bei einer leichten Verletzung. Sobald Emanuel sich etwas unwohl fühlt, ist er wie ohnmächtig, unvermögend irgend eine Willenskraft zu zeigen.

Nachdem Emanuel während der zwei ersten Tage seines Aufenthaltes in der Levana viel geweint und nach seinem „Mutterle“ verlangt hatte, beruhigte er sich allmälig. Er begann sich den Bewegungsspielen anzuschliessen und that dies in jener schon erwähnten Hannswurstmanier, welcher früher viel Beifall gezollt worden war. Freiwillig stellte er sich bei den Spielen, in welchen der Einzelne etwas vorzumachen hat, in die Mitte des Kreises und zeigte sich z. B. als „Hans auf allen Wegen“ fast erfinderisch; er ahmte einen Fuhrmann nach, knallte mit einer fingirten Peitsche, hüpfte als Hase mit langen Ohren bei „Häschen in der Grube“ muthwillig umher und blies bei dem „Jägerspiele“ eine eigens componirte Hornmelodie durch die Hände, Alles dieses aber mit einer gewissen Absichtlichkeit und sich der Aufmerksamkeit bewusst, die er erweckte. Seine Sucht sich bemerkbar zu machen äusserte er auch zunächst

durch das Läuten der Hausglocke zur Mittagszeit oder bei sonstigen Tagesabschnitten, die ihm wichtig waren. Diesen Akt der Thätigkeit liess er sich nicht gern nehmen und dehnte ihn länger aus als es angenehm war. Die Tages- und Stundeneintheilung hatte Emanuel bald inne. Ebenso ward ihm das Unterscheiden der Persönlichkeiten, die ihn umgaben, nicht schwer; er zeigte Ab- und Zuneigungen, für die sehr bestimmte Erklärungen zu finden waren, im Ganzen jedoch hatte er wenig Innigkeit und anhängliches Wesen und nur wo er Vortheile voraussah, wusste er eine Art Schmeichelei zur Geltung zu bringen, während zugleich Eigensinn, Streit- und Rachsucht als Charakterzüge hervortraten. So gewann ihm die ungewöhnliche Vorliebe, welche ein blödsinniges Mädchen seines Alters ihm in der innigsten Weise kund gab, auch nicht viel mehr als eine duldende Zulassung ab, woran jene Zuneigung nach und nach erkaltete, dennoch bot das zärtliche Verhältniss einzelne drastische Momente, in denen Emanuel's Komik die scheinbare Sentimentalität überwog. Als eines Tages beide Kinder im Parke an einer Stelle des Teiches sich gegenüberstanden, wo sie durch das Wasser getrennt waren, zog Emanuel, nicht wissend, dass ihm in einer zwanzig Schritte entfernten Brücke ein bequemerer Pfad gegeben sei, unter lebhaftem Lachen seinerseits und freudigem Zurufen des Mädchens seine Schuhe aus, streifte die Beinkleider in die Höhe und versuchte nun, ein drolliger Leander, den Teich zu durchwaten, bis ihn die im Gebüsche versteckten und beobachtenden Kinder an seinem Vorhaben hinderten, oder vielmehr seiner Furchtsamkeit und Feigheit rettend zu Hülfe kamen; denn wie gern der blödsinnige Knabe sich zum Gegenstande von einer Art Bewunderung gemacht hätte, war die Scheu gegen das kalte Wasser und die Vorstellung eines möglichen Einsinkens denn doch überwiegend.

Die Feigheit und Furchtsamkeit, die bei einem gesunden Knaben von Emanuel's Alter fast einen verächtlichen Eindruck gemacht hätte, liess sich bei Emanuel aus seiner Muskelschwäche, die sich bei den gymnastischen Übungen sehr bald kund gab, zum Theil erklären. Jene Furcht und Unselbstständigkeit zeigte sich auch bei den ersten Spaziergängen, bei denen er zum Ersteigen und Hinablaufen kleiner Hügel mit Gewalt genöthigt werden musste und diese Kraftübungen nur unter kläglichem Jammern auszuführen vermochte. Am Auffallendsten zeigte sich die Kraftzunahme und der Gewinn an Selbstständigkeit bei der Wiederholung dieser Wanderungen. Nur mit grosser Mühe hatte er das erste Mal den Weg zurückgelegt, wollte immer von einigen Personen geführt sein, knickte von fünf zu fünf Schritten zusammen, scharrte mit den Füssen, zog die Uhr heraus und fürchtete sich entsetzlich als es dunkel wurde und gab mit seinem schleppenden Gange, seiner lispelnden, kaum verständlichen Sprache und seinen faden ausdruckslosen Gesichtszügen ein Bild äusserster Erschlaffung. Schon am 26. Juli, dem Tage der zweiten Wanderung, schloss er sich den gesunden Knaben an und suchte mit ihnen Schritt zu halten, ja er erklimmte jauchzend einen Felsen, erinnerte sich seiner früheren Furchtsamkeit und machte sich

in seiner Weise über sich selber lustig, indem er sich unter den drolligsten Geberden ängstlich stellte. Von dem zusammenknickenden und scharrenden Gehen war nichts mehr wahrzunehmen.

Der Gelegenheitsunterricht leitete bei Emanuel den später eintretenden systematischen ein und knüpfte sich sowohl an die Wanderungen wie an die Spiele, die Gartenarbeit und diejenigen Beschäftigungen, welche während eines ruhigen Sitzens am Tische vorgenommen wurden. Obwohl diese Beschäftigungen, das Flechten, Ausnähen, Durchstechen, die Legeübungen etc. für Emanuel's Alter nicht passend erscheinen mochten und allerdings nicht jenen Kraftaufwand in Anspruch nahmen, wie er für die Kräftigung der Muskulatur eines zwölfjährigen Knabens erforderlich war, so gaben sie doch als Vorschule dem bisher zu keinerlei geregelter Thätigkeit angeleiteten Emanuel die beste Unterlage; sie gewöhnten ihn seine Aufmerksamkeit zu concentriren und die sehr allmäligen Fortschritte, die er machte, bewiesen, wie wenig es gefruchtet haben würde, wenn er sogleich einem systematischen Unterrichte unterzogen worden wäre. Ende Juli ward Emanuel erst dahin gebracht etwa eine Viertelstunde in einer ruhigen Thätigkeit aufmerksam auszuharren. Nach dieser Zeit erlahmte seine Aufmerksamkeit und war für dieselbe Beschäftigung nicht mehr wach zu erhalten, wenngleich für eine neue zu gewinnen. Er machte die erste Flechtarbeit mit zollbreiten Papierstreifen mit einiger Nachhülfe, hatte beim Durchnähen das Halten der Nadel und das Treffen der vorgestochenen Löchelchen gelernt, aber vermochte noch nicht den einfachsten Contouren Stich für Stich zu folgen. Die Scheere lernte Emanuel ebenfalls halten und damit schnippern. Das Nachschneiden von Umrissen gelang ihm nicht. Die übrigen Arbeiten zogen den Knaben nicht an, weniger aus Unverständniss, als weil es ihm behaglicher war zuschauend in dem Sessel zu lehnen und mit den Füssen zu baumeln.

Im Laufe des August und des September machte Emanuel rasche Fortschritte, insbesondere hinsichtlich seiner Muskelkraft und Selbstständigkeit. Die Muskeln nahmen auch an Masse zu und fühlten sich derber und praller an. Die Sprache wurde lauter und energischer. Der Begriffskreis des Knaben erweiterte sich durch die Mannigfaltigkeit der ihn umgebenden Anregungen und das Bilderanschauen und Bildererklären belebte seine Vorstellungswelt. Emanuel ward dabei veranlasst die vorgezeigten Gegenstände zu nennen, sie zu zählen, anzugeben wozu sie gebraucht werden, wer sich ihrer bediene, aus welchem Stoffe sie gemacht seien, welche Farbe sie hätten etc. Von Personen erzählte er, was sie zu thun vermögen, bei welcher Beschäftigung sie sich eben befänden, er versuchte ihre Stellungen nachzuahmen und anzugeben, was ihre Gesichtszüge ausdrückten, ihr Geschlecht und ihr Alter nach Kleidung und andern äussern Kennzeichen zu unterscheiden etc. Die Besprechung aller dieser Dinge gab Veranlassung zur Bildung von Emanuel's Denk- und Urtheilsvermögen in verschiedenen Richtungen, womit die sprachliche Übung verbunden war.

Emanuel blieb während dieser Zeit immer lustig, spielte, sprang und lief gern und hatte Lust an solchen Beschäftigungen, bei denen er die weibische Richtung seines Wesens geltend machen konnte; er zeigte sich hierbei viel geschickter als anzunehmen war. Mit Vergnügen reichte er Tassen herum, holte Wasser, schenkte ein, half den Tisch abräumen und ähnliche Dinge. Bei seinem Eintritte in die Anstalt war er noch nicht im Stande sich selbstständig anzukleiden, jetzt bot er schon seinen kleineren Stubengenossen hülfreiche Hand. Auch die systematischen Beschäftigungen übte er gern und aufmerksam, obwohl seine Fortschritte darin nicht bedeutend waren, denn er hatte es im Flechten noch nicht weiter als bis zum ersten Muster, freilich mit ziemlich schmalen Streifchen gebracht. Bei dem Ausnähen war er noch immer nicht im Stande der Linie zu folgen. Wenig erfinderisch zeigte sich Emanuel beim Stäbchen- und Ringelegen, aber den daran sich knüpfenden Geschichtchen schenkte er volle Theilnahme. Nichts destoweniger war das, was durch die Beschäftigungen eigentlich erzielt werden sollte — ein ruhiges Sitzen mit Fixirung der Aufmerksamkeit, wenn auch nur für kurze Zeit erreicht und man konnte hoffen, dass Emanuel nun bald an dem mehr systematischen Unterrichte werde Theil nehmen können.

Im October, mit Beginn der kalten Witterung, zeigte sich eine auffallende Veränderung bei dem Knaben, er verlor seine Heiterkeit und Lebhaftigkeit, wurde wieder träge und arbeitsscheu und bekam ein krankhaftes Aussehen, nur bei den gemeinsamen Spielen ermannte er sich zuweilen und versuchte durch die Komik seinem schlaffen Trübsinne zu entfliehen. Auf Emanuel's Fortschritte in den Beschäftigungen war die Unterbrechung der Heilfortschritte wohl auch von nachtheiligem Einfluss, doch keineswegs in dem Grade, als man bei der auffallenden Kraftabnahme erwarten konnte; im Gegentheil war mit dem Verluste seiner guten Laune und dem Aufhören seiner sogenannten dummen Streiche sein Verhalten während des Unterrichtes ein schulgerechteres und ruhigeres geworden, d. h. er fügte sich geduldiger und hörte auf Vorstellungen, war aber dabei ungemein reizbar und brach bei der geringsten Veranlassung, die ihn in seinem ruhigen, passiven Aufnehmen störte, in den heftigsten Zorn aus. Ein wesentlicher Fortschritt wurde während dieser Zeit in Emanuel's Vorstellungsleben wahrgenommen, der sich namentlich beim Bauen dadurch äusserte, dass er mit den Bauklötzchen in seiner Weise Dörfer und Städte baute, die eine gewisse Symmetrie zeigten, für welche jegliches Verständniss bei seinen ersten Bauversuchen fehlte, bis zu der zweiten Stufe — zum Nachbauen — gelangte der Knabe erst viel später.

Gegen Ende October trat eine kleine Pause in den Fortschritten seines krankhaften Zustandes ein; vom 15. November verschlimmerte sich derselbe aber der Art, dass der Knabe zu dieser Zeit in eine geistige und körperliche Herabgekommenheit gerieth und theils seiner Schwäche wegen, andererseits aus Starrigkeit für jegliche Beschäftigung theilnahmlos blieb. Am 16. November zeigten sich Fiebererscheinungen, Emanuel klagte über Zahnschmerz und blutete einige Male aus der Nase. Am 17. waren

Fieber und Zahnschmerz verschwunden, am 18. kehrte der Appetit wieder und von da ab besserte sich der Zustand allmälig. Emanuel's Muskelschwäche und Arbeitsscheu einerseits und sein Eigensinn verloren sich, aber seine frühere Munterkeit erlangte er erst wieder gegen Ende Januar d. J.

Die Ursache von Emanuel's eigenthümlicher Krankheit war, da ein körperliches Leiden nicht diagnosticirt werden konnte, und die Vermuthung auf Onanie bei genauer Beobachtung sich gänzlich unbegründet fand, in nichts Anderem als in den Temperatureinflüssen beim Übergange des Herbstes zum Winter zu suchen, um so mehr, da ein Zusammenhang der täglichen Schwankungen in Emanuel's Zustande mit den Witterungsveränderungen ziemlich constant nachzuweisen war. An kalten, und insbesondere rauhen und stürmischen Tagen war der Knabe leidender als an heiteren und sonnigen. Die Therapie konnte in diesem Falle nichts anderes thun als die für schädlich erkannte Potenz beseitigen, insofern dieses möglich war. Er bekam im Beginne der Verschlimmerung Tinct. malat. ferri 20—30 Tropfen täglich und die Genesung ging unter dem Gebrauche der Tinct. nerv. ton. Bestuscheffii vor sich. Während seines fieberhaften Zustandes blieb Emanuel im Bette und erhielt kühlende Mittel.

Seit der zweiten Hälfte des Januar bis Ende März waren die Heilfortschritte bei dem Knaben bedeutende; gegenwärtig sieht er gut aus, sein Körper ist schlank, seine Haltung eine feste, sein Gang ist rasch und unterscheidet sich von dem der gesunden Kinder nur in so fern, dass er mit den Füssen noch immer mehr schlürft als bestimmt auftritt. Emanuel's Muskeln sind in ein richtiges Verhältniss zu seinem Alter und seinem durch schnelles Wachsthum bedingten Körperbau gekommen und die Energie seiner nicht mehr durch unzweckmässige Mitbewegungen beeinträchtigten Bewegungen, sowie seine Selbstständigkeit sind im Ganzen denen seiner Altersgenossen näher gekommen.

Die erste Stufe der kindlichen Beschäftigungen ist von Emanuel noch nicht überwunden und der Knabe kann nur hie und da zu den eigentlichen Arbeitsübungen gezogen werden, von denen wir die Gartenarbeiten und das Modelliren in Thon hervorheben wollen; zu den ersteren fehlt es ihm nicht an Lust und Geschick, bei den letzteren macht er jedoch während des ersten Monates geringere Fortschritte, obwohl er es dennoch dahin gebracht hat, den Thon in eine ebene Fläche auszubreiten und vorgemachte Kanten nachzuschneiden. Bei dem Verschränken und den Erbsenarbeiten zeigte sich Emanuel immer gleich ungeschickt und lässig. Das Papierfalten gelang ihm besser, aber er blieb dabei auch hinter den andern Arbeitern zurück.

Seit Anfang Januar erhielt Emanuel auch einen systematischen Lese-, Schreib- und Rechnenunterricht. Im Lesen that sich Emanuel hervor und wurde der erste in seiner Abtheilung; er hat die drei ersten Hauptgruppen in der Levanafibel, etwa sechzig Wörter lesen und verstehen gelernt, er liest sie an der Setztafel, findet sie in seinem Buche auf und weiss sie in kleinen Sätzen anzuwenden. Die Wörter in, im,

ein unterscheidet Emanuel, wenn sie ihm vorgeschrieben werden und schreibt sie recht deutlich nach. Die Zahlenverhältnisse von 1—10 sind ihm noch nicht geläufig, aber er rechnet jetzt gerne und findet in den gelegten Formen selbstständig die einfachen Zahlenverhältnisse heraus. Im Zeichnen leistet Emanuel gar nichts, die gymnastischen Übungen macht er gern so lange mit, als sie ihm keine Anstrengungen abnöthigen, tritt dieser Fall ein, so sucht er durch komische Spässe der Anstrengung zu entgehen. Bei den Gesangübungen dient ihm sein gutes Gehör, er singt die Tonleiter rein auf und ab und seine Vorliebe für kleine komische Lieder zeigt sich nächstdem in einem richtigen Nachsingen und Behalten der Melodien. An der biblischen Geschichtsstunde vermag Emanuel noch nicht Theil zu nehmen; er gibt bei dem Religionsunterrichte unzusammenhängende Antworten und hat nur Theilnahme für das auf die Sinne wirkende kirchliche Leben, er geht darum gern zur Kirche, verhält sich dort ruhig und macht die Ceremonien alle mit, spricht darüber und sucht auch im gewöhnlichen Leben darauf zurück zu kommen, wo sich ihm irgend eine Gelegenheit dazu bietet.

Emanuel geniesst fortwährend einen ruhigen Schlaf, sein Appetit blieb sich immer gleich und wenn der Knabe auch nicht den Anschein der Gefrässigkeit, sondern vielmehr den der Gourmandise hat, so ass er dennoch ganz ungewöhnlich stark und hat in der Quantität dessen, was er zu sich nimmt, noch nicht nachgelassen. Der Verdauungsprozess hat immer seinen regelmässigen Gang genommen und desshalb ist ihm der gute Appetit immer befriedigt worden. Die Waschungen und Bäder erhält Emanuel gleich den Gesunden und sie haben ihre erfrischende Wirkung wie bei diesen, noch ist aber eine kindische Zimperlichkeit bei jedesmaligem in das Wasser Steigen von dem grossen Knaben nicht überwunden.

Stellen wir nun nach zehnmonatlicher Behandlung den gegenwärtigen Emanuel neben das schlaffe, schlotternde, zusammenknickende, magere, Unsinn plappernde und in jedem Ausdruck seines Wesens alberne Geschöpf und ziehen wir unser Facit für dessen Zukunft.

8. Rosamunde H.

Rosamunde, ein ungarisches Mädchen von israelitischer Abstammung, verlor die Mutter an der Schwindsucht, da das Kind noch kaum dreizehn Jahre alt war. Die Lebensweise dieser Mutter hatte schon früh den Grund von Rosamundens Erziehung wankend gemacht, denn alle Neigungen, denen sich die krankhafte Frau hingab, waren ungeeignet, eine ernste und solide Unterlage für das spätere Entwicklungsleben der drei Töchter, von welchen Rosamunde die älteste war, herzustellen. Frau H. folgte ihren Launen, sie kannte keine Ordnung, keine Zeiteintheilung, keine Geldverwaltung, keine Hausführung; das unordentliche Negligée, welches sie bis in den Abend hinein trug, ehe

sie nur dazu kam, ihre herabhängenden Haare zu ordnen, gab das Bild ihres ganzen häuslichen Lebens, in welchem Verschwendungssucht neben der äussersten Einschränkung herging. Das Ungeregelte, Planlose, aus den Impulsen des Augenblicks Herausgelebte gab den Kindern weder Achtung noch Neigung zu einem geordneten, fleissigen und häuslich-friedlichen Verkehren, und das Bedürfniss nach äusserer Zerstreuung und Befriedigung sinnlicher Genüsse stellte sich als vorwiegend heraus. Der Vater, ein Böhme von Geburt, wenngleich von weichem Gemüthe, glaubte durch Strenge und Entziehung auf der andern Seite auszugleichen, was vernachlässigt worden war, besonders nach dem Tode seiner Frau; doch die Führung eines grossen Geschäftes gestattete ihm nicht, der stete Beobachter seiner Kinder zu sein, und seine Eingriffe in bester Absicht waren meistens nur zerstörende für die moralische Entwicklung der Kinder. Mit besonderer Vorliebe umfasste der Vater seine älteste Tochter, in welcher er ein schönes und talentvolles Wesen erkannte, das ihm Triumphe der Eitelkeit bringen würde; seine ganze Zärtlichkeit wendete sich mit dem Älterwerden Rosamundens dieser mehr und mehr zu und äusserte sich auch dadurch, dass er die bis dahin fast armselig gekleidete Tochter mit seidenen Gewändern und Schmucksachen zu beschenken begann, Dinge, die Rosamunde gar nicht zu würdigen vermochte, die ihr eine augenblickliche Überraschung bereiteten, die sie aber dann mit Nichtachtung ihres Werthes verschleuderte und verdarb. Gleich der Mutter hatte Rosamunde wenig Neigung sich sorgfältig zu kleiden, und sich reinlich und frisch in ihrem Anzuge zu erhalten; sie liebte es wohl sich mit allerhand Dingen auszuputzen oder vielmehr zu verkleiden und mit Wohlgefallen im Spiegel zu betrachten, aber diese Phantastereien hatten nicht den Zweck, ihren Geschmack für einen entsprechenden Anzug zu entwickeln. Obwohl in einer ärmlichen Wohnung aufgewachsen, die der Vater aus Gewohnheit behalten hatte, und kaum mit dem Nöthigsten versehen, hatte Rosamunde dennoch eine Vorstellung ihres Reichthums und frühzeitig den Gedanken erfasst, dass sie nicht arbeiten dürfe, eben weil sie reich sei; das Lernen ward ihr indess nicht schwer, und wäre der Unterricht, den sie empfing, ein guter gewesen, er hätte viel Schadenersatz für die mütterliche Versäumniss bieten können, doch gab auch er nur Dürftiges und Eitles. Während eines achtjährigen Klavierunterrichtes brachte es Rosamunde dahin, brillante Klavierstücke mit Bravour auszuführen, Etwas Französisch und feine Stickereien lernte sie nebenher, so dass sie mit der gewöhnlichen Bildung für die „Gesellschaft" ausgerüstet war, als sie ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, in welcher Zeit sich die Keime ihrer Krankheit rasch entwickelten.

Die erste Anzeige von Rosamundens Veränderung war ein düsteres, schweigsames, in sich gekehrtes Wesen, dem alle Lust an gesellschaftlichen Vergnügungen gebrach, und das auch im Hause sich als unkräftig und träge erwies. Obwohl man wusste, dass die im vierzehnten Jahre eingetretene Menstruation bei Rosamunden unregelmässig geworden war, erklärte man sich ihre auffallende Abnahme an Lebensmuth dennoch weniger aus körperlichen Übelständen; man schrieb sie mehr einer unartigen

Launenhaftigkeit zu, welcher man mit Strenge und Moralvorstellungen zu begegnen suchte. Vergebens! Der Trübsinn nahm einen immer höhern Grad an, und mit diesem steigerte sich auch das Misstrauen gegen ihre Umgebung, welche sie „der Polizei“ und „dem Irrenhause“ übergeben wollte, die sie „sekirte“ und zur äussersten Heftigkeit reizte.

Erst jetzt begann man den Zustand ernsthafter zu untersuchen, und es ergab sich, dass ausser den Menstruationsanomalien auch eine seit längerer Zeit getriebene Masturbation die Kraft des jugendlichen Wesens aufzureiben begonnen hatte. Im väterlichen Hause konnte diesem Verzehren an sich selber kein Einhalt geschehen, und das junge Mädchen ward der Obhut einer pflegenden Tante übergeben, welche Rosamunden in ein Bad begleitete, doch ohne Erfolg, ja vielmehr mit den traurigsten Nachwirkungen. Tante B. war nicht die geeignete Persönlichkeit Rosamundens moralischer Verderbniss entgegen zu wirken. Die Tante wollte sie zustutzen, also auch nur äusserlich reformiren, ohne auf den Grund des tiefen Leidens nur einigermassen mit Verständniss Rücksicht zu nehmen. Der Gedanke an eine glänzende Verheirathung stand bei dieser beabsichtigten Reform im Vordergrunde, und zu bewundern ist bis heute trotz der zeitweilig fixen Ideen Rosamundens von Millionären, die sich um ihre Hand bewerben, dass ihr eine grosse Bescheidenheit dabei geblieben ist.

Im Winter des Jahres 1856 verliess Rosamunde auf ärztliches Anrathen abermals das väterliche Haus; sie ward nach Wien gebracht, kam in die beste medicinische Behandlung, aber vergeblich waren die Versuche ihrer Heilung, denn es blieben die störenden Einflüsse von verwandtschaftlicher Seite nicht aus. Theils aus diesem Grunde, gab man Rosamunde unter die Obhut einer Fremden, theils aber auch, um sie mit dieser in ein eisenhaltiges Bad zu schicken. Abermals war die rechte Persönlichkeit nicht gefunden. Rosamundens Zustand verschlimmerte sich von Woche zu Woche, er ging in eine vollständige Apathie über, zeitweilig nur unterbrochen durch die widerlichsten Äusserungen der Nymphomanie. Frau Z., welche Rosamunde zu bewachen hatte, flösste dieser täglich mehr Widerwillen ein, da sie das junge Mädchen auf keine andere Weise vor der wachsenden Gefahr zu schützen wusste, als dass sie dasselbe mit Vorwürfen und moralisirenden Vorstellungen quälte und Rosamunden die Bestätigung gab, „sie sei wahrlich reif für das Irrenhaus.“

Auf das höchste gereizt kam Rosamunde aus dem Bade und von ihrer Pflegefrau zurück, und am 20. August in dem besagten Zustande auf Anrathen des Herrn Medicinalrathes Dr. Riedl in die Levana.

Auf den ersten Blick machte Rosamunde den Eindruck einer „jungen Dame aus der bessern Gesellschaft“; sie war ziemlich elegant gekleidet, und ihr Benehmen zeigte ausser einer kalten Zurückhaltung und Einsilbigkeit nichts besonders Ungehöriges; auffallend waren nur die blauen Ringe um die stark hervortretenden Augen, und der schlaffe Gang, den man einer hohen Blasirtheit zuschreiben konnte. Diesen Ausdruck hatten auch die Gesichtszüge, die proportionirt und jugendlich schön sind, und in ihrer

Apathie ab und zu durch ein ironisches Lächeln belebt wurden, das fast ein Erhabensein über die umgebenden Dinge andeuten konnte. Trotz und Unwille spiegelten sich zuweilen in den Zügen, dieser Ausdruck aber verschwand leicht bei einer freundlichen oder scherzhaften Bemerkung.

Ein unbesieglicher Widerwille gegen alle Beschäftigung liess Rosamunden stundenlang mit nach vorne gebeugtem Oberkörper, übereinander geschlagenen Beinen, mit den Händen ein Blatt oder einen ähnlichen Gegenstand zerzupfend, dasitzen; selbstständig bewegte sie sich fast niemals, ihre Haltung war ohne alle Elasticität, und die Bewegungen des Körpers waren sehr langsam, nicht aus Unkräftigkeit, sondern aus Mangel an Willen. Der Appetit war gut, aber insofern abnorm, als Rosamunde noch unersättlich im Brotessen war, nachdem sie die übrigen Speisen gleich den Andern genossen. Zu bemerken ist hier noch ihr Blätterkauen; an den Gebüschen vorübergehend, streifte sie ohne Auswahl eine Handvoll Blätter ab und steckte sie in den Mund. Die Darmfunction war träge, und die Menstruation hatte etwa drei Monate vor dem Eintritte zum letzten Male stattgefunden. Die Genitalienuntersuchung, welche später vorgenommen wurde, ergab ausser dem fehlenden Hymen und nicht jungfräulicher Weite der Vagina in ihren Unterparthien nichts Anomales. Schwer zu unterscheiden war für die anfängliche Untersuchung was schlechte Angewohnheit und wirkliche Schwäche war. So z. B. verunreinigte sich Rosamunde gleich einem kleinen Kinde bei Tage und in der Nacht; sie befleckte und zerriss sich ihre Kleider in gänzlicher Nichtachtung derselben und Gleichgiltigkeit gegen ihr Äusseres, spuckte, wohin es war, und scheute sich nicht die Nase mit den Fingern oder in das Halstuch zu schneutzen; ihre Schnupftücher verlor sie wie Alles, was man ihr in die Hände gab, ohne sich erinnern zu können, wo sie die Sachen gelassen habe; Nähnadeln, Fingerhüte, Scheeren verschwanden unter ihrer Benützung oder Nichtbenützung, doch nicht von ihr absichtlich versteckt, um der Arbeit zu entgehen, denn sie war selbst zu dieser List viel zu energielos.

Mit Rosamunden ein Gespräch zu führen war sehr erschwert, da sie selten mehr als „ja“ und „nein“ oder „ich weiss nicht“ antwortete, letzteres offenbar in der Absicht, um alle ferneren Fragen abzuschneiden; gelang es sie zum Sprechen zu bringen, so verriethen ihre vernünftigen Schlüsse gesundes Urtheil und Überlegung, insofern nur die Begriffe richtig waren. In einigen Punkten blieb sie starrsinnig, und war nicht zu überzeugen; zu diesen gehörte der Wahn, dass man sie nur quäle, um sie in das Irrenhaus zu bringen, und sie that nach der Einrichtung dieser Anstalt unzählige Fragen. Den Männern des Hauses gegenüber zeigte sie sich scheu und ihrer Nähe ausweichend, der Berührung beim Spiel etc. fügte sie sich nur mit Widerstreben. Zu keinerlei Nachahmung im Spiel konnte sie sich ausserdem entschliessen, da sie dergleichen für Erniedrigung ihrer Person hielt, und wenn sie gleich alle Erwachsenen des Hauses mitspielen sah, meinte sie dennoch, dies geschähe nur zum Schein, um sie zu täuschen, und sie

könne sich lächerlich machen, würde sie gleich den Kindern der Täuschung dienen. Wie immer sie sich in diesem Punkte als „junge Dame“ betrachtet sehen wollte, hatte sie dennoch nicht die geringste Kraft, als solche sich auch durchzuführen; sie wusch und kämmte sich nur nach mehrmaliger Aufforderung, erschien mit herunterhängenden Strümpfen, niedergetretenen Schuhen, und entblödete sich selbst nicht, nach Tische die Speisenreste aus den Schüsseln zusammen zu kratzen und hurtig zu verspeisen, besonders an solchen Tagen, an denen sie halb aus Verlegenheit, halb aus Eigensinn das Dargebotene bei Tische zurückgewiesen hatte.

Willens- und Affectlosigkeit waren die Grundzüge von Rosamundens Charakter, und die Diagnose einer „hochgradigen Melancholie“ war somit leicht zu stellen; diese hängt mit den Menstruationsstörungen zusammen, und beide Zustände hatten in dem aus der Anamnese bekannten Umstande der Masturbation ihren Grund; letztere mussten wir als vorhanden annehmen, da die Verwandten sich bestimmt darüber aussprachen, und die Vaginaluntersuchung deren Aussage bestätigte, obwohl wir Rosamunden niemals auf der That ertappen konnten. Sie selber gestand zu, früher Onanie getrieben zu haben, behauptete aber es jetzt nicht mehr zu thun. Rosamunde zählte jetzt neunzehn Jahre.

Die somatische Behandlung der Kranken bestand in kalten Bädern, dem Verabreichen von sauren Getränken, und später von Franzensbader Franzensbrunnen, der Anwendung der Heilgymnastik, fleissiger Bewegung im Freien, und sorgsamer Überwachung bezüglich der Onanie, vor allen andern Dingen aber in der Anregung zu einer geregelten Thätigkeit; letzterer widerstand sie am längsten, und gab zu dem Glauben an ihre Unfähigkeit nach und nach Veranlassung. Obwohl die Verwandten versicherten, dass Rosamunde in vielen Dingen geschickt sei, gab sie selber nur sehr geringe Beweise davon. Auch bei den Arbeiten, für die man ihre Theilnahme gewinnen wollte, hielt sie an dem nämlichen Urtheile fest, dass jene Arbeiten nur für Kinder passend seien. Eine Blätterumrandung auszunähen hielt sie unter ihrer Würde; nichts destoweniger kannte sie kein Blatt in seiner natürlichen Form, wusste keineBaumart von der andern zu unterscheiden, und hatte weder Formensinn noch Naturverständniss irgend welcher Art. Sie verlangte nach einer französischen Stickerei, und man gab ihr eine solche in die Hand, um ihre Geschicklichkeit zu prüfen; doch sie beschmutzte, zerschnitt und zerriss die Vorlage, ehe sie noch etwas daran gearbeitet hatte. Das erste Moment einer erwachenden Theilnahme für die Arbeit fand beim Nach- und Ausschneiden, so wie beim Aufkleben der Formen statt, wobei sich die erste Sorgfältigkeit und etwas Combinationsvermögen zeigten. Der theoretische Unterricht aller Fächer liess sie kalt, auch für das Modelliren war keinerlei Interesse vorhanden. Fortgesetzter Anspornung zur Thätigkeit, theils im häuslichen, theils im pädagogischen Fache gelang es nach Verlauf von drei Monaten Lust und Liebe zur selbstwilligen Arbeit hervorzurufen, und selbst eine Bitte um Arbeit war nichts Ungewöhnliches mehr. Seitdem gelang auch das Unternommene, und es zeigten sich wirklich viele Anlagen, die noch auf Ausbildung harrten.

Zur Hervorrufung der Menstruation wurde Anfangs ausser den oben angeführten Mitteln nichts angewendet, da bekanntlich die Emmeniagoga mit Sicherheit nur dann wirken, wenn sie zur Zeit, in welcher die Periode eintreten sollte, angewendet werden, wir aber darüber vollkommen im Unklaren waren, und es nicht angezeigt fanden, energisch wirkende Mittel auf's Geradewohl hin anzuwenden. Erst am 20. October trat die Periode ein, und nachdem Rosamunde vom 15. November ab nebst lauen Fussbädern Aloe mit Sabina innerlich bekommen hatte, kamen am 27. November die Menses abermals zum Vorschein, und kehren seit dieser Zeit ziemlich regelmässig wieder, ohne dass die Anwendung von Heilmitteln nothwendig gewesen wäre. — Bezüglich der Onanie konnte bei Tage die Überwachung eine ausreichende sein, aber nicht so in der Nacht; nichts desto weniger konnten wir uns im Anfange bei dem heftigen Widerstreben der Kranken nicht entschliessen, eine energische körperliche Beschränkung anzuwenden, da wir fürchteten, das vollbewusste Mädchen zu verletzen und sein Vertrauen zu verlieren. Wir begnügten uns daher, da gelindere Mittel, als Anziehen von Fausthandschuhen nichts fruchteten, mit einer möglichst genauen Beobachtung, und hofften durch Ermüdung am Abende bei frühem Aufstehen einen festen Schlaf zu erzielen, der verbunden mit anregender Beschäftigung während des Tages das Übel von Grund aus beseitigen konnte.

Im Monat October hatte Rosamunde von ihrem Trübsinn etwas abgelassen, und als sie sich mitzutheilen begann, zeigte es sich auch, dass sie während ihres scheinbaren Hinbrütens recht scharf beobachtet hatte. Ungewöhnliche Theilnahme erweckte ihr der literarische Verkehr der Levana; sie ward theilnehmend dafür, erkundigte sich nach den Schriften der einzelnen schriftstellerischen Persönlichkeiten der Anstalt, bat um dieselben, und las sie auch so weit ihr Verständniss genügte, ja es entspann sich eine ganze Entwicklungsgeschichte vom ersten Federzuge, der zur Abfassung eines Buches gemacht wird, bis zu dessen Aufnahme von dem Publikum in ihrer Vorstellung, und sie war unerschöpflich in Fragen nach all den Entstehungsmotiven bei den Schriftstellern in ihrem geistigen und geschäftlichen Verlaufe. Sie verband mit der Erweiterung der Literatur auch den Fortgang der Menschheitsgeschichte von der Zeit ab, wo noch keine Bücher gedruckt wurden bis zu der gegenwärtigen Schnellpressarbeit.

Die im October wieder eingetretene Periode zeigte jedoch keinen bedeutenden Einfluss auf die psychische Thätigkeit Rosamundens.

Im November und December blieb der Zustand ziemlich derselbe, nur war eine Zunahme an Fleiss bemerkbar, namentlich wurde Rosamunde durch die Vorbereitungen für den Christ- und Neujahrsabend in die Thätigkeit der Anstaltsmitglieder hineingezogen; auch sie wollte ihren Lieben Geschenke bringen, und schon vor längerer Zeit begonnene und langsam fortschreitende Handarbeiten gingen nun rasch ihrer Vollendung entgegen, um dem Vater und den Geschwistern noch zur rechten Zeit übersandt

werden zu können. Bei dieser Gelegenheit wurde der Kranken auch gestattet, den Briefwechsel mit ihrem Vater zu beginnen, welcher bisher wegen des sichtlich schlimmen Einflusses der durch das Schreiben und Empfangen der Briefe veranlassten Aufregung unterbleiben musste.

An die nun einmal gewonnene Liebe zur Thätigkeit anknüpfend gelang es im Laufe des Januar und noch mehr im Februar Rosamunde beinahe unausgesetzt zu beschäftigen. Sie half Wäsche und Kleider der Kinder ausbessern, ihre eigene Garderobe in Stand setzen, die Zimmer aufräumen u. dgl. Sie betheiligte sich am Unterrichte, an den Musik- und Arbeitsübungen und an den Spielen mit ganz anderer Wärme als früher; sie war nicht mehr gezwungen, sie hatte sich „eingelebt", wie sie selber sagte. Der Gang wurde elastischer, die Sprache bestimmter, die Unterhaltung gebundener, das Auge freier und lebhafter. Rosamunde fasste im Verkehre mit den Erwachsenen wie mit den Kindern ihre Ab- und Zuneigungen, sie verhielt sich ihren kleinen Lieblingen gegenüber schützend, helfend und belehrend, während sie früher ein Kind kaum angerührt und angesehen hatte, und wir waren berechtigt eine rasch fortschreitende Heilung zu erwarten. Nur ein beunruhigendes Symptom war vorhanden, welches wir aber bei der Richtung ihrer Erziehung nicht in dem Grade berücksichtigen durften, als es sonst der Fall gewesen wäre, sie äusserte nämlich sehr oft, sie werde nur einen sehr reichen Mann, nur einen solchen, der drei Millionen im Vermögen habe, heirathen; der Briefwechsel des Vaters, welcher ihr von den Nachfragen um ihre Hand schrieb, und ihr als Belohnung für ihr Gesundwerden eine glänzende Parthie in Aussicht stellte, hatte jene Vorstellung genährt. Sie äusserte dabei zugleich, dass sie ihre Forderungen schon herabgestimmt habe, da sie früher durchaus einen Erzherzog heirathen wollte; Erkundigungen bei den Verwandten bestätigten auch diese Angaben, und zwar sollte sich die Idee aus jener Zeit datiren, in welcher Rosamunde noch für vollkommen gesund gehalten wurde.

Schon im Januar wollte der Vater seine genesende Tochter besuchen. Wir sprachen uns jedoch entschieden gegen diesen Besuch aus, da wir ein Recht hatten, alte Erinnerungen und Familienbeziehungen noch fern zu halten. Plötzlich erschien der Vater Ende Februar, und wir konnten das Wiedersehen nicht verhindern. Der Einfluss dieses Besuches war äusserst auffallend. Rosamunde wurde von dem Tage ab, den der Vater in der Levana verweilte, verstimmt, schweigsam, arbeitsscheu und hat sich bis zum Abschlusse dieses Berichtes, Ostern 1858, von diesem Zustande noch nicht erholt. Erst in den letzten Tagen wurde sie nach einem Besuche ihres Bruders mit dessen einjährigem Kinde wieder lebhafter, aber diese Lebhaftigkeit ging bald in eine ausserordentliche Erregtheit über, die ein neues Stadium der Krankheit anzeigte. Die sonst schwer Bewegliche entwickelte eine auffallende Elasticität in Gang und selbst im Tanz, den sie früher floh; sie suchte die Unterhaltung, sprach sehr viel, theils vernünftig, theils die geheim gehegten fix gewordenen Ideen verrathend, und ihre Männerscheu

verwandelte sich in Männersucht und wirkliche Nymphomanie. Die Augen wurden glänzend, die schönen Gesichtszüge gewannen einen Ausdruck, der sich wechselnd dem des innern Gehobenseins und dem des Irrseins annäherte. Während Rosamunde bisher die Musikübung nur nachgebend und mechanisch fortgesetzt hatte, ohne ein besonderes Talent zu verrathen, spielte sie jetzt mit Virtuosität und Eifer. Da ihrem Erregungszustande entgegengewirkt, ihre ausschweifenden Wünsche zurückgedrängt werden mussten, so war es fast unvermeidlich ihren Zorn zu reizen, der gegenwärtig viel energischer hervorbrach als jemals früher, obgleich nicht immer unmittelbar nach der Reizung, sondern häufig, wenn diese schon längere Zeit vorüber war. Dabei zeigte sie das Verlangen nach wahrhaft gemüthlicher Theilnahme und einer milden Beherrschung ihres geschwächten und momentan erregten Willens, ohne doch der Strenge entbehren zu können. Durch eine dem neuen Stadium der Krankheit angemessene Behandlung: eine milde Diät, Verhinderung der nächtlichen Onanie, kalte Einhüllungen und ein beständiges Zusammenleben mit der mütterlichen Freundin, gelang es ihre Erregung einigermassen zu dämpfen und wir geben die Hoffnung nicht auf, das von der Natur so wohl ausgestattete, durch üble Einflüsse und frühzeitige Entwicklung einer ungewöhnlichen Reizbarkeit zerrüttete Wesen für ein menschenwürdiges Leben zu retten.

9. Hans R.

Das häusliche Leben, aus welchem Hans R. in die Levana überging, gehörte keinesweges zu jenem glücklichen und befriedigenden, wie es Mariane, Iduna und Andere unserer Pfleglinge umgeben hatte; im Gegentheil waren gerade die gewaltsamen Einwirkungen häuslicher Scenen dasjenige Moment gewesen, welches gemüthszerstörend und die Entwicklung hemmend, auf Hans eingewirkt. Das jüngste Kind einer überaus leidenschaftlichen Mutter und eines erregbaren Vaters, eines von Sorgen gedrückten Fünfzigers, zeigte Hans bis zu seinem dritten Lebensjahre kein Zeichen eines krankhaften Organismus, ausserdem, dass seine Sprache noch vollständig ausgeblieben war. Der erte Anfragebrief des gequälten Vaters ward durch eine spätere ganz ansführliche Darlegung aller der Vorgänge, die Hans vorgeburtliches wie späteres Kindesleben begleiteten, ergänzt.

„**ad a.**" „Nicht gleich nach unserer Verehlichung," lautete der Bericht, „erfolgte auf den Coitus eine Empfänglichkeit meiner Gattin, sondern erst nach drei bis vier Monaten in der Person meines ältesten Sohnes Felix. Zwischen Felix und meiner Tochter Brigitte war ein intervallum von sechs Jahren, — auch kein Abortus. In momento conceptionis Brigittae — bezeichnete meine Frau, (dessen kann ich mich sehr gut erinnern,) das peractum als so bedenklich in ihrer Erregtheit, dass sie de ista

nocte die Schwangerschaft befürchtete, welche auch mit der Brigitte eintraf. Ein eigenthümliches Gefühl, welches die Frauen in conceptione puncti salientis verspüren müssen. Hierauf ergab sich wieder ein Intervallum sterilitatis, weder durch Todfall, noch Abortus unterbrochen. In actu der Erzeugung des Hans versicherte mich meine Frau abermal der nämlichen Empfindung und Vorahnung daraus und täuschte sich abermal nicht, hernach trat sterilitas ein."

„**ad b.**" „Individuelle Aufregungen durch gegenseitige Paralisirung meiner und meiner Frau etwas sehr exacerbirten reizbaren Gemüthes gab es wohl welche, und oft provocirend war und ist meine Gattin nie gewesen, eben so wenig ich — den Punkt aber quod attinet nimii Bachi, könnte ich in so fern eher, sed pro momento tacitum, zugeben — als er an sich gewöhnlich zum Stimulus coeundi auch überhaupt wird. — Verneinen kann ich es weniger, da ich selbst, wie gesagt, eben so wenig als meine Gattin genusssüchtig war. Irritamenta quaesita arte, Canthariden, Sardinen waren nie im Ressort meiner Küche."

„**ad c.**" Die Frage über die Regelmässigkeit einer Schwangerschaft quoad Johannem glaubt meine Frau dadurch beantworten zu müssen, dass sie bei Hans in utero stets sehr mattes Leben, ungleich matter als bei Felix und Brigitten verspürte, den Kopf Hansens stets zu unterst liegen fühlte."

„**ad d.**" „Gemüthsbewegungen und Alterirungen der Mutter wechselten mit den meinen, wie **sub b.**

„**ad e.**" „Die Geburt war eine der completiven Zeit angemessen schnelle — ohne Nothwendigkeit einer Kunsthülfe, jedoch stellte sich unmittelbar nach dem Austreten des Kindes eine höchst lebensbedrohende Schwäche und Schlaffheit ein."

„**ad f.**" „Der Einlauf der Zähne ging so wie deren Kieferdurchbruch unmerklich und ohne Störung vor sich und war von keinem Schmerzgefühl begleitet."

„**ad g.**" „Hans schlief stets viel — und nach unserer Ansicht stets zu viel, wenig somnicans — noch weniger aufredend — da er fast bis ins dritte Jahr keinen regelrecht articulirten Laut hervorbrachte, überhaupt nicht krank war — mit Ausnahme von drei Tagen innerhalb der drei Jahre, wo er aber regungslos in stillen Fraisen dahin lag, ohne Leben und ohne ihm eine Arznei beibringen zu können.

„**ad h.**" „Als Säugling war Hans sehr ruhig, ist von der Mutter durch volle vierzehn Monate gesäugt worden und hat ausser obigen drei Tagen keine Krankheit erlitten."

„**ad i.**" „Ruhig, oder besser gesagt, rathlos erblickten wir zu unserm grossen Schrecken das Ausbleiben der Sprachentwicklung nach diesen 3 Jahren — schrieben die Ursache jedoch organischen Abnormitäten im Zungenbande zu — uns auf spontane Hebung dieses Übels vertröstend, Hans stand und ging doch schon mit erstem vollendeten Jahr. Ich sehe mich jetzt auch bemüssigt den von uns nur vermutheten — und mitunter auch wahrgenommenen organischen Anlagen auch das Hinzutreten höchst einflussübender localer — beizufügen.

Wir bezogen, weil das Quartier, worin Hans geboren war, ebenerdig höchst dämmerig war, im zweiten Jahre seiner Geburt ein anderes in einem Wirthschafts-bürgerhause, dem des Bürgers Jeitler in Wr. Neustadt, dem Geburtsort von Hans. In diesem Hause sind bei unserm Eintritte 2 Töchter erwachsen ohne sonstige Fehler. Die jüngste dritte Tochter mehr nur ein halber scrophulöser Cretin starb noch während unseres Dortseins. Der älteste noch lebende Sohn, scrophulös, ganz Trottel und nicht mächtig ein vernehmbares Wort in leidlichem Sprachtone zu geben, lebt noch, circa 30 Jahr alt, der zweite Sohn ist der leidlichste von allen mit dem leisesten Anklang des Balbutirens — der jüngste Sohn scrophulös — balbutirend liegt jetzt in der scrophulösen Auflösung schon über ein Jahr im Bette.

Dies war die erste Umgebung von Hans gerade im wichtigsten Momente, wo andere Kinder durch objective Begriffsaustauschungen in Worten die ersten Lebensanschauungen ausdrücken. Gewiss ist es, dass da Hans nur zu Hause und leider durch den unverzeihlichen Nachsichtsfehler meiner Frau nur unter diesen Kindern in continuirlicher Berührung gehalten wurde, er fast durch nachfolgende drei Jahre nichts als ein unartikulirtes Lallen hörte, und sich sehr schnell selbst bei unsern Bemühungen richtig articulirte Sachworte beizubringen, eine gewisse Obtrectation zum Nachsagen und nachher nisus zum gänzlichen Schweigen einstellte. — Darauf erfolgte der legale Schulbesuchszwang, und sein verkümmertes Sprachorgan war bald von seinen Mitschülern als Anlass zum Spotte ausgebeutet — der den Durchbruch einer offenen Renitenz zum Schulbesuch und den nisus sich von jedem Begleiter zu isoliren, erklärlich zur Folge hatte. Nicht ohne Einfluss auf die, auf Kosten der geistigen Entwicklung sich schnell zeigende Bildung einer einem so zarten Alter nicht eigenen Muskulation mag auch der Umstand gewesen sein, dass Hans ungesehen von uns, von Seite der Hausleute mit den stärksten Victualien genährt wurde ohne ihm Schranken zu setzen — als Speisen aus Kukurutz, Erdäpfel, Rüben, Bohnen, alles im rohesten bäuerlichen Zustande zubereitet. — Hierauf mag sich seine so zu sagen oft wahrgenommene Voracität gründen. Renitenz zum Schulbesuche erzeugte die Nothwendigkeit von Strafen — die leider oft nimia exacerbatione virgulis et fustibus angewendet, oder anstatt letzterer, fustibus, minaciis derselben statt fand. Hæc brevis summa malorum nostrorum.

Appendix. Meine Mutter erzählte mir öfters, dass mein Vater, wie sie sich ausdrückte, ruhelos herumging, und einmal in der Meinung, er gehe im Traume spazieren, ein Fenster öffnete, und bei mondheller Nacht fortspazieren wollte, wurde aber von einem Domestiken rücklings gepackt, sonst wäre er über drei Stockwerke gestürzt. De mortuis nil nisi bene, mein seliger Vater war Stiftsbeamter in K. und liebte den Klosterwein. — Was mich betrifft, so schlenderte ich oft ganze Nächte bei Vollmond selbst herum, nicht blos desswegen, um Mondlandschaften nach van der Neer zu studiren, sondern mehr aus Schwärmerei schon als Student, deklamirte oft

stundenlang, erlernte Gedichte beim Mondschein — manchmal, auch besonders in meinem Klosterleben als Theologe mit einem esprit du vin — doch dies gehört der Vergangenheit an. — Sollte denn der klassische Satz:

Haud procul a proprio stipite poma labuntur —

gar keine Wahrheit im verwirklichten und übertragenen Leben haben?" oder

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo —

Soweit der Bericht.

Ausser den schriftlichen Mittheilungen kamen noch mündliche Beiträge von Schwester und Vater, die das Wesen des Knaben in seinen abenteuerlichen Entwicklungsphasen schilderten. So hörte er mit besonderer Theilnahme die in den Zeitungen erwähnten und in der Familie besprochenen Selbstmord- und Mordgeschichten an, behielt sie im Gedächtnisse und liess ähnliche Pläne laut werden, insbesondere wenn seine Mutter die bekannten Besserungsversuche virgulis et fustibus anstellte; er verrieth, dass er über die verschiedenen Todesarten nachgedacht habe und dass er das Erhängen den andern vorziehe, auch schon seine Vorbereitungen dazu getroffen. Das Jähzornige und Unzarte der Mutter in ihren Heftigkeitsausbrüchen, welche durch die geringste Veranlassung ganz masslos waren, versetzten Hans stets auf's Neue in die äusserste Exaltation: er wurde leichenblass dabei, es überfiel ihn ein Zittern und sobald er sich freimachen konnte, stürzte er aus dem Hause und irrte plan- und ruhelos umher, ohne an eine Tagesmahlzeit zu denken. Häufig suchte er Friedhöfe bei diesem Herumirren auf oder sass auf der Schwelle von Kirchen und prägte sich die Nummern der nächstliegenden Häuser ein, die er gut im Gedächtnisse behielt, so dass er Leute, die ihn nach einem Hause befragten, zuweilen in die weitabliegenden Vorstädte über die Brücke hinaus geleitete; er verdiente sich bei diesen Gelegenheiten, so nahm man an, etwas Geld und kaufte sich Esswaaren dafür, sonst hätte man nicht begreifen können, wie er tagelang ohne Nahrung im Hause bekommen zu haben, es aushalten konnte.

Seit seinem achten Lebensjahre, erzählte der Vater, habe sich Hans constant in grosser Aufregung zur Zeit des zunehmenden Mondes befunden, besonders wenn der Mond dem Fenster seines Schlafgemaches gerade gegenüberstand. Er legte sich nicht zu Bett oder stand mitten in der Nacht auf, um seltsame Hantirungen vorzunehmen, und des Morgens, sobald die Hausthüre nur geöffnet war, fortzueilen. Gewöhnlich kehrte er spät Abends mit zerrissenen und beschmutzten Kleidern heim und wurde von Polizeidienern als obdachlos in das Polizeigebäude gebracht und dort dem Vater übergeben. Die Vorboten des Fortlaufens und Herumirrens waren Singen und hierauf Weinen, niemals konnte man von Hans selbst erfahren, wo er auswärts gewesen; er wies alle Ausforschungen zurück. War er zu Hause, so blieb er auch nicht im Zimmer, sondern sass im Vorhause oder im Hofe, scheinbar über etwas brütend; oft fiel er wenn man ihn in diesem Zustande anredete vom Stuhl oder erwachte wie aus einem

Schlafe. Noch zeichnete ihn eine grosse Furchtlosigkeit aus; er packte z. B. Ochsen bei den Hörnern oder kroch ihnen zwischen die Beine. War Hans allein im Zimmer gelassen, so machte er sich dort sogleich viel zu thun, er hängte z. B. alle Fensterflügel aus, wusch die Scheiben und hing die Fenster ein, so leise, dass man im Nebengemache kaum etwas davon hörte. Gern besuchte er in der Nachbarschaft einen Töpfer und zeigte in dessen Werkstatt selber Anlagen für das Modelliren. Trotz seiner Schweigsamkeit beim Ausfragen, log er bei andern Gelegenheiten ziemlich dreist und stahl auch, was er eben brauchte; wollte die Mutter etwas von ihm erlangen, so musste sie ihm stets das Gegentheil von dem sagen, was sie von ihm wollte; seine Erbitterung gegen sie war, seitdem sie ihm mit einem Strick an einem Bettpfosten binden wollte und bald mit diesem oder jenem Gegenstande, der ihr grade zur Hand war, heftig geschlagen hatte, auf das Höchste gestiegen.

Der mittellose Vater wusste bei diesen verzweiflungsvollen Missverhältnissen zwischen Mutter und Sohn lange Zeit keinen Rath und keine Ausflucht. Unterstützungen waren ihm von keiner Seite geboten, um Hans in eine andere Pflege geben zu können, dennoch erregten die Nachrichten aus der Levana so innig den Wunsch an, den nunmehr eilfjährigen Knaben einer heilpflegenden Behandlung zu übergeben, dass er sich zur Darlegung seiner Verhältnisse brieflich entschloss, zugleich aber auch sein Unvermögen erklärte eine Pensionszahlung leisten zu können. Die Theilnahme für den aussergewöhnlichen Fall liess die Levana von jeglichen Bezahlungsbedingungen abstehen und Hans wurde am 30. September v. J. in die Anstalt aufgenommen.

Die Erscheinung von Hans war überraschend roh und plump. Auf der stämmigen und steifen Gestalt, die beständig in militärischer Gradheit als ob Hans das Gewehr präsentiren wolle, sich zeigte, sass ein breiter Kopf mit ungemein starken Kinnbacken und vollen, etwas hängenden Backen, die stark und streifig geröthet sind, eine Röthe die sich bei der geringsten Veranlassung weiter ausbreitet, sich erhöht und einen bläulichen Anstrich gewinnt. Die Haut ist sehr weiss, das Geäder durchsichtig, das Haar lichtblond, fast hellgrau, dicht und trocken. Der Kopf mass im untern frontalen Durchmesser 11, im obern frontalen 6 C. M., im parietalen 14, 5. und im mastoidalen 12, 5 C. M. Der erste Längendurchmesser betrug 15, 5 C. M., der zweite 17, 25 C. M. Am Hinterhaupte zunächst der Nackengrube findet sich ein kleiner Höcker, welchen auch der Vater und der Bruder haben. Bei Mutter und Schwester findet er sich nicht. Das Knochengerüste des Gesichts und insbesondere der Unterkiefer ist stark entwickelt. Um die Grösse desselben anschaulich zu machen, lassen wir einige Massvergleichungen von gesunden Knaben gleichen Alters folgen und bemerken dabei, dass bei allen diesen Messungen die Weichtheile möglichst zusammengedrückt wurden.

	Hans	Mittlere Proportion bei Gesunden.
1. Von der Mitte eines Jochbogens zu der des andern:	13, 5 C. M.	12 C. M.
2. Von einem Unterkieferwinkel zum andern:	11 „	9,5 „

	Hans	Mittl. Proportion bei Gesunden.
3. Von der Mitte eines Unterkieferastes zu der des andern:	11, 5	10, 5
4. Gesichtlänge, vom Haaransatz an der Stirn bis zum Kinn:	11, 75	16, 5

Die Gesichtsfarbe ist weiss, an den Wangen streifig roth und bei der geringsten Anstrengung stark blauroth. Die Halsvenen unduliren, der Herzschlag ist nur in der Bauchlage zu fühlen; das rechte Herz ist vergrössert. Die Bewegungen des Knaben sind steif und ungelenk, diese Steifigkeit ist jedoch nicht wie in andern Fällen im Muskel- und Nervensystem begründet, welche im Gegentheil ziemlich gut entwickelt sind, sondern vorzüglich in den Gelenken, die selbt bei passiven Bewegungen die freie Beweglichkeit bis zum normalen Maximum nicht gestatten. Die Füsse sind etwas nach Innen eingebogen. Die Aussprache von Hans ist hart und seine Stimme krächzend. Die Augen sind tiefliegend eingequetscht und die dicken ausgepolsterten Backen springen darunter hervor. Der Blick ist nicht stier, die Augen erscheinen hell, manchmal leuchtend, der Gang ist immer Geschäftsgang mit hartem Auftreten, die Brust heraus, die Arme eingezogen. Das ganze Wesen trägt den Ausdruck der Verschlossenheit, und einer Unruhe, die sich nicht in unruhigen und hastigen Bewegungen, sondern darin zeigt, dass es ihm nirgends lange Ruhe lässt, wenn er sich beobachtet weiss, dass er daher gern verschwindet und die Einsamkeit aufsucht, aber in Folge der Dressur, die er erhalten hat, meistens bald zurückkehrt.

Hansen's Verhalten in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der Levana war zwar kein aufgeregtes, dennoch ein von Unruhe geplagtes. Die Beschäftigungen, zu denen man ihn veranlasste, fesselten ihn eben so wenig als die Mahlzeiten; kaum sass er zwei Minuten, so sprang er auch schon wieder auf, machte einen Rundgang im Garten im gewöhnlichen Schnellschritt und kehrte hierauf zu seinem Platze zurück. Der erste leichte Verweis, den er in den ersten Tagen erhielt, hatte ein plötzliches Blasswerden und Erbrechen zur Folge. Ebenso erfolgte dieses Erbrechen nach den ersten kalten Bädern, die er nahm. Häufige Verunreinigungen des Bettes fielen ebenfalls in diese Zeit. Doch liess sich keinerlei Zusammenhang mit dem Mondwechsel wahrnehmen, obwohl Hans mehrere Nächte sehr unruhig schlief und sich mehrmals schon früh um Vier des Morgens fertig ankleidete. Beim Geniessen der Speisen zeigte der Knabe sich mässig und anständig, doch suchte er sich ausser der Zeit Brod und Semmel zu verschaffen und entblödete sich nicht für diesen Zweck die Schränke zu öffnen.

Die neue Umgebung und die Behandlung, die er erfuhr, erfüllte ihn mit sichtlichem Behagen und er äusserte, dass es ihm hier wohlgefalle: „Das war eine Lust!" sagte er schon am ersten hier verbrachten Tage, einem Sonntage, während des Auskleidens zu sich selber.

An den Beschäftigungen nahm Hans, abgesehen von seinen plötzlichen Entfernungen, gehorsamen Antheil und gab sich sichtliche Mühe, wenn er nicht in den Zustand einer gewissen Erstarrung versank. Seine Fortschritte waren indessen nicht

bedeutend und nur für das Modelliren zeigt er entschieden Neigung und Talent. An den Spielen nahm er lebhaften Antheil, so weit solchen seine Natur nur zuliess; es stellte sich aber dabei sofort auch seine Neigung heraus, kleinere Kinder zu gouverniren und zu hofmeistern. Diese Neigung hatte eine Seite, die als ein Ausdruck von Boshaftigkeit erscheinen konnte, indem er die kleineren Kinder gerne schlug. Dies mochte indessen mit dem von Hans mitgebrachten Begriff des Hofmeisterns zusammenhängen. Die Gartenarbeiten waren für ihn anziehend und er strengte sich dabei möglichst an. Bei dem Unterrichte im Lesen und Rechnen zeigte sich sehr bald seine Unfähigkeit über einzelne Schwierigkeiten hinaus zu kommen und zwar traten diese meistens plötzlich und überraschend ein, so kam er z. B. bei dem Lesen während er die übrigen Worte der ersten Gruppe rasch und gut auffasste, über das Wort sind durchaus nicht hinaus; er fasste weder den Sinn, noch prägte er sich das Wort als solches ein. Für das Schreiben hatte er Neigung und Fähigkeit, d. h. er schrieb die vorgeschriebenen Worte sauber und sicher nach. Bei den Wanderungen vereinsamte er sich gern, zuweilen mit einem Kinde an der Hand und schritt meistens wie in philosophischen Betrachtungen vertieft dahin. Bei den gymnastischen Übungen führte er die vorgeschriebenen Bewegungen sehr präcis aus, so weit es ihm die Steifigkeit seiner Gelenke gestattete. Zu der biblischen Geschichte und dem Religionsunterrichte konnte er nicht zugezogen werden, weil er grade hier leicht in den Zustand stieren Brütens verfiel und aus demselben nicht fortgesetzt geweckt werden konnte. Bei dem Singen war sein Ausdruck der blödsinnigste und er brachte nur heisere und unrichtige Töne, die sich kaum Töne nennen liessen, hervor.

Die Constitution von Hans ist die lymphatische und Spuren überwundener Rhachitis sind bei ihm unverkennbar. Das Temperament ist das phlegmatisch-melancholische, und diesem entspricht die Form seiner Geisteskrankheit. Mit der Neigung zur Einsamkeit hat sich bei ihm stets, nach den Mittheilungen die wir erhalten und nach unserer eigenen Erfahrung, die Neigung zu einer Art philosophischer Reflexion verbunden und der Gottesacker hatte für ihn, wie oben schon erwähnt, eine besondere Anziehungskraft. Sein Brüten ist unzweifelhaft, wenn er nicht in wirkliche Erstarrung versunken ist, kein leeres, sondern mit Vorstellungen erfüllt, und zwar hat er, wie sich besonders aus den Mittheilungen seiner Verwandten ergibt, für das Schauererregende eine besondere Neigung. Damit zusammen hängen seine Selbstmordgedanken. Der entschiedene Mangel eines geistigen Vermögens ist bei ihm nicht vorhanden, wohl aber momentaner Stumpfsinn, eine Art zeitweiliger Betäubung, die weniger durch krankhafte Zustände, durch Congestionen etc. veranlasst erscheint, als durch eine in Anspruch genommene geistige Anstrengung, zu der er sich nicht erheben kann. Zuneigung und Abneigung scheint sich bei ihm entschieden auszubilden, er ist aber im äussersten Grade verschlossen und zu wohl dressirt, um seine Abneigung insbesondere gegen die Personen,

von denen er abhängig ist, merken zu lassen. Eine Folge dieser Dressur ist auch das soldatenmässige seines Wesens.

Die medicinisch-pädagogische Behandlung war bei Hans darauf gerichtet, die Folgen des rhachitischen Zustandes zu beseitigen; eben so die Folgen einer einschüchternden Erziehung und seine Besinnungskraft zu heben. Man musste ihn anfangs freier gewähren lassen als andere Zöglinge, sodann aber der Neigung zum Brüten bestimmt entgegen wirken und sein Hinstieren, sobald es zur Erscheinung kam, durch die Aufforderung zu einer leicht ausführbaren Thätigkeit unterbrechen. Beim Unterrichte war er über die Schwierigkeiten, an denen sein Wille plötzlich erlahmte, mit grosser Geduld hinwegzubringen. Seinen besonderen Neigungen muss mehr wie bei andern Blödlingen Rechnung getragen werden, wie sich denn von seiner Theilnahme an den Gartenarbeiten und am Modelliren viel erwarten lässt. Auf seine Herzerweiterung ist bei der diätetischen Behandlung wie bei den gymnastischen und den Arbeitsübungen Rücksicht genommen. Auch die Anwendung der Bäder muss bei ihm eine vorsichtige sein. Erst in den letzten Tagen haben wir die Bemerkung gemacht, dass sich Hans in der Mitternacht erhebt, ankleidet, unruhig umhergeht, seine Schlafgenossen weckt, die Nachtlampe auslöscht und in die Mondnacht hinaussieht, was als eigentliche Mondsucht nicht zu betrachten ist, aber mit dem Charakter seiner krankhaften Innerlichkeit, d. i. mit dem Reize, den für ihn das Dunkle, Geheimnissvolle und Schauerliche hat, jedenfalls zusammenhängt.

10. Ferdinand S.

Ende October 1857 kam Ferdinand, nachdem er aus der dritten Schule, in welche ihn sein Vater geschickt hatte, als sittengefährlich verwiesen wurde, durch ärztliche Vermittlung in unsere Heilpflege. Professor Mauthner hatte das Zeugniss ausgestellt, nach welchem der Knabe an habituellem Blödsinne leidend war. Der Vater sah darin eine Art Trost, indem er die Gründe für Ferdinand's Ausweisungen aus den öffentlichen Schulen lieber in seiner Geistesschwäche als in seiner Sittenverderbtheit suchte und auf eine individuelle Berücksichtigung für den bisher Verkannten in der Levana hoffend, sprach er seine Freude darüber aus, dass er das Kind nun nicht mehr als eine blosse Nummer in der Waisenhausuniform erblicken würde und dass sein Sohn damit wieder zu höherem Selbstgefühl und zu möglichster Anstrengung und Besserung geführt werden möge. Ferdinand war der älteste von fünf gesunden und hübschen Geschwistern, zeigte mit diesen keinerlei Verwandtschaft, wohl aber hatte sein Gesicht Ähnlichkeit mit dem des Vaters, der als ein besonnener ruhiger Mann erschien. Beide Ältern waren gesund und kräftig aussehend, der Vater mehr düster, die Mutter sehr heiter. Nähere Angaben aus Ferdinand's Kindheit, über den Grund seines Leidens, über Krankheiten etc.

konnte die Levana nicht erhalten und psychologische Beobachtungen waren an dem Knaben eben so wenig gemacht, da Vater und Mutter durch die Führung eines ausgedehnten Geschäftes wenig Zeit für ein Studium in der Kinderstube übrig gehabt hatten und erst durch die, obwohl unbestimmt gefassten Klagen seiner Lehrer in den Schulen, auf Ferdinand's böse Neigungen aufmerksam gemacht wurden. Allerdings hatte es sich schon wiederholt herausgestellt, dass Ferdinand nicht im älterlichen Hause erzogen werden könne, doch suchte man die Erklärung dafür weniger in dessen Wesen, als in der mangelnden Aufsicht. Als nun vom k. Rath Unger der kurze Bescheid einging, dass Ferdinand auch in dem Waisenhause wegen sittengefährlicher Eigenschaften nicht länger Aufnahme finden könne, und dass ihn der Vater schon des andern Tages abholen möge, nahm dieser seine Zuflucht zu dem Arzte, der eine medicinisch-pädagogische Behandlung als die alleinig wirksame für Ferdinand erklärte und die Levana dafür empfahl. Noch am selben Tage verliess Ferdinand das Waisenhaus und trat in die Levana ein, damit kein Tag verloren gehe, der für die Förderung des Kindes dienen konnte. Die Ältern sprachen wiederholt nur den einen Wunsch aus, dass der Sohn ihnen doch nicht abermals zurückgeschickt werden möchte.

Das Äussere des Knaben ist ein auffallendes: sein Körper zeichnet sich durch die unverhältnissmässige Länge seiner Arme aus, die ihm etwas affenartiges gibt und diesem Eindrucke entspricht auch die beständige unruhige Beweglichkeit, die indessen etwas Schlottriges hat. Der Hals ist bei dem Gehen meistens vorgebogen und zwischen die Schultern gedrückt, beim Sitzen sinkt der Kopf vollständig zwischen die Schultern, während die Beine hinaufgezogen sind und die ganze Haltung als eine vollständig zusammengesunkene erscheint, so fern sie überhaupt eine ruhige ist. Die Kopfbildung repräsentirt den sogenannten Sattelkopf. Der Kopf ist schmal, nach vorn und hinten auffallend entwickelt und in der Mitte des Scheitels eingebogen. Die Physiognomie hat einen düsteren, mürrischen und lauernden Ausdruck, welche die Anstrengung freundlich zu erscheinen und das unablässige Streben sich angenehm zu machen, nicht überwinden können, vielmehr zuweilen noch widerlicher machen, als er an sich ist. Die Grösse des Körpers ist dem Alter entsprechend, die Muskulatur gut und der Bewegungsapparat im Ganzen zwar unschön, aber der kräftigen und gewandten Bewegung nicht entgegenstehend.

Die ersten Tage seines Hierseins mussten wir uns fragen, was die Schulen zu Ferdinand's consequenter Ausscheidung veranlasst haben könnte, denn er benahm sich zuvorkommend und willig, entsprach den gemachten Anforderungen und bewies, dass er sich die gewöhnlichen Schulfertigkeiten — Lesen, Schreiben und Rechnen — nicht nur vollständig angeeignet, sondern es darin sogar zu einer ungewöhnlichen, wenn auch blos mechanischen Gewandtheit gebracht hatte. Er las und schrieb sehr geläufig, wobei er offenbar im Schnell-Lesen und Schnellschreiben etwas suchte, machte fast gar keine Verstösse gegen die Rechtschreibung und zeigte sich als einen schnellen und

geübten Rechner. Die Vermuthung, dass er Onanist und wegen der Mittheilung dieses Lasters aus der Schule entfernt sei, schien zwar in seinem scheuen Blicke, in seiner schlotterigen Unruhe eine Begründung zu finden, hat sich aber durch die Beobachtung noch nicht als gewiss herausgestellt. Es bedurfte aber nicht langer Zeit um zu entdecken, dass seine Schulfertigkeiten in der That rein mechanische waren und dass er an einer entschiedenen Geistesschwäche und zwar bestimmter ausgedrückt, an der Unfähigkeit seine Vorstellungen zu sammeln und in bestimmter Richtung innerlich zu combiniren, litt. Für keinen theoretischen Unterricht konnte er zu einer irgend anhaltenden Aufmerksamkeit gebracht werden, die einfachsten Fragen beantwortete er verworren und hielt sich immer gedankenlos an das zufällig Gehörte. Sobald man ihn nicht beobachtete, versank er in die oben beschriebene, zusammengekauerte Haltung, wobei er vor sich hinstierte, mit den Füssen baumelte und mit den Händen irgend eine einförmige Bewegung machte, insbesondere gern gleichmässig in den Tisch schnitt. Wurde Ferdinand aus diesem blöden Zustande aufgeschreckt und bestraft, so benahm er sich im höchsten Grade furchtsam, der Aufforderung aber, seine mechanische Lese-, Schreib- und Rechnenfertigkeit zu bewähren, entsprach er stets eifrig und mit innerer Genugthuung. Überhaupt zeigte er das Bestreben sich hervorzuthun, aber zugleich überall, von den technischen Arbeiten abgesehen, die Unfähigkeit irgend Etwas auszuführen. Für die Formenarbeiten hat Ferdinand entschieden Sinn und eine nicht ungewöhnliche Befähigung; es wird also vorzugsweise an diese anzuknüpfen sein, um für sein geistiges Leben Inhalt und Form zu gewinnen. Auch an Naturbeobachtung fehlt es ihm nicht, er weiss aber mit den Beobachtungen nichts anzufangen, und bleibt dabei innerlich leer. Bei den gymnastischen Übungen zeigte er sich ungewöhnlich eifrig, wollte alles machen und mitmachen, war aber nicht im Stande seinen Willen in so weit zusammenzunehmen, dass er irgend eine Bewegung präcis ausführte und sich den gemeinsamen Bewegungen einfügte. Sobald man ihn nicht in den Augen behielt, that er etwas, was er nicht thun sollte und zeigte eine besondere Neigung in der Höhe zu hocken oder zu hängen. Hierbei, sowie überhaupt, versuchte er sogenannte Schulstreiche zu spielen, d. h. dem Willen des Lehrer hinter dem Rücken desselben zum Ergötzen der Mitschüler, entgegen zu handeln, fand aber bei den andern Knaben nicht den geringsten Anklang, war vielmehr den meisten entschieden unangenehm. In dieser Richtung liegen aber seine bedenklichsten Neigungen, die theilweise als Idiosynkrasien zu bezeichnen sind. Dass Ferdinand Alles, was ihm in die Hände gegeben wird, alle Stifte, Hefte, Federn etc. bis zum andern Tage verwüstet und verloren hat, kann man nicht blos seinem zerstreuten, unruhigen und schlotterigen Wesen zuschreiben, es kommt vielmehr auch hier schon seine Neigung zu zerstören und dadurch andere zu ärgern in's Spiel. Er hat einem entschiedenen Zug heimtückischer Schadenfreude, was Andere erfreut oder was sie brauchen, sucht er heimlich zu zerstören oder zu beseitigen und weidet sich mit ausgebildeter Verstellungs-

kunst an den daraus entstehenden Verlegenheiten. Einen Maulwurf, den die Kinder in einem mit Erde gefüllten Kasten hielten und der ihnen grosse Freude machte, tödtete er während des Mittagmahles, indem er sich eigens zu diesem Zwecke wegschlich. Eine besondere Neigung hat er mit Katzen zu spielen, ihnen zu schmeicheln und sich von ihnen schmeicheln zu lassen und sie abwechselnd zu quälen. Wenn er zwecklos umherzuschlendern oder umherzuschleichen scheint, späht er immer nach Gelegenheiten, diesen Hang zu befriedigen, und gelangt er unbemerkt in ein Zimmer, so lässt er fast unausbleiblich etwas daraus verschwinden, nicht zu seinem eigenen Gebrauche, sondern um es eben verschwinden zu lassen. Besonders gern steckt er, was sich dazu eignet, in den Ofen und that dies beispielsweise mit einen Buche Schreib- und einem Buche Briefpapier, die er von einem Zimmer heimlich weggeholt hatte. Überhaupt beschäftigt er sich gern mit dem Feuer und es zeigt sich hierin ein Ansatz zur Pyromanie, welche sich, wie seine allgemeine Zerstörungssucht gefährlich entwickeln möchten, wenn nicht sein ganzes Wesen rechtzeitig umgebildet wird. Ferdinand hat die Anlage zu einem Verbrecher aus Neigung, zu deren Entwicklung selbst seine ausgesprochene technische Anlage förderlich sein würde. Seine Geistesschwäche ist nur eine halbseitige, indem ihm das Vermögen der innern Sammlung und Erhebung abgeht. Obgleich Ferdinand sich auch zu Musikleistungen drängt, ist bei ihm von einem eigentlichen Eindrucke des Gesanges und der Musik keine Rede. Die biblischen Geschichten weiss er wie den Katechismus vollständig auswendig und plappert sie mit einer Geläufigkeit her, die etwas höchst Unangenehmes hat, weil sie seine innere Theilnahmlosigkeit verräth und doch eine gewisse Affektirtheit im Ausdrucke nicht ausschliesst. Bilder sieht er zwar gern an, aber in einer hastigen und spähenden Weise ohne eine Spur von ruhiger und innerer Anschauung. Er ist im Allgemeinen ein Beweis, dass den Ansprüchen unserer gegenwärtigen Schule bis zu einer gewissen Stufe vollständig entsprochen werden kann, ohne dass damit das innere Leben entwickelt und gestaltet wäre.

In dem ganzen Gemeinschaftsleben der Anstalt findet sich für die Entwicklung der gefährlichen Neigungen Ferdinands keine Nahrung und diese Neigungen werden daher absterben, wenn es zugleich gelingt ihn für positive Interessen zu gewinnen und in ihm die mangelnde Willensstetigkeit und Willensfreiheit zu erzeugen. Seine Einbildung nach gewissen Seiten hin liebenswürdig und unterhaltend zu sein oder sich machen zu können, schränkt sich allmälig ein und er kommt in dieser Beziehung zu einer Art von Selbstbewusstsein, welches für seine sittliche Hebung nothwendig ist. Die Strenge, an die er von den Schulen aus gewöhnt ist, haben wir gegen manche seiner Unerträglichkeiten desshalb fortüben müssen, weil er ausserdem bei seiner Neigung sich über sich selbst zu täuschen, das Bewusstsein seiner übeln Eigenschaften nicht gewinnt, oder sich einbildet, Andere zu hintergehen. Wir halten aber hier wie überall die Strafe nicht für ein Besserungsmittel, sondern für ein nothwendiges Übel

und glauben in unsern Erziehungs-Mitteln und in unserer Gemeinschaft die Elemente zur Umbildung, welche den Schulen, wie sie gegenwärtig sind, abgehen, wofür Ferdinand, wie gesagt, ein sprechender Beweis ist, zu besitzen.

11. Adolph K.

Aus dem Pressburger Ghetto kam am 27. Oktober 1857 der sechsjährige Adolph in die Levana; kein Kind konnte einen geringern Anspruch an kindliche Anmuth haben als er, denn es vereinigte sich Alles in ihm, was ein Kind geradezu abstossend machen kann. Ausser dem Gepräge der Blödsinnigkeit hatte Adolphs Wesen noch das der Verzerrung und Verzärtelung. Sein Gesicht hatte einen süsslichen und mürrischen Ausdruck zugleich, ganz besonders unangenehm war es durch die Stellung der Augen — das linke schielte nach Innen, und er sah nur mit dem rechten, indem er den Kopf immer nach links neigte. Während seines unruhigen Umhertrippelns wimmerte er, als ob er von Schmerzen gequält sei. Bei näherer Betrachtung ergab sich noch zur Erklärung des widerlichen Eindruckes, den das Kind machte, dass Adolph's Gesicht wie sein ganzer Körper von einer fettigen Schmutzlage überzogen, und dass seine Hautausdünstung eine sehr übelriechende war.

Adolph war der Gegenstand ausschliesslicher Sorge und Zärtlichkeit seiner nicht mehr jungen Mutter, welche dreizehn Jahre hindurch in kinderloser Ehe mit ihrem ersten Manne gelebt, und nach einer zweiten Verheirathung nur das eine Kind geboren hatte. Dem Vater Adolphs waren aus seiner ersten Ehe zwei gesunde Kinder geblieben; er wie seine Frau sahen kränklich, missmuthig und verkümmert aus. Das Schielen der Augen hatte der Vater wie der Onkel Adolphs. Die Mutter entstammte einer Familie, welche ihrer besondern geistigen Befähigung wegen bekannt ist, und sie selber bewahrte geistvolle Züge; dagegen bot der Vater, dem die Liebe für sein Kind gänzlich fehlte, und der in demselben nur ein „fressendes Kapital" sah, ein Bild des gemeinen Geizes, und bei der Aufnahme des Kindes handelte es sich um nichts Anderes als um die Honorartaxe, welche im Interesse Adolphs zur Hälfte vermindert wurde.

Adolphs Kopf, mit Ausnahme des Haarwirbels, welcher nicht in der Meridianlinie des Schädels, sondern nach dessen rechter Hälfte geht, zeigte sich symmetrisch. Der untere frontale Durchmesser seines Kopfes beträgt 10·25 C. M., der obere frontale 5·5 C.M., der parietale 12·75 C.M.; der erste Längendurchmesser 16 C.M., der zweite 17·75 C. M. Die Grösse des Körpers ist dem Alter angemessen.

Eigenthümlich und räthselhaft war Adolphs Verhalten gegen die Aussenwelt, welche für ihn gar nicht vorhanden schien; er schien keinerlei Eindrücke zu empfangen, keine Wahrnehmung zu machen als höchstens solche, die sich unmittelbar auf das Essen bezogen, ja man hätte durch wochenlange Beobachtungen nicht einmal erfahren können,

ob er höre — und nichts destoweniger musste er hören und verstehen, denn er sprach, allerdings nicht zusammenhängend und auch nicht viel, sein geringer Wortschatz bestand aus fünf bis sechs Wörtern: er rief „Brod", wenn er Hunger hatte, „ade", wenn er fortgehen wollte, „auf", „zu", wenn er die Thüre geöffnet oder geschlossen wünschte, und verlangte „Kreuzi" beim Anblick von Geld — sein Aussehen war aber blödsinniger, als dass man ihm die richtige Anwendung dieser Worte hätte zumuthen können. Eine auffallende Apathie zeigte Adolph vorzugsweise, wenn man direct an ihn herantrat, so z. B. sprach er nie, und spricht jetzt noch nicht, wenn er dazu aufgefordert wird; so bereit er ist „Brod" zu rufen, wenn er essen sieht, so stumm bleibt er, wenn man ihm dieses Wort vorsagt und ihm zum Nachsprechen desselben auffordert, selbst dann, wenn man ihm ein Stück Brod hinhält. Bei dem Speisen konnte und wollte er sich seines Esszeuges nicht bedienen, sondern benützte seine Finger, um in die vollen Schüsseln hinein zu greifen, und schrie, wenn man ihn daran hindern wollte. Am Tage wie des Nachts verunreinigte sich Adolph regelmässig, und während der ersten Monate musste er die Wäsche und Kleidung drei- bis viermal am Tage wechseln, und die Bettwäsche musste jeden Morgen neu gegeben werden.

Bei den Spielen und Beschäftigungen verhielt sich Adolph theils apathisch, theils ganz widerwillig; im erstern Falle schlief er ein, im letztern schrie er ununterbrochen so laut, dass er die Musik und den Gesang übertönte, und auch durch seine Verunreinigung eine Störung herbeiführte. Auch in der Nacht erhob er während der ersten Zeit regelmässig ein Geschrei, wodurch er die andern Kinder nicht allein weckte, sondern auch zum Mitschreien reizte.

Eine directe Einwirkung auf den Knaben von Aussen her war unter diesen Umständen sehr erschwert, und ein wesentlicher Einfluss einer solchen für den Augenblick nicht zu erwarten, absichtliche mussten ihm gegenüber vermieden, und dem Kinde möglichst freier Spielraum gestattet bleiben. Zunächst galt es durch diätetische, die Reinlichkeit bezweckende Massregeln die Functionen seiner Haut zu regeln, da Adolph in Folge der Einwirkung verjährten Schmutzes von einer ungesunden, alle Entwicklung hemmenden Atmosphäre umgeben war, zugleich aber auch die Quelle dieser Unreinlichkeit — seine üblen Gewohnheiten — versiegen zu machen; denn so lange seine Altersgenossen, gesunde sowohl als kranke, fern von ihm blieben, so lange Unbehaglichkeit seine Freude störte und seine kindliche Heiterkeit verscheuchte, konnte seine Innerlichkeit nicht aus sich heraustreten, da ihm die unabsichtliche, und desshalb bei Weitem wirksamere Anregung von Gespielen fehlte. Eine bessere Gewöhnung bezüglich des Essens war bei Adolph etwa nach drei Monaten in der Weise erreicht, dass er sich nun schon des Löffels bediente, und weiter haben wir es auch seither nicht gebracht, da die Essgier des Knaben eine Gewöhnung zur Benützung des Messers und der Gabel noch nicht gestattete. Betreffs der Verunreinigung konnte während des ganzen Winters bei unausgesetzter Sorgfalt keine viel bessere Gewöhnung erreicht werden;

erst nach etwa vier Monaten gelang es, ihn den Tag über rein zu erhalten. Allmälig verminderten sich auch die Verunreinigungen des Nachts, so dass jetzt zuweilen zwei bis drei Nächte ohne solche vergehen.

Insoweit sich das körperliche Missbehagen Adolphs verminderte, war er auch weniger apathisch. Eine Theilnahme für Aussendinge zeigte sich im Monat Februar für den Hund, der auch jetzt noch der Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit ist; so wie Adolph überhaupt mehr als andere Blödlinge an lebenden Thieren, z. B. dem Esel, den Pferden etc. Wohlgefallen findet. Er jauchzt laut auf beim Anblick des Hundes, läuft ihm nach, nimmt ihn auf den Arm, spielt mit ihm und versucht sein Bellen nachzuahmen. Zärtlich zeigte er sich gegen ein kleines acht Monate altes Kind, das er küsste, streichelte und tragen wollte.

Fast zu derselben Zeit, in welcher der Hund Adolphs Aufmerksamkeit auf sich lenkte, begann er auch Theilnahme für die Spiele zu äussern, während das Kind sich früher mit grösserem oder geringerem Widerstreben nur dem Zwange fügte, äussert es jetzt seine grössere Theilnahme an denselben dadurch, dass es sie gerne mitmacht, mit sichtlichem Vergnügen unaufgefordert einige Bewegungen nachahmt, und am Schlusse des Spiels gewöhnlich heiter angeregt aussieht.

Etwas später gelang es auch Adolph für die Beschäftigungen wenigstens insoweit zu gewinnen, dass er die Nadel, den Flechtstreifen u. dgl. für Augenblicke festhält, auf den Gegenstand blickt, und einen einzelnen Stich oder Durchzug macht. Eine Vorliebe für irgend eine Beschäftigung ist bei Adolph noch nicht hervorgetreten.

Entsprechend den Veränderungen in der Äusserungsweise seines Seelenlebens finden wir, wenn wir die jetzige Äusserlichkeit Adolphs mit der vor sechs Monaten vergleichen, eine auffallende Veränderung. Die üble Hautausdünstung hat sich verloren; das schmutzige Colorit der Gesichtshaut ist einer gesunden Färbung gewichen, und sein Schielen ist bedeutend geringer geworden, denn Adolph bedient sich nun auch des linken Auges zum Sehen, und während die Iris dieses Auges früher hinter dem innern Augenwinkel sich versteckte, so dass man beinahe nur das Weisse des Auges sah, hat sich dessen Stellung nun wesentlich gebessert. Die Haltung seines Kopfes ist desshalb auch eine andere und bessere geworden. Munter und lustig hüpft Adolph im Parke herum, eine Gerte, ein Stückchen Papier, der Hund, der Esel bieten ihm Gelegenheit seine Lust am Spiel zu geniessen. Er ist jetzt in ein Stadium getreten, in welchem er Anhaltspunkte für eine directe Einwirkung zur Umbildung seines Wesens und zur Weckung seiner Innerlichkeit, die jedenfalls eine reichere ist, als es sein Zustand der äussersten Verwahrlosung anfangs vermuthen liess, gibt. Als einen Zug, der auf die Lebendigkeit seines Vorstellens und Wollens deutet, wollen wir noch anführen, dass er sich mehrmals selbstständig aus Schloss und Park entfernt hat, und aufgesucht werden musste. Besonders charakteristisch war es, dass er in solchen Fällen vorher einen Hut, Stock und etwas umzuhängen versucht, und auch zu einzelnen Personen

„ade" gesagt hatte. Ausserdem mag in dieser Beziehung noch angeführt sein, dass er seinem Appetit durch eine förmliche Bettelwanderung bei Tische zu genügen sucht, wobei er sich bemüht ein möglichst freundliches Gesicht zu machen, und bittende Töne ausstösst. Das Bedürfniss der Anschmiegung scheint er zu haben, und würde es um so mehr befriedigen können, je mehr sich das Widrige seines Äussern verliert, dabei hat er aber keineswegs ein geduldiges Wesen, sondern wehrt sich, wenn er sich angegriffen glaubt, und greift sogar selbstständig an, wenn man seinen Wünschen nicht entgegen kommt.

Alles dies sind uns Anzeichen, dass der Idiotismus Adolphs ein mehr durch die Einwirkung von Aussen erzeugter als ursprünglicher ist, und dass die Rettung dieses Kindes sich jedenfalls als eine dankbare Aufgabe erweisen würde. Es ist aber fraglich, ob die Levana ihre Wirksamkeit an ihm fortsetzen wird, denn dem wohlhabenden Vater ist das Opfer, wie er es nennt, das er für die Rettung seines Kindes bringen soll, obgleich das Pensionshonorar schon um die Hälfte herabgesetzt ist, zu gross, und nach zwei Versuchen noch weiter „herunter zu handeln", hat er die Absicht, sein Kind hinweg zu nehmen, angezeigt. Die Familie ist allerdings dagegen, es fragt sich aber, ob sie den Widerwillen des Vaters gegen „Opfer" fur das „fressende Kapital" überwinden kann. Die Levana ist gegenwärtig nicht im Stande die Ausnahme der Gratisaufnahme auszudehnen, und wird die Wohlthat dieser Ausnahme nicht den Kindern reicher Ältern angedeihen lassen.

12. Emil v. S.

„Emil wurde am 20. Juni 1851 zu Pest geboren. Sein Vater leidet seit seinem dreizehnten Jahre an rheumatischen Schmerzen, an Magensaftschärfe, an Schlaflosigkeit überhaupt, insbesondere aber nach geistigen Arbeiten. Die Mutter des Kindes ist sehr gesund, und von ruhigem, sehr gutmüthigem Temperamente.

Einen Tag vor der Geburt von Emil hat seine Mutter in Folge einer Verkühlung Krämpfe bekommen, wobei das Fruchtwasser abging. Dadurch wurde nun die Geburt sehr erschwert, und dauerte unter Krämpfen sechzehn Stunden lang, wobei der Kopf Emils zusammengedrückt sein mag. Doch kam das Kind frisch auf die Welt, nur bemerkte die Mutter, dass es die Brust nicht gut ziehen könne. Der Hausarzt löste des Kindes Zunge, doch ging es nicht besser mit dem Trinken, wodurch erwiesen war, dass die Mittelsehne der Zunge zu kurz sein müsse, weshalb Emil diese lange gar nicht ausstrecken konnte, und auch jetzt nnr mit Mühe über die Lippen bringen kann."

„Als Emil sechs Monat alt war, und grade an dem ersten Zahnen litt, ereignete sich mit ihm ein fürchterlicher Unfall, dessen Folgen um so gefährlicher wurden, weil

derselbe den Ältern erst nach sechzehn Stunden bekannt war. Die Kindsfrau hatte nämlich das Kind, welches in einem Korbwagen lag, in ein Schlafzimmer hinüber zu ziehen gehabt; dabei stiess sie mit den Rädern an den Thürstock, wodurch der Wagen umgestürzt wäre, und um dieses zu verhindern, riss sie das Kind beim rechten Arm und schlug dabei die rechte Seite des Kopfes an den Korb. Der Arm war ausgerenkt, der Kopf schwoll erst nach sechzehn Stunden, aber plötzlich sehr stark an. Das Kind bekam die Fraisen, und von den Eisumschlägen den Keuchhusten; nebstdem quälte ihn das Zahnen und durch sechs Wochen hindurch wiederholten sich die Fraisen täglich vier- bis achtmal. Dies brachte Emil dem Tode nahe; er war schon blau und erstarrt, doch erhielt ihn sein zähes Sehnensystem am Leben; — und nach und nach stellte sich seine körperliche Gesundheit völlig her. — Nicht so seine geistige. Das Kind hatte schon bei der Geburt einen zu grossen Hinterkopf: nach dem Fall schien sich jedoch ein Wasserkopf bilden zu wollen. Emil lernte sehr spät gehen, und man sah, dass sein Kopf zu schwer sei. — Die Ärzte waren uneinig, ob es ein Wasserkopf werde oder nicht. Der Blick des Kindes war sehr verschleiert und blöde, sein Gang unsicher hüpfend auf den Fusspitzen, eine ewige Unruhe in Händen und Füssen, ewiges Klopfen mit beiden und ewiges Springen stellten sich ein, als er gehen konnte.

Nebstdem, wenn Emil böse wurde, wobei einige Zuckungen im Gesicht einen plötzlichen Schmerz im Kopfe anzudeuten schienen, schlug er mit der rechten Hand die rechte Wange, respective Schläfe mit der möglichsten Kraft (— eben die Seite, welche an den Korb geschleudert wurde —); dazu kam eine Schlaflosigkeit als Resultat der ewig aufgeregten Nerven; — Emil gab keine Laute von sich, weil seine Zunge fast unbeweglich und zu kurz war. Um nun doch seine Zunge irgend wie in Bewegung oder Berührung zu bringen, gewöhnte er sich daran, den linken Zeigefinger gebogen in den Mund zu geben, und bei der Anstrengung um die Zunge zu recken, zerbiss er ihn ganz, wie es zu sehen ist.

Gegenwärtig sind zwar fast alle obgenannten Symptome noch vorhanden, jedoch in milderem Grade. Oft kann Emil erst nach zwei bis drei Stunden einschlafen, nachdem er zu Bette gegangen; er springt, klopft mit Händen und Füssen wie zuckend; er ist auch jetzt so unstät im Blicke und ohne Aufmerksamkeit und Ruhe. Noch spricht Emil kaum 40—50 Worte, doch ist es unvergleichlich besser seit einem Jahre mit ihm, denn früher schien er hoffnungslos für immer incurabel.

Emil ist übrigens ein sehr gutes, heiteres Kind; die Musik hat auf ihn von jeher selbst in seinem blödesten Zustande wohlthätig eingewirkt. Manchmal war ein Einfluss des Vollmondes auf ihn zu bemerken; er hatte noch weniger Schlaf, wurde mit ängstlichem Schreien gegen Mitternacht wach, und hatte ein Abweichen, verbunden mit einem Blödsinn, der ihn auch abhielt bei Tage zu melden. Ein Löffel voll schwacher Wein auf die Nacht gereicht, that ihm in dieser Zeit sehr gut.

Für Schlosserei, Zusammenstellung und Verstecken von Gegenständen scheint

Emil eine Vorliebe zu haben. Er ist im Essen sehr mässig, und zeigt nie eine Gier. Im Schlafe wird sein Kopf gewöhnlich nach rückwärts gezogen, was vielleicht ein Symptom seiner Krankheit ist."

So weit wurden uns die Mittheilungen von dem Vater Emils wörtlich über Emil gegeben, der am 1. November 1857 in die Levana eintrat.

Emil hat eine seinem Alter entsprechende, d. h. mittlere Grösse. Der Schädel hat im untern frontalen Durchmesser 10 C. M., ist im obern frontalen 5 C. M., im parietalen 13 C. M., im mastoidalen 12·5 C. M. Der erste Längendurchmesser beträgt 15 C. M. der zweite 18·25 C. M. Das Gesicht ist klein und blass. Der Blick war verschleiert, und hatte einen leidenden Ausdruck, an dem das ganze Gesicht Theil nahm. Emil fixirte die Gegenstände, und das bei Idioten so gewöhnliche Schielen trat bei ihm nur momentan hervor. Der Körper des Kindes war mässig genährt, und die Muskulatur ziemlich entwickelt. Das linke Bein ist um einen halben Zoll kürzer als das rechte, aber sonst eben so gut genährt, so dass der Schluss auf eine einseitige Erkrankung oder Schwäche des Gehirns hierin keinen Anhalt findet. Emil zeigte sich sehr unstät und unruhig, seine Bewegungen waren hastig aber geschickt; sein Gang ist ein eigenthümlicher dadurch, dass er das steifer gehaltene linke Bein nachzieht, wobei der Fuss stark nach auswärts gestellt ist; der rechte Fuss tritt dabei energisch auf, so dass sein Gehen wie ein fortgesetztes Antreten zum Tanzen aussieht. So wie er in ein Zimmer trat, betastete er alle Gegenstände, nahm die einen auseinander, zerbrach andere, und liess sich hievon durch keine Einsprache abhalten. Dabei sprach er abgerissene ungarische Wörter vor sich hin, welche mit seiner jedesmaligen Beschäftigung bald einen Zusammenhang hatten, hald nicht. Die meisten dieser Wörter sind Bezeichnungen von Gegenständen der Handtirung und des Spiels, von Speisen und Namen, ausserdem drückt er mit den Worten schön und süss das Angenehme aus. Emil wendet das Bejahungs- und Verneinungswort an, aber nicht in richtiger Beziehung auf die an ihn gestellten Fragen, wobei jedoch auch damals schon wie jetzt eine gewisse trotzige Schelmerei im Spiele gewesen zu sein scheint. Das Kind verunreinigte sich bei Tage wie bei Nacht sehr häufig, was um so schwerer zu verhüten war, als er in der ersten Zeit seines Aufenthaltes fast beständig an Diarrhöe litt. Dagegen verlor sich die in dem Berichte des Vaters erwähnte Schlaflosigkeit, die sich am ersten Abende seines Hierseins bis zu einer aussergewöhnlichen Aufregung, in der er das Bett auf die Erde warf, darauf herumhüpfte etc. steigerte, schon in den nächsten Tagen. Emil schlief seitdem immer ruhig, ausser wenn er durch Schmerzen wach erhalten wurde. Trotz der Anstelligkeit, die er bei seiner Selbstbeschäftigung zeigte, konnte er weder selbstständig essen noch sich ankleiden, noch sich seines Taschentuches bedienen; er war augenscheinlich gewöhnt in allen diesen Beziehungen bedient zu werden. Gleich im Anfange seines Hierseins trat eine eigenthümliche Gewohnheit heraus, die als Idiosynkrasie bezeichnet werden muss. Emil kramte so oft er nur dazu kommen konnte, in Kästen und Schrän-

ken herum, verlegte, was sich darin befand, und versteckte darin und an andern Orten, Gegenstände, die er im Zimmer fand. Diese Neigung ist auch jetzt noch nicht verschwunden, hat sich vielmehr insofern ausgebildet, als er bei dem Verstecken mit mehr Berechnung zu Werke geht, aber nach den versteckten Gegenständen befragt, was jetzt geschehen kann, den Versteck auch nach Verlauf einiger Stunden anzeigt. Die Neigung zum Zerlegen und Zerbrechen ist zurückgetreten. Im Allgemeinen zeigte Emil sich heiter, und die Musik regte ihn freudig auf; dabei war er aber zum Zorn geneigt, und schlug sich bei den Ausbrüchen desselben wiederholt auf die Wangen oder Schläfe, wie es in dem Berichte des Vaters angeführt ist. Ausserdem warf er sich auch auf den Boden und raufte sich das Haar. Auch diese Erscheinung können wir als ein Symptom für einseitige Gehirnerkrankung, wie sie aufgefasst zu sein scheint, nicht anerkennen, da Emil, wenn man ihm die rechte Hand hält, mit der linken Hand die linke Wange und zuweilen auch beide Wangen mit beiden Händen schlägt. Als ein Symptom allgemeiner Überreizung oder des Unvermögens, die Reizung zu ertragen und der Affection eine bestimmte Richtung nach Aussen zu geben, kann und muss diese Eigenthümlichkeit allerdings aufgefasst werden; sie ist der Ausdruck des beschränkten Äusserungsdranges für bestimmte Aufregungen und entspricht durchaus der Form des Idiotismus der Beschränktheit, für welche Emil zunächst Julius ein ziemlich ausgeprägtes Beispiel ist.

Die erwähnte Diarrhöe Emils dauerte zwei Monate beinahe constant, indem sie durch strenge Diät auf ein bis zwei Tage allerdings unterbrochen worden, aber dann wieder zum Vorschein kam. Opiate wurden keine angewandt, Klystiere mit argentum nitricum durch etwa 18 Tage, und innerlich Salepgallerte, worauf die Intervalle der Diarrhöe bei minder ängstlicher Diät mehrere Tage betrugen. Salepgallerte wurde durch etwa sechs Wochen angewandt, bis sie das Kind nicht mehr nehmen wollte. Gegenwärtig tritt die Diarrhöe nur noch selten auf, und weicht einer zweckmässigen Diät, und die Stärke des Übels in der ersten Zeit scheint uns vorzugsweise im Ortswechsel und in Allem, was damit zusammenhängt, begründet zu sein. Die Verunreinigungen haben jetzt bei Tage fast ganz aufgehört, und in der Nacht sind sie selten. An einem der letzten Tage lief Emil bei einem der Spaziergänge und ohne dass man wusste, wesshalb, fort — wie man nachher sah — den Abort aufzusuchen; er hat jetzt das Bedürfniss der Reinlichkeit gewonnen. Die durch den krankhaften Zustand des Knaben gehemmte körperliche Entwicklung ging rasch vor sich, nachdem jener beseitigt war. Seine Musculatur ist im Allgemeinen kräftig, seine Schenkel und Waden besonders derb. Zugleich ist seine Färbung lebhafter, das Auge freier geworden, und der leidende Ausdruck des Gesichts fast ganz verschwunden — ein Erfolg, der durch das Zusammenwirken aller unserer Mittel erreicht ist, bei dem aber, insofern er ein physischer ist, die Gymnastik, die Spiele und die Wanderungnn besonders in Betracht kommen. Die Zeit des Aufenthaltes von Emil ist noch zu kurz, als dass ein bessernder Einfluss

der Heilgymnastik auf das Missverhältniss der Länge beider Beine bemerkbar sein könnte, da aber eine Knochenkrankheit auf keinen Fall vorhanden gewesen ist, so ist allerdings zu hoffen, dass das Missverhältniss gehoben wird, insoferne die Gymnastik darauf Rücksicht nimmt, und der Gang, den wir oben beschrieben, ist schon jetzt ein ganz anderer, immer noch ein eigenthümlicher, obgleich keineswegs unangenehm auffallender. Durch die gemeinsamen Spiele wurde der Knabe Anfangs in grosse Aufregung versetzt; die Musik, der Gesang und die rhytmische Bewegung wirkten derartig auf ihn ein, dass er fortgesetzt hüpfte und sprang. durch das Aufhören derselben ungeduldig gemacht wurde, und sich nicht führen lassen wollte, da dies aber geschehen musste, in Zorn gerieth, und sich häufig in der erwähnten Weise selbst schlug. Gegenwärtig nimmt Emil an den Spielen einen ruhigen und dennoch lebhaften Antheil, d. h. er fügt sich ihnen ein. Das Sichselbstschlagen wird immer seltener, was schon dadurch bedingt wird, dass wir ihn jetzt besser verstehen, und dadurch unnöthige Reizung vermeiden, sowie ihn leichter beruhigen können, wozu nur Liebe und Freundlichkeit gehört. Seine Reizbarkeit hat im Allgemeinen abgenommen, er ist mit seiner Kräftigung zugleich ruhiger geworden, was sich bei den Beschäftigungen zeigt, und durch sie zum Theil vermittelt worden ist, denn die ersten zwei Monate hindurch konnte Emil nicht dazu gebracht werden, auch nur eine Viertelstunde zu sitzen, und die Bewegungen des Flechtens und Äusnähens zu wiederholen. Jetzt flicht er mit breiten Tuchenden schon ziemlich gut, und zieht beim Ausnähen die Fäden durch die vorgestochenen Löchelchen; die Schere weiss er zu handhaben, ist aber über das Papierschnippern noch nicht hinaus. Beim Bauen legt er die Steine über einander ohne eine Form zu bezwecken. Der Gesang zog Emil von Anfang an, er singt jetzt die Scala, trifft den Ton, und hat eine gute Stimme. In dem Sprachverständniss hat er Fortschritte gemacht, die um so bemerkenswerther sind, als ihm das Verständniss des Deutschen bei seiner Ankunft ganz fehlte. Emil führt nicht nur die Aufforderungen, die man an ihn richtet, aus, sondern bejaht und verneint auch an ihn gestellte Fragen. Ein zusammenhängendes Sprechen ist noch nicht vorhanden, die Worte aber, die man ihm vorsagt, spricht er ziemlich deutlich und richtig nach. Das Schelmische, was bei Emil ein ursprünglicher Charakterzug ist, tritt bei ihm immer mehr hervor, und gleich Julius gewinnt er rasch die Liebe Aller, die mit ihm zu thun haben. Wir dürfen nach Allem, wenn wir die Fortschritte des ersten Halbjahres überblicken, der weiteren Entwicklung nur mit Freude und Vertrauen entgegensehen. — Seinen Vater, der in der letzten Zeit zum Besuche in die Levana kam, erkannte Emil, und in seinen Blicken, die an der Gestalt des Vaters hafteten, lag eine innige und rührende Zuneigung; auch seinen vierjährigen Bruder, der mitgekommen war, erkannte er; die Bedeutung des Abschiedes empfand er nicht.

13. Alois R.

Alois wurde den 20. December 1857 der Levana von seinem Bruder übergeben, der ihn ohne eine vorherige Anzeige mitbrachte und sogleich da liess. Gleich Ferdinand war Alois von der Privatschule, in der er sich zuletzt befunden, ausgewiesen worden, aber nicht wie Ferdinand wegen seines gefährlichen Einflusses auf die Andern, sondern wegen der Unmöglichkeit etwas mit ihm anzufangen. Der Knabe war schon vierzehn Jahre alt und rasch gewachsen. Sein Äusseres machte den Eindruck der Scheu, Furchtsamkeit, Unbehülflichkeit und Weichheit, ohne unangenehm zu sein. Über seine Vergangenheit theilte sein Bruder mit, dass er als schwächliches Kind geboren, im dritten Jahre die Masern gehabt hatte, aus welcher Krankheit ihm ein Hornhautfleck zurückgeblieben. Die angeborene Schwäche sei durch viele Kinderkrankheiten vermehrt worden; erst mit dem dritten Jahre habe er gehen und im fünften sprechen gelernt. Im siebenten Jahre sei er eine hohe Stiege herabgefallen, dabei so erschüttert worden, dass er einen halben Tag ganz besinnungslos geblieben und durch einige Tage hindurch unzusammenhängend gesprochen habe. In drei Schulen, die er besuchte, habe er Lesen und Schreiben gelernt, letzteres insofern gut, als er eine sehr saubere, deutliche und geläufige Handschrift hat; das Rechnen aber lernte er trotz aller Anstrengung nicht; auch fehlten ihm alle zusammenhängenden reellen Kenntnisse. In der letzten Anstalt, in der er sich befunden, sei er sehr viel geschlagen worden.

Der Körper von Alois war lange aufgeschossen, aber nicht unkräftig, die Beine ein wenig nach innen gebogen, Hände und Füsse im Verhältniss zum Körper ziemlieh gross und plump. Der kleine rundgeformte Kopf ist mit stark gekräuselten Haaren, die ziemlich tief in die Stirn gewachsen sind bedeckt. Die Gesichtsfarbe weder auffallend blass, noch auffallend geröthet, aber unrein, die Gesichtsbildung ohne scharfe Umrisse, das eine Auge fast blind und daher zugekniffen. Der Ausdruck der Augen und des Gesichts weich, freundlich, wehmüthig. Das Scheue und Furchtsame in seinem Ausdrucke ist jedenfalls durch die strenge Behandlung bedingt, die er erfahren hat. Seinem Gange fehlt es an Elasticität, er hat etwas Schleppendes und dabei Unruhiges. Die Stimme des Knaben ist leise, die Sprache rasch, aber abgebrochen und er lässt statt der Rede gern sein Mienenspiel wirken oder versucht sich die Rede dadurch zu ersparen.

Das melancholische Temperament ist bei Alois sehr ausgesprochen und seine geistige Schwäche machte ihn zum Trübsinnigen; er ist in hohem Grade empfindlich und verletzlich, findet sich leicht zurückgesetzt und vernachlässigt und macht sich darüber Gedanken; er verlangt nach Zuneigung und sucht diese mit schüchterner Annäherung zu gewinnen. Jedes energische Herausgehen aus sich selbst scheut Alois und da er gehorsam ist und gehorsam sein will, so sucht er sich unbequemen Anstren-

strengungen durch mehr oder weniger fingirte Krankhaftigkeit, durch Klagen, und in andern Fällen durch Schmeicheleien zu entziehen; dennoch nimmt er es sehr übel, wenn man ihn sich selber überlässt, weil er darin einen Mangel an Theilnahme sieht. Im Anfange seines Hierseins weinte er sehr leicht und seine Furcht unangenehm zu sein oder zu werden, wie sein Bedürfniss nach Zuneigung veranlasste komische Scenen. So bat er eines Tags mit thränenden Augen Jedermann im Hause, auch fremde Damen, die zum Besuch waren, um Verzeihung für Etwas, was er gethan habe und und was sich nicht nennen liess, weil es mit seiner Unfähigkeit sich reinlich zu halten, zusammenhing. Der Entdeckung der Bettdurchnässung kam er in komischer Weise dadurch zuvor, dass er „an einem gewissen krankhaften Zustande zu leiden", mittheilte.

Bei dem Unterrichte stellte sich seine geistige Energielosigkeit um so mehr heraus, als er offenbar guten Willen hat den Ansprüchen, die an ihn gemacht werden, zu genügen. Es fehlt ihm nicht an Vorstellungen, aber überall an dem logischen Zusammenhange und es ist schwer ihn zu einfachen Urtheilen zu bringen, wenn sie nicht der Ausdruck gewisser Zuneigungen und Abneigungen sind.

Bei den Spielen war Alois bald heiter, bald zog er sich unter irgend einem Vorwande zurück, weil er sich verletzt oder nicht mit der gehörigen Rücksicht behandelt glaubte.

Bei den Formenarbeiten hat er bis jetzt nichts geleistet, mit Ausnahme des Modellirens, für welches er Geschick und viel Eifer zeigt; für die Gartenarbeiten hat er den meisten Sinn und fängt jetzt an für das Pflanzenleben besonderes Interesse zu gewinnen.

Bei den Wanderungen stellt Alois mehr stille Reflexionen an, — die es ihn jedoch irgend wie mitzutheilen drängt, — als dass er sich beobachtend verhielte, und an den Ereignissen, die jeder Spaziergang mit sich bringt, Theil nähme. Diese Reflexionen sind durchweg sentimentaler Natur und er besitzt eine gewisse Sinnigkeit der Schmeichelei. Häufig begnügt er sich denjenigen, der ihm begegnet, verständnissinnig anzublicken. Kleine Aufmerksamkeiten erzeigt er sehr gern und zeigt sich zur häuslichen Bedienung sehr geneigt, verlangt aber dafür dankbare Anerkennung.

Zu philosophischen Welt- und Menschenbetrachtungen hat er eine ähnliche Neigung wie Hans, ist aber im Gegensatz zu diesem nicht verschlossen, und mehr wie dieser zu einer freundlichen Beantwortung der aufgeworfenen Räthsel bereit. Zu Selbstmordgedanken, die sich bei Hans gezeigt haben, verirrte er sich nicht, obgleich er oft sehr weltschmerzlich und weltüberdrüssig gestimmt ist, schon weil er hiezu zu viel Weichlichkeit hat.

Alois ist über das Alter der Volksschule hinaus, und sein Eintritt in die „Lehrlingsschule" in jeder Beziehung angezeigt. Die Erstarkung seines geistigen Vermögens ist kaum noch durch theoretischen Unterricht zu fördern, dagegen hoffentlich dadurch zu erzielen, dass er zu einer energischen und regelmässigen Arbeit gebracht wird. Die

Gymnastik ist für ihn wichtig, und wir haben es angemessen gefunden, ihn in die Abtheilung seiner Altersgenossen einzureihen, obgleich er das Geforderte nur annäherungsweise leistet, woran weniger seine Muskelschwäche als seine Willensschwäche, die Empfindlichkeit, Zimperlichkeit und Furchtsamkeit seines Wesens die Schuld trägt. Wird er zu einer etwas anstrengenden Übung genöthigt, so nimmt sein Gesicht einen mitleidflehenden Ausdruck an; er fängt doch aber an sich zu freuen, wenn er diese oder jene Übung zu Stande bringen kann, und ist bei weitem nicht mehr so furchtsam, als er es anfangs war. So sträubte er sich anfangs mit Händen und Füssen auf das Eis zu gehen, aber einmal darauf gebracht und mit fortgezogen, gewann er Selbstvertrauen, und verlangte von selbst die Fortsetzung der allerdings unterstützten Gleitübung; eben so verhält er sich gegen das Baden, aber bei einiger Consequenz wird es auch hier gelingen, seine Furchtsamkeit zu überwinden. Was aus Alois noch zu machen, ist auf dem Wege der Körper- und Willenskräftigung anzubahnen. Im laufenden Sommer soll er als Lehrling in die Gartenschule eintreten.

Bei der Mehrzahl der geheilten Idioten wird der Übertritt in eine ländliche oder der ländlichen verwandte Beschäftigung zu empfehlen sein, weil diese am meisten geeignet ist, die Gesundheit überhaupt zu erhalten, und die vielfachen Störungen der Gemüthsruhe, die das Leben unter einer städtischen Bevölkerung mit sich bringt, ferner hält. Der geheilte Idiot, der gelernt hat sich in einfachen Verhältnissen und unter einer theilnehmenden Umgebung zurecht zu finden, wird häufig wieder in sich selbst zurück oder aus sich herausgedrängt, unfrei und irr, wenn er in mannichfache Berührungen kommt und verschiedenartigen Einflüssen ausgesetzt wird. Dies gilt nicht weniger von dem Familienkreise wie von andern. Die krankmachenden Einflüsse sind nicht selten physische und sittliche, die dem bestimmten Familienleben angehören, gewesen; sie traten also wieder in Wirksamkeit, sobald der Geheilte der Familie wieder angehört, wenn auch Manches innerhalb derselben sich günstiger gestaltet haben mag. Wir halten aus diesem Grunde zunächst die an die Heilanstalten selbst sich anschliessenden Lehrlingsschule und weiterhin die sorgfältige Wahl des Lebenskreises, in welchen man den Geheilten wie den Gebesserten stellt, für eine Nothwendigkeit des nachhaltigen Erfolges. Von der Arbeit schlechthin einen geheilten Idioten oder einen Gebesserten zu entbinden, ihm eine sogenannte vornehme Existenz zu gewähren, wäre das sicherste Mittel, den Erfolg wieder aufzuheben. Eben so wenig aber darf für die Genesenen eine einförmige und dadurch abstumpfende Beschäftigung gewählt werden.

Ergebnisse.

Die Übersicht der sämmtlichen Krankengeschichten ergibt für die Charakteristik des Idiotismus nnd die Heilbarkeit desselben, folgende Resultate:

1. Wir haben im Bereich unserer Praxis alle Arten des nicht kretinischen Idiotismus theils in reiner Ausprägung, theils in den combinirten Formen vertreten, jeden idiotischen Charakter aber individualisirt. Die Individualität hat in dem Gebiete der Krankheit eine gleiche Mannichfaltigkeit wie in dem Gebiete der Gesundheit, und sie erscheint insofern ausgeprägter, als die Abnormität in einzelne Absonderlichkeiten stets ausläuft, und Idiosynkrasien sich bei Idioten häufiger finden als bei Gesunden. Hiezu liefert fast jede der Krankengeschichten den Beweis. Wir finden überall sehr beschränkte und bestimmte Neigungen, die sich als solche schwer oder gar nicht erklären, d. h. zu dem Gesammtzustande nur allgemein in Beziehung setzen lassen. Die hervorstechendsten Idiosynkrasien in unserem Erfahrungskreise sind: das Koth- und Grasessen von Julius, die Neigung für Schlösser und Schlüssel und die Versteckungssucht bei Emil, die Ansätze zur Pyromanie bei Ferdinand, die Neigung zur Uhr und zum Haarverschneiden bei Emanuel, die Stehlsucht ohne Absicht des Gebrauchs bei Hans. Ein Vertreter des narrenhaften Idiotismus ist Emanuel; ein eben so reiner des Trübsinns Alois; eine Mischung von Trübsinn und Stumpfsinn, aber bei einem mildern Grade des Idiotismus überhaupt stellt Hans dar. Den ausgeprägten Stumpfsinn haben wir nicht vertreten, diejenige Stumpfsinnigkeit aber, welche vorzugsweise durch die Mangelhaftigkeit des motorischen Vermögens bedingt ist, desshalb von vornherein eine mildere Form hat, und durch die Stärkung des motorischen Vermögens sichtlich gehoben wird, in Franz, in Mariane und in Rosalien, obgleich bei der letztern die Schwäche des motorischen Vermögens mehr als erworbene, denn als angeborene erscheint. Adolph stellt eine Stumpfsinnigkeit dar, die durch allgemeine Verwahrlosung, wo nicht hervorgebracht, so doch frühzeitig gesteigert erscheint. Eine Mischung des stumpfsinnigen und narrenhaften Idiotismus stellt Iduna dar, bei welcher das Gehirnleiden als secundäres erscheint, Bedingungen aber für das Heraustreten der Chorea wahrscheinlich theils ursprünglich gegeben, theils spätere Zufälle sind. Die eigenthümliche Kopfbildung weist auf eine von Haus aus mangelhafte Organisation unverkennbar hin. Julius und

Emil vertreten diejenige Form des Idiotismus, die wir als die der Beschränktheit bezeichnet haben. Bei Julius ist der motorische Apparat und der Instinkt der zweckgemässen Bewegung vollkommener entwickelt als bei Emil, aber auch Emil ist nicht nur kräftig angelegt, sondern hat auch die Neigung zu energischen Bewegungen und zu einer beständigen wirksamen Thätigkeit. Die unruhige Beweglichkeit von Julius war von vornherein ganz ohne Zweckvorstellungen, und diese sind ihm erst allmälig beigebracht worden, wogegen Emil selbstständige Combination zeigt, und bei seinem Handtiren immer bestimmte Absichten hat; bei der Befriedigung seiner Versteckenssucht fängt er sogar an wirkliche Schlauheit zu zeigen, indem er z. B. die Theile eines Gegenstandes auseinanderlegt, und für jeden ein besonderes Versteck ausfindig macht. Bei Julius ist die Sprechfähigkeit kaum in Spuren vorhanden gewesen, während Emil 40 bis 50 ungarische Worte sprach, und mehr als er sprechen konnte, verstand; in Anbetracht, dass ihm das Deutsche fremd war, hat er sogar während der Zeit seines halbjährigen Hierseins im Verständnisse desselben auffallende Fortschritte gemacht. Eine Neigung zum Bilderanschauen, wie sie z. B. bei Franz in besonders hohem Masse vorhanden ist, hat er nicht, wenn sich bei ihm auch nicht die entschiedene Abneigung wie bei Julius findet. Das Bildersehen oder Erkennen ist bei Emil nur als schwächster Ansatz da, welcher, da die Neigung fehlt, sich nicht entwickeln kann. Die bei weitem grössere Combinationsfähigkeit von Emil gegenüber Julius kommt ihm bei den Beschäftigungen desshalb nicht zu Statten, weil er einen sehr entschiedenen Zug zu selbstständiger Beschäftigung hat. Die krankhafte Überreiztheit, die bei Julius in der allgemeinen Unruhe der Bewegung und beständigem Klopfen und in einzelnen Wuthausbrüchen erschien, zeigt sich bei Emil in dem heftigen Schlagen des eigenen Kopfes, sobald er gereizt wird. Zu derselben Form des Idiotismus gehört Ferdinand, bei dem indessen nur der mildeste Grad des Idiotismus angenommen werden kann. Bei einer von Haus aus vernünftigen Erziehung wäre vielleicht die allerdings vorhandene Mangelhaftigkeit der Organisation mit dem Fortschritt der Entwicklung überwunden worden, und es hätten sich die krankhaften Neigungen, an denen er leidet, nicht herausgestellt. Bei Rosamunde ist der krankhafte Zustand entschieden ein secundärer, d. h. es kann höchstens von einer ursprünglichen Disposition zu der bestimmten Krankhaftigkeit die Rede sein, die Entwicklung derselben aber ist vorzugsweise durch die Erziehung bedingt gewesen. Die Form der Krankheit ist bei Rosamunde Melancholie mit Nymphomanie.

2. Wie die verschiedenen Arten sind auch die verschiedenen Grade des Idiotismus bei uns vertreten. Für die Abstufung des Idiotismus gibt die Sprachbefähigung den wichtigsten Anhalt. Je weniger das Kind an dieser Befähigung Theil hat, nachdem das vierte bis fünfte Lebensalter überschritten ist, um so tiefer steht es auf der Stufenleiter des Idiotismus. Wir haben Pfleglinge, die nur einzelne Worte sprechen, stammeln oder hervorstossen — Julius, Emil, Franz, Adolph; andere, welche unvollkommen, entweder schwerfällig oder undeutlich sprechen, wie z. B. Hans, wel-

chem das Sprechen Anstrengung kostet, Iduna, die schnell aber abgestossen und stossweise spricht, Emanuel, der die Laute vermischt, und zum Theil auch noch Mariane, wegen der auffallenden Langsamkeit ihres Sprechens; endlich solche, deren formelle Sprachbefähigung entwickelt ist, wie bei Alois, Rosalie, Ferdinand. Von der Sprachfähigkeit ist die Verständnissfähigkeit noch zu unterscheiden, insofern, als die Hemmung des Sprechens eine äusserlich organische sein kann, wie es z. B. bei Franz der Fall ist, dessen Sprachverständniss viel weiter reicht, als das der mit ihm Zusammengestellten. Nachdem bei ihm die Unförmlichkeit der Zunge beseitigt ist, tritt die Ungeübtheit seiner Sprachwerkzeuge, die mangelnde Beherrschung derselben, hervor, und muss durch ausdrückliche Übungen, die bei andern sprachunfähigen Kindern nicht angezeigt sind, überwunden werden. Bei Julius würde sich das motorische Vermögen auch bezüglich der specifischen Bethätigung der Sprachwerkzeuge rasch ausbilden, wenn bei ihm das Anschauungs- und Vorstellungsleben mehr entwickelt, und das Bedürfniss der gegenseitigen Äusserung und Verständigung vorhanden wäre, von welchem bis jetzt nur Spuren und Ansätze hervortreten. Der Leseunterricht nach der Methode der Levana zeigt sich bei allen Denen, welche unvollkommen sprechen, wirksam, und ist die einzige systematische Sprechübung, welche wir bei ihnen für zulässig halten. Unter denen, deren formelle Sprechfähigkeit entwickelt ist, zeigt Ferdinand eine entschiedene Neigung zu jenem halb monotonen, halb affektirten Lesen, welches fast durchweg die Frucht der herrschenden Leseübungsmethode ist, und er macht sich nicht das mindeste Gewissen daraus, mit einer Art Scheinausdruck zu lesen, was er nicht versteht, oder wozu er sich innerlich gleichgiltig verhält, überhaupt ist bei ihm der Intelligenzmangel in dem Gemüthsmangel begründet. Die Sprachbefähigung ist das spezifisch menschliche Vermögen, und gibt eben desshalb den entscheidenden Eintheilungsgrund für die Grade des primären Idiotismus ab, während bei den secundären Wahnsinnsformen die Sprachfähigkeit als solche grade in den Momenten der wahnsinnigen Aufregung gesteigert sein kann.

3. Die primäre und secundäre Geisteskrankheit unterscheiden sich dadurch, dass die letztere die vorangegangene relativ gesunde Entwicklung voraussetzt, während durch die primäre Geisteskrankheit die Entwicklung von vornherein gehemmt und gestört ist. Es versteht sich von selbst, dass der hiermit ausgedrückte Gegensatz kein abstrakter ist. Man kann zwar die Wahnsinnsformen der Erwachsenen und den kindlichen Idiotismus entschieden gegenüberstellen, aber bei den ersten ist in vielen Fällen nicht nur eine ursprüngliche Disposition, sondern auch durch die verschiedenen Entwicklungsperioden sich fortsetzende Störungen, welche schliesslich das Selbstbewusstsein angreifen, anzunehmen, von welchen Fällen diejenigen zu unterscheiden sind, in welchen die Krankheit durch gewaltsame Eingriffe in den Organismus und durch zerrüttende Einflüsse bedingt ist. Eine entsprechende Unterscheidung ist auch im Gebiete des kindlichen Idiotismus zu machen, indem hier zunächst mechanische Eingriffe und Stö-

rungen in manchen Fällen nachweisbar oder wahrscheinlich sind, während dies bei andern nicht der Fall ist, weiterhin aber der Idiotismus entweder durch Lebensweise und Erziehung, wo nicht geradezu hervorgebracht, so doch wesentlich gefördert und verstärkt erscheint, in andern aber als angeboren anzunehmen ist. Bei Alois und Emil liegen bestimmte und nicht zu bezweifelnde Mittheilungen über Erschütterungen des Gehirns durch Fall vor; bei Iduna und Rosalie wird von gefährlichen Fällen in der ersten Kindheit gesprochen, es ist aber darauf wegen der Unbestimmtheit der Mittheilung um so weniger Gewicht zu legen, als die Ältern idiotischer Kinder die Ursache des Idiotismus in solchen Zufällen zu finden suchen, und als es kein gesundes Kind gibt, welches nicht ein oder das andere Mal auf den Kopf gefallen wäre.

Der Einfluss einer verkehrten Pflege und Erziehung ist bestimmt nachweisbar bei Adolph, Franz, Rosalie, Julius und Hans; im mindern Grade bei Susanna und Iduna. Bei Alois und Ferdinand hat weniger die erste Kindheitspflege als die spätere Behandlung, die Mangelhaftigkeit der Haus- und Schulerziehung nachtheilig eingewirkt. Bei Hans war die schlechte Ernährung und ungesunde Lebensweise zum Theil durch die Armuth der Ältern bedingt, während bei Franz und Iduna die übertriebene und verkehrte Sorgfalt zur Entwicklung der Krankheit beigetragen haben, was sich in beschränkterem Masse auch von Mariane sagen lässt. Julius hat ohne Zweifel durch die Misshandlungen, die aus einer verkehrten Auffassung seines Zustandes und aus dem Mangel der mütterlichen Liebe hervorgingen, gelitten. Bei Hans kamen die Misshandlungen zu den sonstigen abstumpfenden und hemmenden Einflüssen. Bei Rosamunde haben die häuslichen Verhältnisse und die verkehrte Erziehung unzweifelhaft einen wichtigen Einfluss gehabt und die Disposition zur Krankheit, als deren nächste Ursache die Onanie zu bezeichnen ist, hervorgebracht. Die bei Idioten als häufig angenommene Onanie ist in unserer Praxis nur in zwei Fällen vorhanden und Krankheitsursache und zwar bei Leontine und Rosamunde. Bei der ersteren hatte sie den Veitstanz und einseitige Lähmung zur Folge mit deren Beseitigung auch die Onanie beseitigt ist. Bei Rosamunde, welche im Gegensatz zu Leontine die Onanie in der Periode der Geschlechtsentwicklung begonnen, sitzt das Übel tiefer und scheint trotzdem, dass wir sie bei der Aktion noch nicht haben überraschen können, noch nicht überwunden, dessenungeachtet haben wir uns zu äusserlichen Verhinderungsmitteln bis jetzt nicht entschliessen können, weil wir der Ansicht sind, dass der entartete Trieb durch die Anregung und Bethätigung der gesunden Triebe, wenn von einer gründlichen Heilung die Rede sein soll, zurückgedrängt werden muss, dass also die äusserliche Verhinderung nur ein Palliativmittel ist, das zwar in kritischen Zuständen geboten erscheinen kann, aber auch grade in diesen eine gefährliche Gemüthsaffection hervorbringen könnte. Eine ursprüngliche Schwäche glauben wir bei allen unsern Pfleglingen annehmen zu müssen und haben die Art derselben in den einzelnen Krankengeschichten bezeichnet. Ganz dieselben Einflüsse und Einwirkungen,

welche bei Idioten die Krankheitsanlage befestigt und ausgebildet haben, lassen sich bei einer Menge gesunder Kinder, die nichts weniger als idiotisch sind, nachweisen, wenn sie auch, wie sich von selbst versteht, stets nachtheilige Folgen haben. Aber auch noch bei den ursprünglichen Ursachen des Idiotismus werden bestimmte Krankheitsprozesse während der Fötusentwicklung, und die in den Ältern, ihrer Organisation und ihrem Verhältniss zu einander gegebenen Ursachen zu unterscheiden sein; die ersteren entziehen sich der unmittelbaren Beobachtung, wenn auch nicht der exakt wissenschaftlichen Forschung, die nach dieser Seite hin erst begonnen hat. Die Angaben der Mütter über ihre Schwangerschaftszustände sind durchweg unzuverlässige. Die Organisation und das Verhältniss der Ältern lassen sich gleichfalls in vielen Fällen nur muthmassen und darüber sich auszusprechen verbietet in Bezug auf einzelne Fälle die Discretion. Unzweifelhaft ist, dass die in den Ältern unentwickelte Krankheit als bestimmte Krankheitsanlage auf die Kinder übertragen wird und dass die abnorme Befriedigung oder Unbefriedigung bei dem Zeugungsakte auf die innerlichste Organisation des Kindes nicht ohne Einfluss sein können. Die Vererbung von Krankheiten überhaupt und von Geisteskrankheiten insbesondere ist eine Thatsache, die ihre Regeln und daher auch ihre Ausnahmen hat und zwar in der Weise, dass dasselbe Gesetz, welches bei der Fortpflanzung der Individualität überhaupt waltet, auch die Fortpflanzung krankhafter Zustände in modificirter Weise beherrscht. Die hierher gehörigen ätiologischen Momente sind in den allgemeinen Abhandlungen erörtert und für die Bestätigung, die der Kreis unserer Erfahrung bietet, verweisen wir auf das in den Krankengeschichten Gesagte, da eine Wiederholung und ausdrückliche Hervorhebung an dieser Stelle bedenklich sein möchte.

4. Die Frage der Heilbarkeit ist unter den „Gesichtspunkten" und ausserdem erörtert. Die Erfolge aber, die wir in der kurzen Zeit des Bestandes der Levana erlangt haben, glauben wir als eine Bestätigung der dort ausgesprochenen Ansichten behaupten zu können. Bei manchen unserer Zöglinge hat eine einseitig ärztliche Behandlung vorher stattgefunden und sich als unwirksam erwiesen, wie bei Leontine, Mariane, Franz, Julius, Emil, während wir mit den Erfolgen, die wir bei den eben Genannten erreicht haben, wohl zufrieden sein können. Am leichtesten durch die in der Levana gegebenen Mittel zu erreichen erscheint die Stärkung und Ausbildung des motorischen Vermögens und wo die Geistesschwäche, sei es in der Form des Stumpfsinnes, der Narrenhaftigkeit oder des Trübsinns, mit der Schwäche dieses Vermögens zusammenhängt, ist der Fortschritt ein frappanter, wie bei Mariane, Franz und theilweise auch bei Rosalie und Alois. Am schwierigsten ist unzweifelhaft die Heilung derjenigen Form des Idiotismus, die wir als die der Beschränktheit bezeichnen; aber auch hier sind die Fortschritte bei Julius und Emil frappant genug, obgleich sich freilich nicht im Voraus abmessen lässt, in wie weit dieser Fortschritt ein gleichmässiger sein wird. Krankhafte Zustände des Rückenmarks, durch welche das Gehirn

Notwendigkeit der Gesundenabtheilung

in Mitleidenschaft und zwar in sehr gefährliche gezogen wird, sind der Veitstanz und die Epilepsie; die letztere ist die Verzweiflung der Medicin und auch der Veitstanz in seinen vorgeschrittenen Stadien ist schwer zu behandeln. Wir haben einen Fall des Veitstanzes, Leontine, gehabt und die Heilung bewirkt; ebenso einen Fall der in Stumpfsinn auslaufenden Epilepsie, Iduna, wobei wir jedoch wiederholt bemerken, dass wir das Gehirnleiden als die einfache Folge des Rückenmarkleidens nicht anerkennen können. In unserem Falle haben wir bis jetzt Perioden der entschiedenen Besserung (bis August) und eine Periode der stetigen Verschlimmerung (bis März) und stehen gegenwärtig wieder in einer Periode der Besserung. Die Annahme dass diese Perioden mit den Jahreszeiten zusammenhängen, liegt nahe; der Gebrauch der medicinischen Mittel fällt in die Periode der Verschlimmerung; sie haben sich also als unwirksam erwiesen. Der Einfluss der Spiele und Beschäftigungen und der bestimmten Weise unseres Unterrichtes auf alle unsere Pfleglinge ist unverkennbar und wir sind überzeugt, dass die Umbildung und Kräftigung der Organe der geistigen Thätigkeit nur auf diesem Wege, d. h. durch eine harmonische Bethätigung, die bei dem abnormen Organismus eine relative ist, erreicht werden kann. Die Wirksamkeit der diätetischen Behandlung hat eine bestimmte Grenze, die meistens sehr rasch erreicht wird, insofern die Gesundheit und das Wohlbefinden unserer Pfleglinge durchgängig in kürzester Frist gehoben erschien, obgleich uns, wie wir bei anderer Gelegenheit auseinander gesetzt haben, in dieser Beziehung noch Manches zu wünschen und zu organisiren übrig bleibt. — Ohne eine Gesundenabtheilung ist unsere Heilmethode im Allgemeinen unmöglich, wie sich aus allen Mittheilungen des Jahrbuches zur Evidenz ergeben muss. Hier wollen wir nur noch besonders hervorheben, dass sich zwischen den gesunden und Idiotenkindern Verhältnisse bilden, die nach beiden Seiten hin förderlich sind und dass auch die Genesenden, indem sie sich des einen oder andern noch hülflosen Pfleglinges besonders annehmen, sehr gefördert werden. Rosalie hat, wie erwähnt, zunächst Franz ganz zu ihrem Pflegling erwählt und Iduna dazu genommen; Mariane thut das Gleiche jetzt mit Adolph. Julius suchen die Gesunden überhaupt in ihren Kreis zu ziehen und er selbst bewegt sich gern unter ihnen, wobei er den Unterschied zwischen dem Zusammensein mit den Schwachen und den Kräftigen sehr wohl zu empfinden scheint. Rosalie und Mariane wollen als Gesunde behandelt sein und sie würden sich nicht nur verletzt fühlen, wenn man sie unter den Schwachen und Kranken festhalten wollte, sondern auch entschiedene Rückschritte machen. Das Benehmen der Gesunden gegen die Schwächern ist im Allgemeinen ein sehr rücksichtsvolles und selbst die sonst boshaften, wie Ferdinand, hüten sich ihre Bosheit an den Blödlingen auszulassen. Die Pfleglinge so viel als möglich ihrem Alter gemäss zu behandeln, ist ein Grundsatz, von dessen Richtigkeit wir uns immer mehr überzeugen und besonders bei Rosalie, Mariane und Alois überzeugt haben und der auch bei Emanuel, wie wir hoffen, in einiger Zeit anwendbar sein wird. Die „Lehrlingsschulen" stellen sich

in dieser Beziehung als ein dringendes Bedürfniss heraus. Die Nothwendigkeit der „Gesundenabtheilung" und der „Lehrlingsschulen" ist ein Ergebniss, das zum Theil noch Postulat ist.

In Beziehung auf die Kopfform und Schädelbildung ist zu berücksichtigen: die Grösse und die Kleinheit des Umfangs im Allgemeinen, das Verhältniss der Länge, Breite und Höhe und der Vorder- und Hinterpartien des Hauptes, wofür den einfachsten Anhalt die senkrechten Linien über den Ohröffnungen und ihre Verbindung durch eine die Scheitelfläche tangirende Linie bieten, die Erhebung, der Abfall und die Ausgestaltung der verschiedenen Kopfpartien. Es lassen sich hiernach unterscheiden: grosse, mittlere und kleine Köpfe, Langköpfe und Kurzköpfe, von denen die ersteren Schmalköpfe, die letzteren Breitköpfe sein können, ferner: niedrige und Hochköpfe. Die allgemeine Form nähert sich entweder der Rundung oder dem Viereck mehr an. Der relativ viereckige Kopf ist entweder mehr quadratisch oder aufwärts nach hinten geschoben. Der Rundkopf kann sich entweder nach oben zuspitzen oder ist ein gleichfalls nach hinten gerichtetes Oval. Eine besondere Form ist noch der sogenannte Sattelkopf, der ein Langkopf mit einer Einbiegung ist. Der Abfall der Stirn ist in der allgemeinen Kopfform im Allgemeinen schon ausgesprochen und die Form bestimmt sich noch näher durch die Ausbuchtungen. Der Hinterkopf fällt zuweilen sehr flach ab und ist zuweilen sehr stark ausgebuchtet. — Bei einer eingehenden Behandlung der Kopfformen und ihrer Bedeutung, welche wir, sobald wir ein nennenswerthes Material haben, zum stehenden Thema machen werden, ist die Beziehung auf die charakteristischen Kopfformen der Racen und Völker unerlässlich und die Eintheilung von Retzius gibt hiefür die allgemeinste Unterlage ab. Der Charakter der Racen und Völkerindividuen ist ein ethnographisch und historisch zu bestimmender und herausgestellter, lässt also allgemeine Schlüsse auf das Verhältniss der Schädelbildung zu der Bestimmtheit des Charakters und der Intelligenz zu, während sich dies Individuum einestheils an sich schwerer charakterisiren lässt und der Forschung entzieht, anderntheils Abweichungen und Absonderlichkeiten zeigt, die vorläufig, d. h. ehe die Wissenschaft zu gültigen Grundsätzen gediehen ist, unerklärt bleiben müssen.

Im Kreise unserer Praxis sind zwar fast alle Kopfformen vertreten, aber nur wenige auffallend ausgeprägt. Für die meisten der Köpfe unserer Idioten möchten sich wohl Gegenstücke im Kreise der gesunden Kinder finden lassen, worin jedenfalls eine Mahnung liegt, in den Schlussfolgerungen von der Kopfform auf die Intelligenz vorsichtig zu sein. Auf unserer Tafel sind 11 und 12 die Köpfe zweier gesunder Knaben, eines von sechs und eines von sechs und einhalb Jahren, Heinrich und Alphons, die wir gerade desshalb unserer Tafel eingefügt haben, weil es ziemlich ungewöhnliche

Kopfformen sind. Der Kopf 11 ist von regelmässiger Bildung, die Breite der Höhe entsprechend und nur die Ausbuchtung des Hinterhauptes stark, der Kopf im Ganzen aber im Verhältniss zum Körper ungewöhnlich gross. Der Gesichtsausdruck ist sehr beweglich, dabei aber bestimmt, einen entschiedenen Willen und viel Insichleben ausdrückend; Heinrich ist sehr befähigt, zeigt gegenwärtig ein gleiches Talent für Sprache, Musik und plastisches Formen, lässt aber nicht viel auf sich einwirken und ist zur Opposition geneigt, dabei auch jähzornig. Die Phantasie ist sehr entwickelt, er setzt sich gern selbständig Geschichten zusammen und führt sie für sich auch aus, er reflektirt auch über dies und jenes, hat aber noch eine auffallend naive Lebensanschauung. Mit seiner Neigung zur Opposition verbindet sich eine naive Kritik. Sein Temperament möchte sich, wenn wir von seiner kindlichen Erregbarkeit und Beweglichkeit abstrahiren, als das cholerisch-phlegmatische bestimmen lassen. Die Farbe der Augen ist braun; die Gesichtsfarbe ungewöhnlich weiss, zart und frisch. Der Knabe ist zu früh, nach sieben und einem halben Monat geboren, und hat unter einer unzweckmässigen Behandlung viel gelitten und zwischen dem zweiten und dritten Jahre eine Lungenentzündung gehabt. Die Fontanellen haben sich spät, erst zwischen dem dritten und vierten Jahre, geschlossen. Gegenwärtig ist das Kind durchaus gesund und auch kräftig für sein Alter. — Der Kopf von Alphons ist mehr als gewöhnlich klein, was auf unserer Tafel, weil er nicht im Profil gegeben und das Grössenverhältniss hier nicht streng eingehalten ist, nicht genügend hervortritt. Die Stirn, die an sich ausgebildet erscheint, ist zurücklaufend und der Kopf etwas nach hinten in die Höhe geschoben, dabei die Ausbuchtung des Hinterkopfes eine mässige. Die Breite im Verhältniss zur Länge gross, obgleich sich der Kopf nicht mehr als ein Kurzkopf bezeichnen lässt. Der Gesichtsausdruck ist lebendig und keck, zuweilen affektirt freundlich, zuweilen trotzig und mürrisch. Die Farbe der Augen ist ein schönes klares Blau; die Gesichtsfarbe etwas weniger weiss wie bei Heinrich, aber gleich frisch. Alphons hat eine schnelle Auffassung und Beobachtung und viel Formensinn. Die Thatkraft wiegt bei ihm vor. Bei den mehr theoretischen Übungen ist er flüchtig und zerstreut, zeichnet sich aber auch hier durch das schnelle Bemerken aus. Sein Temperament ist sanguinisch-cholerisch. Er hat Neigung und Anlage zum Commandiren und Herrschen und häufig tritt bei ihm ein Zug zur Grausamkeit, wie eine verfrühte sinnliche Erregbarkeit hervor. Seine frühere Erziehung hatte auf ihn blasirend eingewirkt, in so fern sie ihn mit Dingen und Verhältnissen, die dem Kinde fernliegen sollten, bekannt gemacht, seine Genusssucht entwickelt und ihm Vorurtheile beigebracht hat. Durch die Spuren und Nachwirkungen dieser Erziehung hindurch macht sich sein kerniges Wesen geltend; früher verweichlicht, ist er jetzt auffallend kräftig. Krankheiten hat er niemals gehabt.

Als entschieden kurzköpfig sind die Köpfe 3, 5, 6, 7 und 10 zu bezeichnen: Hans, Leontine, Alois, Franz und Julius. Der Kopf von Hans ist im Verhältniss zur Kiefer-

entwicklung klein und fast vollkommen rund, wie sie es bei dem sehr kleinen Kopfe (10) von Julius ist. Die Kleinheit und Rundung des Kopfes von Julius tritt auf der Tafel nicht genügend hervor, weil das dichte Haar den Kopf grösser erscheinen lässt, und die Länge vom Künstler ein wenig zu gross genommen ist. Das Gesicht von Julius ist, wie im Profil noch mehr als im Porträt sichtbar ist, von anmuthiger Form. Bei Hans ist das Gesicht nach unten zu durch die Kinnbacken und durch die Hängewangen ungemein verbreitert. Der Rundkopf von Alois ist etwas nach hinten aufwärts geschoben, der Stirnabfall dabei ziemlich gerade, über der Stirn eine leichte Einbiegung. Die Stirn erscheint wie zusammengezogen; die Nasenlinie ist eingebogen wie bei Julius, noch mehr bei Franz, auch bei Leontine. Der Kopf Leontinens (5), der Schwester von Alphons, ist im Ganzen quadratisch, ziemlich hoch und hat einen sehr steilen Abfall des Hinterkopfes. Bei Franz (7) ist der Kopf oval und nach hinten gedrängt, der Stirnabfall schief. Die Gesichtszüge Leontinens sind gerundet, das Auge lebhaft und die Gesichtsfarbe in dem jetzigen Genesungszustande blühend. Auch die Gesichtsfarbe von Franz ist jetzt frisch, und das an sich grosse braune Auge hat Ausdruck gewonnen. — Die den Kurzköpfen am nächsten stehenden, den Übergang zu den Langköpfen bildenden Köpfe sind: Emanuel (1), Mariane (4), und Rosalie (9). Der Kopf von Mariane ist normal, nicht unschön und charakteristisch, dem edleren jüdischen Typus entsprechend. Der Gesichtsausdruck aber hat etwas Starres. Der Kopf von Rosalie hat nichts Ungewöhnliches wie die Gesichtsbildung, und neigt zur Rundung, ist aber dürftig entwickelt und niedrig. Die Gesichtsformen haben etwas Plumpes. Die wasserblauen Augen haben jetzt etwas sehr Freundliches. — Langköpfe sind: Emil (3) und Ferdinand (8). Der Kopf von Emil ist auffallend nach hinten und aufwärts gedrängt. Die Stirn fällt zwar steil ab, ist aber äusserst dürftig entwickelt, und das Untergesicht mit der unbedeutenden Nase tritt entschieden hervor, ähnlich wie bei Franz. Das höchst Ungünstige der Kopf- und Gesichtsform wird durch die Lebhaftigkeit und das Angenehme des Gesichtsausdruckes einigermassen gemildert. Das Auge ist blau, die Gesichtsfarbe rein. Der Kopf von Ferdinand ist verhältnissmässig gross, quadratisch, und ein ausgesprochener Sattelkopf. Die Stirn erscheint über den Augen zusammengeballt. Das Kinn ist vorgeschoben, und zwar erscheint dies weniger ursprünglich als durch eine stationäre Bewegung bewirkt. Das Auge hat einen lauernden Ausdruck. — Eine edle Nasenbildung finden wir bei unsern kranken Kindern nur bei Mariane. Die unverhältnissmässig kleine, eingebogene und aufgestülpte Nase ist bei Emil und Franz vorhanden; kurznasig, mit geringerer Einbiegung ist auch die Nase von Alois. Die einförmig gebogene findet sich bei Hans und Rosa. Nasen von mittlerer Länge, an den slavischen Typus erinnernd, haben Julius und Leontine; den germanischen darstellend, Ferdinand und Emanuel. Die Neigung, den Mund offen zu halten, ist bei den Blödlingen gewöhnlich; am entschiedensten tritt sie bei Franz, sodann bei Hans, bei Emanuel und bei Rosalie hervor. Dicklippig sind Rosalie, Hans und Franz. Eine auffallend lange Oberlippe hat

Emil; die Schürzung der Oberlippe tritt am entschiedensten bei Julius hervor, sodann auch bei Rosalie. Die Form des Mundes ist bei Julius aber feiner, obgleich die Spalte eine weitere. Auch Mariane hat eine weite Mundspalte, aber feingeformte Lippen. Heruntergezogen ist die Mundspalte bei Emil und Ferdinand. Die starke, hängende Unterlippe haben wir bei Hans und Rosalie, auch bei Franz, bei dem sie ausserdem nach Aussen gestülpt ist, wogegen bei Emil die Unterlippe schwach erscheint.

Auf die physiognomische Bedeutung dieser Unterschiede gehen wir diesmal nicht näher ein, da der Gegenstand seine besondere Behandlung verlangt, die bisherigen Vorarbeiten von wenig Belang sind, und die Gelegenheit zu ausdrücklichen Vergleichungen in unserer Praxis sich noch erweitern muss. Vorläufig möge man die Kopf- und die Gesichtsbildungen, wie sie von uns charakterisirt sind, mit den Krankengeschichten zusammenbringen, und in diesen Anhaltspunkte für phrenologische und physiognomische Schlussfolgerungen suchen.

Die phrenologische und physiognomische Wissenschaft kann und muss für die pädagogische und pädagogisch-medicinische Praxis einen praktischen Werth gewinnen, den sie gegenwärtig noch nicht hat, weil sie eine Anfangswissenschaft ist. Denn einestheils ist ihr Beobachtungsmaterial noch zu dürftig, anderntheils fehlen für die Beobachtung herrschende Gesichtspunkte und sichere Normen, indem die physiologische Gehirnlehre bei ihrer schwierigen und langsamen Ausbildung solche kaum abgibt, und die mehr ästhetische oder künstlerische Betrachtungsweise der Kopfformen und Physiognomien sehr leicht in eine vage Symbolik verfällt. Jedenfalls ist ein wesentliches Gebiet der Beobachtung bis jetzt fast gar nicht ausgebeutet worden, und dies ist grade dasjenige, dem der Fortschritt der phrenologischen nnd physiognomischen Wissenschaft wie gesagt unmittelbar zu Gute kommen würde: das pädagogische und pädagogisch-medicinische. Hier kennt man die individuellen Eigenheiten und die Entwicklungsgeschichte der Einzelnen genau, oder kann und soll sie kennen, während man es zugleich nicht mit fertigen Schädeln und ausgeprägten Gesichtszügen, sondern mit in beständiger Umbildung begriffenen Formen zu thun hat. Man kann also hier die eingehendsten Beobachtungen und Erfahrungen machen, wenn auch die Menge individueller Abweichungen und Absonderlichkeiten so lange stört und irre führen kann, als die Grundtypen noch nicht festgestellt sind, wozu, wie schon gesagt, die ethnographisch-historische Betrachtung und Untersuchung unerlässlich sind. Die ethnographisch-historische und die auf bestimmte Gebiete der jugendlichen Entwicklung beschränkte Forschung müssen sich ergänzen. Um nun unsere Beobachtungen auf dem Gebiete unserer Praxis nach der Seite des Phrenologischen und Physiognomischen zu fixiren, werden wir nicht nur die Photographie, sondern auch die Zeichnung und die plastische Nachbildung fortgesetzt benützen, um eine phrenologisch-physiognomische Anstaltsgallerie herzustellen. Hierzu ist bereits der Anfang gemacht, und wir werden versuchen, den wissenschaftlichen Zweck mit dem der künstlerischen Ausführung und Ausschmückung zu verein-

baren — eine Aufgabe, die unzweifelhaft lösbar ist. Dass es für den Zweck, den wir dabei verfolgen, insbesondere auch wichtig ist, die Porträts derselben, in der Entwicklung begriffenen Individuen wiederholt aufzunehmen, versteht sich von selbst, ebenso, dass ausnahmsweise — denn anders kann es nicht wohl geschehen — der ganze Körper nachgebildet wird. Im Jahrbuche werden wir fortfahren, Tafeln für die Vergleichung der Kopfformen und einzelne Porträts zu geben.

V.

PÄDAGOGISCH-MEDICINISCHE

ABHANDLUNGEN.

I.

Das Verhältniss des Arztes und Pädagogen, des Unterrichtes und der Gesundheitspflege.

Die Frage, wann der Unterricht des Kindes beginnen dürfe oder müsse, sofern auf seine Gesundheit die nöthige Rücksicht genommen werden soll, ist nicht neu: man hat sie in den vergangenen Jahrzehnten, während die Anforderungen an die Schule oder vielmehr an das „Lernen" sich fortgesetzt steigerten, wiederholt aufgenommen, und zwar ist dies sowohl von Ärzten wie von Erziehern geschehen. Wir haben aber, wie sich auch die Ansichten dieser und jener begegnen mögen, den ärztlichen und pädagogischen Standpunkt zunächt bestimmt auseinander zu halten, wobei es sich von selbst versteht, dass wir nicht sowohl diejenige ärztliche Praxis, die in der Beseitigung bestimmt herausgetretener Krankheiten aufgeht, als vielmehr das ärztliche Interesse an dem Gesundheitstande als allgemeines im Auge haben. Will man den Unterschied beider „Standpunkte" so aussprechen, dass für den Arzt die Erhaltung der Gesundheit das einzige Interesse sei, während der Pädagog noch anderweitige Rücksichten und Zwecke habe, so ist hiergegen im Allgemeinen Nichts einzuwenden, weil es darauf ankommt, wie man den Satz versteht und welche Folgerungen man daraus zieht. Zunächst ist zu fragen, ob man entschieden zugeben will, dass die Sorge für die Gesundheit in der Aufgabe des Erziehers beschlossen, dass also dieser, sofern die Erhaltung der Gesundheit das dem Arzte eigenthümliche Interesse ausmacht, auch Arzt ist. Wie die Frage hier gestellt ist, wird man sie kaum verneinen wollen und können, man muss sich dann aber auch zu dem Eingeständniss bequemen, dass für die Gesundheitspflege eine oberflächliche Kenntniss von „Gesundheitsregeln" nicht ausreicht, dass vielmehr der Erzieher, wenn er der ausgesprochenen Anforderung genügen, und nicht in einem gar zu uneigentlichen Sinne „auch Arzt" sein soll, mit den Bedingungen der gesunden Entwicklung, und daher mit der Organisation des menschlichen Körpers vertraut sein muss. Zugleich aber haben wir die Sorge für die Gesundheit als in der

Aufgabe des Erziehers beschlossene zu betonen, d. h. wir müssen geltend machen, dass die „Rücksicht" auf die Gesundheit keine ausserpädagogische, überhaupt keine blosse Rücksicht ist oder sein darf, sondern als ein pädagogischer Zweck, der in der Aufgabe der Erziehung an sich liegt, aufgefasst werden muss. Mit dem vorangestellten allgemeinen Satz nämlich kann die Meinung bestehen, als wenn es sich darum handle, den pädagogischen Zweck mit der Rücksicht auf die Gesundheit der Zöglinge zu vereinbaren, und gegen diese Meinung haben wir auf das Entschiedenste zu protestiren. Man kann unter einer solchen „Vereinbarung" nur verstehen, dass die Rücksicht auf die Gesundheit der Zöglinge eine Grenze oder Schranke sein müsse, welche der Erzieher bei seiner bildenden Thätigkeit, d. h. indem er seine Zöglinge lernen, sich Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen lässt, einhalten müsse. Die Rücksicht auf die Gesundheit würde sonach auf eine Schonung derselben hinauslaufen; sie würde nicht Zweck sondern eine äusserliche Nothwendigkeit sein — wie es andererseits, wenn man die Sorge für die Gesundheit voranstellt, das Lernen sein würde. Sagt der Eine: „es ist gegenwärtig allerdings Viel zu lernen, aber die Gesundheit ist das höchste Gut, und darf auf keinen Fall beeinträchtigt werden", der Andere aber: „Die Gesundheit ist freilich ein hohes Gut und möglichst zu schonen, aber die intellektuelle und sittliche Ausbildung, welche die gegenwärtige Civilisation verlangt, muss erreicht werden" — so setzt Jener das Lernen, dieser die Gesundheit zur Nebensache und zu einem äusserlich Nothwendigen herab, oder scheint es zu thun, weil im Grunde beide die Nothwendigkeit des Lernens und der Gesundheitserhaltung gleich äusserlich auffassen. Denn wer da meint, dass die Gesundheit erhalten werden könne, wenn sie nur nicht beeinträchtigt wird, oder obgleich das Lernen an sich gesundheitschädlich ist, der will die Gesundheit in der That nicht unbedingt, und hat von ihr einen sehr oberflächlichen Begriff; wer aber die Gesundheitschädlichkeit des Lernens nur beschränken, und nur insoweit beschränken will, als es mit der Nothwendigkeit der Bildung verträglich ist, dem ist diese Nothwendigkeit eine äusserliche, in den Umständen und Verhältnissen gegebene, weil eine Bildung, die an sich, d. h. um den Menschen zum Menschen zu machen, nothwendig ist, unmöglich eine gesundheitsschädliche sein kann — es müsste denn der Widerspruch, dass die Ausbildung der menschlichen Natur ihre Zerstörung sein soll, als ein gegebener und unlöslicher angenommen werden. Der Gegensatz der angeführten Äusserungen ist daher principiell genommen ein scheinbarer, und reducirt sich thatsächlich auf den Unterschied des ärztlichen und pädagogischen Handwerks. Wenn sich der praktische Arzt, der es mit der Wiederherstellung der Gesundheit bei Einzelnen zu thun hat, zu einem allgemeinen Interesse, das seinem Berufe entspricht, erhebt, so ist es das für die Erhaltung der öffentlichen Gesundheit, dieses Interesse aber bleibt ein oberflächliches, wenn erstens die aufwachsende, die werdende Generation nicht besonders in das Auge gefasst, und wenn zweitens die erzieherische Thätigkeit nicht als eine die Gesundheit bewirkende, also in positiver Beziehung

zu dem Zwecke, die öffentliche Gesundheit zu erhalten oder vielmehr herzustellen begriffen wird. Denn, wie schon ausgesprochen: das blosse (negative) Erhalten der Gesundheit ist unmöglich, und dieselbe muss fortgesetzt geschaffen werden, um überhaupt zu existiren. Sonach fasst der Arzt, der „die Gesundheit durch das Lernen nicht beeinträchtigt wissen will", nicht nur den Lernzweck, sondern auch die Gesundheitspflege äusserlich und handwerksmässig auf, er stellt aber die letztere in den Vordergrund, weil er zufällig Arzt ist. Ebenso verhält es sich mit dem Erzieher, der die Gesundheit der Zöglinge nur „schonen" will. Ihm ist die „Bildung" die Hauptsache, weil er zufällig Erzieher ist, er ist aber nur zufällig Erzieher, d. h. ihm fehlt diejenige pädagogische Befähigung, auf welche es schliesslich ankommt, und ohne welche alle andern Leistungsfähigkeiten ihren Werth verlieren, weil diese in der Selbstbeschränkung besteht, und weil es principlos ist, die Ausdehnung des zu Lernenden vom Zufall, von der Gunst der besonderen Umstände und Verhältnisse abhängig zu machen, wie es geschieht, wenn die „möglichste" Ausdehnung des Wissens und Könnens gewollt, und zu den Schranken, die diesem Willen entgegenstehen, auch die Rücksicht auf die Gesundheit gerechnet wird.

Wir haben der Anschauungsweise, die wir hiermit bekämpfen, die unsere schon gegenübergestellt, indem wir uns aussprachen, dass es auf die blosse Erhaltung der Gesundheit weder im Allgemeinen noch insbesondere im Gebiete der Erziehung ankommen kann, weil sie unmöglich ist. Die Gesundheit muss fortgesetzt verwirklicht werden: denn sie besteht in der Harmonie der organischen Functionen, diese Harmonie aber schliesst die Bethätigung nach Aussen — deren physiologischer Ausdruck die active Bewegung ist — ein, und sie wird durch jede energische Bethätigung, die als solche immer den Charakter der Einseitigkeit hat, aufgehoben, ist also stetig wieder herzustellen, und zwar durch die entgegengesetzt energische Thätigkeit, durch die Ruhe und durch das Spiel, welches die Bethätigung der vorhandenen Harmonie ist. Demnach ist die Bethätigung nicht nur der Inhalt, welcher der Gesundheit ihren Werth gibt, und für welchen sie, um einen etwas ungenauen aber verdeutlichenden Ausdruck zu brauchen, die Bedeutung des Mittels hat — denn die Gesundheit ist nicht an sich, sondern weil sie für die Freiheit und Kraft der Bethätigung Voraussetzung ist, ein Gut, — sondern auch umgekehrt das Verwirklichungsmittel der Gesundheit, das, wodurch sie erhalten, weil fortgesetzt hergestellt wird. In der Erziehung insbesondere nun handelt es sich um den werdenden Menschen, um die Entwicklung, welche, wenn die Erziehung überhaupt nothwendig ist, nicht von selbst vor sich geht, sondern getrieben und gemässigt, geleitet und durchgesetzt werden muss. Da aber die Erziehung nicht unmittelbar in die Entwicklung eingreifen, da sie das Werden, die innere Gestaltung nicht direct bestimmen kann, so ist sie darauf angewiesen, die Bethätigung hervorzurufen und zu leiten. Diese ist an sich für die Gestaltung und Entwicklung nothwendig, d. h. ein wesentlicher Factor derselben, und die Erziehung

kann Nichts, wenn sie sich nicht dieses Factors bemächtigen kann. Es ist aber klar, dass von der Art, wie die Thätigkeit geleitet wird, der Gesundheitszustand der Zöglinge abhängig ist, da wir diesen als Resultat der Gesammtbethätigung, und zwar als ein stets zu erneuendes Resultat zu bezeichnen haben, wobei von selbst in die Augen springt, dass der Gesundheitszustand des werdenden Menschen nicht ein durch die Erneuung zu erhaltender — wie bei den Erwachsenen — sondern ein zu gestaltender ist, weil die Existenzform überhaupt, so lange noch die eigentliche Entwicklung stattfindet, eine noch unbestimmte ist. Besteht demnach die Erziehung wesentlich in der Leitung der Bethätigung, so wirkt sie immer, wie sie auch die Zöglinge in Thätigkgit setze, auf den Gesundheitszustand derselben ein: der Gesundheitszustand ist ein Produkt der erzieherischen Thätigkeit, mag der Erzieher hierüber ein Bewusstsein haben oder nicht, den Erfolg ausdrücklich wollen oder nicht beachten, und wenn die Art der Erziehung eine bestimmte ist, so hat auch der Gesundheitszustand, den sie hervorbringt, eine solche Bestimmtheit, wobei selbstverständlich die Modificationen, die sich aus der individuellen Anlage der Zöglinge ergeben, die Ausnahmen von der Regel, die es immer gibt, und die Einflüsse, die von der Erziehung unabhängig sind, mit in Betracht kommen. Ist die Erziehung ohnmächtig, so ist sie überhaupt für Nichts verantwortlich (oder doch nur für ihre Unverantwortlichkeit), ist sie aber eine Macht, so ist sie für den Gesundheitszustand der Gesammtheit ihrer Zöglinge, also die Volkserziehung im Ganzen für den Gesundheitszustand der aufwachsenden Generation verantwortlich. Allerdings wird jede Verantwortlichkeit eine moralische erst dadurch, dass sie zum Bewusstsein kommt, wo aber das Bewusstsein einer an sich vorhandenen Verantwortlichkeit fehlt, ist das Bewusstsein eben ein mangelhaftes, und wenn ein Erfolg, der sich aus einer Thätigkeit oder Wirksamkeit ergibt, für einen zufälligen gehalten wird, so ist die betreffende Thätigkeit oder Wirksamkeit nach einer Seite hin eine unberechnete, also an sich eine einseitige. Hieraus folgt, dass der Erzieher, wenn er einerseits überhaupt mit Bewusstsein verfahren, andererseits auf die Gesundheit seiner Zöglinge nicht nachtheilig einwirken will, einen guten Gesundheitszustand derselben ausdrücklich bezwecken muss, wozu es eine selbstverständliche Voraussetzung ist, dass er sich einen positiven Begriff jenes Zustandes bildet. Dies thut er aber von vornherein nicht, wenn er es in Bezug auf die Gesundheit für seine einzige Aufgabe hält, sie zu „schonen“, weil damit die Gesundheit als ein gegebener (und zu erhaltender) Zustand, der durch die erzieherische Thätigkeit wohl angegriffen, aber nicht gewirkt werden kann, folglich bloss negativ, und eben desshalb durchaus unbestimmt gefasst ist. Die nachtheiligen Einwirkungen auf die Gesundheit werden offenbar nicht, oder doch nur höchst äusserlich, oberflächlich und ungenügend begriffen, wenn die Factoren, aus denen der Gesundheitszustand hervorgeht, nicht im Voraus begriffen sind. Meint aber der Erzieher, dass die erzieherischen Einwirkungen zu diesen Factoren an sich nicht gehören, indem sie nur durch eine gewisse Übertreibung

einen Einfluss auf die Gesundheit gewinnen, und zwar dann nur einen schädlichen, so müsste er entweder die Einwirkung der Eziehung überhaupt für eine oberflächliche, welche in die innere Zuständlichkeit nicht eingreift, halten, oder er übersieht augenscheinlich diejenigen Factoren der Gesundheit, welche auf der Seite der erzieherischen Thätigkeit liegen, also auf die Art der Bethätigung hinauslaufen. Da es nun unnatürlich wäre, wenn der Erzieher seine eigene Thätigkeit für eine belanglose hielte, so bezieht sich die Meinung, dass sie es sei, nur auf die körperliche Zuständlichkeit, d. h. es ist die Meinung, dass die erzieherische Einwirkung in den Seelenzustand eingreife und zwar tief — entwickelnd und gestaltend — eingreife, ohne dass hiermit der körperliche Znstand „tangirt" würde. Diese Meinung scheidet Seele und Leib: sie ist die Verkennung ihres durchgängigen und durchgreifenden organischen Zusammenhanges, ihrer wesentlichen Einheit. Der Theorie entspricht aber die Praxis, d. h. die theoretische Annahme des Dualismus von Seele und Leib bedingt den Willen, die „Seele" für sich zu „bilden", folglich die einseitige, auf einer falschen, d. h. fehlenden Erkenntniss beruhende erzieherische Einwirkung, ein abstractes „Bilden", welches als solches die Harmonie der Bethätigung — nicht momentan, sondern fortgesetzt — aufhebt. Folglich wirkt der Erzieher, der die Gesundheit „schonen" will, gesundheitwidrig, ohne es zu wissen, so sorgfältig er es vermeiden mag, die Gesundheit „anzugreifen", d. h. obgleich er den schädlichen Einfluss, den die Übertreibung seiner Einwirkungen hervorbringt, anerkennt und sich desshalb vor solchen Übertreibungen hütet oder zu hüten meint. Denn da sein ganzes System den Charakter einseitiger Übertreibung hat, so ist die Mässigung, die er dabei einhalten will, eine scheinbare und belanglose.

Geht man von einem so abstracten Begriffe der Gesundheit aus, wie er mit der nothwendig unbestimmten Vorstellung einer zu bewahrenden Zuständlichkeit des Organismus gegeben ist, so bleibt auch die „Kenntniss des Körpers", sofern sich der Erzieher eine solche angeeignet haben sollte, eine äusserliche und unfruchtbare, weil diese Aneignung bei einem Standpunkte des Pädagogen, wie wir ihn charakterisirt haben, eigentlich keinen Grund hat, d. h. nur äusserlich, entweder durch irgend eine Autorität oder durch ein Interesse, das sich neben dem pädagogischen geltend macht, und mit demselben keinen nothwendigen Zusammenhang hat, veranlasst sein kann.

Nehmen wir jetzt die im Anfange gestellte Frage wieder auf, so ergibt sich aus dem Bisherigen, dass wir jetzt die Form der Frage als eine der gäng und gäben Ausdrucksweise entnommene oder angepasste, und mit einer Meinung, der wir entgegen treten, verträgliche erkennen. Denn wir wollen, wie genügend ausgesprochen, dass auf die Gesundheit nicht nur „Rücksicht genommen" werden soll, und das Wort „gehörig" müsste besonders betont werden, um für das Wort „Rücksicht", welches an sich eine andere als eine durchaus oberflächliche „Gesundheitspflege" nicht bezeichnen kann, wie wir aber gesehen haben, auf ein im Ganzen und unbewusst gesundheitwidriges

Verfahren der Erziehung zurückweist, zum Correctiv zu dienen. Wir müssen also in die Frage, die wir der gewöhnlichen Ausdrucksweise gemäss gestellt haben, jetzt einen bestimmten, der gewöhnlichen Meinung entgegenstehenden Sinn legen, und können es, da wir auf dieselbe schon die Antwort haben, sofern wir statt des noch unbestimmten Begriffes des „Unterrichts" den zwar an sich allgemeineren aber doch nach dem Bisherigen schon eine bestimmtere Vorstellung abgebenden der Erziehung oder der erzieherischen Thätigkeit eintreten lassen. Diese Antwort ist die, dass die erzieherische Thätigkeit, um die Gesundheit — nicht zu berücksichtigen oder zu schonen, sondern — auszubilden, so früh wie möglich beginnen muss, nämlich mit der Geburt des Kindes. Dass die Gesundheitspflege mit dem Anfange des Lebens anzufangen hat, und dass sie wenigstens in gewisser Beziehung, in dem zartesten Kindheitsalter eine besondere Nothwendigkeit ist oder die grösste Wichtigkeit hat, wird man leicht zugestehen. Ist aber die Gesundheitspflege ein integrirender Theil der Erziehung, wie wir geltend gemacht haben, so ist auch ihr Beginn der Beginn der pädagogischen Wirksamkeit. Damit sprechen wir jedoch keine blosse Thatsache — nicht Etwas, was sich durchaus von selbst versteht — sondern eine Forderung aus: die Erziehung, die mit der Gesundheitspflege naturgemäss beginnt, soll und muss dieselbe erzieherisch behandeln und gestalten. Allerdings geht die Gesundheitspflege nicht in der „Anleitung zur Thätigkeit" — womit die pädagogische Wirksamkeit formell ausgedrückt ist — auf; denn sie erfordert die Sorge für Nahrung, Wärme, Reinigung u. s. w., also für diejenigen Lebensbedingungen, welche dies für die vegetative Entwicklung sind — eine Fürsorge, deren Nothwendigkeit eine theils äusserlich, theils in dem älterlichen Instinkte gegeben ist. Will man aber sagen, dass sich dieselbe soweit eben die Mittel vorhanden sind, — „von selbst" macht, so gilt ganz dasselbe auch von der Anleitung zur Thätigkeit. Unter natürlichen Verhältnissen gibt es keine Ältern, welche das Kind sich selbst überlassen, nachdem seine „Bedürfnisse" befriedigt sind, welche sich nicht mit demselben beschäftigen, mit ihm spielen und es zu verschiedenartiger Bethätigung veranlassen. Diesem natürlichen Triebe der Eltern kommt die natürliche Nothwendigkeit — die bei dem Menschen eine ganz andere ist wie bei dem Thiere — zu Hilfe. Das Kind muss Alles lernen, das Essen, das Gehen und das Sprechen; und ihren Kindern das zu lehren, wodurch sie sich über die äusserste Hilflosigkeit erheben, ist eine Aufgabe, welcher sich die Eltern nur unter ganz abnormen Umständen entziehen. Späterhin werden die Kinder mindestens zu den nützlichen oder nothdürftigen Thätigkeiten angeleitet, die der Lebenserhaltung dienen, und zwar kommt dem Thätigkeitstriebe, der bei den Kindern, dem Lehrtriebe, der bei den Eltern vorhanden ist, auch hier die Noth zu Hilfe: die Kinder müssen zu der gemeinsamen Lebenserhaltung auch ihrerseits beitragen lernen. Damit ist der Umkreis der natürlichen und instinktiven Erziehung umschrieben, einer Erziehung, welcher das Bewusstsein des Ideales, der Wille, die aufwachsende Generation zu dem zu machen was die vorangehende

nicht geworden ist, fehlt, die also auch nur uneigentlich Erziehung heissen kann. Die Bewusstlosigkeit dieser instinktiven Erziehung aber zeigt sich zunächst und entscheidend darin, dass die Anleitung zur Thätigkeit ohne Bezug auf die Gesundheitspflege stattfindet oder in diesem Bezuge nicht gewusst wird, während doch die Gesundheitspflege allerdings, auch in der instinktivsten Erziehung, bewusster Zweck ist — und eben diese Bewusstlosigkeit setzt sich in die systematische, geregelte, civilisirte Erziehung fort, während der Zweck der Gesundheitspflege zurücktritt, indem diese denen, deren „natürliche Funktion" sie ist, überlassen wird. Der instinktive Erzieher weiss nicht, dass für die Gesundheitspflege die Anregung und Anleitung zur Thätigkeit die Hauptsache ist, der civilisirte Erzieher weiss es eben so wenig, und er will es nicht wissen, insofern ihm die Gesundheitspflege gar nicht mehr positiver Zweck ist, wogegen die Anleitung zur Thätigkeit die verschiedenartigsten Zwecke, die mit den Ansprüchen der Civilisation gegeben sind, zum Inhalt erhält. Obgleich aber die instinktive Erziehung über die nothwendige Bethätigung für die Gesundheit kein Bewusstsein hat leitet sie thatsächlich zu Thätigkeiten — Spielen und Arbeiten — an, die gerade als einfache den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, während die civilisirte Erziehung die einseitige Bethätigung der „Intelligenz" — wenn diese Bezeichnung erlaubt wäre — auseinandersetzend überspannt, und die Gesundheitspflege entweder auf sich beruhen lässt, oder die körperliche Bethätigung der „geistigen" als ein blosses Gegenmittel gegen die üblen Folgen der geistigen Überspannung gegenüberstellt, so dass sie über den Dualismus der Körperlichkeit und Geistigkeit nicht hinauskommt, und desshalb gesundheitwidrige Erziehung bleibt. Hierbei ist noch zu berücksichtigen, dass in der instinktiven Erziehung der Begriff der „Gesundheit" nicht als abstrakter, sondern in einer doppelten positiven Bestimmtheit vorhanden ist, indem einerseits die Erhaltung des Lebens — im Sinne der Nothdurft — als Zweck gewusst wird, andererseits die Kraft, auch abgesehen von der Nothwendigkeit, sich das Leben fortgesetzt zu erkämpfen, als der wünschenswertheste Vorzug, als ein hohes Gut gilt, so dass der leere Begriff der Gesundheit wie das Wort, fehlt, was als ein glücklicher Mangel angesehen werden muss. Daraus ergibt sich denn, dass die instinktive Erziehung, so lange der Instinkt nicht entartet, im Gegensatz zu der civilisirten gesundheitsgemäss ist. Sie ist aber, wie wir sagten, keine eigentliche Erziehung, weil ihr Begriff und Wille der geschichtlichen Entwicklung abgehen, weil sie demnach thatsächlich den bestehenden Zustand fortsetzt, d. h. den bestimmten geschichtlichen oder vielmehr ungeschichtlichen Charakter, den irgend eine „Bevölkerung" hat, erhält — so lange es möglich ist. Denn diese Möglichkeit ist eine beschränkte, weil in dem menschlichen Wesen die Nothwendigkeit und der Trieb der geschichtlichen Entwicklung gegeben, weil demnach die Fortsetzung des gleichen Cultur-, d. h. Unculturzustandes widernatürlich ist, und aus dieser Widernatürlichkeit die Entartung des Instinktes, die Verkehrung der Bedürfnisse, die grelle Unsitte unausbleiblich hervorgehen. Damit ist die Unmöglichkeit des

sogenannten Naturzustandes, also die Nothwendigkeit der Cultur, und desshalb die Nothwendigkeit der bewussten Erziehung oder der Erziehung schlechthin ausgesprochen. Muss aber die Erziehung eine bewusste sein, so entspricht ihre systematische, und bis zum Raffinement fortgehende Regelung, welche dennoch auf einer bestimmten Bewusstlosigkeit beruht, einem Culturzustande, welcher einseitig die Entfernung von der Natur, die Entwicklung und Ausbildung der Unnatürlichkeit ausdrückt und ausprägt, d. h. der falschen Civilisation, und steht daher im Dienste derselben. Nur dadurch, dass die Erziehung ihren Begriff, eine bewusste zu sein, durchsetzt und verwirklicht, ist sie das Mittel der wahrhaften Cultur, d. h. eines erhöhten, dem menschlichen Wesen entsprechenden Naturzustandes, und, sofern die falsche Civilisation Raum und Form gewonnen hat, das Mittel, sie zu überwinden, also die nothwendige und mögliche Rückkehr zur Natur zu bewirken. Ist es daher der bewussten Erziehung wesentlich, dass sie die Gesundheit — d. h. die Verwirklichung derselben — als bewussten Zweck hat, und muss umgekehrt die Gesundheitspflege erzieherisch, d. h. mit Bewusstsein behandelt werden, sofern sie dem elterlichen Instinkte nicht mehr überlassen werden kann und darf, weil der Instinkt ausser oder über dem Naturzustande seine Sicherheit verliert, so ist es geboten, auch die Beschaffung und Gewährung dessen, wodurch das „vegetative“ Leben und Gedeihen bedingt ist, der Reflexion zu unterwerfen, und der wissenschaftlichen Erkenntniss gemäss einzurichten. Nur muss dies vorsichtig geschehen, weil die physiologische Wissenschaft als eine noch in ihrer ersten Entwicklung begriffene häufig zu einseitigen Resultaten gelangt, denen dann im geraden Widerspruche zu ihnen stehende entgegentreten. Das Experimentiren auf dem Gebiete der Gesundheitspflege ist selbstverständlich unzulässig, man hat sich also in Bezug auf Nahrung, Wärme, Waschungen u. s. w., so weit die Basis allgemein anerkannter wissenschaftlicher Grundsätze noch nicht gewonnen ist, an die Sitte, und zwar an diejenige, für welche günstige Erfahrungen sprechen, die also aus einem gesunden Instinkte erwachsen scheint, zu halten. Vor allen Dingen aber darf die Sorge für das „vegetative“ Gedeihen“ nicht als eine abgesonderte Aufgabe betrachtet und behandelt werden. Wie die „vegetative“ und die animalische Seite des Lebens im Organismus ihre untrennbare und durchgängige Einheit haben, so müssen die Anleitung zur Bethätigung — die, um es nochmals zu wiederholen — ein wesentlicher Factor des Gesundheitszustandes ist — und die Herstellung der Lebensbedingungen, die äusserliche Sorge für das körperliche Gedeihen in eine enge und stetige Beziehung gesetzt werden. Wie diese Beziehung zu ermöglichen ist, würde einer besondern Erörterung bedürfen, und wir begnügen uns hier darauf hinzuweisen, dass der Mittelbegriff, in welchem die Anleitung zur Thätigkeit und die äusserliche Sorge für das körperliche Gedeihen zusammentreffen, die Befriedigung der passiven Bedürfnisse ist. Wenn aber die äusserliche Pflege und die Anregung und Anleitung zur Thätigkeit in einem genauen und durchgängigen Zusammenhange stehen sollen, so muss die Pflege zur Erziehung oder

zur Thätigkeitsanleitung, diese zur Pflege fortgehen, und, sofern eine Theilung dieser und jener „Arbeit“ stattfindet, also, um die Sache durch den entschiedensten Ausdruck dieser Theilung zu bezeichnen, der Gegensatz von Haus und Schule zur Geltung kommt, die Vermittlung des Gegensatzes fortgesetzt gefunden und verwirklicht werden. Man kann demnach allerdings sagen, dass die erzieherische Wirksamkeit sich veräussert, wenn und indem sie die äusserliche Pflege in ihr Bereich zieht, aber diese Veräusserung ist eine nothwendige, zu welcher der Übergang darin, dass die Erziehung um nicht willkürlich zu verfahren, nur das vorhandene Bedürfniss befriedigen, über dieses also nicht hinausgehen darf, gegeben liegt. Denn um des vorhandenen Bedürfnisses sicher zu sein, muss es der Erzieher als ein entwickeltes, folglich im Zusammenhange mit anderweitigen Bedürfnissen, aus denen es hervorgeht oder zu denen es den Gegensatz abgibt, wissen. Die Bedürfnisse der Activität aber lassen sich nicht abstract scheiden, sie greifen überall in einander über, und die Erziehung bleibt einseitig, wenn sie die passive Befriedigung nicht erhebt und „vermenschlicht“, indem sie das Moment der Activität, welches sie an sich enthält, ausdrücklich zur Geltung bringt.

Dass der die Pflege beherrschende Instinkt entarten kann oder vielmehr innerhalb der Civilisation entarten muss, dafür spricht die Erfahrung. Man kann nicht läugnen, dass Tausende von Kindern in unsern civilisirten wie in den halbcivilisirten Ländern an einer verkehrten Pflege, an hartnäckigen Vorurtheilen, welche die Noth und den Luxus, der die Lebensweise der Ältern charakterisirt, für die Kinder noch verschlimmern, zu Grunde gehen oder doch verkümmern — d. h. im Grunde ist diese Verkümmerung eine allgemeine, und nur der Grad derselben bei verschiedenen Verhältnissen verschieden. Was insbesondere die Armenkinder anbetrifft, so haben sie hier und da den Vortheil einer naturgemässen Bethätigung, während diese bei den Kindern der Reichen fehlt, und es zeigt sich in diesen Fällen, dass die Ernährung, nicht nur die reichliche sondern auch die zweckmässige, keineswegs „Alles macht“, dass vielmehr der Werth derselben ein der gesunden Bethätigung untergeordneter ist. In dieser Beziehung erscheint die neue Wissenschaft der organischen Chemie, insofern sie auf praktische Forderungen hinausgeht, also die Lebensweise nach wissenschaftlichen Grundsätzen bestimmen will, in einer einseitigen Richtung befangen. Sie stellt — und zwar grade durch diejenigen Vertreter, deren Leistungen die augenfälligsten sind — den „Menschen als Produkt seiner Nahrung“ dar, ohne die übrigen Faktoren, welche die Leiblichkeit wirken, gehörig zu berücksichtigen, und ohne insbesondere die Art der Bethätigung, zu welcher die geniessende Bethätigung gehört und mit welcher die Eindrücke, die Sinn und Gemüth empfangen zusammenhängen, irgend genügend in Rechnung zu bringen. Einfach und allgemein ausgedrückt besteht die Einseitigkeit dieser Betrachtungsweise darin, dass die Assimilationsfähigkeit als eine gleiche vorausgesetzt wird, während sie doch nach Grad und Charakter eine ausserordentlich verschiedene ist, und den Nahrungsstoffen ihren bestimmten Werth gibt. Dass die Assi-

milationsfähigkeit sich nach der Art der vorhandenen Nahrung „von selbst“ und ohne die Mitwirkung anderweitiger Faktoren bestimme, lässt sich um so weniger behaupten, als sich die gegebene organische Bestimmtheit der Familie, des Geschlechtes und des Volkes trotz des Wechsels der Nahrungs- und climatischen Verhältnisse durch Jahrhunderte fortpflanzt, d. h. nur Modificationen erleidet, ohne ihren Grundcharakter einzubüssen. Diese Thatsache wird von Moleschott und seinen Genossen, wenn auch nicht gänzlich übersehen so doch viel zu flüchtig beachtet, und zwar weil sie beweist, dass der Organismus ein energisches Etwas ist, welches keineswegs aus der jedesmaligen Stoffcombination hervorgeht, sondern vielmehr den Stoffen, die es zu seiner Verwirklichung bedarf, seine Form gibt. Wie aber der Organismus in der bewusstlosen vegetativen Selbstgestaltung sich verwirklicht, so geschieht dasselbe zugleich in der bewussten nach aussen gerichteten Bethätigung, ohne welche der vegetative Prozess an sich ins Stocken geräth und in welcher die Organe sich fortgesetzt bestimmen oder ausdehnend formen. Es muss aber schliesslich, insofern es sich um die Verwirklichung des menschlichen Organismus handelt, in der bewussten Selbstgestaltung, die ausdrücklicher Zweck ist, geschehen, und diese Nothwendigkeit ist ein erneuter Ausdruck für die Nothwendigkeit der Erziehung. Das „Ideal“, welches der einzelne Mensch in und durch sich selbst verwirklichen soll, geht erst dem entwickelten Bewusstsein, also dann auf, wenn die Werdeperiode des Menschen zu ihrem Abschluss gekommen ist, folglich muss seine gesammte, die Individualität herstellende Bethätigung von vornherein jenem Ideale gemäss geleitet und geregelt werden.

Wir haben bisher die Bezeichnung „Unterricht“ nicht gebraucht, es ist aber dessen ungeachtet von demselben fortgesetzt die Rede gewesen. Denn die „Anleitung zur Thätigkeit“ ist mit dem Unterrichte, gleichbedeutend wenn wir den Begriff des letzteren so allgemein fassen, als es vorerst geschehen muss. Demnach besteht die Erziehung im Unterricht, insoweit sie sich nicht zur Pflege veräussert, also auch zur Befriedigung der passiven Bedürfnisse, mit welchen der Übergang zur Pflege stattfindet, nicht übergeht. Wir haben nun diesen Übergang und jene Veräusserung nothwendig gefunden, folglich reicht die Erziehung über den Unterricht hinaus, dieser letztere aber bleibt die hauptsächliche erzieherische Thätigkeit, ohne die einzige sein zu dürfen, da er als solche sofort einen einseitigen und naturwidrigen Charakter annimmt. Dabei brauchen wir die negative Seite der erzieherischen Thätigkeit nicht ausdrücklich zu berücksichtigen, da es sich von selbst versteht, dass die Bethätigung nicht geregelt werden kann ohne dass die Willkür derselben ausgeschlossen würde, der Kampf gegen die bestimmt ausgebildeten physischen und moralischen Krankheiten aber, insofern diese die Fortsetzung der regelmässigen Bethätigung nicht gestatten und nicht durch sie geheilt werden, nicht mehr dem Pädagogen sondern dem Arzte zukommt, womit der Unterschied beider Berufsarten scharf genug bezeichnet, und zugleich die Gegenüberstellung wie der Erziehung und des Unterrichts, durch welche der umfassende

Begriff zum Gegensatz des eingeschlossenen gestempelt wird, so auch die andere der Zucht und des Unterrichtes abgewiesen ist. — Nach dieser Bestimmung dessen was wir unter Unterricht verstehen, haben wir den Satz aufzunehmen „dass er so frühzeitig wie möglich, nämlich mit der Geburt des Kindes beginnen muss.“ Das Kind bethätigt sich, sobald es lebt, und diese Bethätigung ist zu überwachen und anzuregen, also zu leiten, diese Leitung aber ist Unterricht, obgleich man die Bezeichnung nicht anzuwenden pflegt und nicht anwendbar finden mag, weil man an die Einseitigkeit des äusserlich zusammenhängenden, ein abgesondertes Wissen und Können abgesondert beibringenden Unterrichts, den wir den Stundenunterricht nennen können, gewöhnt, und dagegen mit dem Begriffe des Gelegenheitsunterrichtes, den wir jenem entgegensetzen, nicht vertraut ist. Wenn wir vorhin sagten, dass die Erziehung über den Unterricht hinausreiche, also noch Anderes zu thun habe als zu unterrichten, so konnten wir dabei nicht eine abstracte Scheidung des Unterrichts und der sonstigen erzieherischen Thätigkeit im Sinne haben, wie sich aus den früheren Auseinandersetzungen zu Genüge ergibt. Die Thätigkeit des Erziehers bleibt nur dadurch eine wahrhaft erzieherische, dass er auch da wo er äusserlich gewährt und das passive Verhalten der Zöglinge regelt, das Moment der Bethätigung, welches jede Befriedigung an sich enthält, zur Geltung bringt, also zu irgend einer Thätigkeit, sei es eine äussere oder innere, anregt. Hieraus folgt, dass er stets unterrichtet, aber zugleich, dass es ausser dem zusammenhängenden Unterrichte, der jedesmal zu einer besonderen Thätigkeit, die auf eine bestimmte Objektivität gerichtet ist, besonders anleitet, einen andern Unterricht gibt, der sich über das ganze Gebiet der Erziehung, das Gesammtleben der Zöglinge, soweit es den Erzieher „beherrscht“, zu erstrecken hat, und eben diesen nennen wir den Gelegenheitsunterricht. Wie es schon im Namen liegt, hat der Gelegenheitsunterricht ein Moment der Zufälligkeit, er würde aber aufhören, eine bewusste und wahrhafte erzieherische Thätigkeit zu sein, wenn dieses Moment das herrschende wäre. Der Gelegenheitsunterricht muss stets äusserlich und lebendig veranlasst sein, d. h. dem unmittelbar hervortretenden, momentanen Bedürfnisse entgegenkommen, zugleich aber geregelt, an die Folge und die Wiederkehr bestimmter Unterrichtsmotive geknüpft, und in einen Zusammenhang, der im Bewusstsein des Erziehers ein von vornherein gegebener ist, gesetzt werden. Hiebei ist zu bemerken, dass ein an Erholung oder Genuss und ein an die Arbeit geknüpfter Gelegenheitsunterricht zu unterscheiden, und bei dem letzteren das Moment der Zufälligkeit an sich schon aufgehoben ist, dass aber weiterhin, insofern wir „Wissen“ und „Können“ als Zweck des Unterrichts unterscheiden und unterscheiden dürfen, im Gelegenheitsunterrichte grade die Wissensvermittlung oder die Mittheilung vorherrscht, während die Übung des Könnens von vornherein vorherrschend eine (nach einer bestimmten Zeiteintheilung) zusammenhängend fortgesetzte sein muss und sein darf. Wäre nun der Begriff und die Praxis des geregelten Gelegenheitsunterrichtes geläufiger als es gegenwärtig der Fall

ist, so würde gegen den Satz, dass der Unterricht so frühzeitig als möglich zu beginnen habe, kaum etwas eingewendet werden. Wir machen aber geltend, dass der geregelte Gelegenheitsunterricht die Unterlage desjenigen, den wir kurz den Stundenunterricht nennen und der gegenwärtig der einzige ist, sein und bleiben muss, wenn nicht der letztere Unterricht einen abstracten Charakter annehmen und hiedurch ein gesundheitwidriger, und zwar um so mehr, je früher er eintritt, werden soll. Wir gehen ferner von dem Grundsatze aus, dass die Gegensätze der Bethätigung naturgemäss nach und nach hervortreten, und dass die Erziehung, um der natürlichen Entwicklung nicht vorzugreifen, zunächst das Spiel und die Arbeit, und sodann die praktische und die theoretische Bethätigung nicht vorzeitig auseinandersetzen darf. Obgleich daher der Unterricht so frühzeitig als möglich zu beginnen hat, oder vielmehr aus denselben Gründen, die wir hiefür geltend gemacht hatte, ist eine Unterrichtsverfrühung nicht nur möglich, sondern findet gegenwärtig durchgängig statt, und kann nicht nur schädlich auf die Gesundheit einwirken, sondern begründet nothwendig eine mehr oder weniger früher oder später hervortretende Krankhaftigkeit und Verkümmerung.

Es lässt sich daher nicht läugnen, dass Lorinser und seine Vorgänger und Nachfolger mit ihrer Anklage gegen die gegenwärtige Schule Recht haben. Die Schule wirkt in der That gesundheitsschädlich, und zwar desshalb, weil sie ihre Zöglinge zu einer einseitigen Bethätigung zwingt, die schlechthin eine „geistige" zu nennen in doppelter Beziehung ein Missbrauch des Wortes ist, indem sie einerseits zum grossen Theile geistlos genug, andererseits aber die Bezeichnung der äusserlich darstellenden Thätigkeit als einer „körperlichen" gegenüber der geistigen durchaus unberechtigt ist. Damit hängt zusammen, dass der Unterricht die Zöglinge dem Leben in der „freien Natur", das ohne die Schule die meisten, auch unter der Voraussetzung der gegenwärtigen Gestalt der Civilisation, die sich allerdings ohne Schule kaum denken lässt, in ziemlicher Ausdehnung geniessen würden, entzieht, um sie durch einen theoretischen Naturunterricht zu entschädigen, der in der That keine Entschädigung ist, während sie den unmittelbaren und zufälligen Verkehr mit der Natur nur aufheben oder einschränken dürfte, um einen pädagogisch geregelten, nicht minder lebendigen aber bildenden an die Stelle zu setzen. Zu diesem Zwecke wie zu dem allgemeineren der allseitigen Thätigkeitsregelung sind Wanderungen als Unterlage des naturkundlichen und überhaupt weltkundlichen Unterrichts, Gartenarbeit und darstellende oder formende Arbeit und das Spiel sowohl im Freien wie im geschlossenen Raume unentbehrlich, und da die Schule dieser nothwendigen Bildungsmittel, deren Aufnahme den Charakter auch des theoretischen Unterrichts umwandeln, und zwar zunächst seine Reduction ermöglichen würde, entbehrt, so ist sie trotz aller etwaigen Anstrengungen, für die Gesundheit der Schüler zu sorgen, ausser Stande, dies positiv zu thun und ihre eigene gesundheitschädliche Wirkung aufzuheben. Alles, was sie in dieser Beziehung ver-

sucht, läuft auf die Milderung des gesundheitschädlichen Einflusses, den sie ausübt, und auf die Beseitigung einzelner Übelstände hinaus, die als auffallend nachtheilig hervortreten. So berechtigt aber die Anklagen der Ärzte gegen die Schule sind, so gehen sie doch von einem Standpunkte aus, der ein gleich einseitiger und unzulänglicher ist, wie derjenige pädagogische, welchem der gegenwärtige Zustand der Schule im Allgemeinen entspricht und zusagt. Denn das was jene Ankläger fordern, läuft zuletzt auf die Beschränkung des Sitzens, auf gesundheitgemässe Einrichtung der Locale und Utensilien und auf die Mässigung der geistigen Anstrengung hinaus, die von vielen Pädagogen gleichfalls gewünscht und verlangt wird, indem sie die „Ansprüche", die an die Schule gemacht werden, theils übertrieben und nicht durch die Verhältnisse geboten finden, theils diese Verhältnisse welche zu einer verfrühten Anstrengung nöthigen, beklagen. Die negative Forderung der Mässigkeit aber und der Wille der Schonung sind erstens nothwendig unbestimmt, weil sich die Grenze welche die „geistige" Anstrengung nicht überschreiten darf, im Allgemeinen nicht bezeichnen lässt, und zweitens beruhen sie auf der Voraussetzung, dass die Gesundheit durch die geistige Thätigkeit „angegriffen" werde oder dass der Geist „auf Kosten" des Körpers thätig sei — eine Voraussetzung die wir als eine entschieden falsche zu bezeichnen haben.

Jede organische Thätigkeit ist unmittelbar Verbrauch oder Aufwand von „Stoff und Kraft", und jede wirkt unmittelbar oder mittelbar stärkend, indem sie den Stoffwechsel unterhält, fördert und bestimmt, hiedurch aber die Fähigkeit der Assimilation entwickelt und steigert. Dies gilt sowohl von der Erregung, die sich als einfaches Leiden nicht auffassen lässt, wie von der Bewegung, und versteht sich insofern von selbst, als die Lebendigkeit des Organismus in seiner stetigen Umbildung besteht, und seine Energie auf der Intensität der Assimilation beruht. Die Unthätigkeit der Empfindungs- und Bewegungsorgane wirkt demnach, wenn sie über die nothwendige Erholung, welche dem Processe der Ernährung und Assimilation Raum schafft, hinausgeht, jedenfalls schwächend, weil sie jenen Prozess in's Stocken bringt, den Stoffwechsel verlangsamt und die Assimilationsfähigkeit herabstimmt, die Thätigkeit aber kann nur dann den Organismus schwächen, wenn der Stoffverbrauch den Stoffersatz und die Assimilationsfähigkeit übersteigt, und nur dann einen krankhaften Zustand bewirken, wenn sie eine einseitige oder isolirte ist, folglich die Harmonie der Functionen und den nothwendigen Wechsel der Bethätigung aufhebt. Hieraus ergibt sich, dass die sogenannte geistige Thätigkeit nur unter der Voraussetzung, dass die Stoffzufuhr und Stoffassimilation im Allgemeinen eine ungenügende oder dass sie selbst eine isolirt fortgesetzte ist, den Organismus „angreift" oder beeinträchtigt, was in gleicher Weise unter gleichen Voraussetzungen auch von der sogenannten körperlichen Thätigkeit gilt. Dass diese bei ungenügendem Stoffersatz den Organismus schwächt und dass sie, nach irgend einer Richtung einseitig erhöht, sofern sie die Stärkung des betreffenden Organs bewirkt, den Organismus nach einer andern verkümmern lässt, versteht sich von selbst;

aber auch den genügenden Stoffersatz und eine relative Allseitigkeit der Muskelanstrengung vorausgesetzt, bewirkt diese, wenn sie eine „rein körperliche“, nicht die Äusserung des Vorstellungs- und Combinationsvermögens ist, die Abstumpfung der Empfindungsfähigkeit — das Wort im allgemeinsten Sinne genommen — und in Folge hievon die Trägheit des Stoffwechsels, insofern dieser nicht durch unnatürliche Reizmittel beschleunigt wird, und die zunehmende Äusserlichkeit oder die abnehmende Intensivität der Assimilation, damit aber die Plumpheit der Bewegung und Gestalt, die nicht nur eine Entartung des menschlichen Organismus ausdrückt, sondern eine positive Schwäche des Bewegungsvermögens ist. Diese „Eigenschaften“ potenziren sich, grade wie die Schwäche, die in der ungenügenden Stoffaufnahme ihren Grund hat, in der Fortzeugung, also von Generation zu Generation, das Kind aber, das unmöglich von vornherein zu einer rein mechanischen Thätigkeit gezwungen werden kann, verkümmert sehr bald, wenn ihm die ausdrückliche Anregung des Empfindungsvermögens, die als solche Weckung seiner Intelligenz ist, fehlt. Fasst man freilich den Begriff der Gesundheit rein negativ, als Abwesenheit des eigentlichen Leidens, so wird man nicht behaupten dürfen, dass die einseitig „körperliche“ Bethätigung gesundheitschädlich sei. Aber unter dieser Voraussetzung ist es auch die einseitig geistige, sofern nicht andere ätiologische Momente, die allerdings mit der geistigen Anstrengung in einem äusserlichen Zusammenhange stehen können, hinzukommen, keineswegs, d. h. in demselben Verhältnisse um so weniger, in welchem sie möglich wird, wie dies ja auch von der einseitig mechanischen Bethätigung gilt. Weiterhin jedoch haben wir den Begriff der Kraft in den der Gesundheit schon aufgenommen, weil die negativ begriffene Gesundheit eine leere Grösse, d. h. an sich werthlos ist. Ein Organismus, dessen eigenthümliche Energie nicht entwickelt ist, mag gesund im negativen Sinne des Wortes sein, er ist aber auf keinen Fall normal, d. h. nicht das was er sein kann und sein soll. Es muss aber überall, wo auf den Organismus eingewirkt wird, von dem Begriff des vollkommenen Organismus ausgegangen und die Verwirklichung desselben angestrebt werden, wenn das äusserliche Nebeneinander solcher Einwirkungen, also die fortgesetzte Möglichkeit ihres Conflictes und im eigentlichen Sinne gesundheitschädlicher Einflüsse überwunden werden soll.

Wo die Gesundheit nur „geschont“ werden soll, wird sie, wie schon oben ausgesprochen, sicher in den meisten Fällen geschwächt, und wenn die Erziehung den Zweck der Gesundheit neben andern verfolgt, fehlt ihr der innere Zusammenhang, weil die Gesundheit ein Resultat ist, das sich aus der rechten Erziehung von selbst ergibt, folglich allerdings auch die Abschwächung und Verkümmerung der Gesundheit ein Zeichen für die Halbheit oder Verkehrtheit der Erziehung, sofern wir die Aufgabe derselben allgemein fassen. Wenn die Erziehung aber die Herstellung des vollkommenen Organismus — zu dessen Begriff die Entwicklung der specifisch-menschlichen Energieen und die Schönheit der menschlichen Gestalt gehören — mit klarem Bewusstsein

in das Auge fasst, so kann sie mit den Ansprüchen des Arztes niemals in Conflikt gerathen, sofern nicht dieser auf einem einseitigen Standpunkte steht und die Aufgabe seiner Praxis halb oder verkehrt begreift, wie es dann der Fall ist, wenn er die möglichste Mässigung der „geistigen" Thätigkeit für die Gesundheit im Allgemeinen und die Gesundheit der Jugend insbesondere in Anspruch nimmt. Denn die Gesammtthätigkeit des Menschen ist oder soll eine geistige sein, die sich nur als inneres und äusseres Verhalten, als Assimilation der Objecterscheinungen und als Assimilation, d. h. Gestaltung der Objecte selbst unterscheidet, soweit sie nicht unmittelbare Selbstdarstellung, die in dem Umkreise der bewussten Thätigkeiten eine wesentliche Stellung einnimmt, und unmittelbare Selbstgestaltung, d. h. bewusstloser Process ist. Da sich aber die unmittelbare und die mittelbare Selbstgestaltung gegenseitig voraussetzen und bedingen, so kann die geistige Thätigkeit, d. h. die Thätigkeit schlechthin auf die bewusstlosen Processe als solche nicht störend und hemmend einwirken, und die Annahme, dass dies der Fall sei, beweist die Verkennung des nothwendigen Verhältnisses, in welchem die unwillkürlichen „Functionen" und die willkürlichen Thätigkeiten stehen; sie gehört einem Standpunkte an, über welchen der Arzt hinaustreten muss.

Der Arzt hat wie der Pädagog den ganzen Menschen oder die Vollkommenheit des Organismus in das Auge zu fassen: ihre gemeinsame Wissenschaft ist die Anthropologie, und obgleich diese eine physiologische und eine psychologische Seite hat, deren erstere das Studium des Arztes, und deren letztere das des Pädagogen vorzugsweise in Anspruch nimmt, so lassen sich doch diese beiden Seiten nicht trennen, ohne dass der Standpunkt der Beobachtung und Behandlung ein einseitiger und unzulänglicher wird. Was die Praxis des Arztes betrifft, so correspondirt sie, beschränkt und als negative Aufgabe gefasst, allerdings nicht mit der Praxis des Pädagogen, sondern eher mit der des „Seelsorgers". Aber diese beschränkte und negative Fassung des ärztlichen Berufes, welcher die Heilung einzelner Krankheiten zu seiner einzigen Aufgabe macht, fängt gegenwärtig an, einer weiteren und positiveren zu weichen, die nicht sowohl die Thätigkeit des vereinzelten Arztes als die der Gesammtheit der Ärzte berücksichtigt und die Aufgabe dieser Gesammtheit zu einer socialen erhebt. Diese Aufgabe ist die Sicherung und Verwirklichung der öffentlichen Gesundheit, und die Gesammtheit der Ärzte ist für sie ein wesentlich vermittelndes Organ, obgleich nicht das einzige, da sie zu ihrer Durchführung die Executivkörper der Gesellschaft in Anspruch nimmt. Allerdings fehlt gegenwärtig noch diejenige Organisation der Gesammtheit der Ärzte, die diese Gesammtheit in den Dienst der öffentlichen Gesundheitspflege stellen müsste, sie ist aber ein Bedürfniss, das sowohl die Ärzte selbst wie das „Publikum" immer dringender empfinden werden, und zwar die ersteren in demselben Masse als ihnen die Einseitigkeit einer wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit, welcher der sociale Gesichtspunkt mangelt, zum Bewusstsein kommt. Wir haben Anzeigen genug, um nicht daran zweifeln zu dürfen, dass die ärztliche Wissenschaft es immer mehr als ihre Auf-

gabe anerkennen wird, „unbeschadet“ der im engeren Sinne medicinischen Studien oder vielmehr zum Vortheile dieser, den Ursachen endemischer Übel, auch wenn sie nur sporadisch zu eigentlichen Krankheiten ausschlagen, gründlich nachzuforschen, und die Bedingungen der öffentlichen oder Volksgesundheit festzustellen. Zu diesem Zwecke aber muss sie nothwendig die aufwachsende, in der Entwicklung begriffene Generation, deren Lebensweise sich leichter regeln lässt als die der Erwachsenen, und deren Thätigkeit an sich geregelt wird, folglich die öffentliche Erziehung in das Auge fassen. Wenn dies aber in der rechten Weise geschieht, so werden die Vertreter der ärztlichen Wissenschaft über die unzulängliche Kritik des bestehenden Schulwesens hinaus und zu Forderungen gelangen, welche mit denen, die von einer, den anthropologisch-socialen Gesichtspunkt ernst herauskehrenden Pädagogik gestellt werden, übereinstimmen. Wie sich aber die ärztliche und pädagogische Wissenschaft in der ausgesprochenen Weise „in die Hand arbeiten“ sollen und werden, so müssen auch die allgemein gefasste medicinische und die pädagogische Praxis sich einestheils als abgesonderte gegenseitig unterstützen, anderntheils, obgleich nur in Ausnahmsfällen, direkt zusammengreifen.

Wenn die Sorge für die öffentliche Gesundheit, die den Gemeinden und dem Staate zukommt, als eine der wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten betrachtet und behandelt wird, wie sie es muss, so wird sie theilweise sowohl unmittelbar wie mittelbar die Lebensweise und die Hauseinrichtung der Familien bestimmen. Ist also die Gesammtheit der Ärzte zu der Aufgabe der öffentlichen Gesundheitspflege in ein bestimmtes Verhältniss gesetzt, so wirkt diese Gesammtheit, abgesehen von dem Einflusse, den einzelne Ärzte auf die Familien haben, auf eine gesundheitgemässe Lebensweise im Allgemeinen, und bestimmt indirekt auch diejenige Seite der Familienerziehung, die wir als Pflege bezeichnet haben, und welche die eigentliche Mitte der Familienerziehung ausmacht. Dass auch populäre Schriften über Diätetik und Kinderpflege förderlich wirken können, lässt sich nicht läugnen, und wenn gute Bücher dieser Art erscheinen, verdienen sie die angelegentlichste Empfehlung, aber für die Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege kann die beste und reichste, wie die verbreitetste Litteratur ersatzweise nicht eintreten. — Ein unmittelbares Zusammengreifen des Arztes und Pädagogen findet, wie gesagt, nur ausnahmsweise, und zwar in Heil- und Erziehungsanstalten statt. Diese sind gegenwärtig noch kaum vorhanden, weil die Kinder, die an chronischen Übeln leiden, nicht nur der Schule, sondern auch dem Unterricht entzogen werden, indem man diesen für ein Hinderniss der Heilung und für eine angreifende Potenz anzusehen gewohnt ist, eine Ansicht, die bezüglich des herrschenden Unterrichts allerdings nicht unbegründet ist, aber einen wesentlichen Faktor der Heilung die durchgängig geregelte Thätigkeitsregelung, ausschliesst. Wir haben indessen die Nothwendigkeit dieses Faktors und der Vereinigung des Arztes und Pädagogen zu dem Zwecke einer Heilung, welche die Erziehung theils fortsetzt, theils ermöglicht, schon so vielfach begründet, dass wir hier nicht wieder darauf einzugehen brauchen, wollen

aber noch hervorheben, dass das Zusammenwirken des Arztes und Pädagogen zu der Heilung des Idiotismus auch bei der herrschenden Anschauung dieser Aufgabe am nächsten liegt, dass aber dessenungeachtet dieses Zusammenwirken als ein geregeltes nur sehr ausnahmsweise stattfindet — ein Beweis, wie wenig noch das nothwendige Verhältniss von Arzt und Pädagog zum Bewusstsein gekommen ist — und dass sich allerdings die herrschende Unterrichtsweise mit der herrschenden ärztlichen Praxis nicht vermitteln lässt, so dass beide eine harmonische Einheit der Einwirkung nicht abgeben können. Zur Thätigkeitsregelung und zur Anwendung bestimmter Thätigkeiten für den Zweck der Heilung ist die ärztliche Praxis nur punktweise gelangt, und zwar theils bei der Behandlung der Geisteskranken, theils durch die Einführung der Heilgymnastik. In ersterer Beziehung hat sie es zu einem System, zu einer allseitigen Thätigkeitsregelung nicht gebracht, obgleich sich das Bedürfniss allerdings geltend gemacht hat, die Heilgymnastik aber, die sich nach der Seite der Phraseologie, wie wir nebenbei bemerken wollen, ungebührlich verkünstelt hat, hat sich zu der pädagogischen Gymnastik bis jetzt nicht in das rechte Verhältniss gesetzt, und es kann nach unserer Ansicht die Fortgestaltung der pädagogischen Gymnastik von der Heilgymnastik weder ausgehen noch wesentlich beeinflusst werden, sondern es hat umgekehrt die Fortbildung und zweckgemässe Ausbildung der Heilgymnastik die der Gesundengymnastik zur Voraussetzung, weil sie nur eine bestimmte und individualisirende Modification derselben sein kann und darf. Die Heilgymnastik bringt den Grundsatz der plastischen Wirkung der Thätigkeit medicinisch zur Geltung, die Pädagogik bedarf der Gymnastik als des specifischen Mittels der mittelbaren, bewussten Selbstgestaltung.

Wenn die „Streitfragen" zwischen der „schwedischen" und „deutschen" Heilgymnastik ohne die Umwege absichtlicher Missverstände und consequenter als bisher fortgesetzt werden, so werden sie unzweifelhaft zur Ausbildung der wissenschaftlichen Lehre von den Bewegungsapparaten oder von der Bewegungsfähigkeit des Organismus wesentlich beitragen, und auch für die Gesundengymnastik einzelne Gesichtspunkte abgeben. Im Ganzen aber hat sich diese selbstständig, und zwar aus dem praktisch-darstellbaren und darzustellenden Begriffe der möglichen und der schönen Bewegung zu gestalten, und findet dies allseitig statt, so werden die einzelnen, durch besondere Heilzwecke für eine ausnahmsweise Anwendung indicirten Bewegungen, sofern es active sind, in dem Kreise der gymnastischen Übungen vertreten sein. Die Anwendung der duplicirten und passiven Bewegungen weist schon auf einen höhern Grad der Erkrankung hin, sie scheint uns nur bei eigentlichen Missbildungen und einer ausserordentlichen Willensschwäche, die immer theilweise in der Mangelhaftigkeit der Innervation begründet ist, angezeigt zu sein, und im letzteren Falle nur zur Einleitung der Cur benützt werden zu dürfen. Mit dieser Ansicht stehen wir praktisch den deutschen Heilgymnasten näher als den schwedischen. Wir sind aber nicht geneigt anzuerkennen, was Vertreter der letzteren behaupten, dass die „physiologische" Wirkung der Muskelcontraction und „Anschwel-

lung" dieselbe sei, wenn die Fasern dieselben Momente der Contraction und Expansion durchlaufen, dass also insofern die concentrische und excentrische Contraction, die den Widerstand überwindende und die nachgebende, die durch Innervation und die mechanisch bewirkte gleichgiltig sei. Wir meinen vielmehr, dass die räumliche Gleichheit der Bewegung gegenüber dem inneren Rhytmus derselben und der inneren Spannung der Muskelpartieen, die wesentlich verschieden sein können, unwesentlich sei. Denn abgesehen davon, dass die innere Bestimmtheit der Muskelbewegung — und ein Gegensatz dieser innern Bestimmtheit ist mit der concentrischen und excentrischen Contraction an sich ausgesprochen — die Bewegung der Blutwelle zu einer verschiedenartigen macht, ist sie von vornherein eine Bestimmtheit der Nerven- und Gehirnspannung, die jede Gymnastik überall im Auge haben muss. Die bestimmte Spannung für die Bewegung und die bestimmte Empfindung derselben müssen überall bezweckt sein: gilt für die allseitigen Übungen der Gesundengymnastik und für die abgesonderten und einseitigen der Heilgymnastik in gleicher Weise. In speciell physiologischer Beziehung ist durch den Streit der schwedischen und deutschen Heilgymnastik eine nähere Untersuchung der Frage, wie die Ernährung des Muskels durch die Bewegung eingeleitet wird, angeregt, aber auch nur angeregt worden. Weder Schreber noch Neumann kommen über die Anführung der Exosmose und Endosmose hinaus. Eine wissenschaftliche Beantwortung dieser Frage wird schliesslich unter Anderem auch das Vorurtheil beseitigen, dass die Muskelruhe dem Gehirn — d. h. wie sogleich beschränkt werden muss, dem grossen Gehirn — die Gehirnruhe der Muskelernährung zu Gute komme, ein Vorurtheil, das sich erhält, obgleich es die Erfahrung täglich widerlegt, weil es durch die abstrakte und daher falsche Auffassung des Verhältnisses der Gehirn- und Muskelthätigkeit und durch die Unfähigkeit die Muskelkräftigkeit anders als nach dem Anschein der Stärke zu beurtheilen, d. h. durch die gewöhnliche einseitig quantitative Abschätzung des „Muskelwerthes“, gestützt wird.

II.

Heilung, Besserung und Erziehung.

Dass eine „bessere“ Erziehung, die „Hebung“ der Volksschule u. s. w. uns Armenhäuser, Zuchthäuser und Siechhäuser ersparen würde, ist oft genug, und unläugbar mit Recht ausgesprochen worden. Es kömmt aber, wenn die Behauptung nicht eine unbestimmte und desshalb möglicherweise falsche sein soll, darauf an, wie die Hebung der Volksschule begriffen, und worein die Verbesserung der Erziehung gesetzt wird, da sich eine thatsächliche Correspondenz zwischen der Vermehrung der Schulen und der Ausdehnung des Unterrichtes mit der Verminderung der Verbrechen, der Beschränkung des Lasters und der Verbesserung des Gesundheitsstandes keineswegs nachweisen lässt, vielmehr häufig genug ein umgekehrtes Verhältniss hervortritt. Wir unsrerseits behaupten, dass es die wirkliche Erziehung zur Arbeit, die allseitige Entwicklung der Arbeitsfähigkeit, und nur diese ist, welche den Fortschritt des Elendes, der Unsittlichkeit und Krankhaftigkeit aufzuhalten und ihren Grund zu heben vermag.

Diese Behauptung haben wir hier nicht weiter zu begründen, da es anderweit von uns zur Genüge geschehen ist, sondern nur hervorzuheben, dass die allgemeine Arbeitserziehung einerseits das einzige Mittel ist, um den Fortschritt des Proletariats, die Entwicklung des Elends und des Luxus neben einander, aufzuhalten, also auch die physische und moralische Krankhaftigkeit, die als endemische in dem Elend und im Luxus begründet ist, zurückzudrängen, und dass sie andrerseits bei einzelnen Individuen, bei welchen sich der krankhafte Zustand entwickelt und festgesetzt hat, zu einem Heilmittel besondert werden kann und muss.

Offenbar aber ist diese unmittelbare Heilung des bei Einzelnen entwickelten oder zum Ausbruch gekommenen Übels eine Aufgabe, deren Umfang sich zwar fortgesetzt vermindern soll, die aber gegenwärtig noch eine sehr umfangreiche ist, und von der „Gesellschaft“, sofern sie eine humane sein und das Gesammtinteresse nicht vernachlässigen will, nicht als eine blos beiläufige behandelt werden darf. Denn wie sich die Heilung und Rettung der dem Laster und der Krankheit verfallenen Individuen unmittelbar lohnt — theils dadurch, dass diese Individuen für die Gesellschaft wiedergewonnen werden, und sich nicht selten als ursprünglich begabte bewähren, theils durch den Fortschritt der Heilungs- und Besserungs*wissenschaft*, welcher der Gesellschaft schlechthin und insbesondere der im weitesten Sinne genommenen Pädagogik

zu Gute kommt — so rächt sich das inhumane oder doch oberflächliche Absehen von dem Heil- und Besserungszwecke unmittelbar dadurch, dass die Belästigung der Gesellschaft eine grössere wird und die vernachlässigte Krankheit ansteckend wirkt. Freilich gibt es eine physische und sittliche Unheilbarkeit — die jedoch nicht voreilig angenommen werden darf — und wenn sie constatirt ist, bleibt der Gesellschaft nichts übrig, als sie unschädlich zu machen und dem öffentlichen Auge zu entziehen, was auch theilweise bei heilbaren Krankheiten aus ästhetisch-sittlichen Rücksichten geschehen muss. Man darf aber annehmen, dass die Möglichkeit der Heilung in demselben Maasse, als sich das Individuum schon ausgelebt hat, zurücktritt, d. h. für die Jugend eine grössere ist als für das Alter, und hieraus folgt, dass die Aufgabe der Heilung und Besserung zum Theil, und zwar zum grossen Theil noch in das eigentliche Gebiet der Erziehung, weil in das erziehungsbedürftige Alter fällt. Als eine ausdrückliche Aufgabe indessen, welche die besondere Behandlung der betreffenden Individuen bedingt, kann die Heilung und Besserung kranker und verdorbener Kinder nur dann betrachtet und angegriffen werden, wenn die Krankheit und Verdorbenheit einen entschiedenen Charakter angenommen haben. So lange dies nicht der Fall, ist die Aussonderung dieser Kinder aus dem Kreise der gesunden nicht gerechtfertigt, da sich die pädagogisch geleitete allseitige Bethätigung von selbst als eine heilende und bessernde geltend macht, so lange sich das Übel nicht concentrirt hat. Es kommt also in dieser Beziehung darauf an, zu beurtheilen, ob und in welchem Momente die Aussonderung und die absonderliche Behandlung — die Cur — eintreten muss, damit sie weder eine verfrühte noch eine verspätete sei. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass die gegenwärtige Schule die Aufgabe einer allseitigen Thätigkeitsregelung nicht erfüllt, dass also, so lange sie nicht hierzu umgestaltet ist, Privatanstalten, welche auf dem Principe der Arbeitserziehung beruhen und auch die diätetische Seite der Erziehung an sich nehmen, überhaupt und insbesondere für die zur Krankheit geneigten Kinder eine Nothwendigkeit sind und bleiben. Denn die Schule, wie sie ist, ist nicht im Stande, die Anlage zur Krankheit zu beseitigen, sie bringt vielmehr in sehr vielen Fällen durch einseitige Anspannung und Überreizung, wie durch den Zwang, den sie ausüben muss, diese Anlage zur Entwicklung. Übrigens soll die Absonderung der kranken und verdorbenen Kinder niemals eine unbedingte sein, worauf wir nachher zurückkommen.

Die physische Krankheit hat ihren Grund darin, dass entweder der Process der Neubildung, welcher bei dem unentfalteten Organismus Entwicklungsprocess ist, im Allgemeinen stockt, träge und kümmerlich vor sich geht, oder dass die Verhältnissmässigkeit der Organe und Functionen durch die übermässige Entwicklung des einen organischen Processes und die entsprechende Verkümmerung eines andern aufgehoben wird, so dass sich der Zusammenhalt des organischen Lebens und der organischen Bethätigung, weil der übermässige organische Process ein unbeherrschter ist und ein organischer zu sein aufhört, nicht behaupten kann. Die allgemeine Trägheit

der Neubildung und das entwickelte Missverhältniss der Functionen bedingt die Unfähigkeit der organischen Bethätigung als eine mehr allgemeine oder mehr beschränkte, in vielen Fällen auch das eigentliche Leiden, die peinliche Empfindung der eigenen Organe. Die moralische Krankheit liegt nicht mehr im Gebiete der organischen Processe und Functionen, sondern im Gebiete der Triebe und Neigungen, in welchen die bewusste Beziehung zur Objectivität Gestalt gewinnt. Weil aber die Verhältnissmässigkeit der Triebe und ihrer Befriedigung die Herrschaft des bewussten Willens erfordert, obgleich sie nicht von vornherein durch diesen als selbstständig wirksamen hergestellt werden kann, da die Energie des bewussten Willens der Energie der Triebe, die in Verhältniss gesetzt sind, entspricht, so beruht die moralische Krankheit auf der Schwäche des Willens, welche entweder mit der Schwäche aller Thätigkeitstriebe zusammentrifft, oder sich in der unverhältnissmässigen Stärke des einen oder des andern Triebes, die immer eine entgegengesetzte Triebschwäche bedingt, offenbart. In dem ersteren Falle ist die moralische Krankheit wesentlich Trägheit und träge Genusssucht, im zweiten eine „Leidenschaft"; in beiden ist sie noch nicht moralische Krankheit, wenn das Individuum der Trägheit und der Leidenschaft noch selbstständig Herr werden kann, wenn es also gegen sie einen Willen hat, und wird es erst dadurch, dass die allgemeine oder bestimmte Willenlosigkeit mit dem Bewusstsein und Gefühle, gegen die Schwäche und Leidenschaft nichts zu vermögen — ein Bewusstsein, das den bewussten Willen, gegen die Ausartung des Triebes nicht zu kämpfen, erzeugen kann — zusammentrifft. Die moralische Krankheit kann mit latenten Schwächen und Fehlern des Organismus zusammenhängen, setzt aber die Entwicklung des Bewusstseins oder eine normale Beschaffenheit der Organe des Vorstellens und Begreifens voraus. Diese fehlt bei der „Geisteskrankheit", die wir als ursprünglich auftretende, während der Entwicklung des Organismus erscheinende oder sich festsetzende: „Idiotismus" nennen. Wenn also auch mit dem Idiotismus übermässig entwickelte Triebe und Neigungen wie eine allgemeine Schwäche der Thätigkeitstriebe gewöhnlich verknüpft sind, und der Idiotismus in vielen Fällen auf eine ursprüngliche organisch bedingte Willensschwäche, bei welcher die Spannung gegen die Vorstellungsthätigkeit fehlt, zurückgeführt werden kann, so ist doch für ihn die Mangelhaftigkeit des Bewusstseins, die Unfähigkeit der inneren Sammlung, charakteristisch, und seine Idiosynkrasien wie seine verdorbenen Neigungen dürfen nicht als moralische Krankheiten bezeichnet werden, weil das Moment der bewussten Willensschwäche fehlt.

Diese Bestimmung der Krankheitsformen, die allerdings noch einer weiteren Auseinandersetzung bedarf, genügt doch, um als die Aufgaben der Heilung und Besserung die Weckung der Thätigkeitstriebe und die allmälige Beseitigung der entwickelten Missverhältnisse d. h. die ausdrückliche Wiederherstellung der im Begriff der menschlichen Individualität liegenden Verhältnissmässigkeit erkennen zu lassen. Nun ist aber die Aufgabe der Erziehung im Allgemeinen keine andere als die fortgesetzte Her-

stellung, d. h. die Verwirklichung der im Begriff der menschlichen Individualität gegebenen Verhältnissmässigkeit, weil der Mensch, um aus dem Naturzustande herauszutreten und insofern er aus demselben herausgetreten ist, der Einwirkung des bewussten pädagogischen Willens zu seiner allseitigen Entwicklung und Formirung bedarf. Findet diese Einwirkung nicht oder in ungenügender Art statt, so bleibt er entweder im Allgemeinen unentwickelt oder seine Entwicklung wird eine einseitige, das Besondere, was in seiner Individualität gegeben ist, zur Carricatur. Die Aufgabe der Heilung und Besserung wird also im Allgemeinen — d. h. von den einzelnen Individuen abgesehen — dadurch nöthig, dass die Aufgabe der Erziehung unerfüllt ist, und die Thätigkeit der Erziehung und die der Heilung und Besserung unterscheiden sich, von der Belebung des Organismus abgesehen, so, dass die erstere das Missverhältniss, welches entstehen will, nicht zur Entwicklung kommen lässt, indem sie die Allseitigkeit der Bethätigung immer wieder durchsetzt, die Heilung und Besserung aber das herausgebildete und befestigte Missverhältniss aufhebt, was nur dadurch geschehen kann, dass die Bethätigung einerseits (durch ein vorherrschend in Anspruch genommenes bestimmtes Verhalten) insoweit zu einer einseitigen gemacht wird, als es zur Herstellung des gestörten Gleichgewichtes nöthig ist, andererseits aber diejenige Bethätigung, in welcher sich die Harmonie oder der innere Zusammenhang der Vermögen unmittelbar zur Geltung bringt, das Spiel, in einem Maasse veranlasst und geübt wird, wie es bei den gesunden Zöglingen nicht stattfinden darf. Allerdings erfordern die Heilung und Besserung auch eine bestimmte, dem Heil- und Besserungszwecke entsprechende Regelung der Lebensweise oder Diät, wie denn eine solche schon im Gebiete der normalen Erziehung nothwendig ist, und ausserdem die Anwendung besonderer äusserlicher Heilmittel. Aber die Wirkungen der Heilmittel und der Diät sind vorübergehende oder reichen doch zur Verwirklichung der positiven Gesundheit nicht aus, so dass die physische und moralische Heilkunst eine einseitige und unzulängliche bleibt, so lange sie nicht die Leitung der Thätigkeit in dem ausgesprochenen Sinne zu ihrem Mittel macht. Die Nothwendigkeit dieses Mittels zur Heilung und Besserung hat denselben Grund, aus welchem es das einzige Mittel der Erziehung ist, den Grund nämlich, dass die Ausbildung der Organe mittelst ihrer Bethätigung stattfindet; und zwar in der Weise, dass die Formbestimmtheit der Ausbildung von der irgendwie bedingten Form der Bethätigung abhängig ist. Hierbei ist vorauszusetzen, dass die Thätigkeit, sei es Empfindungs- oder Bewegungsthätigkeit, immer auf die an sich fortgehenden Lebensprocesse einwirkt und die plastische Triebkraft — von der Überreizung oder Hemmung, die eine unangemessene Thätigkeit bewirkt, abgesehen — erhöht und bestimmt. Die Thätigkeit aber kann veranlasst, herausgefordert und geleitet werden, während dies hinsichtlich der Lebensprocesse und des unausgesetzt aber innerlich wirksamen „plastischen Princips" nicht möglich ist, so dass die Erziehung, wenn sie überhaupt die Entwicklung fördern und umgrenzen, die Gestaltung

bestimmen will, wesentlich auf die Beherrschung der Thätigkeiten angewiesen ist. Dasselbe gilt von der Heilkunst physischer, moralischer und geistiger Krankheiten, indem es in ihrer Macht steht, gewisse Thätigkeiten in Ruhe zu setzen, andere vorherrschend in Anspruch zu nehmen, und hierdurch auf den Gestaltungsprocess des Individuums ausgleichend einzuwirken. Sie hat aber, wie gesagt, das Spiel und die spielende Beschäftigung, sobald dieselben überhaupt eintreten können, in einer Weise vorwalten zu lassen, wie es bei gesunden Kindern und bei wieder hergestellter Gesundheit nicht zulässig ist, weil es ihr an sich unmöglich und durch die Bestimmtheit des Heilzweckes verboten ist, die an sich einseitigen energischen Thätigkeiten abwechselnd in Anspruch zu nehmen, der Zusammenhalt des Organismus und der organischen Vermögen aber bei den Kranken ausdrücklicher wiederhergestellt werden muss, als dies bei den Gesunden, deren Vermögen mittelst der abwechselnden Anstrengung im Gleichgewichte bleiben, nothwendig und desshalb erlaubt ist. Dass sich gerade im Spiel, der unmittelbaren Gesammtbethätigung, das Gefühl und die Thatsache der organischen Einheit wieder herstellt, brauchen wir nicht weiter auszuführen, eben so wenig, dass Zweck und Nutzen des Spiels bei Gesunden und Kranken nur insofern verschieden sind, als sich die letzteren dabei zusammennehmen, die ersteren sich „gehen zu lassen", d. h. frei zu äussern und zu bewegen lernen. — Im Spiel wird die Bewegungs- und Empfindungsthätigkeit zugleich angeregt und harmonisch verknüpft, während bei der Beschäftigung und Arbeit zunächst die Sinnlichkeit und sodann die höhere Receptivität nur momentan und zwar so in Anspruch genommen wird, wie es der objective Arbeitszweck bedingt. Obgleich aber die Bildung der Sinnlichkeit und des receptiven Vermögens überhaupt ein Resultat des Gesammtunterrichts sein, also überall in einer bestimmten Weise erzielt und erreicht werden muss, so müssen doch Gesang, Plastik und Zeichnen — die auf die Kunst hinweisenden Unterrichtsmittel — als die spezifischen für diejenige Potenzirung der Sinnlichkeit, die sie zu einer menschlichen macht, bezeichnet werden. Hiebei ist hervorzuheben, dass auch diese „Unterrichtsgegenstände" ein äusserlich thätiges Verhalten in Anspruch nehmen, aber zu dem bestimmten Zwecke, das Ohr für den Eindruck der „Harmonie der Töne" zu öffnen, und das Auge zum Sehen des Schönen zu befähigen. In wie weit die eigentliche Kunst, d. h. die Kunsteinwirkung, zu welcher sich die Zöglinge empfangend zu verhalten haben, in das Gebiet der Erziehung eintreten darf, ist eine wichtige pädagogische Frage, die sich kurz nicht erörtern lässt. Wir haben hierüber hier nur zu bemerken, dass die ausdrückliche Gewährung des Kunstgenusses bei den gesunden Kindern nur vorsichtig und stets motivirt, d. h. in der Art, dass der Kunstgenuss nicht als abgesonderter Zweck erscheint, stattfinden darf, während bei kranken Kindern ausdrückliche Kunsteinwirkungen nicht nur zulässig sondern nothwendig sind. Dies gilt von der Musik wie von Bildwerken, und es handelt sich hierbei nicht um ein „ästhetisches Verhalten" der Kinder, sondern um eingreifende Eindrücke, welche

die innere Stumpfheit durchdringen und auflösen, weil sie den gewöhnlichen Wahrnehmungen gegenüber den Charakter des Wunderbaren haben.

Die ausgesprochene physische, moralische und geistige Krankhaftigkeit — ein Begriff, der allerdings relativ bleibt — hat bei den Kindern ihren Grund theils in der Vererbung, theils in äussern Einflüssen. Dass sich nicht nur physische, sondern auch moralische und geistige Krankheiten vererben, ist unzweifelhaft und sehr häufig findet dies in der Weise statt, dass die bei den Ältern latent gebliebene Krankhaftigkeit erst in den Kindern hervortritt und offenbar wird. Dieser Thatsache entstammen eine Menge von Erscheinungen, die man räthselhaft finden muss, wenn man die Thatsache entweder im Allgemeinen nicht kennt und anerkennt, oder sie im einzelnen Falle nicht voraussetzt. Dies gilt insbesondere auch von moralischen Krankheiten, der frühzeitigen Neigung zu bestimmten Lastern, die sich peinlich überraschend geltend macht, ohne dass die Schuld in einer vernachlässigten Erziehung oder dem anregenden Beispiel gefunden werden könnte. Indessen brauchen solche Erscheinungen die Erziehung und, wenn die Heilkunst eintreten muss, auch diese nicht in Verzweiflung zu setzen, da dem jugendlichen Organismus und Wesen, wie sie auch angelegt seien, an sich eine ausserordentliche Umbildungsfähigkeit beiwohnt, durch welche hindurch sich die ursprüngliche Anlage allerdings fortsetzt, weil die Metamorphose in ihr vorausbestimmt ist, so dass zum Beispiel Ähnlichkeiten des Gesichts, der Gestalt, der Bewegungen u. s. w. erst spät zum Vorschein kommen, aber so, dass zugleich den äusseren Einwirkungen eine wesentlich modificirende Kraft zukommt. Dies beweist grade der zweite Grund ausgesprochener Krankhaftigkeit, der in Einflüssen liegt, durch welche die trefflichsten Anlagen, die besten Constitutionen in einer Weise angegriffen und verwandelt werden, dass sie durchaus nicht mehr zu erkennen sind. Machen sich diese Einflüsse sofort nach der Geburt und zwar nachhaltig geltend, so würde man im Zweifel bleiben, ob die Hauptschuld der krankhaften Gestaltung eines Kindes in der Vererbung oder in den äussern Einflüssen liege, wenn nicht glücklicher Weise häufig durch eine Beseitigung dieser Einflüsse, durch eine vernünftige Erziehung oder auch schliesslich durch die Heilkunst das Vorhandensein einer ursprünglich gesunden und günstigen Anlage an den Tag gebracht würde. Zu den nachhaltig krank machenden Einflüssen gehören insbesondere eine schlechte Ernährung und Lebensweise — die nicht blos in armen sondern auch in reichen Häusern statt hat — eine besonders unvernünftige, harte oder verzärtelnde Behandlung und das ausdrückliche Einpflanzen von lasterhaften oder die Lasterhaftigkeit vorbereitenden Gewohnheiten, wie es z. B. von rohen oder raffinirten Dienstboten geübt wird. Diese Einflüsse greifen häufig zusammen, und ihr Zusammenwirken potenzirt sie dermaassen, dass z. B. der Blödsinn, wo die Individualität der Ältern für eine ursprünglich gute Anlage spricht, auf sie zurückgeführt werden kann und muss. Ausser den stetig wirkenden Einflüssen sind auch die gewaltsamen Eingriffe in den Organismus, die sehr wohl übersehen

werden können und ihre Wirkung erst nachträglich herausstellen, zu erwähnen und zu beachten. Jene stetig wirkenden Einflüsse aber sind nicht nur in kleinen sondern auch in grösseren Kreisen als endemische zu bezeichnen, und wo sie es sind, haben wir in den ausgesprochenen Kranken nur die besonders ausgeprägten Exemplare der allgemeinen Krankhaftigkeit zu sehen, die dann als solche bei Allen zu einem Erbübel wird. Der relative Begriff der ausgesprochenen Krankhaftigkeit kann also auch so weit gefasst oder derartig ausgeprägt sein, dass wir stellenweise die allgemeine oder die Volkschule wesentlich als eine Heil- und Besserungsanstalt zu betrachten haben, obgleich den Namen nur diejenigen Anstalten führen, in welchen die Heil- und Besserungsbedürftigen von der grossen Menge der als gesund Geltenden abgesondert sind. Kommt dieses Verhältniss zum Bewusstsein, so muss sich die Volkschule zu dem machen, was sie thatsächlich ist, ohne jedoch die Voraussetzung der Gesundheit ausdrücklich aufzugeben oder den Glauben, dass sie vorhanden sei, zu zerstören. Denn die Absonderung in Heil- und Besserungsanstalten ist gerade desshalb als solche eine traurige Nothwendigkeit, weil sie den Glauben an die Gesundheit aufhebt, und es ist für den Heilzweck sehr wichtig, das Bewusstsein der Krankhaftigkeit wenigstens zeitweise zurückzudrängen. Die Heilmittel, welche nicht als solche gewusst werden, sind die besten, und werden dann am besten wirken, wenn die nothwendige Absonderung keine einfache und unbedingte, sondern die lebendige und wirksame Berührung mit gesunden Kindern ausdrücklich geregelt ist. Hiermit kommen wir auf einen schon berührten Punkt: das Nebeneinander einer Gesunden- und einer Krankenabtheilung in derselben Anstalt, welche damit eine Erziehungs- und Heilanstalt zugleich ist.

Um das Bewusstsein der Krankhaftigkeit, welches immer dazu beiträgt, diese zu unterhalten, zeitweise zurückzudrängen, und überhaupt den kräftigenden Einfluss, welchen die Anschauung eines gesunden Lebens und die Berührung mit gesunden Elementen hat, zur Geltung zu bringen, muss der Verkehr mit einer gesunden Kindergemeinschaft ermöglicht und eine theilweise Gemeinsamkeit der Bethätigung eingeführt sein. Diese Gemeinsamkeit beschänkt sich auf das jeweilige Spiel, einige Formen- und einige Gartenarbeiten, und abgesehen von der Vereinigung der ganzen Abtheilungen oder Unterabtheilungen können einzelne kranke Kinder ihrer Fähigkeit und dem Heilzwecke entsprechend auch an solchen Arbeiten und Spielen theilnehmen, von denen die Krankenabtheilungen im Allgemeinen ausgeschlossen sind. Besonders zu betonen ist die Wichtigkeit der jeweiligen Spielgemeinschaft, weil in dieser die Berührung der Persönlichkeiten und das Gefühl der Zusammengehörigkeit am lebendigsten sind, und dabei die kranken Kinder von den gesunden gern insoweit unterstützt werden, dass sich jedes hierzu überhaupt angethane Spiel ohne auffallende Störungen und Hemmungen entwickeln kann. Die Spiele, welche die kranken Kinder für sich spielen, sind als Vorübungen zu dem gemeinsamen Spiele zu behandeln, indem die spielenden Thätigkeiten, die sich in diesem zusammenfügen, zu selbstständigen, natürlich sehr einfachen

Spielen abgerundet sind und abgesondert geübt werden. Was die gesunden Kinder betrifft, so gehen sie bei der zeitweiligen Gemeinschaft mit den kranken nicht leer aus, indem die schonende Hilfe, zu der sie gewöhnt und befähigt werden, ein förderndes Moment für die intellektuelle und sittliche Bildung enthält, das zwar natürlich als ein allgemein nothwendiges nicht ausgesprochen werden kann, dessen Vertretung im Umkreise der Erziehung aber jedenfalls sehr wünschenswerth ist. Für die pädagogische Erfahrung und Beobachtung ist das Nebeneinander gesunder und kranker Kinder von grossem ja unersetzbarem Belange. — Damit diese wesentlichen Vortheile für die allgemeine Erziehung zur Geltung und Benutzung gelangen, möchten wir — von Privatanstalten absehend — den Vorschlag machen, dass mit bestimmten Wohlthätigkeitsinstituten für Erziehung, z. B. den Waisenhäusern und den von uns empfohlenen Musteranstalten für die Arbeitserziehung, Heilanstalten für Kinder durchweg verbunden würden. Übrigens haben wir bei der kurzen Auseinandersetzung der Vortheile dieser Verbindung, obgleich wir anfänglich die Bezeichnung „Krankheit" im allgemeinsten Sinne nahmen, in welchem sie die Besserung einschliesst, dennoch, wo nicht ausschliesslich, so doch vorzugsweise an die körperlich und geistig Schwachen und Kranken gedacht. Die ausgesprochene Lasterhaftigkeit, welche von der allgemeinen Erziehung nicht mehr überwunden werden kann, ist seltner und gehört meistens dem reiferen Knaben- und Mädchenalter, am häufigsten dem Alter der Geschlechtsentwicklung an. Wir sehen aber nicht davon ab, die lasterhaften Knaben und Mädchen für den Besserungszweck auszusondern und zusammen zu nehmen, trotz der Gefahr, welche in einer solchen Vereinigung zu liegen scheint — ein Punkt, der einer weiteren Ausführung bedarf und sie gelegentlich finden soll — verlangen aber um so entschiedener die Verbindung der Besserungsanstalten mit den Musteranstalten der Arbeitsübung und für das reifere, über dem Abschluss der Volksschule liegende Alter mit den Musterlehrlingschulen. Eine „Ansteckung" der Gesunden ist in diesen Anstalten, wenn die Verdorbenen besondere Abtheilungen bilden, nicht im mindesten zu fürchten, es können und müssen aber die Arbeiten gleichfalls theilweise gemeinsame sein, und ausserdem die Einzelnen, die der Abtheilung der Besserungsbedürftigen angehören, die Aussicht der Zulassung oder des Übertrittes in die Gesundenabtheilungen haben.

Da mit dem Alter, also je mehr sich die Individualität schon bestimmt hat, die Umbildungsfähigkeit zurücktritt, so nimmt mit demselben, wie schon ausgesprochen, die Schwierigkeit der Heilung und Besserung zu. Diese Schwierigkeit wird dadurch um so grösser, dass sich die Erwachsenen nicht so leicht wie die Kinder über den Charakter der Heil- und Besserungsmittel, d. h. über die ausdrückliche Absicht der Heilung und Besserung täuschen lassen und ihr Wille nicht so leicht gewonnen werden kann, so dass sie sich meistens, wenn nicht der Absicht, so doch dem Verfahren der Heilkunst mehr oder weniger bewusst opponiren — eine Opposition, die selbst bei Blödsinnigen statt hat. Desshalb ist es auch nöthig und zulässig, bei der Heilung und

Besserung der Erwachsenen Motive in Wirksamkeit zu setzen, die im Gebiete der Jugenderziehung auszuschliessen sind: neben der Strafe Lohn und äusserliche Auszeichnung. Auch hier bleibt es eine wesentliche Aufgabe, wo möglich den Thätigkeitstrieb, der fast niemals ganz erloschen ist — denn wo er erloschen, ist entschiedene Unheilbarkeit vorhanden — in einer innerlich in Anspruch nehmenden Richtung wach zu rufen und zu bilden. Es findet indessen eine blosse Fortsetzung der heilenden und bessernden Erziehung bei den erwachsenen Kranken und moralisch Verdorbenen nicht statt. Denn wenn das Alter der Selbständigkeit erreicht ist, können erstens die Mittel des Heilungs- und Besserungszweckes, obgleich dieser bleibt, keine erziehlichen im strengen Wortsinne bleiben, zweitens tritt das unmittelbare Interesse der Gesellschaft in den Vordergrund, das an der Umwandlung der Individuen in den Hintergrund. Das unmittelbare Interesse der Gesellschaft aber fordert erstens, dass die Irren und Lasterhaften wie theilweise auch die Kranken aus der Gemeinschaft der Gesunden, die sie belästigen und denen sie gefährlich werden, ausgeschieden, und zweitens dass sie, sofern diese Abgeschiedenheit eine längerdauernde sein muss, für die Gesellschaft, die sie erhält, wo möglich nützlich gemacht werden. Dieser letztere Zweck trifft jedoch mit dem Mittel der Heilung, das nicht nur für die Irren und Verbrecher, sondern auch für viele Kranke ein wesentliches ist, der Weckung und Leitung des Thätigkeitstriebes, zusammen. Ausserdem ist auch hier auf die Wirkungen der Kunst, der Musik und der bildenden Kunst, ein grosses Gewicht zu legen, und zwar um so mehr, als der Eindruck derselben durch die Absonderung der Ausgeschiedenen vom bewegten Lebensverkehre und die strenge Regelung ihrer Ruhe und Thätigkeit vorbereitet und erhöht wird. Wir dürfen auf dieses Thema hier nicht weiter eingehen, müssen uns aber ausdrücklich dagegen verwahren, dass wir für die Heilung und Besserung der Erwachsenen einen zu grossen Mittelaufwand verlangten, da wir im Gegentheil die Mittel, welche gegenwärtig fast überall dazu aufgewandt werden, in doppelter Beziehung übermässig finden. Sie sind es im Verhältniss zu den Erfolgen — ein Missverhältniss, das allerdings bei zweckmässigerer Verwendung bis zu einem gewissen Grade gehoben werden könnte — und sie sind es im Verhältniss zu den Mitteln, die auf die Heilung und Besserung der erziehungsbedürftigen und erziehungsfähigen Individuen, die physisch, moralisch und geistig krank sind, wie auf die Erziehung im Allgemeinen verwandt werden. Erst wenn hier, wo der Erfolg offenbar allgemeiner, gründlicher und lohnender sein kann, das Nöthige geschehen, wäre der Aufwand, der für die Heilung und Besserung — wie schon für die Bestrafung — der Erwachsenen gemacht wird, gerechtfertigt, er würde aber dann nicht mehr nöthig sein, d. h. zum grossen Theile erspart werden. Wir kommen hiemit auf den Satz, von dem wir ausgegangen sind, zurück, und glauben ihn insoweit bestimmt zu haben, als es der Zweck unseres Jahrbuches zulässt und fordert.

Nur noch einen Punkt wollen wir besonders hervorheben: die unmittelbare und positive Beseitigung der kindlichen Fabrikarbeit.

In demselben Maasse, in welchem die moderne Industrie sich entwickelt, werden die Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts zu der Fabrikarbeit hinzugezogen, und zwar findet in Bezug auf die Kinderarbeit derselbe Übergang statt, der für die Ausbildung der Proletariatszustände überhaupt charakteristisch ist: die „reizende Leichtigkeit des Verdienstes" verwandelt sich allmälig in eine harte Nothwendigkeit. Wir ersparen es uns gern, das traurige Bild auszumalen, welches die zur Fabrikarbeit getriebenen Kinderhaufen in ihrer Entkindlichung, ihrer physischen Verkümmerung und ihrer sittlichen Entartung darbieten; es ist oft genug heraufbeschworen worden, und wo sich das Übel entwickelt hat, sind die Gesetzmacher veranlasst worden, sich mit der Einschränkung und Milderung desselben zu beschäftigen. Aber die Gesetzgebung vermag wenig gegen die Consequenz der bestehenden Verhältnisse, die Ansprüche des Bedürfnisses und den Zwang der Noth. Wenn die Kinder ihr Leben wenigstens theilweise selbst fristen müssen, und die Fabriken ihnen hiezu zunächst die bequemste und sodann die einzige Gelegenheit bieten, ist die Beschränkung der Arbeitsstunden und die Begrenzung der für Kinder zulässigen Fabriksarbeiten fast das Gegentheil der Abhilfe. Das einzige Mittel um einem Übel, das sich nicht hinwegdekretiren lässt, und durch welches die physische und moralische Kraft der Bevölkerung möglichst eilig aufgezehrt wird, zugleich schnell und nachhaltig entgegen zu wirken, ist die lohnende Beschäftigung der Armenkinder mittelst solcher Arbeiten, welche der kindlichen Kraft entsprechen und sie entwickeln, in eigens hierzu organisirten Anstalten. Solche Anstalten sind insofern provisorische, als nach unserer Ansicht die allgemeine oder die Volksschule die Arbeitserziehung allgemein in die Hand nehmen muss, aber ein dringendes Provisorium, und zwar sowohl für das Alter der Volksschule wie für das nächstfolgende, in welchem die öffentlichen Arbeitsanstalten der Jugend den provisorischen Ersatz der Lehrlingsschulen abgeben. Diese lassen sich für die erwachsende männliche Jugend nur allmälig gestalten, für die weibliche aber ist nur ein vorübergehendes Provisorium nothwendig, d. h. die weiblichen Arbeitsanstalten können und sollen sofort dem Charakter wirklicher und allseitiger Bildungswerkstätten angenähert werden. Die Aufgabe, die erwachsenden Mädchen der unteren Classen von der Fabrikarbeit durch eine zugleich lohnende und bildende Beschäftigung zurückzuhalten, und auf die ästhetische und sittliche Gewöhnung derselben vortheilhaft einzuwirken, ist leichter zu erfüllen, als die entsprechende Aufgabe bei der männlicheu Jugend, zugleich aber dringender, da die Verderbniss des weiblichen Geschlechtes die Quellen der physisch-sittlichen Volksgesundheit am unmittelbarsten und tiefsten vergiftet.

VI.

GESCHICHTSBEITRÄGE

UND

NACHRICHTEN AUS DER LEVANA.

Die Gesundenabtheilung.

Das Anwachsen der Zöglingszahl in der Gesundenabtheilung der Levana hielt mit der Krankenabtheilung gleichen Schritt. Schon in Baden, bald nach dem Eintritt der ersten Kranken, kamen auch gesunde Tagesschüler zu den vier im Hause wohnenden Gärtnerskindern, die aus krankhafter Verkümmerung in die neue Thätigkeit gebracht wurden. Diese Kinder hatten zwar die Volksschule während einiger Stunden des Tages besucht, ihre übrige Zeit war jedoch lediglich dem Vorderthürestehen und allenfalls dem Botendienste gewidmet. Mit eifriger Lust arbeiteten die vier Knaben, welche unter dem Drucke der Dürftigkeit wie der Leere des Nichtsthuns litten; sie waren anregungsfähig gleich den vornehmen Saisonkindern und bethätigten sich aus innerm Drange an der neuen Schularbeit. Ludwig, der älteste, ertheilte schon während des Sommers Unterricht in dem Gelernten, und zwar in der Heilanstalt für scrophulöse Kinder, welche mit der Badner Villa verbunden war, und setzte diesen Unterricht im Ausnähen, Ausschneiden, Flechten, Legen in der Gartenarbeit etc., während der Sommermonate, in welchen die kranken Kinder von Wien herauskommen, fort. Drei der „Saisonkinder" wurden von dem Vater nach kurzer Zeit zurückgenommen, weil dieser befürchtete, seine Kinder, auf die er stolz war, könnten in den Augen des Publikums mit den Blödlingen verwechselt werden. Zwei andere kleine Mädchen blieben während des ganzen Sommers die treuen Besucher der Anstalt, in welcher die städtisch Gebildeten ein einfacheres Verkehren mit den Dingen, namentlich auch mit dem Naturleben kennen lernten, für welches alle Vorbildung fehlte. Auffallend unterschieden sich beide Schwestern in ihrem Wesen. Die ältere war die vielsprechende, bildungssüchtige, nach äusserer Auszeichnung Strebende, die Jüngere, die Empfindliche, Insichgekehrte und mehr Seelenvolle; Beide aber waren schon zur Genüge französirt, und der Bruchstückunterricht, den sie erhalten hatten, behauptete seinen Einfluss auch auf die Charakterbildung der Kinder, wiewohl die Mutter für diese gern das Äusserste geleistet hätte, und mit dem festen Entschluss von Baden schied, in Wien auf der neu gewonnenen Lehrunterlage mit Hilfe des „Arbeiters", der „Aus- und Zuschneidschule" und der „Bildewerkstatt" weiter zu bauen.

Neben den Wiener Mädchen kamen zwei Knaben aus Vöslau, täglich die Eisenbahn benützend; der ältere, Cajetan, war bereits aus einigen Schulen verwiesen und als lernunfähig erklärt worden, er war nach des Vaters Mittheilungen bei jedem Buche eingeschlafen, oder hatte mit offenem Munde und stierem Blicke in die Luft gesehen. Niemand hatte bis dahin in dem Knaben irgend welche Anlagen entdecken können. Der Levana war dies vorbehalten; denn Cajetan, der Viellacher, wurde der Humorist und erheiternde Gast der Anstalt, der er bald mit thätiger Energie angehörte, ganz besonders war sein Beobachtungssinn nach der Naturseite hin scharf, und auf den Wanderungen war er der Entdecker und botanisirende Schatzgräber. Eben so entwickelte er technische Anlagen, die sich beim Modelliren und Holzschnitzen kundgaben. Phantasievoll zeigte sich der Knabe bei Verkleidungen, wozu ihm die dürftigsten Mittel dienten, um ihn bald als Helden, als Ritter, als Jäger erscheinen zu lassen.

Mancherlei körperliche Übel waren bei Cajetan zu beseitigen: sein allnächtliches Bettnässen und die scrophulösen Leiden, die an seinem Leben zehrten. Die Ältern erkannten die Nothwendigkeit einer bestimmten Heilcur, obgleich der Knabe anscheinend gesund als Tagedieb und Faullenzer verkannt war. Sonach kam er als Pensionär in die Levana. Cajetans Bruder, der vierjährige Arthur, war der echte Repräsentant eines gesunden Kindes, doch von so übersprudelnder Kraft und Unbändigkeit, dass die Mutter eines männlichen Erziehers zu ihrer Stütze bedurfte, und den Regulator für Arthurs Zügellosigkeiten ebenfalls dort sah, wo der schlaffe Cajetan sich bald wohl befand. Arthur wurde der Schrecken der Domestiken in der Anstalt: er stieg in alle Wassertonnen, griff in die vollen Schüsseln, brüllte wie ein wildes Thier, doch alles dieses aus übermässiger Lust, die das unpädagogische Auge für Rohheit und Ungezogenheit ansah. Die Levana hätte indess gern ein Paar Dutzend solcher frischer Berserker in ihrer Gesundenabtheilung gesehen gleich diesem kleinen Amerikaner. Arthurs Ältern, die lange Zeit in Amerika lebten, hatten den Knaben von dorther mitgebracht.

Anstatt eines also kerngesunden, kräftig lebensvollen Knaben ward der Levana im Monat September ein Proletarierknabe zugeführt, der bis dahin der Schutzbefohlene eines gräflichen Hauses war: dort hatte sich Lorenz an bestimmten Tagen Suppe und einige Kleidungsstücke holen dürfen, und treuen Bericht über seinen Schulbesuch ablegen müssen; ausserdem war seine Zeit damit ausgefüllt gewesen, Holz aus dem Walde zu holen. Lorenz erschien anfangs bescheiden, sanft und schüchtern, bald erwies es sich aber, dass er träge, weichlich und unanstellig war. Das Farbenreiben, seine erste Aufgabe, ermüdete bald seinen Arm, und da er den schläfrigen Gang mit einem raschen Einherschreiten vertauschen sollte, zog er es vor, gleich liegen zu bleiben und in der Sonne zu schlafen. Vergeblich waren die Bemühungen, den zwölfjährigen Knaben aus seinem passiven Zustande, in den ihn Schule, Wohlthätigkeit und eine monotone Tagesbeschäftigung gebracht hatten, heraus zu ziehen. Lorenz hatte Heimweh nach dem gewohnten Bettlerleben, und kehrte zu seiner Mutter zurück, die ein ambulantes Han-

delsgeschäft betrieb, und ausser Lorenz noch ein jüngeres Kind hatte, welches sie ihrer herumziehenden Lebensweise halber zu einer Schneidersfrau in die Kost gegeben hatte. Dieses Kind kam an die Stelle des ausgeschiedenen Lorenz in die Heilpflege. Obgleich erst zwei Jahre alt, war an Joseph schon eine gründliche Cur zu vollziehen, denn das kleine Kostkind war in einem jämmerlichen Zustande, theils in Folge des Koststubenlebens, theils an sich kränklich, doch nicht zu den Kranken zu zählen. In schlechter Luft, in Schmutz, in Dürftigkeit und gänzlicher Verwahrlosung waren die beiden ersten zwei Lebensjahre des Kindes verstrichen, und mit Ungeziefer auf dem Kopfe, welcher mit Läusegift eingestrichen war, mit einer braunen runzlichen Gesichtsfarbe, mit steifen ungelenkigen Gliedern und vielen übeln Angewohnheiten wurde das Kind übergeben. Der Reinigungsprocess war das Erste, was an Joseph vollzogen werden musste. Unter dem kläglichsten Geschrei des Kindes wurde es gebadet, im Garten herumgeführt und zu kleinen Thätigkeitsäusserungen veranlasst. Allem widerstrebte der kleine J. mit Geschrei; nur Kartoffeln mochte er essen, alles Andere schob er fort, verunreinigte sich aus Schwäche allerwegen, und bot ein Bild des Mitleids, wie unästhetisch es auch war. Ungeachtet der erwähnten Misszustände, die das scrophulöse Kind mit den krummen Beinen zeigte, gewann es die liebevolle Theilnahme seiner Pfleger in dem Grade, dass es als Adoptivkind der Levana der Kitt wurde, welcher ihre Glieder in sorgender Liebe für das kleine Wesen vereinigte. Die schwarzen lebhaften Augen und die übrige zierliche Gesichtsbildung versprachen bei einiger Erholung ein hübsches Kind. Dabei verrieth der Kleine selbst bei sehr beschränkten Sprachmitteln schon einen lebhaften Geist und Beobachtungssinn. Ganz entgegengesetzt dem Bruder Lorenz, verlangte der kleine Joseph Beschäftigung, und nur vermittelst dieser war er zu leiten und umzubilden. Gegenwärtig ist Joseph vier Jahre alt, und kann mit vollem Recht der Gesundenabtheilung beigezählt werden. Das Scrophelwesen ist ganz verschwunden, ein natürliches, frohes, gernbeschäftigtes Kind, treibt sich der Kleine, seine eigenen Wege verfolgend, in Haus, Hof und Garten herum, stört Niemanden, will aber auch von Niemanden gestört sein; sein Körper ist seinem Alter angemessen entwickelt, die Haut ist rein, hat aber ihre braune Farbe behalten. Die Sprache ist geläufig, der Gang trippelnd, aber rasch. Sehr reizbar ist das Kind noch immer, was sich theils aus seinem sehr beweglichen Geistesleben erklärt.

Wenige Tage nach der Übergabe des kleinen Joseph kam Anna, ein sechzehnjähriges Mädchen, das in dem tiefen Ungarn ohne Erziehung aufgewachsen war. Verwandte in Wien hatten sich des Waisenkindes angenommen, es bald hier, bald dort in die Kost gegeben und suchten in der Levana viel mehr ein Unterkommen als Pflege und Erziehung. Das Mädchen war ja gesund, d. h. es war dick und roth im Gesicht; das genügte für den Begriff von Gesundheit. Dass Anna dickblütig war, eine schlechte Hautausdünstung hatte, beständig schwitzte und eine Trägheit in den Gliedern hatte, die sie nur langsam vom Stuhle sich erheben liess, war nebensächlich. Ein angefangener

unter den Händen ergrauter Strickstrumpf war die einzige Arbeitsprobe, die Anna mitbrachte; ausserdem war ihr etwas Französisch eingelernt worden. In sich zurückgedrängt, mürrisch und plump war Anna kein Gegenstand anmuthiger Weiblichkeit; erst nach und nach äusserte sich bei zunehmendem Gesundheitsgefühl eine grosse Lebhaftigkeit, die bald so sprudelnd wurde, dass es schien als habe sie in Ketten gelegen, die ein kräftiger Ruck mit einem Male gelöst. Das lange, pechschwarze, übelausdünstende rauhe Haar, das in dicken Zöpfen auf Anna's ohnehin grossem Kopfe lag, wurde kurz verschnitten. Dadurch ward Anna's Kopfbewegung eine freiere, die Halsrichtung ungenirt und es schien als ob sich die Schultern mehr gesenkt, in denen der Hals wie versteckt war. Kalte Bäder, eine gute Nachhilfe in der Bekleidung, tägliche Wanderungen, eine geregelte Diät, Theilnahme an dem Unterrichte wie an den häuslichen Besorgungen — Alles dieses im Verein, verwandelte binnen Jahresfrist den Schein der Gesundheit zur Wahrheit. Gegenwärtig — Anna ist nun fast zwei Jahre in der Levana — leitet sie bei den Kleinen Spiel und Beschäftigung mit jener Frische und vollen Theilnahme, deren Kinder bedürfen und vornehmlich Blödlinge. Anderntheils ist Anna in ihrer eigenen Ausbildung nach der künstlerischen Seite hin gewendet, was die Plastik angeht. Sie modellirt nach viermonatlichem Unterrichte fast mit Kühnheit. Gesund an Leib und Seele darf man erwarten, dass auch ihre Productionen diesen Charakter behalten werden.

Im November wurde der Anstalt ein kleines Gräflein zugeführt, dessen frisches Kindergesicht mit den rothen Wangen ebenfalls auf Gesundheit deutete. Alphons war auch nicht krank, aber er litt unter dem Erbschaftsübel seiner Abstammung. Verwöhnt, bis zum vierten Jahre noch von der Mutter selbst als Schooskind behandelt, war in dem Kleinen ein Doppelwesen von Unselbstständigkeit und Thätigkeitsverlangen gekommen. Während einer kurzen Zeit war der kleine Graf ebenfalls in der Kost bei einem Fleischer gewesen und mit grosser Naivität hatte er sich mancherlei dort angeeignet, was seinen Geschmack betraf. Er zog die kräftigen Fleischspeisen gern den andern vor, hatte aber dennoch die verwöhnte Zunge behalten, welche ein feinerer Tisch ihm angebildet. Auch eine entschiedene Neigung zu Grausamkeit und Tyrannei hatte der Aufenthalt bei dem Fleischer mehr entwickelt.

Der kleine Joseph wurde von Alphons mit Füssen gestossen, die Gärtnerskinder nichtachtete und misshandelte er. Am liebsten war der vierjährige Knabe allein, um einem schon vorzeitig entwickelten Geschlechtstriebe zu genügen; er rutschte zu dem Behufe auf der Erde herum, kroch in die Winkel und kam nach einiger Zeit mit ganz erhitztem Gesichte wieder zum Vorschein. Mit Beginn des Frühlings zeigte sich ein anderer abnormer Zustand. Alphons klagte und „quängelte" bei jeder Gelegenheit und äusserte ein Unbehagen und ein Bequemlichkeitsbedürfniss, das ihm den Namen „Grosspapa" zuzog. Am Ofen oder in der Sonne brüten war des Kleinen liebstes Dasein. Erst im Mai, als das erste Heu gemäht ward und Alphons in den frischduftenden Heuhaufen

sich selber sein Lager bereitete, begann das blasirte Grafenkind zu genesen. Seit jener Zeit ist nun ein Jahr vergangen und keinerlei Rückfall hat stattgefunden. Alphons ist ein kerniger, gesunder, frischer Knabe von sechs Jahren, der eben so gut mit Rechen und Spaten wie mit der Lesefibel und dem Modellirholze umzugehen weiss.

Zur Zeit als Alphons seine ersten Springversuche auf der freien Wiese machte, kamen zwei neue Genossen von der nahen Residenz her, äusserst verschieden in ihrem Aussehen. „Er ist nicht krank", sagte die Mutter von Emil, „er sieht nur so aus", abgesehen von einigen Unregelmässigkeiten in seinen körperlichen Functionen. Und so war es auch. Emil schien auf den ersten Blick wirklich in die Krankenabtheilung zu gehören, er war sehr blass, sehr mager, konnte den Mund nicht zumachen und hatte einen matten Ausdruck in den Augen und Gesichtszügen, aber nichts destoweniger stand er den Gesunden nicht nach; er theilte ihren Unterricht wie ihre Erholungen; bei ersterem war er lange Zeit matt und gleichgültig, doch in den Freistunden gab er sich oft losen Streichen hin, die eine noch unentwickelte, aber dennoch vorhandene Kraft verriethen. In den Zeichnenstunden und bei dem Modellirunterrichte gab sich sogar alsbald eine geniale Begabung kund. Heute noch ist Emil äusserlich der Blasse, Schmächtige, Trockene und Zurückhaltende, aber jetzt weiss man, dass hinter seinem stummen Wesen eine ganze Welt von Schalkheiten liegt und dass der Unterricht nicht an tauben Ohren und blöden Augen vorübergegangen ist. Emil ist gesund; der weitgeöffnete Mund schliesst sich, sonstige Scrophelanzeigen sind verschwunden, und nur zeitweilig quälen ihn Zahnschmerzen.

Kaum vierzehn Tage später trat der kleine Freund Emil's, ein Wiener Kind, italienischer Abstammung, die Zahl der Gesunden vergrössernd, ein. Diego C. war der erste kerngesunde Pflegling der Levana, zu Hause der Schwarze und der Wilde genannt, ein Knabe von sieben Jahren, noch unberührt vom Schulzwang, mit blitzenden schwarzen Augen, bräunlich rother Gesichtsfarbe, einem kräftigen Körperbau und echt kindlichem Wesen, doch nichts weniger als wild und unbändig, vielmehr sinnig und innig, voll warmer Anhänglichkeit, nachdem er sich einigermassen in der ganz neuen Welt zurechtgefunden. Diego kam aus einem zahlreichen Familienkreise, der Liebling des Vaters, unter die fremde Obhut, das verjüngte Ebenbild des grossen stattlichen Mannes, welcher sein Kind wohlausgerüstet der neuen Heimat zuführte. Diego hat während seines Aufenthaltes in der Levana einen Tag wie den andern froh und gesund zugebracht, ohne je zu der geringsten Störung Veranlassung gegeben zu haben und ist freudig bei allem praktischen Thun, das seiner lebendigen Natur entspricht. Seine Verbindung mit Emil ist eine constante geblieben und beide Kinder sind einander ausgleichend und gegenseitig fördernd gewesen.

Emil's Schwester kam als dritte zu dem kleinen Familienbunde, denn die drei Kinder gehörten zusammen, wenn das eine oder andere von Vater und Mutter, welche die Freundschaft verband, Besuch erhielt. Minna war bereits eine junge Dame bei

ihrem Eintritte, die mehrere Wiener Schulklassen durchexercirt; bald aber verlor sich das städtische Formenwesen und Minna wurde die aufgeweckteste und liebevollste Theilnehmerin, sowohl am unterrichtlichen, wie am häuslichen Leben der Levana während eines Sommerhalbjahres. Die Sehnsucht der in der Stadt allein lebenden Mutter rief das Kind im Winter wieder zu dieser zurück und mit grossem Schmerz von allen Seiten wurden die angeknüpften Fäden zeitweilig gelöst. Minna's Bett und einige Effekten wurden gern zurückgelassen, in dem Gedanken an eine spätere abermalige Vereinigung. Minna besuchte wieder die Stadtschule und lebte ihr früheres innigeres Verhältniss mit der Mutter, aber das Verlangen nach dem Gemeinschaftsleben der Levana blieb ungeschwächt und bei jedem Besuche erfüllte die Hoffnung einmal wieder ganz dagelassen zu werden, das kindliche Gemüth. Der Frühling, welcher die Mutter einen neuen Sommeraufenthalt wählen liess, hat auch Minna wieder der Anstalt zugeführt.

Fast gleichzeitig mit Minna kam Pepi, ein Knabe von zwölf Jahren, mit blühendem, kernfestem Aussehen, von israelitischer Abstammung. Pepi kam und blieb, d. h. der Vater fasste bei seinem ersten Besuche ein so frohes Vertrauen zu der neuen Erziehpflege, deren sein scheinbar ganz gesunder Sohn dennoch bedurfte, dass er denselben sofort der Anstalt überliess, nachdem Pepi bereits aus verschiedenen Schulen wegen Unverträglichkeit entlassen worden war. Man hatte es, so zu sagen, nicht mit ihm aushalten können. Pünktlich erschienen alle vierzehn Tage Vater und Mutter, ängstlich forschend, in wie weit sich Pepi nach dieser oder jener Seite hin, während der verlaufenen Zeit, etwa mochte vergangen haben, und immer freudiger wurden diese Besuche, da sich die sonst nur gehörten Klagen der früheren Erzieher hier nicht wiederholten, im Gegentheil die nicht ungewöhnliche Begabung Pepi's zur Richtschnur seiner menschlichen Entwicklung sich mehr und mehr ergiebig zeigte, indem dasjenige dem Knaben geboten wurde, was ihm bisher aus falschem Principe entzogen war, Vertrauen zu seinem Thun und seinem Willen. Pepi war allerdings der Streithahn bei allen Gelegenheiten und in der ersten Zeit derjenige, gegen welchen die Übrigen als Ankläger auftraten. Nach und nach änderte sich jedoch das Gegenseitigkeitsverhältniss; Pepi's Dienstfertigkeit, Dankbarkeit und Eingänglichkeit gewannen ihm Freunde unter den Schülern und Lehrern und das Bewusstsein nicht mehr der nur Verletzende, Beleidigende und Gefürchtete zu sein, enthoben ihn seiner allerdings ursprünglichen Neigung zum böswilligen Necken und Herausfordern und stellten einen friedlicheren und theilweise freundschaftlichen Umgang mit seinen Hausgenossen heraus.

Das Blasirte und Anspruchsvolle, welches Pepi mitbrachte ist verschwunden und in dem Unterrichtsleben ist dieselbe geistige Neugestaltung wahrnehmbar. Pepi lernt leicht und freudig und versöhnt durch seine Lust am Wissen mit seiner ihm noch oft anklebenden Manier, die Alles besser kennen will und die Hohlheit mit Phrasen zu überkleiden sucht.

Alexander und Emil, zwei Knaben von neun und eilf Jahren, die kernfesten und gesunden Abkömmlinge eines kroatischen Hauptmanns, brachen gewissermassen wie zwei muthige Steppenrosse in die Arena der Pädagogik in der Levana. Lärmende Kobolde waren die beiden Croaten für diejenigen, welche nur ihr Fensterzerbrechen, und Tassenzerschlagen oder Zäuneeinreissen, Baumzweigeknicken und Dintenfässerumgiessen als grosse Unbequemlichkeiten empfanden. Die Levana sah aber in diesen scheinbaren Unholden zwei kraftstrotzende Naturen, mit denen viel anzufangen war. Gern liess sie anfänglich die Knaben gewähren, wenn diese suchten die Lehrstunden abzukürzen, indem sie mit heraufgestreiften Beinkleidern und Ärmeln, gleich zwei neapolitanischen Schiffern den Kahn über den Teich ruderten und nicht sogleich an's Ufer bringen konnten, an welchem Stiefel und Strümpfe zurückgelassen waren. Man konnte überzeugt sein, dass bei diesen lebendigen Geistern nach und nach das Interesse für den Unterricht kommen würde, es hätte sich als vergebliche Mühe erwiesen dieses Interesse gewaltsam durch Strenge zu erzwingen. Die Vorhersicht täuschte nicht. Nach einigen Monaten gab es kaum begeistertere Hörer und Arbeiter in den Levanawerkstätten, als die beiden Croaten, und die unmässige Sucht sich auszutoben, die sich anfangs nur im Herumlaufen, Rudern, Klettern und ähnlichen Dingen geäussert hatte, dämpfte sich nach und nach ab und ging in eine energische Lernlust über. Nach halbjährigem Aufenthalte wechselte der Vater seinen Wohnort und nahm die Knaben als seine Begleiter mit sich. Der Verlust den die Levana durch diese zwei Kraftnaturen erlitt, ist bis heute noch nicht durch ähnliche Individualitäten ersetzt worden. Sie trugen alle Elemente eines echten Knabenleben in sich, Begriffe von Heldenthum und geschichtlicher Grösse und eine phantasievolle Auffassung der Gegenwartsereignisse, eines Gewitters, Feuers, einer Überschwemmung etc., urkräftig in allen Empfindungen und bei aller Zügellosigkeit den weicheren Gefühlen erschlossen, obwohl die Mutter den Kindern schon frühzeitig genommen war und die Gemüthsseite nicht hatte gepflegt werden können.

Das Thüringerland führte der Levana zwei kleine Knaben von fünf und sieben Jahren zu, beide rothwangig mit lachenden und weinenden Gesichtern, wie sie die Kinder im Allgemeinen haben, diese aber vorzugsweise hatten, da sie der Heimat plötzlich entführt und in eine neue ganz ungewohnte Sphäre gebracht wurden. Beide Kinder waren nicht von der Mutter ausschliesslich gehegt und gepflegt worden; sie waren in Bewahranstalten und fremden Koststuben zum Theil aufgewachsen und der Einfluss von ungehöriger Behandlung und Nahrung war auch nicht ohne Störung an ihnen vorübergegangen, namentlich an dem Älteren, Leopold, bei welchem die englische Krankheit einen schwächlichen Zustand hinterlassen, welche ihm einige Unsicherheit in seinen Bewegungen gab; dennoch waren beide Kinder Gesunde zu nennen, denn sie „medicinirten“ nicht und bedurften keiner besondern Pflege ausser der häuslichen, liebevollen, rücksichtnehmenden eines Familienlebens. Beide Kinder waren gelehrig

ohne schon etwas gelernt zu haben, doch beide ganz verschieden in ihrem Charakter und in ihrer Begabung. Leopold, in allem kleinbürgerlich, leicht verdriesslich, materiell genussüchtig, dabei aber fein empfindend, äusserst anschmiegsam und kindlich innig; Heinrich dagegen ernst, überlegend, fast grübelnd, ein kleiner Philosoph, dabei jähzornig und andererseits ziemlich träge, beide aber phantasievoll und begabt, Leopold besonders für das plastische Bilden und dabei, wie bei seiner Verkleidungslust, voll Humor. Beide naiv und unverwöhnt.

Der kleine Paul, Iduna's Bruder, ein vierjähriger Knabe, wurde nur für die Zeit einer längern Reiseabwesenheit der Ältern in die Levana gegeben; ein ruhiges, pathetisches Kind, dem die Stammhalterwürde seines Hauses schon im Keime gegeben. Obwohl verwöhnt und mit Allem ausgestattet, was die Behaglichkeit eines Kinderlebens zu geben vermag, gehörte Paul, der ehrenfeste, doch nicht zu den Blasirten, nur mehr zu den phlegmatischen Kindern; Alles, was er that, machte er langsam und bedächtig, aber er machte es; eben so ruhig, ausdauernd und geduldig war Paul während eines längern Krankseins, das ihm gebot im Bett zu bleiben; halbliegend und halbsitzend ruhte er darin, immer mit gleicher Miene, kam Jemand ihn besuchen, zeigte er sich freundlich, war er allein, nicht verdriesslich oder gelangweilt, willig zum Arbeiten, gab man ihm etwas in die Hand, aber nicht nach Beschäftigung verlangend. Der genesene Paul hatte aber doch Manches in seinem Bette gelernt und nach und nach beflügelte sich auch einigermassen sein sonst schwerfälliges Wesen. Noch glaubt die Mutter dem Kinde die alleinige Erziehung gewähren zu müssen und hat nach ihrer Zurückkunft von der Reise Paul wieder zu sich genommen. Doch soll der fünf-, sechs- oder siebenjährige Knabe einmal ganz der Levanaschule angehören.

Im September kamen drei Kinder aus der bairischen Rheinpfalz: die sechzehnjährige Marie, der vierzehnjährige Julius und die eilfjährige Anna, drei frische blühende Wesen in naturgemässer Entwicklung, vorbereitet durch einen kleinstädtischen Schulunterricht und eine gemüthvolle Hauserziehung. Die drei Geschwister traten in drei verschiedene Gruppen, wie sie der Unterricht und die Geistesreife der Kinder bestimmte, ein, und übten ein jedes unter seinen Altersgenossen denjenigen Einfluss, welchen neue und gesunde Elemente allemal mit sich bringen. Die fast erwachsene Marie trat an die Spitze der jungen Mädchen als diejenige, welche für ein künftiges Hauswesen bereits vorgebildet, manchen guten Rath nächst ihrer thätigen Beihilfe geben konnte. Für den wissenschaftlichen Unterricht war sie Anfangs unzugänglich, da sie von der Meinung beherrscht war, sie habe nur noch fleissig das Französische zu üben, und Klavierstunden zu nehmen, um ihren Weg selbstständig weiter machen zu können. Nach und nach aber erwachte ihr Wissensdurst, und sie wurde die eifrigste und fleissigste Schülerin ihrer Lehrer, um in möglichst kurzer Zeit die Lücken auszufüllen, die sie so bald in sich bemerkte, als sie zum Vergleichen kam. Sie theilt gegenwärtig ihre Zeit in eifriges Lernen und die Besorgung des Hauswesens. Eine sensitive Richtung,

welche Marie mitbrachte, und die das Ergebniss einer allzu liebevollen Hauspflege war, verliert sich, und zu einer Hingabe an Stimmungen von elegischer und tragischer Färbung bleibt dem thätigen jungen Mädchen wenig Zeit übrig. — Die Schwester Anna, zwar aus denselben Verhältnissen hervorgegangen, eben so gesund und bildungsfähig, hat mehr Gleichmuth von der Natur erhalten, und hat sich demnach noch viel leichter in die neuen Verhältnisse gefunden, in denen sie gegenwärtig als frohe Vermittlerin zwischen den kleineren und grösseren Mädchen steht, die jüngeren behütend und beschützend, den älteren sich gern unterordnend. Anna ist in allen Beziehungen von Gesundheit getragen, nicht von solcher Gesundheit, die sich in einer Überfülle von Kraft, in einem strotzend blühenden Aussehen kundgibt, sondern von derjenigen, welche die ganze Natur in gleichmässiger Entwicklung fordert, die weder ein Zuviel noch ein Zuwenig nach irgend einer Seite hin gestattet. Anna lernt leicht, ohne Anstrengung, ist bei den Arbeitsübungen erfindungsreich und geht einem bestimmten Berufe entgegen, für welchen ihr alle Anlagen gegeben sind; sie ist zur Erzieherin bestimmt, und selbst dann, wenn die Verhältnisse ihr eine andere Stellung zuweisen sollten, wird sie überall erziehlich eingreifen. — Julius ist mit vierzehn Jahren ein ungewöhlich grosser starker Knabe von blühendem Aussehen und einer Gestalt, die schon jetzt zu einer behäbigen Wohlbeleibtheit neigt; es ist ihm darum viel Bewegung im praktischen Schaffen als zweckmässiger Regulator seiner grossen Bequemlichkeit gegenüber nöthig, in die er aber gegenwärtig durch die Gartenarbeit, weite Wanderungen, durch Schwimmen und Gymnastik gesetzt wird. Seine geistigen Anlagen sind gut, namentlich ist sein Talent für die Sprachwissenschaft vorwiegend. Es dürfte sich jedoch selten ein so entschiedenes Bild des Phlegma's unter der männlichen Jugend zeigen, als es in Julius ausgeprägt ist, aber es ist eine nicht unlösbare Aufgabe für die „Levana", den natürlichen Jugendsinn wach und frisch zu machen, und das kleinstädtische Philisterwesen, welches Julius aus der Rheinpfalz mitbrachte, in eine lebensvolle Thatenlust umzustimmen.

Neben Julius steht ein drei Jahre älterer Jüngling als nächster Kamerad und Arbeitsgenosse. Ferdinand kam im Februar 1858 in die Anstalt; auch in diesem ist neues Leben zu erzeugen; er ist still, steif und trocken in seinen Äusserungen, und vorsichtig verschlossen. Ferdinand kommt aus Familienverhältnissen, in denen er streng gehalten und zwiespältig behandelt wurde; er ist mit siebenzehn Jahren noch eine Art Mutterkind und ein furchtsamer Sklave seiner Vorgesetzten, an deren Spitze der eigene Vater steht. Es fehlt dem Jüngling die Aufrichtigkeit und Offenheit, welche das Gepräge der Jugend ist, und für den Erzieherberuf, für welchen er bestimmt ist, gehen ihm Frische und ein Verständniss der kindlichen Natur ab. Bei den Spielen glaubt er sich Etwas zu vergeben, wenn er gleich den Kleinen harmlos froh ist: dem Tanze entzieht er sich, als wäre es ein unwürdiges Vergnügen; es lastet sonach ein Druck auf dem ganzen Wesen des Jünglings, und erst nachdem die Fesseln der eigenen Knechtschaft ab-

gestreift sein werden, kann sich ein Resumé für die Beobachtung ergeben, welches zur Richtschnur für Ferdinands fernere Wege dienen wird, und erst dann kann auch darüber entschieden werden, ob Ferdinand sich überhaupt für den Erzieherberuf eignet.

Im Rückblick auf die Gesundenabtheilung zeigt sich eine eben so grosse Mannichfaltigkeit der Individualitäten wie bei den idiotischen Kindern, und es ist auch in dieser Abtheilung eine Rücksichtnahme auf den Organismus, auf die Vorentwicklung bei jedem Einzelnen zu nehmen.

Die Vorherbestimmung zur Erzieherin war auch einem kleinen Mädchen von sieben Jahren geworden, das die Mutter aus Ungarn selber herüber brachte. Cornelie, das jüngste Glied eines zahlreichen Familienkreises, mit zartgebautem Organismus und einer herausgedrängten Schulter, zeigte noch keinerlei Befähigung zu dem ihr zuerkannten Berufe; ihre Sprache war sehr mangelhaft, Unterricht hatte sie noch in keinem Fache genossen, und ihr Wesen neigte zur Gefallsucht. Bald verlor sich jedoch das halb Rohe und halb Affectirte bei Cornelie, und das natürliche Kind kam in der Genossenschaft mit andern Kindern heraus. Nelli war jetzt nicht mehr das jüngste und geliebteste Glied eines kleinen Kreises, und empfand nicht mehr die stete Aufmerksamkeit nur auf sich gerichtet. Da sie in keiner Weise hervortretend war, so konnte auch ihre angefachte Eitelkeit keine neue Befriedigung finden, und das an sich harmlose Kind durchlebte eine frohe Zeit in der Levana, ohne Veranlassung zu irgend welchem Tadel oder Lob gegeben zu haben. Niemals bemerkte man Nelli's Gegenwart störend, und wirklich schien sich nach und nach eine kleine freundliche Erzieherin entwickeln zu wollen. Nelli war der bindende Kitt durch ihre Gutmüthigkeit und Gefälligkeit für die älteren und jüngeren Mädchen; in ihren Bewegungen und Äusserungen streifte sie an knabenhafte Keckheit, ohne dadurch unangenehm zu werden; sie zeigte viel natürlichen Verstand mit einem Anflug von Pfiffigkeit, und nahm allmälig an dem Unterrichte regelmässigen Antheil. Ihre Beweglichkeit entwickelte sich sehr rasch, und es zeigte sich, dass sie ursprünglich kräftig angelegt war; die Schultererhöhung, die sie in keiner einzigen Bewegung hemmte, verminderte sich dessenungeachtet bis jetzt nur unbedeutend; erst die längere Cur kann herausstellen, worin das Übel begründet, und ob es insbesondere auf ein Missverhältniss der korrespondirenden Muskelpartien zurückzuführen ist.

Weniger anmuthig als Cornelie stellten sich vier andere Kinder aus einer israelitischen Familie neben die kleine Ungarin. Valerie und Marie, fast in dem gleichen Alter mit Nelli, kamen altklug und geschwätzig aus einer Familienstube, in welcher die Kinder zu Zeugen aller Verhältnisse gemacht waren, unstät und zerstreut bei dem Unterrichte, drängte es die Kinder nur zum Mitreden, und die kleinen Vielsprecher brachten einen unkindlichen Geist in das naive Kinderreich. Louis war verzärtelt und fürchtete sich bei jedem Schritte, was sich sehr komisch bei den zur Selbstständigkeit erzogenen Arbeitern in der Levana ausnahm; er war indessen nicht so oberflächlich

und geschwätzig wie seine Geschwister, und zeigte Talent und Gemüth, die sich bei besseren Verhältnissen und durch eine freimachende Erziehung entwickeln würden. Das kleine Dorchen war schon die winzige corpulente Madame, die sich immer im tiefsten Negligee zeigte.

Das Gegenseitigkeitsverhältniss von gesunden und körperlich- und geistesschwachen Kindern, die wir nun nicht mehr in der Gesammtheit, sondern in ihren Persönlichkeiten einzeln vor uns sehen, so dass uns hierdurch die Beziehungen klarer geworden sind, in denen beide Abtheilungen zu einander stehen, ist das freundlichste, und gibt täglich neue Widerlegungen jener Vorurtheile, von denen noch Manche beherrscht sind, die da meinen, den Kranken könne wohl ein Gewinn durch die Gesunden erwachsen, aber die Gesunden müssten entbehren oder gar leiden unter dem Einflusse der Idiotenkinder; aber nur Liebe, Rücksicht und Schonung walten für diese vor, und niemals kommt ein Wort des Spottes und ein Schlag der Härte als Zeichen der Unduldsamkeit oder der Nichtachtung zur Äusserung.

Wie die Kinder der Levana aus verschiedenen Lebenssphären hervorgegangen sind, und den Charakter, den ihnen diese aufgeprägt haben, niemals ganz verlieren, wenn auch unsere Erziehung ausgleichend und verknüpfend wirkt, so haben wir auch verschiedene Nationalitäten vertreten, und ein Hauptgegensatz in dieser Beziehung ist der, welchen die israelitischen Kinder zu allen übrigen bilden. Die israelitischen Kinder sind im Allgemeinen leicht zu behandeln, weil sie eine natürliche Fügsamkeit und Anschmiegsamkeit besitzen, und ihre natürliche Leidenschaftlichkeit sehr frühzeitig durch die Reflexion beherrscht wird. Auch der Ehrgeiz, den die Erziehung nicht in der Weise, wie es gegenwärtig geschieht, zum Motiv machen soll, der aber jedenfalls den äusserlichen Erfolg des Unterrichtes fördert, ist bei ihnen frühzeitig, obgleich nur nach der einen Seite entwickelt, da ihnen der Begriff der persönlichen Würde länger fremd bleibt, wenn er ihnen überhaupt aufgeht, wie den Kindern anderer Nationalitäten. Die geistige Befähigung ist bei den israelitischen Kindern, von den Idioten natürlich abgesehen, gleichmässiger, sie sind auch mehr intelligent, ihre Intelligenz aber ist eine einseitige. Die plastische Fähigkeit, das Talent des ruhigen und schönen Ausgestaltens findet sich bei ihnen äusserst selten, die reine verständige Combination ist vorherrschend, die Anlage zum Witz häufig, während der Humor ihnen durchweg abgeht.

II.

Die Cholerisch-Hysterische und die Melancholisch-Nymphomanische.

Eine Parallele.

Unter den verschiedenen Physiognomien und Gestalten von Gesunden und Kranken wie sie uns auf unserer Wanderung durch die beiden Abtheilungen der Levana begegneten, fallen uns die Erscheinungen zweier weiblicher Wesen auf, von denen das eine im Mittelpunkte des Kinderkreises steht um diesen zu beherrschen, das andere von jenem entfernt in einer entlegenen Ecke mit vorwärts gebeugtem Körper und stumpf gewordenen Gesichtszügen mehr kauert als sitzt. Das erstere ist ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren, mit gelber fast zigeunerdunkler Gesichtsfarbe und Zügen, die auf ein zerstörtes Inneres deuten, das fast beständig im Kampfe mit angebornen Leidenschaften, an der Vernichtung des Körpers sichtbarlich arbeitet. Emerentia macht einen peinlichen und beklemmenden Eindruck. Nicht zu verkennen ist ihr Bemühen unter den Kindern als liebevoller Genius zu wirken, durch einige Begabung nach der erziehlichen Seite hin gefördert; aber andererseits treten momentane Aufwallungen und Ausströmungen der Stimmungen, durch Kleinigkeiten zum Äussersten gereizt, jenem eifrigen Bemühen hemmend entgegen. Die Kinder verwandeln sich in solchen Augenblicken zu Gegenständen, die den höchsten Widerwillen erzeugen und zu den äussersten Zornausbrüchen führen; Stoss und Schlag, welche Emerentia prinzipiell verabscheut, sind nicht mehr in ihrer Gewalt bei der gesteigerten hysterischen Aufregung, welche in Ausbrüchen des Schmerzes, in Thränenergüssen und einer Flut oder einem Schwall von Worten, die in endlosen Wiederholungen immer nur das Nämliche ausdrücken, ihren Ausgang findet. Zu wenig berücksichtigt bei der Aufnahme von weiblichen Erziehkräften ist bis jetzt jenes hysterische Moment geblieben, welches grade in der Stellung von eingebildeter Abhängigkeit und Märtyrerthum sich vehementer entwickelt als in andern Verhältnissen, wo die Herrschsucht, die den Hysterischen oft eigen ist, wenn sie zum Ausdruck kommen kann, eine Erleichterung und Beschwichtigung erhält. Bei denjenigen Frauen jedoch, die zur Hysterie neigen und von den düstern Bildern umgeben sind, die sie als die Zurückgesetzten, Gekränkten, Beeinträchtigten, sich selbst darstellen, und die durch ärztliche Schönthuerei und ein Nachgeben und Eingehen der Umgebung nicht besänftigt werden, steigert sich die Selbstqual so lange, bis sie durch die äussere Form, welche sie in Worten und Geberden annimmt, endlich

den Leidenden mit sich selber entzweit und dadurch zur Versöhnung mit den eingebildeten Feinden führt. Dergleichen Exaltationen von grossen dramatischen Scenen, gewissermassen in Abschnitte gebracht, sind für alle Verhältnisse höchst unbequem und zerstörend, am meisten jedoch im erziehlichen Leben mit Kindern, denen jedes Verständniss für das abwechselnde Hell nnd Dunkel fehlt und die nur die grellen Wirkungen schmerzhaft empfinden, ohne dabei durch ein Sicheinleben und ein Einwirken mit und auf die krankhafte Natur einen Gewinn haben zu können.

Auch die Levana nahm im Vertrauen auf die oben angedeuteten edleren Bestrebungen Emerentien für die kindliche Entwicklung bildend zu sein, eine hysterische Erzieherin in ihren Kreis auf, deren erstes Erscheinen zu der Muthmassung wohl Veranlassung geben konnte, dass in dem gesunden Elemente der Thätigkeit jenes brütende, selbstquälende Wesen, das nur in Hyperbeln Befriedigung suchte und zu finden vermeinte, genesen könnte. Doch die Hoffnung schlug fehl, indem grade in diesem gesunden Elemente für das Bedürfniss nach schmeichelnder Anerkennung zu wenig geboten ward. Man zeigte sich darum kälter, weil ebenso wie E'. Zorn lichterloh in Flammen aufschlug bei der kleinsten Veranlassung, sie auch ein Übermass von Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten für Diejenigen äusserte, welche nur eine natürliche Artigkeitsbezeugung boten. Einmal misstrauisch geworden, gab es keine Heilung durch eine bessere Überzeugung für die Hysterische. Alles hatte sich ihrer Meinung nach gegen sie verschworen, es existirte ein geheimer Bund zu ihrer Vernichtung, alle ihre Aufopferungen wurden für Nichts gehalten, ihr Leben strengster Pflichterfüllung war nur ein geduldetes und mit Fehlern belastetes und man trachtete nur dahin, das Gute und Tüchtige, welches sie geleistet, zu Null zu machen, indem man es gegen alle diejenigen Fehler abwog, die man ihr zuschrieb und die sie mit bitterem Hass aus der Verkennung ihres Wesens ersah.

Unbeschreiblich ist die Einwirkung der Scenen und Acte, die ein von der Hysterie beherrschtes Leben auf die Familie und besonders für die grosse Genossenschaft einer Anstalt hat; sie bringt eine allgemeine Verstimmung hervor und zerstört jede Einheit. Für wirklich Wahnsinnige gibt es Zwangsmittel, die Hysterische ist nicht zu bändigen; die Behandlung einer Wahnsinnigen kann einen Heilplan verfolgen und zu bestimmten Resultaten führen, an dem Chamäleonscharakter der Hysterie scheitern die zweckmässigsten Heilpläne; in diesem Augenblicke ist sie gesund, im nächsten krank, in diesem klardenkend, im nächsten verwirrt, in diesem beglückt, im nächsten tiefgekränkt und Alles ohne Veranlassung. Die Wahnsinnige macht alle diese Phasen auch durch, aber sie bleibt dabei ungefährlich für ihre Umgebung, denn sie ist unzurechnungsfähig und ihre Willensäusserungen, selbst in der Tobsucht sind leicht zu beherrschen; die Hysterische aber ist im gesteigerten Zustand der Reizung boshaft, intriguant, hinterlistig, heimtückisch und kann unterwühlend und zerstörend werden.

Fassen wir jene zwei Individuen, die bei uns die Hysterie und Melancholie ver-

traten, in's Auge. Neben Emerentia, der immer activen, selbst dann noch activen, wenn sie mit der Miene einer Sterbenden auf ihrem Bette hingestreckt liegt, nicht mehr sprechen, nur noch leise röcheln kann, die Augen matt aufschlägt und den Kopf auf die Brust hinabneigt, seh'n wir in Ursula — die einst ein eben so begabtes wie schönes Mädchen zu werden versprach — ein träges, schmutziges, energieloses, schlaff gewordenes Wesen, das nicht die Sterbende spielt, aber aller Lebenskraft entbehrt. Wenn Emerentia stets die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht durch irgend einen phantastischen Aufputz ihrer Person oder eine komödiantenhafte Aufführung derselben, sucht Ursula sich aller Aufmerksamkeit zu entziehn, denn sie ist ganz im Gegensatze von Emerentia, die da meint, wo sie walte sei Licht und Leben, von dem Gedanken beherrscht, sie bringe Unordnung, Trauer und Zerstörung wo sie erscheine; verlegen hält sie die Hand vor das halbe Gesicht, sie möchte sich verbergen und verstecken, aber nichts desto weniger vermag sie alle jene willenlosen Äusserungen, die gradezu die Beobachtung nach ihr hinlenken nicht zu unterdrücken. Emerentiens Beredsamkeit, welche alle Ohren für sich in Anspruch nehmen möchte, ist fluthend, schwallartig, und wechselt mit einem tagelangen Verstummen oder Heiserwerden, das ein Brennen und Kitzeln im Kehlkopfe als Symptom hat; Ursula ist ebenfalls abwechselnd sehr viel sprechend und schweigsam, aber ihr Stummsein ist Apathie und ihr Reden Selbstbefriedigung, gleichviel ob man sie höre oder nicht. Das Natürliche in den abnormen Zuständen des Irrsinns steht dem Unnatürlichen in der gespielten Verwirrung der Hysterischen gegenüber; die Äusserungen sind fast die nämlichen, die Wirkungen jedoch sehr verschiedene. Für die Irrsinnige ist das Mitleid vorwaltend, den Widerwillen ruft die Hysterische hervor. Die Ästhetik der Lüge ist widerwärtiger als die hässliche Wahrheit.

Die Hysterische verletzt durch ihre Unweiblichkeit, durch ihr Rasen und Schreien, ihr Aufdieerdewerfen, vor die Brustschlagen, ihr Haare-Zerraufen und alle die Nothbehelfe eines gespielten Theaterwahnsinns; die Melancholische beleidigt durch ihr Übermass von Weiblichkeit, ihren Drang zur Befriedigung dieser Weiblichkeit, ihr Unterliegen unter die Sinnlichkeit und ihr schamloses Stillen derselben. Die Hysterische verabscheut jedes Zeigen ihrer geheimen Begierden und Triebe und bringt durch ein heimliches Intriguenleben, dem glühenden Durste nach Befriedigung einige Stillung; gegen die Ausschweifungen einer Nymphomanischen wie Ursula lässt sich energisch einschreiten, den Umtrieben einer Hysterischen entschieden zu begegnen ist fast unmöglich; darum bietet auch ein Jeder der Wahnsinnigen Hilfe und Erleichterung verschaffend die Hand, die Herausforderungen der Hysterischen bewirken aber einen Rückzug; man vermeidet sie, denn man scheut das Gefährliche der Reizung.

Ursula's Tagesläufe sind so ziemlich die nämlichen, unterschieden durch einen erhöhten oder verminderten Grad von Apathie, Schamlosigkeit und Gleichgiltigkeit gegen alle Sitte; Emerentiens Tage sind dagegen äusserst verschieden: auf die hellste

Heiterkeit folgt bei ihr der dumpfeste Trübsinn, auf die lauteste Lust die schwärzeste Verzweiflung. Ursula's Gesichtszüge sind mehr oder weniger schlaff und hängend je nach ihrem physischen und moralischen Wohlbefinden, Emerentiens Mienenspiel variirt in allen Schattirungen. Schon am frühen Morgen erscheint sie mit zuckenden Gesichtsmuskeln, mit gefalteter Stirn, mit rollenden Augen; Seufzer entsteigen ihren Lippen, sie murmelt hämische Bemerkungen; ihre Attituden wechseln, bald ist der Kopf in die Hand gestützt, bald wieder lehnt die Gestalt hinten über den Stuhl, der Körper scheint wie zerbrochen, alles schlottert daran und Emerentia vermag sich kaum aufrecht zu halten. Bald gibt ein Wort, das wie ein Vorwurf für sie klingt, Veranlassung zu einer hochtragischen Scene. Emerentia bietet ein Fragment Ristori oder Rachel. Das Tuch oder die Mantille, welche eben um ihre Schultern hängen, genügen zur Drappirung; wie eine Rachegöttin schwebt und tost sie im Zimmer umher, ihr Arm ist ausgestreckt, ihr Finger deutet auf den Gegenstand, den sie zu ihrem Opfer erkoren; sie schleudert ihm Schmähreden aller Art zu, und lacht dazwischen hell und hämisch auf, dann brechen ihre Knie zusammen, sie liegt auf dem Boden und vermag kaum sich zu erheben, — doch plötzlich springt sie wie von einer Feder emporgeschnellt wieder auf, ihre Kräfte wachsen wieder und sie kann allem Widerstande trotzen; hierauf folgen abermals Ohnmachten und Sterbescenen.

Es kommt ein anderer Tag. An diesem ist Alles licht und heiter; die Unterrichtsstunden werden mit einer Art von Begeisterung gegeben, denn der Genesungszustand nach den Austobungen wird als ein Glücksgefühl empfunden, und in diesem ist die Hysterische mit ihren gesteigerten Kräften nach der guten Seite hin ergiebig und einflussreich für die Entwicklung des kindlichen Lebens. Wunderbarer Weise haben Kinder kein Gedächtniss und auch eigentlich keine Empfänglichkeit für die leidenschaftlichen Übertreibungen und ausser dem, was ihnen an der Zeit entzogen wird, sind sie durch die Krankheit nicht beeinträchtigt, denn sie geben sich sogleich, als diese nachlässt, der zur Ruhe Gekommenen mit vollem Vertrauen wieder hin; aber im Ganzen ist die Unnatur, welche die Überspanntheit sowohl im frohen als im erbitterten Zustande bei den Hysterischen bedingt, dennoch von schädlichem Einflusse. Die Kinder haben kein Asyl, sie empfinden das Unzuverlässige und werden mit überreitzt, mit unnatürlich und affectirt; sie nehmen Phrasen an, und ohne zu heucheln geben sie falsche Münze wie sie die Hysterische in ihrer Selbsttäuschung verschwendet.

Überspringen wir jetzt einen längeren Zeitraum, und fassen wir Ursula und Emerentia abermals nach diesem ins Auge. Emerentia ist unveränderlich in ihrer Veränderlichkeit, dieselbe Phantasterei beherrscht sie; die Spiele, die kleinen Aufführungen, die sie in ihren guten Stunden leitet, sind wie früher durch ihr gemachtes, nach Bewunderung strebendes affectirtes Wesen unkindlich; eben so gesucht ist sie in den Erklärungen, in dem Geschichtenerzählen geblieben, welche sie den kindlichen Beschäftigungen anschliesst. Die kindlichen Einwürfe und Fragen sind vergebliche Finger-

zeige gewesen, sie auf einen natürlichen Weg zu führen. Emerentiens Bedürfniss, sich neben dem Kinderumgang nur mit den geistreichsten Männern zu unterhalten, und mit diesen Ideen auszutauschen, in deren Besitz sie sich wähnt, ist ungeachtet der Zurückweisungen, die sie hier und da gefunden, noch dasselbe geblieben; sie weiss nicht, dass man ihr ausweicht, sie lebt der Meinung, dass es nur äusserst wenige also begabte Geister gebe, die ihren Ansprüchen genügen können. Durch diese Anmassung verdirbt sie es mit den Nächststehendsten, sie hat fast täglich einen Meinungsstrauss zu bestehen, aus dem sie ihrer Ansicht nach zwar als Siegerin hervorgeht, der sie aber den andern entweder lächerlich oder widerlich erscheinen lässt. Sie liest nur Bücher, die sie mit hohen Worten anfüllen, ohne ihr klare Begriffe zu geben, denn sie versteht gerade diejenigen Schriftsteller nicht, die sie für die ihrem Geiste angemessensten hält: Leopold Schefer, Jean Paul, Wagner's Philosophie der Mathematik, Reichenbach über die Odwissenschaft, über Phrenologie und Magnetismus etc. etc., wozu die zigeunerartige Richtung, die sie für das Wahrsagen, Kartenschlagen und Alles was in das Gebiet der Mystik schlägt, sie hindrängen. Was sie aus diesen Quellen schöpft, leitet sie bei ihren Urtheilen, sie hält Schädeluntersuchungen, macht physiognomische Studien, deutet Träume, und ist nicht zu hintergehen; sie ist in ihrer Art unerreichbar, eine halbe Somnambule und Mondsüchtige, welche innerhalb eines Monats die ganze Scala von aufsteigenden und abnehmenden Empfindsamkeiten, die im Ganzen die innere Leere kund geben, durchspielt.

Mit einer solchen Natur auf festen Boden zu kommen, erweist sich als unmöglich. Die Sprunghaftigkeit in ihren unwahren Empfindungen von Ernst zu Scherz, von Trauer zu Freude ist so gross, dass man ihr nicht zu folgen vermag, und ihr Drang nach Abenteuerlichkeiten so überwiegend, dass selbst die Zustände von Ruhe, die sie als Glück empfindet, für sie nicht lange ertragbar sind. Die Heilversuche, die sich bei solchen Wesen vergeblich an den natürlichen Menschen wenden, bleiben erfolglos, es tritt Ermüdung und Gleichgiltigkeit ein, und die Hysterische gehört zu den Entlassenen, d. h. zu denjenigen, mit deren Koboldspuk es die Wissenschaft nicht aufzunehmen vermag.

Wenden wir uns nun zu Ursula. Sie ist in eine neue Periode eingetreten. Die zusammengesunkene Haltung, das gleichmässige dumpfe Brüten, die träge Verschlossenheit und das scheue Wesen sind gewichen, an ihre Stelle aber ist eine fieberhafte Aufregung getreten, die zwar ihre Erscheinung verschönert oder vielmehr die ursprüngliche Schönheit derselben hervortreten lässt, zugleich aber auch entschiedener das Gepräge der geistigen Krankheit zeigt. Die sonst träg Dahinschleichende bewegt sich jetzt rasch und elastisch, die sonst mit Gewalt zum Klavier Gezogene spielt jetzt freiwillig und ausdauernd, und nicht nur mit einer überraschenden Virtuosität, sondern auch mit wirklichem Ausdruck, die Wortkarge ist gesprächig, die Scheue annäherungssüchtig geworden. Die Nymphomanie ist zu völliger Entwicklung gekommen, tritt aber nur zeitweilig als Schamlosigkeit hervor, während im Allgemeinen das ganze Wesen der Kranken

nicht nur belebt, sondern auch gehoben erscheint. Aber einzelne fixe Ideen, welche das frühere starre Brüten verbarg, kommen bei der jetzigen Gesprächigkeit zum Vorschein, und zeigen, dass dieses weibliche Wesen, welches in vielen Momenten nicht nur reizend, sondern auch verständig erscheinen kann, in die Grenzen des Irsinns eingetreten ist. Ihre Stimmungen sind wechselnde, und zwar folgt oft rasch auf die freundliche Gesprächigkeit und die zärtliche Annäherung ein Wuthausbruch, dessen Veranlassung kaum zu ermitteln ist. Wie aber ihre Stimmung sei, und wie sie sich äussere, stets hat sie den Charakter des Unmittelbaren, Hervorbrechenden, sie selber Bezwingenden; niemals erhält man den Eindruck eines künstlich hervorgebrachten oder wenigstens künstlich gesteigerten Zustandes; zwar bemerkt man hier und da auch bei ihr den Versuch die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, zu schrecken, sich zum Gegenstande der Sorge und Theilnahme zu machen, aber alle diese Versuche haben etwas Naives, und wenn sie gelingen oder nur halb gelingen, so bricht sie häufig in ein kindliches oder kindisches Lachen aus, während die Hysterische ihre Rolle stets bis zu einem gewissen Abschlusse spielt. Jedenfalls befindet sich Ursula in einem kritischen Übergange, der zur Genesung oder zum geistigen Tode führen kann, wogegen sich der Zustand der Hysterischen als ein conservativer voraussetzen lässt, der sich schwerlich eher endigen wird, bis das Alter mit der Lebendigkeit der Triebe überhaupt auch ihre krankhaften Farben und Consequenzen aufhebt. Denn die Hysterie kann sich wie die männliche Hypochondrie sehr lange erhalten, ohne den Menschen, für so leidend er sich hält und so leidend er wirklich ist, aufzuzehren, und nur sehr selten geht sie in wirkliche Geisteskrankheit über; ihre Formen nimmt sie dem Temperament gemäss an, und demnach war das Bild, das wir zu entwerfen hatten, das einer „Cholerisch-Hysterischen“, während es auch Phlegmatisch- und Melancholisch- und Sanguinisch-Hysterische gibt. Durchweg ist die Hysterie eine gewissermassen unterdrückte, abgeleitete, in das Gebiet der Stimmungen und Phantasien eintretende Nymphomanie. Die Letztere zeigt das Weib vom Geschlechtstrieb unbedingt beherrscht, so dass sie in demselben ihre geistige Freiheit verliert, und das Vorstellungs- und Gedankenleben einen fixen Mittelpunkt gewinnt, in dem es sich verzehrt. Die Nymphomanie ist stets Wahnsinn, kann aber ein vorübergehender, durch zufällige Störungen bedingter, oder ein tief im Organismus liegender und langsam vorbereiteter sein. Sie kann ferner sich aus oder bei der völligen Unbefriedigung, wie aus einer unnatürlichen Befriedigung entwickeln; jedenfalls gewährt sie als ein Zustand der Aufregung mehr Aussicht, die geistige Gesundheit wieder herzustellen, als die langsam und stetig fortschreitende Erstarrung und Verdumpfung. Die Melancholie kann sich nicht wohl erhalten, sie geht entweder in den Blödsinn oder in Zustände der Aufregung, wie die Nymphomanie ein solcher ist, über, und während dieser letztere Übergang, wie gesagt, die Hoffnung auf Heilung nicht ausschliesst, ist der aus der Melancholie entwickelte Blödsinn nach allen Erfahrungen unheilbar.

III.

Levanafeste.

Die Feste der Levana zerfallen in zwei Abtheilungen: die erste Abtheilung umfasst diejenigen, welche der Jahreslauf mit seinen Jahreszeiten und Kirchentagen regelmässig wiederbringt, und die zweite solche, die sich speziell auf die Anstalt beziehen, und eine geschichtliche oder pädagogische Bedeutung für sie haben.

Den Mittelpunkt für die erste Abtheilung gibt, wie in allen Familienhäusern, in allen Kinderkreisen so auch in der Levana, der heilige Christabend, heilig für die Erinnerung bis in die spätesten Lebensjahre eines jeden Menschen, der einmal ganz und durch und durch ein fröhliches genusskräftiges Kind sein durfte, und dem die ersten Hesperiden an den grünen Tannenzweigen des Weihnachtsbaumes hingen.

Auch in das Kinderleben der Levana stralte der Lichtglanz des Christfestes schon zum zweitenmale. Noch war der Kreis nur ein sehr kleiner, der sich im December 1856 im Badener Landhause um den grünen Baum schaarte, doch schon dürfte der Blick mit Befriedigung nach sechsmonatlicher Heilpflege auf einem Pflegling ruhen, der in frischer Blüte die Weihnachtsfreuden mitgeniessen konnte. Nur frohe und gesunde Glieder bildeten den Kreis, der die Gaben der Überraschung mit Heiterkeit entgegennahm. Die Tage, welche dem Weihnachtsabende vorangingen, waren von den Levanakindern damit ausgefüllt worden, selber die Vorbereitungen für den Aufputz des Baumes zu „richten". Sie hatten Püppchen ausgeschnitten und auf anders farbiges Papier geklebt, sie hatten Ketten aus Gold- und Silberpapier gemacht, Schnüre gereiht von Datteln, Mandeln und Rosinen, Äpfel und Nüsse vergoldet und andere feierliche Dinge vorbereitet — dennoch — da das Feenwerk des Baumes vollendet vor ihnen stand, und die schwer belastete Tanne ihre Zweige über den kleinen grünen Holzschlitten, über die neuen Gewänder, die Puppen und viele andere Dinge ausbreitete, erschien er den Kindern ein ganz anderer, ein Zauberbaum geworden zu sein, dem sie mit kindlicher Begeisterung das fromme Weihnachtslied sangen.

Nur Gräfin C......., die Mutter zweier Zöglinge der Levana, nahm als Fremde an dem Abende, welcher der Kinderfreude gewidmet war, Theil; somit trug das erste

Weihnachtsfest der Anstalt den bestimmten Charakter eines Familienzusammenseins im engsten Zirkel.

Ganz anders stand ein Jahr später der Weihnachtsabend in der Levana auf Schloss Liesing mit seiner Feier jenem ersten gegenüber! — Das rasche Anwachsen der Anstalt, das im Laufe des Jahres immerhin nach und nach stattgefunden hatte, trat am zweiten Christabende wie eine überraschende Plötzlichkeit hervor. Drei grosse Weihnachtsbäume waren geputzt, drei lange Tafeln mit Gaben aller Art ausgestattet, doch noch reichte der Platz nicht hin, um einem Jeden Raum für die Lust des Gebens und des Empfangens zu gewähren.

Ältern, Freunde und Verwandte der Kinder hatten ihre Gaben zur Vertheilung schon einige Tage zum Voraus gesendet, Lehrer und Zöglinge hatten heimlich ihre Einkäufe besorgt und ihre kleinen Arbeiten vollendet, und da Alles beisammen lag und stand in dem grossen Bescheerungssaale, gewährte es den reichen und bunten Anblick eines kleinen Weihnachtsmarktes an sich.

Am Fusse des grossen Weihnachtsbaumes, in der Mitte des Saales, war das Schloss von Liesing selbst in Pappe, der Park und Teich in Moos und Spiegelglas nachgebildet, und das Ganze illuminirt, eine Arbeit des Anstaltgärtners, an welcher die grossen Knaben mitgeholfen, aufgestellt.

Ein zweites Augenmerk bot die mit Grün und Glanzstaub ausgefütterte und mit den kleinen bunten Püppchen ausgeschmückte Krippe, in welcher das Jesukind zur Geburt gekommen war, und sein Licht in alle Welt ausgesendet hatte. Ja, neben des Heilandes Geburtsstätte trat die Levana mit ihrem mütterlichen Herzen sich der Kinder anzunehmen, sie auf ihren sorgenden Händen zu tragen, und von dem Glanze der Krippenherrlichkeit zu Bethlehem den Widerschein im Herzen Denjenigen mitzutheilen, die bedürftig wie das Kindlein, auf welches der Stern der Verheissung herableuchtete, die Hände nach ihr ausstreckten.

Es gehört zu dem Charakter der Levanafeste, dass alle Hausgenossen an den Hausfeierlichkeiten theilnehmen. Sonach rief auch der Christabend den Gärtner aus seinem Gartenhause, den Schlosstischler von seiner Hobelbank, den Schwimmeister aus dem Badehaus, die Wärterin aus dem Schlafsaal, die Köchin vom Herde, die Hausmädchen und den Hausdiener aus ihren Arbeitrevieren zum allgemeinen Fest, und ein grosser runder Tisch, eigens für die Dienerschaft ausgerüstet, lud sie im Kreise sich aneinander zu schliessen. Bevor die grosse Versammlung, die heute aus einigen fünfzig Levanamitgliedern bestand, sich in den grossen Weihnachtssaal begab, vereinigte sie ein Festgesang und ein melodramatischer Vortrag: die Geschichte der Krippe, des Zuges nach Bethlehem, und der Erscheinung des Jesukindes, und ein grosser, gemeinschaftlicher Schlusschor, ein Weihnachtshallelujah, um das Klavier. Also war die Feier eingeleitet, die Thüren thaten sich auf, und nicht nur die gesunden, frischen und frohen Kinder jubelten mit funkelnden Augen dem Reichthum verkündenden Lichterglanze ent-

gegen, auch für die Schwachen und Blöden der Levana war der Eindruck kein gleichgiltiger. Überrascht zeigten sie mit den Händen nach den mit Lichtern bedeckten Bäumen, und articulirten die ihnen zu Gebote stehenden Worte und Silben in lebhafterem Rhytmus als gewöhnlich. Die Wirkungen der Gemeinsamkeitsfeste, dieser psychischen Electrisirbatterien, waren bei den blöden Zöglingen die mannichfachsten und charakteristisch den Standpunkt ihrer Entwicklung bezeichnend. Das frohe Christfest, im Allgemeinen nur mit Freude beseelend, gab hierzu nicht so viel Veranlassung, als die bunten ihm folgenden Maskenscherze und der schon vorhergegangene Niclas-Abend mit seinen Pelzmärtel-Gestalten boten.

Die Levana konnte den St. Niclastag nicht vorübergehen lassen, ohne die bärtige in Thierfelle gekleidete Gestalt des Ruthenkönigs mit seinen Säcken voll Nüssen und Äpfeln auf ihrer Festbühne vorüber zu führen Ein zwölfjähriger blöder Knabe stürzte mit einem lauten Schrei auf seinen Nachbar zu, und umarmte ihn voll Herzensangst, als die Gestalten in ihren sonderbaren Bekleidungen und Waffenausrüstungen in den Saal mitten unter die spielenden Kinder traten, und ihren Rundgang hielten.

Einige der Kinder liefen davon, versteckten sich, andere kamen hinzu, betasteten die fremden Gestalten und lächelten sie an, noch andere gingen sie kaum bemerkend an ihnen vorüber, die schon erwachte und die noch schlummernde Phantasie waren hierbei leicht zu unterscheiden.

Am Festtage der heiligen drei Könige schien es fast, als hätten selbst die schwachsinnigen Kinder schon etwas von dem Reiz der Metamorphose zu begreifen begonnen, sie umstanden die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande mit geringerer Scheu als den Pelzemärtel, und selbst der Mohrenkönig schreckte sie nicht, sie erkannten in dem schwarzen Gesicht den rothen lachenden Mund mit den weissen Zähnen als denjenigen, der ihnen schon manche kleine Geschichte erzählt, manches Lied beim Spiel gesungen.

Die Folgen der Anregung, welche die Masken gaben, blieben nicht aus, die Kinder begannen sich selber zu verkleiden, und ihre Vorstellungen mit diesem und jenem Kleiderbauwerk zu verbinden. Der heilige Dreikönigs- oder Bohnenfesttag, bot auch gar mancherlei für das Auge. Da kam die hohe Bohnenmajestät, welche die Bohne im Kuchen erwählte, mit Krone und Zepter im langen Purpurmantel, begleitet von seinem drolligen Hofnarren, seinem feierlichen Schatzmeister, seinem Mundkoch und Mundschenk, seiner Königin in Krone und Schleier und dem übrigen gesellschaftlichen Gefolge.

Einige Thronsessel luden das königliche Paar auf geschmückter Erhöhung zum Niederlassen ein, die Unterthanen blieben an den Stufen mit ihren Gesuchen und Vorträgen, von Oben herab kamen dagegen die Ordensverleihungen, die Gnadengeschenke, die besonderen Begünstigungen der Bohnenmajestät mit Berüksichtigung besonderer Verdienste einzelner Levanamitglieder. Neben der feierlichen Königstafel, für welche der Weinkeller der Levana sein bestes Fass Ungar dargebracht, zog sich der Kindertisch, denn es ist eine besondere Sitte bei den Levanafesten, dass die Kinder durchaus

keinen Schlaf zur bestimmten acht Uhr Stunde haben, sondern mit blitzenden Augen und frohem Lachen es den Grossen an muthigem Munterbleiben gleich zu thun suchen, und mit nicht geringerer Würde als seine Majestät der Bohnenkönig sich zur Tafel setzen, nicht mit vorgebundenen Servietten, sondern mit einer Art kavalier- und damenartiger Sicherheit ihre Teller und ihre Gläschen leeren. Musik und Gesang dürfen bei den Levanafesten neben einigen Lieblingsgerichten und einem guten Glase Wein am allerwenigsten fehlen. Heute, wo sich unter der Ägide des Bohnenkönigzepters die verschiedensten Provinzler und Landsmannschaften zusammengefunden, tönten die Gesänge abwechselnd in Tyroler, Schwäbischer, Österreicher, Pfälzer und Thüringer Mundart.

Die nahe Fastnachtfeier rief zu neuer Maskenthätigkeit, zu neuen kleinen Festspielen, zum Theil in der Levana selbst gedichtet und komponirt. Keines der Kinder mochte jetzt noch unthätig bleiben, und die kleinen Gärtnerinnen, Jäger, Obstverkäuferinnen, Pilger und andere überraschende Gestalten in sehr angemessenem, fast malerisch geordnetem Kostüme belebten den grossen Saal, in welchem Spiel und Tanz wechselten.

Der blöde Knabe, der bei Pelzmärtels Anblick vor Schreck fast umgesunken war, erschien in der Verkleidung eines muntern Wanderburschen, sein Bündel am Krückstock über die Schulter gehängt, die wollene Zipfelmütze auf das linke Ohr gedrückt, sein Liedchen dudelnd, und dabei von so strahlender Selbstgefälligkeit, dass alle Blödigkeit im Sonnenscheine harmloser Heiterkeit verschwunden war. Nicht minder weckend war an diesem Abend die Rolle von Frl. Kunigund in Schillers Handschuh, die ein achtzehnjähriges Mädchen zuertheilt erhielt, welches mit entschiedenem Trotz und Widerstreben sich allem gemeinsamen Verkehr bis dahin, dem Spiel, dem Tanz und der frohen Unterhaltung widersetzt. Das Bewusstsein, eine wenngleich stumme Rolle zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefüllt zu haben, der Gesellschaft, statt des beschmutzten, zerrissenen, liederlich vernachlässigten Anzugs, statt der an den Wänden abgeriebenen Schultern, der borstwischartigen Haarfrisur, Dinge, die unablässigen Tadel, Ermahnungen und lästige Vorstellungen hervorriefen, heute einen angenehmen, ja schönen Anblick dem prüfenden Auge geboten zu haben, hob des Mädchens niedergelegenes Ehr- und Schamgefühl der Art, dass sich von dem Festabende ab, der ihr für einige Zeit den Namen der Fräulein Kunigunde liess, ein geistiges Angeregtsein kund that, das sich im Mitsprechen bei Tischunterhaltungen, im Fragen nach mancherlei Dingen, die früher dem Mädchen wenigstens scheinbar ganz gleichgültig gewesen waren, äusserte.

Die wilden Thiere im Zwinger des König Franz, die sich in die ehemaligen Pelzmärtel-Gewänder gehüllt, waren nun auch bereits, trotz der hinzugekommenen Schweife von Pelzboas, den Kindern wohlbekannte Vermummungen, und sie sahen gleich wie Fräulein Kunigunde von ihrem Balkone, ohne Erregung auf den Kampf, in welchen

der Handschuh mitten hineinfiel. Die Anzüge des Königs, des Ritters Deslorges, des Hofgelehrten u. s. w. waren von dem Künstler mit dem geübten Malerblick angeordnet und sachgemäss.

Zwischen Weihnachten und Fastnacht ist der Sylvesterabend, halb den Charakter des ersten halb den des zweiten Festes annehmend. Noch einmal wird der Christbaum, auf welchem die Lichter nicht ganz herabbrannten, angezündet, noch einmal werden die Geschenke herbeigetragen und von den Kindern jetzt selber geordnet; ein Nachweihnachtfest ist die erste Hälfte des Abends und wenn die Erinnerung sich ausgelebt, der Baum vollends geplündert ist, die Lichtchen ganz herabgebrannt sind und nur das verwüstete Tannengerippe noch übrig blieb, dann beginnt die zweite Hälfte, dann kommt Sylvester mit seinen geheimnissvollen Künsten und seinem Prophetenblicke in das nächste Jahr, dessen Erscheinen selbst die Kleinen noch heranwachen wollen, sie wissen der Nachtwächter kommt und bläst die zwölfte Stunde, und Alle die fröhlich beisammen zu Tisch sitzen, erheben sich und stossen mit den Gläsern an; in diesen Gläsern ist dampfender Punsch in Sylvesters Küche bereitet und die Kinder bekommen auch davon und bringen ebenfalls ihre Neujahrstoaste aus, und keines hat schlaftrunkene Augen dabei.

Ehe aber die zwölfte Stunde schlägt, hat Sylvester noch andere Überraschungen und Scherze für die Kinder: er bringt ein grosses Kübel voll kalten Wassers in das Zimmer und in das Wasser hinein wird das geschmolzene Blei gegossen, das zuvor in einem grossen Blechlöffel über dem Feuer flüssig gemacht wurde. Eines der Kinder bringt den Löffel an seinem langen Stiel und plumps liegt das Blei in der kalten Tiefe; wer aber greift jetzt zuerst hinein, um die flimmernden Schätze herauszuholen, deren Gestaltungen nun einer geschickten Ausdeutung unterzogen werden? — Die Furchtsamsten müssen heran und hinab: es geschieht mit Widerstreben, aber da der erste Griff ein glücklicher, und das eben noch im Löffel schwappende siedende Blei gar nicht mehr heiss war und sich in ein silberglänzendes Schiff verwandelt hat, was dem Bleifischer prophezeit, er werde einstens ein guter Seemann werden, so will nun Jeder hineingreifen in das Wasser und sich etwas Blankes aus dem Kübel holen. Das Bleigiessen hat gezündet, auch die blöden und stumpfen Kinder der Levana sehen mit glänzenden Augen der Metamorphose zu und greifen noch furchtsam doch neugierig in das Wasser, um auch ein kleines darin schwimmendes Silberfischlein zu fangen.

Die Levanafeste gewinnen durch die Beobachtungen ihrer Wirkungen auf die geistesschwachen Kinder noch einen ganz besonderen Zauber; die harmlose Freude erhält eine besondere Weihe durch den Einfluss auf die noch schlummernden Geister die sich unter ihren Phantasie erregenden Bildern den Schlaf aus den Augen zu reiben und ihre Glieder wie in einem wohlthuenden Bade zu regen beginnen. Heute sind sie nur noch Theilnehmer an Speise und Trank des Festes, das ihnen in ungewöhnlicherer Form zufliesst, morgen haben sie schon Augen, zu dem blos aufnehmenden

Munde endlich auch Ohren, eine Nase, kurz ein Sinnenempfängniss bekommen, das sie den Übrigen in theilnehmender Lust beigesellt. Noch sind es nur Schattenbilder, die leicht vorüberziehn, aber die Bilder kehren wieder, sie nehmen bestimmte Formen an, Lieblingsgestalten sind darunter, und kommt der Mohrenkönig, kommt der grimmige Pelzmärtel, kommt der lustige Sylvester zum zweiten, drittenmale so werden sie wie Freunde empfangen und begrüsst.

Den Schluss der Winterfreudenfeste beim Einzuge des neuen Lenzes gibt das Osterfest. Prinz Carneval hat die Masken in gute Verwahrung bis zum nächsten Winter gebracht, das Osterfest will keine Verkleidung; statt der grünen Tannenzweige des Winters reicht es seine Palmenzweige, statt der flimmernden Bleischätze, seine Silberkätzchen an den Ruthen. Die Kinder haben sie vom Spaziergange mit heim gebracht, sie haben den Lehrsaal damit geschmückt; die Vorbereitungen zu den Osterfest haben viele neue Beschäftigungen gebracht. Rosinen und Mandeln waren auszulesen zu den Osterkuchen; diese Arbeit durfte nur den zuverlässigsten und gewissenhaftesten anvertraut werden. Dann waren Ostereier zu färben, die in Park und Garten versteckt wurden, und etwas Zauberhafteres als die weissen Eier aus dem Kessel mit dem siedenden Inhalte, gelb, blau, roth und marmorirt hervorgehn zu sehn, war noch nicht dagewesen, das übertraf selbst die Verwandlungen des geschmolzenen Bleies im kalten Wasser. Die Ostereier zu kochen, zu suchen und dann zu essen, vorher noch „Tipp" damit zu spielen und einen Eierlauf zu halten, das waren Momente neuer Freude, welche das Sommerglück im Garten, Wald und Feld einleiteten. Wenn auch täglich im Winter ein Spaziergang gemacht, und auf dem Eise des Parkteiches geschleift ward, oder der Schlitten des Milchmaiers und ein zweiter, vor welchen der Esel, der den Kindern gemeinschaftlich gehört, zu kleinen Schlittenfahrten Gelegenheit bot, so waren diese Winterausflüge doch nicht zu vergleichen mit den Sommerspaziergängen, die sich einigemale selbst über den ganzen Tag ausdehnten, bei denen kalte Küche mitgenommen war und im Freien auf der Wiese der Tisch gedeckt wurde. Diese ländlichen Levanafeste, bei welchen Jeder nach freiem Belieben und Gefallen fröhlich sein darf, und wie sie der vergangene Sommer und Herbst mannigfach brachten, leitet das frohe Osterfest aufs Neue ein. Die Kinder kennen die Geschichte der Frau Ostara, die an die Stelle der federausklopfenden Frau Holle getreten ist, sie wissen welcherlei Art die Gaben sind, die sie ihnen darreicht, dennoch hören sie gern am Ostermorgen die Geschichte vorlesen und sehen die freundlichen Bilder dazu.

Sobald die Kirchenglocken läuten, zieht die kleine Schaar mit dem Lehrer nach der Dorfkirche; einige von ihnen vereinigen ihre Stimmen mit dem Kirchenchor, andere hören und sehen nur, aber die Kirchenfeier geht nicht ohne Wirkung vorüber. Am Abende zuvor hatten die Kinder schon das heilige Grab besucht, und waren vor der Grotte niedergekniet, in welcher der schlafende Heiland ruhte. Nun wandelte er wieder

unter den Menschen umher und that ihnen Gutes und erquickte sie durch seine Wohlthaten.

Osterkuchen, Osterlamm, Osterhas, Ostereier, — bei dem Levana-Osterfeste durfte nichts von alledem fehlen.

Ein jedes Fest in seiner geschichtlichen und mythischen Bedeutung, mit seinen Sitten, Sagen und Gebräuchen, die Kinder im Levanakreise durchleben zu lassen, giebt ihren Feiern die Mannigfaltigkeit, welche jedem Mitglied, das nicht vollsinnig und vollkräftig den Gesammteindruck zu empfangen vermag, doch etwas für sein besonderes Verständniss gewährt.

Ausser den pädagogischen Erinnerungstagen des vergangenen Jahres, die nur durch einen kleinen Vortrag und ein Festlied am Beginn des Tages, wie etwa noch durch eine aussergewöhnliche Wanderung ausgezeichnet wurden, feierte die Levana am siebenzehnten Februar das erste grössere pädagogische Fest, das dem Andenken von Vater Pestalozzi gewidmet und schon mehrere Tage vorbereitet war.

Wohl lag Schnee auf der Flur und sie konnte ihre Blumen nicht spenden, um Kränze zum Schmucke der Räume zu winden, in denen nicht der Sarg des Todten an seinem Sterbetage, sondern das Denkmal zu Ehren des ewig Lebenden von Kindern und Freunden umringt war, denen er das Vermächtniss seiner Liebe hinterlassen, für welche er ein Märtyrerleben der Verfolgung bis in sein spätestes Alter gehabt.

Auf allen Stufengängen seines Lebens zog Pestalozzi an der Erinnerung der Versammelten vorüber: wie er als Kind hinter dem Ofen in seiner Mutter Zimmer das stille warme Plätzchen eines bequemen und weichlich gehaltenen Muttersöhnchens einnimmt und den Gesprächen der Grossen mit Aufmerksamkeit lauscht, wie er als Knabe beim Grossvater im Kreise von Männern, die über das Wohl des Landes Rath pflegen, den Entschluss fasst, der Noth seines Volkes einst Abhilfe zu bringen und für die Erziehung der Kindheit, die Bildung der Jugend mit Leib und Leben einzutreten. Dann als Jüngling, Mann und Greis, diesem Schwur getreu, sein Leben voller Kämpfe, voller Entbehrungen, voller Niederlagen und Auferstehungsfreuden, nur dem einen Gedanken, dem einen Hochziele widmet.

Für wen konnte Pestalozzi's vielbewegte Vergangenheit eine höhere Bedeutung haben als für den Kreis der Levana, an welchen sich auch die schmutzigen Wasser der Verläumdung, die Verwundungen des Neides, des Unverstandes und der boshaften Gemeinheit mit ihren Operationswerkzeugen theils offen, theils im Geheimen herandrängen. Aber von einem Marmorfels fliessen die schlammigen Wasser ab, es bleibt keine Wirkung zurück, der reine, feste Stein widersteht, wo der poröse saugbegierige Schwamm in sich aufnimmt und bei der leisesten Berührung zurückspritzt. Pestalozzi blieb unbefleckt, er konnte nicht vergiftet, nicht ermüdet werden und ein verehrtes Lichtbild in vollem ungetrübten Glanze strahlt es der Levana Muth,

Freudigkeit und Begeisterung in die Seele, den Kern ihres Wesens mit sympatischer Elektrizität berührend.

Statt der Blumen schmückte das Grün des Winters, das auch den heiligen Christabend verklärte, die Wand, an der das Porträt des Erzieherheros aufgerollt war und mit dem Auge der Liebe auf die Versammlung herabblickte, die dem Vortrage der Lebensgeschichte lauschte, welche Georgens von der, zu Ehren des Tages erhöhten Tribüne, in warmer und begeisternder Rede an dem geistigen Auge der Aufhorchenden vorüberziehen liess. Feierlich und anmuthig war der Rednerstuhl, von Drapperien durch die Künstler der Levana umkleidet, waren die Umgebungen gruppirt, und die Stimmung, welche sich dem Ganzen mittheilte, eine dem Erinnerungstage würdig entsprechende. Pestalozzi's Geist der Liebe und der Schöpferlust war in alle Mitglieder der Anstalt gedrungen, Niemand, selbst die Kleinsten nicht, wollten zurückbleiben; Jedes suchte ein Schärflein beizutragen, demjenigen Liebe und Verehrung darzubringen, der sie zuerst geliebt und für sie auch eine Dornenkrone getragen hat.

Der Plastiker der Levana, Herr Wittmann aus München, hatte mit Künstlerhand die fast lebensgrosse Statue des Gefeierten in Thon geformt. Herr Fries, der Maler, hatte Pestalozzi's Portrait in Lebensgrösse entworfen; Jeanne Marie de Gayette hatte einen Theil von Pestalozzi's Lebensgeschichte in Poesie gegeben, welche sie abwechselnd mit Georgens vortrug; auch zwei Lieder, für den Tag von ihr gedichtet und von dem Tonsetzer der Levana, Herrn Wahle componirt, wurden zur Eröffnung und zum Schlusse der Feier gesungen. Dem frohen Mahle folgten heitere Spiele. Einen besonders festlichen Eindruck machte der Abend. Zuerst betrat Herr Deinhardt die Rednerbühne, und sprach über die geschichtliche Bedeutung Pestalozzi's etwa in folgenden Worten, die beiläufig gesagt, von dem Anstaltsarzte Doktor Steiner stenographirt wurden.

„Wir haben heute Morgen in anschaulicher, ausführlicher, von Poesie unterstützter Darstellung erfahren, wie Pestalozzi, dessen Andenken wir heute feiern, war und wurde, wie er lebte und strebte, wirkte und litt. Wir sahen in ihm einen Mann, dessen rauhe Hülle ein tief und zartfühlendes Herz einschloss, dessen hässliche und entstellte Gestalt wie einst bei Socrates einen unablässig bewegten Geist beherbergte, dessen ungeschicktes Wesen die Kraft barg, welche die Welt überwindet, eine Kraft, welche sich bei ihm zwar nicht entfaltete und in die Wirklichkeit trat, die er aber an Diejenigen vererbt hat, welche in seinem Geiste leben. Ich möchte nun noch Einiges hinzufügen, um in meiner Weise die Bedeutung, die Pestalozzi in der Geschichte der Pädagogik, also in der Geschichte der Cultur, also in der Geschichte der Menschheit hat, kurz zu bezeichnen.

Pestalozzi ist in der That eine weltgeschichtliche Persönlichkeit, einer von den Männern, welche das geschichtliche Leben in sich sammeln, und von denen es ausgeht. Er ist wie die meisten dieser Männer zum Märtyrer für seine Idee geworden, und was ihn dazu machte, war sein Herz, das liebreichste und liebekräftigste, das für das Wohl

und die Würde der Menschheit geschlagen hat; er fühlte tief das Elend, das physische und sittliche des Volkes; er fühlte und erkannte die Erniedrigung der Menschennatur in allen Schichten der Gesellschaft, nicht nur bei den Armen, sondern auch bei den Reichen, bei Denen, welche im Luxus aufgewachsen sind, und in dieser ungesunden, feinvergiftenden und die Gemüthskraft aufzehrenden Sphäre leben. Er fand den Grund des Elendes im Luxus, d. h. in der Anhäufung von Mitteln, welche den überflüssigen Genuss und die Ausbeutung der Arbeit möglich macht, und welche die ausgebeutete Arbeit nothwendig immer mehr mechanisirt, veräussert und entwerthet; er fühlte und begriff, dass wir statt einer schönen Cultur eine hässliche Civilisation haben; er fasste aber, gleich Fichte, dem energischen Philosophen, den Gedanken, dass das Heil und die Rettung nur von Unten und Innen kommen kann, dass das Geschlecht wiedergeboren werden müsse durch eine gründliche Erziehung.

Was kann das aber für eine Erziehung sein, die solches vermag, was muss es für eine sein? Offenbar eine Erziehung, die auf die Natur des Menschen zurückgeht, und diese von Gott gegebene Natur unterstützend und erhebend zu freier Entwicklung bringt. Daher wandte sich Pestalozzi eifrig gegen die einprägende Erziehung, gegen die Erziehung, welche den kindlichen Geist mit einem Wust unklarer Vorstellungen überschüttet, und ihm die Wahrheit in der Form von Dogmen beibringt.

Er wandte sich gegen die mechanisch einübende oder abrichtende Erziehung, welche Fertigkeiten, wie sie das wechselnde Bedürfniss der Gesellschaft und die Mode fordern, äusserlich anbildet. Daher verlangt er, dass die Erziehung sich wenden müsse, an die Grundkräfte des Menschen, das Anschauungsvermögen, die Gemüthskraft und das Wirkvermögen, und hält jede Erziehung, welche dies nicht thut, für verfehlt und verbildend. Das Ziel aller wahren Erziehung ist der Mensch, der selbstständig die Welt anschaut und beherrscht, und eine Erziehung, die nicht diese Selbstständigkeit entwickelt, d. h. helfend und leitend zur Entwicklung kommen lässt, schafft Sklaven, statt Menschen zu bilden.

Weiterhin suchte Pestalozzi nach den Mitteln einer solchen Erziehung, nach dem A B C der Anschauung, der Thätigkeit und der Arbeit, und in diesem Suchen ist sein ganzes Leben aufgegangen. Der Glaube, dass eine das gegenwärtige Geschlecht umwandelnde Erziehung so möglich wie nothwendig sei, war die Religion seines Lebens, welcher er sich zum Opfer gebracht hat. Er knüpfte aber den Gedanken der nothwendigen Umwandlung an die Familie, weil sich aus dieser die Gesellschaft stetig erneuert, während Fichte denselben Gedanken politisch im höheren Sinne des Wortes fasste, und in grossartigen Zügen den Plan einer Nationalerziehung entwarf. Was Pestalozzi in seinem Innern trug, strebte er zu verwirklichen, und zwar mühte er sich sein ganzes Leben hindurch eine Schule zu Stande zu bringen, die eine Musterschule in seinem Sinne sein sollte; er hat aber diese Schule trotz alles Ringens nicht zu Stande gebracht, und als es ihm scheinbar gelungen war, als er sich in scheinbar glänzenden Verhältnis-

sen befand, war er am weitesten davon entfernt. Wie im Praktischen, ist er im Theoretischen stecken geblieben, er ist nicht dazu gekommen, die praktische Thätigkeit in wirkliche Verbindung mit dem theoretischen Unterricht zu setzen, und sein A B C der Anschauung blieb in der mathematischen Form und in der äusserlichen Sprechübung befangen. Seine Idee hat in dem, was er systematisch gestaltet, nur einen sehr schwachen Ausdruck, und Diejenigen, welche gegenwärtig seinen Namen im Munde führen, die sich mit Stolz Pestalozzianer nennen, haben nur diese Veräusserung seiner Idee aufgenommen, und Pestalozzi's Bedeutung auf das beschränkt gefasste Princip der Anschaulichkeit des Unterrichtes reducirt. Die Volksschule, welche Pestalozzi vorschwebte, ist noch lange nicht in die Wirklichkeit eingetreten. Sollen wir desshalb ungeduldig werden, oder gar verzweifeln? Daran hätten wir sehr unrecht. Was schöpferische Geister hinterlassen, kann nur von schöpferischen Geistern, die nicht alle Tage in die Höhe wachsen, weiter geführt werden. Neben den Oberflächlichen aber finden sich auch stets die Verständigen, neben den Trägen die Treuen. In der Geschichte kommt jede neue Idee nur langsam zur Geltung, und diese Langsamkeit ist eine nothwendige. Wir können und müssen daher vertrauen, dass Pestalozzi nicht umsonst gelebt und gelitten hat, und wir wollen das Unsere dazu thun. Wir wollen uns in seinen Geist vertiefen, seine Liebe in unser Herz aufnehmen, das, was ihm fehlte, zu ergänzen suchen, und was sein Ideal war, zu verwirklichen streben. Wenn die heutige Feier in uns diesen Vorsatz von Neuem angeregt und gekräftigt hat, so ist sie eine wahrhaft fruchtbare gewesen.

Den Schluss vor dem Abendfestmahle gaben sechs dramatische Gruppendarstellungen, Hauptzüge aus dem Leben Pestalozzi's versinnlichend, an denen die grossen und kleinen Kinder der Levana ihren Antheil hatten.

Die erste Gruppe zeigte Pestalozzi, den Kämpfenden, wie er die Buchgelehrsamkeit von sich weist und den Entschluss fasst, ein Landmann zu werden, und ein anderes Feld als das der Rechtsgelehrsamkeit zu bestellen. In einer zweiten Gruppe steht er auf den Spaten gelehnt, unbefriedigt ob des Grabens und Pflanzens der Scholle — sich zurücksehnend nach der Kinderwelt, Unterricht und Schule zu halten. In einer dritten Darstellung theilt der liebende Erzieher sein letztes Stücklein Brod mit einem armen Kinde.

Die vierte Gruppe zeigte Pestalozzi als den Lauscher in der Schenke, wie er für sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ Stoffe aus dem Volksleben sammelt, und sich dabei in einer Kiste verbirgt, aus welcher heraus er die Gespräche unmittelbar aus dem Volksmunde zu behorchen sucht.

Die fünfte Gruppe zeigte den zu Ruhm gelangenden Schriftsteller als Declamator, wie er auf dem Bette liegend seinem schreibenden Ramsauer dictirt und corrigirt.

In der sechsten Darstellung erschien Pestalozzi im Kreise seiner Dorfkinder im beliebten Kostüme der Genialität, die Kleinen um ihn herum, theils nur von Hemdchen und kurzen geflickten Höschen bekleidet, alle auf dem Boden kauernd und mitten unter ihnen Pestalozzi als echter Vater, Lehrer und Freund der Kleinen. Ja von diesem Tage an, da sie selber um ihn gekauert, sich in Gedanken zu ihm versetzt fühlen konnten, waren die Kinder der Levana mit Pestalozzi vertraut, und mit wahrer Liebe stehen sie jetzt in der Modellirwerkstatt vor der Statue des Meisters, der von Tag zu Tag lebendiger zu ihnen redet. Wort und Lied, Form und Bild, lebendiges Leben und künstlerisches Schaffen waren zusammengetreten, und hatten den Todten auferstehen lassen in seiner geistigen Verwandtschaft zur Levana, in seiner innern und äussern Vielseitigkeit, in seinem Willen, Wesen und Thun, und Diejenigen zum liebenden Verständniss geführt, die in dem Heros Pestalozzi vielleicht noch einen Enthusiasten, einen Querkopf und wohl gar einen Narren erblickten, den ein dummer Schulbube auszuspotten berechtigt sei, oder für den die geschäftige Feder der Missdeutung nicht thätig genug sein könne. —

Jedes Fest mit seinen Vorbereitungen und Nachwirkungen macht Epoche in dem Leben der Kinder, wenn es auf die rechte Art gefeiert wird. Auch erwachsen aus solchen Festen nicht selten schöpferische Gedanken, deren Verwirklichung den Gewinn, den die Feste bringen, verkörpert. So sollte zu dem Pestalozzifeste ursprünglich eine Kohlenzeichnung von Pestalozzi und eine flüchtig modellirte Büste von den Künstlern der Levana hergestellt werden; daraus ist, natürlich erst durch spätere Arbeit, ein ausgeführtes Porträt Pestalozzi's mit eigenthümlicher Auffassung von Franz Fries und eine sorgfältig ausgeführte Porträtstatue von Alois Wittmann entstanden, mit welchen beiden eine cyklische Darstellung der bedeutendsten Pädagogen für eine Pädagogenhalle begonnen hat. Die plastische Darstellung insbesondere dient dazu, um auch den Kindern die Bedeutung der gefeierten Feste zu vergegenwärtigen, und sie für die Persönlichkeiten nachhaltig zu interessiren. Auch die Blödlinge interessiren sich für werdende, vor ihnen entstehende Darstellungen mehr als für das fertige Bild. Die Feste sind im Allgemeinen die lebendig künstlerische Darstellung des in der Anstalt waltenden Geistes und des Gesammtlebens der Genossenschaft.

IV.

Väter und Mütter.

Um eine vollständige Erziehungs- und Krankengeschichte zu geben, können wir nicht umhin, auch die Eltern der Kinder zu berücksichtigen, wie dies hier und da in unserem Jahrbuche schon geschehen ist; indessen sind die Mittheilungen nach dieser Seite hin theils durch die ungenügende Kenntniss des Verhältnisses der Ältern zu einander und zu den Kindern, wie durch ihre Unfähigkeit dasselbe klar und wahr darzustellen, theils aber auch durch die Discretion, die man ihnen schuldig ist, sehr eingeschränkt. Desshalb beabsichtigen wir auch hier weiter nichts, als den hemmenden Einfluss, den die Ältern auf den Heilungsfortschritt der uns übergebenen Kinder ausüben, zu charakterisiren, wobei wir nicht nur das ärztlich-pädagogische Publikum, sondern auch die Ältern selbst, da manchen von diesen das Jahrbuch wohl zur Hand kommt, im Auge haben. Wir gehen daher auch auf die vorgeburtlichen Zustände der Kinder, die in sehr vielen Fällen die Anlage der Krankheit schon enthalten, und gewiss nicht selten durch das Verhalten der Ältern bedingt sind, hier nicht von Neuem ein, wogegen wir allerdings die Behandlungs- und Erziehungsfehler, welche die Krankheitsanlage begünstigen und verwirklichen, wiederholt berühren müssen, da sich derselbe ungünstige Einfluss der Ältern, der an der Verkümmerung und Entartung der Kinder Schuld trägt, auch noch dann fortsetzt, nachdem sie der Levana übergeben worden sind. Dies gilt leicht ersichtlich weniger von denjenigen krankmachenden Einflüssen, die sich auf Vernachlässigung und Misshandlung zurückführen lassen, als von denen, die in einer übertriebenen Sorgfalt und Pflege bestanden haben.

Die meisten Väter und Mütter, welche uns ihre Kinder zuführen, kommen mit höchst sanguinischen Erwartungen, trotz der vergeblichen Heilversuche, die bis dahin an ihren Kindern gemacht wurden; sie scheinen sich einzubilden, dass eine Anstalt, welche ausdrücklich für die Heilung idiotischer Kinder errichtet wurde, und die einzige ihrer Art ist, irgend ein wunderbares Geheimmittel besitzen müsse, welches den verdumpften, verrotteten und verbildeten Organismus wie mit einem Zauberschlage verjüngt und umbildet, die fünf, sechs, sieben Jahre lang gefesselte Zunge plötzlich löst,

und das kümmerlich treibende Gedankenleben in die Höhe schiessen lässt. Wir erwähnen daher auch, dass Väter und Mütter, wenn ihre Kinder kaum vierzehn Tage hier sind, erscheinen, um sich von der Umwandlung freudig überraschen zu lassen, und sich um so mehr getäuscht finden, als sie für die Veränderungen und Fortschritte, die in der That gleich anfangs eintreten, kein irgendwie gebildetes Auge haben. Unsere Mittel für die Blödlingserziehung und Heilung sind allerdings andere, wie die bisher in Anwendung gebrachten, es sind aber eben keine Medicamente, welche den Organismus revolutioniren oder das Geistesleben gewaltsam aufwecken sollen, sondern es sind in stetiger Consequenz und daher langsam wirkende.

Sonderbar ist die Selbsttäuschung, in der sich viele Mütter und Väter über die Anhänglichkeit, welche ihre blöden Kinder an sie haben, befinden; trotz der vollständigen Verdumpfung des Bewusstseins, halten sie diese Anhänglichkeit, die weiter nichts als Gewöhnung ist, für eine bewusste und haben gradezu das Bedürfniss, dass die Kinder die Trennung von ihnen schwer empfinden sollen, wesshalb sie ihnen dieselbe in unbewusster Absichtlichkeit erschweren. Sie suchen das Gefühl der Kinder, so weit es irgend möglich ist aufzuregen, sie zeigen fast einen lebhafteren Schmerz als sie wirklich empfinden, sie beunruhigen die Kinder, indem sie dieselben scheinbar mit Zureden und materiellen Beschwichtigungsmitteln beruhigen; sie versprechen baldige Wiederkehr, das Mitbringen von Spielzeug u. s. w. und erzeugen auf diese Weise in den Kindern mindestens die Ahnung, dass sie des Trostes bedürfen, also in einen trostlosen Zustand versetzt wurden. Es liegt auf der Hand, dass solche Erschwerungen und Verlängerungen des Abschiedes auf die Kinder nicht günstig einwirken können, besonders wenn die Ältern das ihnen gegebene Versprechen erfüllen, und schon in der ersten Zeit so oft als möglich wiederkommen. Dabei erleben sie freilich nicht selten statt der freudigen Überraschung, die sie erwarten und bewirken wollen, den überraschenden Schmerz, dass ihre Kinder sie gar nicht wieder erkennen und sich völlig gleichgültig gegen sie verhalten; statt nun hierin den Beweis zu sehen, dass ein geistiges und gemüthliches Verhältniss zwischen ihnen und den Kindern gar nicht bestanden hat, fühlen sie sich geneigt, das nicht Wiedererkennen als einen Rückschritt anzusehn, wohl auch zu meinen, dass man die Kinder von den Ältern abwendig zu machen suche, und betrachten das Eingelebtsein des Kindes in den neuen Kreis, die Zufriedenheit desselben fast mit Argwohn und Unzufriedenheit.

Viele zeigen der Anstalt, der sie ihre Kinder anvertrauen, dadurch ein gewisses Misstrauen, dass sie Wärterinnen und Aufsichtspersonen für die Kinder, die ihnen Nachrichten über die Behandlung und das Befinden derselben geben sollen, mitbringen und zurücklassen wollen, oder sie glauben wenigstens dass die Kinder den plötzlichen Übergang in eine neue Umgebung gar nicht ertragen können, und dass daher derselbe durch die Anwesenheit der gewohnten Pflegerinnen vermittelt werden müsse. Die Levana muss sich solchen Ansprüchen prinzipiell widersetzen, da diese Wärterinnen

die Hilflosigkeit der Kinder unterhalten, statt sie aufzuheben, und die Art und Weise ihrer Sorgfalt und Pflege sich der Behandlung die wir für nothwendig halten und von vornherein in Angriff nehmen, nicht einfügen lässt.

Die Gewöhnung ist allerdings bei schwachsinnigen Kindern besonders stark, weil sie in der unmittelbarsten Befriedigung leben und ihr Sinn für die Reize des Neuen verschlossen ist; es geht also in ihnen, wenn sie in eine neue Lebenssphäre versetzt werden, wie dies auch bei gesunden Kindern der Fall ist, eine Revolution vor sich, die sie zunächt schmerzlicher empfinden als diese, weil sie durch das Neue was ihnen entgegentritt, nicht geistig in Anspruch genommen werden; eben so wenig aber stehn sie mit ihrer früheren Lebenssphäre in einem geistigen Zusammenhange und daher verliert sich bei ihnen das Heimweh, wenn man von einem solchen sprechen darf, sehr bald. Bei Manchen besteht dieses sogenannte Heimweh nur in dem Übelbefinden, das die plötzlich veränderte Lebensweise immer mit sich bringt, und da in gewisser Weise, wie wir früher auseinandergesetzt haben, als ein Anfang der Cur betrachtet werden kann und muss. Auffallende Heimweherscheinungen hatten wir bei Emanuel, bei Adolph und bei Iduna. Bei Emanuel waren sie lebhaft, verschwanden aber bald, bei Adolph währten sie länger und zeichneten sich durch förmliche Entweichungsversuche aus, die bei der völligen Stumpfheit und Unbeholfenheit des Kindes um so überraschender waren. Bei Iduna dauerten sie am längsten und bestanden in dem beständigen Sprechen und Erzählen von Wien und den Abreiseanstalten, dem Einpacken u. dgl.

Die Mutter Emanuel's, eine verständige Frau, gehörte nicht zu denjenigen welche den Abschied hinausziehen und erschweren; sie brachte den Knaben zum Schlafen und verliess ihn dann. Der Vater Adolph's bekümmerte sich nicht weiter um seinen Knaben, als er ihn übergeben, aber wohl weniger in Folge verständiger Einsicht; nach Ablauf eines Vierteljahres erschien er um eine Herabsetzung des Pensionshonorars in Anspruch zu nehmen. Die Ältern Iduna's haben der Anstalt volles Vertrauen und zwar ihre Tochter öfter besucht, aber sie niemals in schädlicher Weise aufgeregt, oder durch Versprechungen und Vorspiegelungen zu täuschen gesucht.

Einen entschieden ungünstigen Einfluss übte auf ihr Kind trotz ihrer seltenen Anwesenheit, die Mutter von Franz; sie besitzt für ihr von der Natur vernachlässigtes Kind eine leidenschaftliche Zärtlichkeit, die durch das Schicksal, ein Kind bald nach der Geburt verloren zu haben, unnatürlich überspannt war. Der Abschied dauerte nicht Tage sondern Wochen und als die Mutter zum ersten Mal wieder zum Besuche erschien, setzte sie es durch ihre dringende Beredsamkeit durch, dass ihr Franz für einen Tag ganz überlassen wurde; sie nahm ihn mit nach Wien und brachte ihn mit einem gründlich verdorbenen Magen, krank, unleidlich und verdriesslich wieder zurück. Der Vater, dessen Zärtlichkeit zwar weniger leidenschaftlich, aber nicht weniger weich ist, fürchtete Franz durch sein plötzliches Erscheinen schädlich aufzuregen, beobachtete ihn daher aus einem Versteck und entschloss sich erst nach langem

Zureden hervorzutreten, um dann die Enttäuschung zu erleben, dass ihn das Kind gar nicht erkannte, obgleich das Vorstellungsvermögen von Franz nicht zurückgegangen war, sondern sich höchst erfreulich entwickelt hatte. Beiläufig wollen wir hier erwähnen, dass wir eine entgegengesetzte Erfahrung bei Emil machten, der den Abschied von seinem Vater gar nicht empfand und keine Spur von Heimweh zeigte, aber den Vater und Bruder bei ihrem Wiedererscheinen mit inniger Freude erkannte. In anderer Art ungünstig war der Einfluss der Mutter von Leontine und Alphons, indem sie ihre Kinder zu früh in die Familienverhältnisse einweihte, sie an ihren Unterhaltungen theilnehmen liess und in ihnen fortgesetzt unkindliche Vorstellungen und Empfindungen anregte. Welchen Einfluss dieses Verhalten hatte, haben wir in der Krankengeschichte Leontinen's erwähnt. Ähnlicher Art ist das Verhältniss von Rosamunden's Vater zu seiner Tochter, ein Verhältniss gefährlicher Zärtlichkeit, durch welches neben dem Einflusse einer kränklichen nnd nachlässigen Mutter eine verkehrte Erziehung von vornherein bedingt war und die Krankheitsursache, die wir ausgesprochen, wohl nicht veranlasst, aber doch gefördert wurde. Die Briefe und Besuche des Vaters wirkten während der Anwesenheit Rosamunden's, trotz dem, dass der Vater als Moralprediger ihr gegenübertrat, schädlich aufregend auf sie ein und unterbrachen die allmälige Gewöhnung an eine geordnete und thätige Lebensweise. Der gefürchtete Ausbruch der Nymphomanie konnte nicht verhütet werden und wir haben mit dieser Form der Krankheit Rosamunden's noch jetzt zu kämpfen.

Dass uns diejenigen Ältern, welche in den Vorurtheilen der Volksmedizin befangen sind, so wie diejenigen, welche eine quasi wissenschaftliche Einsicht in die Medizin gewonnen zu haben glauben, durch die Rathschläge, die sie uns ertheilen und durch die Ansprüche, die sie erheben, viel zu schaffen machen, wird jeder kundige Arzt aus eigener Erfahrung voraussetzen. Wir bekommen von manchen gutmeinenden und sonst verständigen Ältern Stärkungsmittel für die Kinder zugeschickt, von denen wir keinen Gebrauch, wenigstens nicht den gewünschten machen können. Zuweilen wird uns die Quelle des Leidens ganz bestimmt bezeichnet, obgleich wir uns sofort überzeugen, dass es eine ganz andere ist, und die Sucht auf unglückliche Zufälle zu schieben, was in der ersten Anlage oder in fortgesetzten schädlichen Einwirkungen begründet ist, haben wir schon erwähnt. Auch bestimmte Medicamente werden uns zuweilen vorgeschrieben, und Wunderdoktoren empfohlen, wobei nur zu verwundern ist, dass Erfahrung, die Väter und Mütter über die Erfolglosigkeit ähnlicher Medicamente und Wunderdoktorenkuren schon gemacht haben, umsonst blieben.

Wir hören von den Ältern, deren Wünschen und Ansprüchen wir entgegentreten müssen, dass sie an ihre Kinder ein Recht haben und dieses sich nicht verkürzen lassen dürfen. Über dieses Recht lässt sich nicht rechten, und wir wünschen gewiss so herzlich wie die Ältern selbst, dass sie zu ihren Kindern in einem Verhältniss bleiben, oder vielmehr dass ein solches zu ihnen ermöglicht wird. Aber hiezu ist nothwendig,

dass die Ältern den Heilerfolg nicht durch unbegründetes Misstrauen und durch unbedachte Eifersucht wie durch eine schwächliche Unenthaltsamkeit unterbrechen und erschweren. Wir nehmen das Vertrauen in Anspruch, dass wir für die Kinder das Mögliche und das Gebotene thun, so wie das Recht eines durchaus unabhängigen und selbstständigen Heilverfahrens, ohne welches wir die Verantwortlichkeit für den Erfolg abweisen müssten. Wir haben uns desshalb entschlossen, auf die Gefahr hin, dass der öffentliche Ausdruck unserer Unzufriedenheit mit den Einwirkungsversuchen der Ältern manchen derselben unangenehm sein könnte, diese wichtigen Punkte ausführlicher zur Sprache zu bringen. Bei einiger Überlegung wird uns Niemand Unrecht geben können, dass wir den Vorurtheilen und Ansprüchen, mit welchen die Medizin und die Pädagogik überhaupt zu kämpfen haben, auch unsererseits entgegentreten und, was wir einzelnen Vätern und Müttern wiederholt zu sagen haben, im Allgemeinen und öffentlich aussprechen.

V.

Organisationsplan und Programm der Levana,

wie sie der k. k. n. ö. Statthalterei eingereicht worden sind.

Die Levana ist zu einem umfangreicheren Organismus angelegt, als sie ihn gegenwärtig darstellt, und es liegt in der Natur der Sache, dass eine Anstalt, welche ihrem ganzen Charakter gemäss neu ist, für welche also kein Schema vorhandener Anstalten passt, nicht von vorn herein eine fertige sein kann, wobei noch in Betracht kommt, dass wir uns die Mittel und Kräfte zur Verwirklichung dessen, was wir wollen, schrittweise erringen und bilden müssen. Den Kern der Anstalt, die in unserem Plane liegt, machen eine aus körper- und geistesschwachen Kindern bestehende Krankenabtheilung, und eine das Knaben- und Mädchenalter umfassende Gesundenabtheilung aus. Die Nothwendigkeit einer Gesundenabtheilung für den Erfolg der kretinischen und nichtkretinischen Idiotenerziehung ist in unserem Jahrbuche ausführlich nachgewiesen. Wir haben nun zwar eine solche Gesundenabtheilung, aber sie besteht nur aus „Genesenen und Genesenden", aus sittlich besserungsbedürftigen Kindern, und aus den noch nicht erwachsenen Gliedern der mit der Anstalt verbundenen Familien, denen sich eine kleine Anzahl anderer vollkräftiger Kinder anschliessen. Dieser Bestand ist ein unzulänglicher, und wir müssen daher an eine Erweiterung der Gesundenabtheilung denken. Diese wäre am raschesten zu ermöglichen, und würde die Anstalt zu anderweitigen Humanitätsaufgaben in eine bestimmte und an sich naheliegende Beziehung setzen, wenn Waisenkinder, die man in einzelnen Familien oder auch in Instituten anderer Art unterzubringen sucht, der Levana übergeben würden. In der Krankenabtheilung sind zwar fast alle Arten des nichtkretinischen Idiotismus, aber noch nicht der Kretinismus vertreten, was insofern ein wesentlicher Mangel ist, als wir den Kampf gegen den Kretinismus von vornherein in das Auge gefasst haben. Um diesen Mangel zu heben, werden wir genöthigt sein uns an das öffentliche Interesse zu wenden, damit Sammlungen zur Unterbringung von Kretinen in der Levana veranstaltet werden. Die Heilung der kretinischen und nichtkretinischen Idioten steht in einem bestimmten Verhältniss, welches erkannt sein will, ehe man die endemische Krankhaftigkeit mit Erfolg

angreifen kann. Die hierzu verwendbaren Kräfte müssen ausdrücklich gebildet werden, und diese Aufgabe hat sich die „Levana" vom Anfange an schon des nächsten eigenen Bedürfnisses wegen stellen müssen. Unser erweiterter Organismus bedarf einer eigenen Abtheilung zur Ausbildung von männlichen und weiblichen Heilpädagogen, die allerdings schon vorhanden, aber nur noch sehr schwach vertreten ist.

Ausser den drei genannten Abtheilungen, welche die Mitte des Anstaltsorganismus bilden und ihre Verwirklichung schon gefunden haben, obgleich sie der Ausdehnung fähig sind und sie bedürfen, sind noch Nebenanstalten nothwendig, welche die Anstalt nach unten und oben erweitern und abschliessen, und ihre Bestimmung, ein abgerundetes Ganzes zu sein, durchsetzen. Die Levana bedarf nämlich zur Unterlage für die wissenschaftlich anthropologische Forschung und zugleich um die vorhandene Krankheitsanlage praktisch möglichst früh und rechtzeitig angreifen zu können; um ferner der Bildung der Heilpfleger und Heilpflegerinnen eine praktisch belangvolle Richtung zu geben, einer Abtheilung für Säuglingspflege. Der Anfang, den wir zur Begründung gemacht haben, ist in der Geschichte der Anstalt, welche das Jahrbuch gibt, mitgetheilt, und zugleich die Nothwendigkeit der öffentlichen Theilnahme und Unterstützung nachgewiesen.

Die zweite Nebenanstalt, deren wir bedürfen, um unsern Organismus nach Oben abzuschliessen, und zwar theils zur vollständigen Heilung unserer Pfleglinge, theils zur Verstärkung des gesunden Elementes, in welchem dieselben sich kräftigen müssen, ist eine doppelte „Lehrlingsschule", eine für Garten- und Landbau, und eine andere für eine bestimmte Gruppe von Formenarbeiten, welche sich an die Arbeitsübungen, die unsere Pädagogik für die allgemeine Erziehung verlangt, am unmittelbarsten anschliessen, dessen ungeachtet aber bestimmte Zweige des Handwerks und der Kunst sind. Für die Idioten, die Genesenden und die schon Genesenen ist diese Abtheilung unerlässlich, wenn sie in consequenter Fortsetzung des eingeschlagenen Heilweges zu praktisch brauchbaren Menschen gebildet, und nicht den Gefahren des Rückfalls oder doch der Einschüchterung, der Verkümmerung und des Missbrauches ausgesetzt werden sollen. Ausserdem ist es wichtig, dass alle Pfleglinge innerhalb der Anstalt selbst die Anschauung eines energischen Arbeitslebens haben. Auf die beabsichtigte Einrichtung der „Lehrlingsschulen" gehen wir nicht näher ein, eben so wenig auf einen Nachweis der Zeitgemässheit solcher Anstalten im Allgemeinen, und abgesehen vom Heilzwecke. Wir fügen indessen, um wenigstens den Umriss unseres Planes erkennen zu lassen, weiter unten ein zur Veröffentlichung bestimmtes Programm der „Lehrlingsschulen" bei, und wollen nur noch bemerken, dass wir die ausnahmsweise staatliche Einrichtung solcher Anstalten in den Kretinen-Gegenden für sehr wichtig halten.

Nur bei einer solchen Ausgestaltung des Anstaltsorganismus durch den innigen Zusammenhang der verschiedenen Abtheilungen der Anstalten mit einander kann mit dem Minimum von Mittelaufwand das überhaupt Mögliche geleistet werden.

Die Heilpflege- und Erziehanstalt umfasst demnach folgende Abtheilungen:

1. Eine Krankenabtheilung für die Heilung idiotischer Kinder, sowohl kretinischer als nicht kretinischer, so wie solcher Krankheiten, welche die körperlich-geistige Entwicklung hemmen und stören, insbesondere der Scrophulose, des Rhachitismus, des Veitstanzes und der Epilepsie. Das Heilverfahren ist ein medicinisch-pädagogisches; die Erziehung modificirt sich nach dem Heilzwecke, reicht aber von vornherein über denselben hinaus. Kinder dieser Abtheilung werden in jedem Alter und zu jeder Zeit aufgenommen, und es ist für sie selbst und für die Anstalt wünschenswerth, dass dies möglichst frühzeitig geschieht.

2. Eine Gesundenabtheilung für die Darstellung des Kindergartens und der allgemeinen Schule in dem Sinne der Levana. Die Kinder bis zu dem siebenten Jahre gehören dem Kindergarten, dessen Bildungsmittel Spiel und Beschäftigung aber nicht die unverändert fortgesetzten Fröbel'schen sind; die Knaben und Mädchen vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre der allgemeinen Schule, in welchen Arbeitsübung, Spiele und Wanderungen mit dem Unterrichte zu dem Bildungszwecke zusammengreifen. Die genesenen Heilpfleglinge treten, sobald es möglich ist, in die Gesundenabtheilung ein. — Mädchen über vierzehn Jahre finden in der Levana ihre Fortbildung, und insofern sie sich zu Erzieherinnen bilden wollen, eine bestimmte Vorbereitung zu diesem Berufe.

3. Eine doppelte Lehrlingsschule für Garten- und Landbauarbeiten, und für bestimmte zusammengehörende Arbeiten der Handwerker- und Kunstarbeit, nämlich: für Drechsler, Holzschnitzer, Töpfer und Thonbildner. Die Aufnahme findet vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahre statt, und nach drei Jahren erfolgt die Lossprechung nach den gesetzlichen Bestimmungen.

4. Eine Säuglingsabtheilung zur Pflege und Erziehung der Kinder des zartesten Alters unter ärztlicher Überwachung. Die Levana nimmt Kinder, die ihre Mütter verloren haben oder der mütterlichen Pflege aus irgend einem Grunde entzogen werden müssen, von der Geburt an bis zum dritten Lebensjahre, also auch nach dem eigentlichen Säuglingsalter auf. Der Eintritt in den Kindergarten findet mit dem dritten Lebensjahre statt.

5. Eine Abtheilung zur Ausbildung von Erziehern und Erzieherinnen mit bestimmter Richtung auf die Heilpflege. In diese Abtheilung können sowohl Pädagogen wie Mediciner in späterem Alter eintreten, im Allgemeinen aber wird die bestimmte Berufsbildung zur Heilpflege mit dem sechzehnten Jahre beginnen müssen. Je nach ihrer Individualität werden sich die Zöglinge, Jungfrauen wie Jünglinge, vorherrschend der pädagogischen oder der diätetischen Seite der Heilpflege zuwenden können.

Für die Aufnahme in jede dieser Abtheilungen bestehen zwar allgemeine Bestimmungen, es kann indessen bei dem Charakter der Levana die Berücksichtigung beson-

derer Verhältnisse und besonderer Befähigungen nicht ausgeschlossen sein. Denn die Levana ist und wird ein aus der Idee erwachsener und dem höchsten Humanitätszwecke dienender Organismus, kein geschäftsmässiges Heil- und Erziehungsinstitut sein. Desshalb wünscht sie auch, dass Diejenigen, welche sich an die Anstalt zur Aufnahme von Pfleglingen wenden, ihre individuellen Bedürfnisse und Verhältnisse von vornherein darlegen, auch wenn sie eine Ausnahme von den Vergütungsbedingungen nicht beanspruchen. Diese Bedingungen werden in dem Programme der besonderen Abtheilungen mitgetheilt, und sind bei der Direktion jederzeit zu erfahren.

Was die Heilpflegezöglinge insbesondere anbetrifft, so fordert die Levana über deren Vergangenheit wo möglich ärztliche Angaben und ein gutes photographisches Porträt für die Anstalts-Gallerie; jedes Kind aber wird bei seiner Aufnahme von dem k. k. Bezirksarzte in Hietzing, Herrn Dr. Effenberger, und dem Anstaltsarzte untersucht, und über den Befund ein Protokoll aufgenommen; dasselbe geschieht auch, wenn ein Pflegling die Anstalt verlässt.

Schloss Liesing mit dem dazu gehörigen Parke und sonstigen Areale gibt für die Zwecke der Anstalt eine in jeder Beziehung angemessene Unterlage. Die Örtlichkeit ist freundlich und gesund; die Räumlichkeiten sind nach allen Seiten ausreichend, der den Park durchziehende Teich ist mit gesundem Wasser gespeist, eine zweckmässige Bade- und Schwimmanstalt und ein Schulgarten eigens für die Gartenarbeit der Kinder eingerichtet.

Programm der „Lehrlingsschulen."

Auf Schloss Liesing bei Wien wird im Anfang des nächsten Sommersemesters eine „doppelte Lehrlingsschule" — eine für Gartenarbeiten und eine andere für eine Gruppe von Formenarbeiten, nämlich: für Drechsler, Töpfer, Holzschnitzer und Thonbildner in das Leben treten, wobei bemerkt wird, dass namentlich Solche, welche sich für die Porzellanfabrikation befähigen wollen, hier die nöthige Vorbildung finden werden. Eine Vervollständigung dieser Gruppe durch die Buchbinder- und Papparbeit wird später stattfinden; eben so soll sich auch die Gärtnerlehrlingsschule zu einer Ackerbauschule erweitern.

Die Idee und der Zweck der Lehrlingsschulen bestehen darin, dass sie für bestimmte Berufsarten theoretisch-praktisch, d. h. den theoretischen Unterricht und die Arbeit verknüpfend, die Arbeitsfähigkeit stufenweise bestimmend, die allgemeine Bildung mit der Berufsbildung vereinigend und zu einer intelligenten Gemeinsamkeit der Arbeit erziehend, vorbereiten sollen.

Solche Lehrlingsschulen sind gegenwärtig zum Bedürfniss geworden, weil die Bildung, die durch die Lehrlingsschaft bei einzelnen Meistern gewonnen wird, sich immer mehr als eine ungenügende herausstellt, wofür die Versuche der Nachhilfe mittelst der Sonntagsschulen etc. Beweis sind, während die Oberrealschule und die technischen

Anstalten nur einer kleinen Minderzahl der sich für das Geschäftsleben bestimmenden Jünglinge zugänglich und keine Berufsschulen sind.

Die Erziehungsanstalt Levana auf Schloss Liesing mit ihrem Terrain, ihren Räumlichkeiten, ihren Bildungsmitteln und Lehrkräften bietet für die Einrichtung der beiden bezeichneten Lehrlingsschulen eine besonders günstige Unterlage. Der ausgedehnte Park umschliesst auch einen geräumigen Garten mit Treibhaus, der schon bisher für den Unterricht der jüngeren Zöglinge in der Gartenarbeit benützt wurde, und eben so zweckmässig wie geschmackvoll eingerichtet ist.

Die Anstalt hat gegenwärtig als solche sowohl technische als künstlerische wie wissenschaftliche Lehrkräfte. Die Lehrer der Erziehungsanstalt werden demnach auch theilweise für die Lehrlingsschulen thätig sein; ausserdem sind Meister, die sich in ihrem Fache auszeichnen, für die einzelnen Berufsarbeiten gewonnen.

Die Lehrlinge treten nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre ein, und werden, nachdem sie drei Jahre in der Lehrlingsschule zugebracht, den gesetzlichen Bestimmungen in dem Kaiserstaate Österreich gemäss, für ausgebildet erklärt und freigesprochen.

Den grössten Theil ihrer Zeit werden die Zöglinge in den Werkstätten, durch die Meister verständig angeleitet, a r b e i t e n. Die vorbildenden Arbeiten, an denen alle Lehrlinge der Abtheilung für Formenarbeiten Theil zu nehmen haben, sind das Modelliren und Holzschnitzen. Für den theoretischen Unterricht sind circa zwei Stunden für jeden Wochentag angesetzt, und zwar werden die Gärtnerlehrlinge besonders in der Ackerbauchemie, der Botanik und Gartenbaulehre, die künftigen Formenarbeiter besonders in der Mathematik und Technologie unterrichtet. Gemeinsam ist beiden der Unterricht im Deutschschreiben, in der allgemeinen Naturkunde und im Zeichnen, obgleich das letztere mehr von den künftigen Formenarbeitern geübt wird. In der Geschäftsrechnung und dem Buchhalten werden die Zöglinge beider Lehrlingsschulen im letzten Jahre unterrichtet, und für den sonntäglichen Unterricht bleibt die Culturgeschichte der Arbeit und die Handelsgeographie vorbehalten. Nach dem oben ausgesprochenen Grundsatze versteht es sich von selbst, dass Arbeit und Unterricht in beständiger Beziehung zu einander gehalten werden. — Für gesunde und bildende Erholung, wie für gymnastische Übungen kann und wird die Anstalt Sorge tragen; auch ist eine wohleingerichtete Schwimm- und Badeschule vorhanden.

Jeder Zögling der Lehrlingsschule verpflichtet sich bei seinem Eintritte für drei Jahre, und zahlt für jedes Halbjahr im Voraus 125 fl. C. M. Wird der Betrag für die g a n z e Lehrzeit bei dem Eintritte gezahlt, so kommen für jedes Jahr 50 fl. C. M. in Abrechnung. Jeder Lehrling hat sein Bett mitzubringen, und für seine Kleidung und Wäsche zu sorgen, es ist aber vorgesehen, dass die, welche es wünschen, gegen billige Vergütung in der Anstalt waschen lassen können.

VI. Der Stundenplan.

Wir geben zunächst den Stundenplan für die Gesundenabtheilung der Levana vollständig, um sodann anzufügen, wie er sich für die Blödlinge modificirt, und an welchen Unterrichtsstunden, Arbeitsübungen und Spielen Einzelne derselben Theil nehmen. Die Stundenzahl, welche einer Anstalt für die Beschäftigung der Kinder zu Gebote steht, ist natürlich eine grössere als sie bei irgend einer anderen Schule sein kann; daher umfasst der Stundenplan, den wir geben, die eigentlichen Schulstunden und diejenigen, welche ausser geschlossenen Anstalten für die häusliche Beschäftigung das Spiel etc. frei bleiben. Indessen ist es unsere Absicht einen Unterrichtsplan, den wir allgemein ausführbar halten, in unserer Anstalt darzustellen, und wir verlegen daher in die gewöhnliche Schulzeit — vier Stunden Vormittags und zwei Stunden Nachmittags mit zwei freien Nachmittagen — die für die verschiedenen Classen der Volkschule nothwendigen Stunden, so dass diejenigen, welche ausser dieser Zeit liegen, die häusliche Beschäftigung vertreten.

Wir unterscheiden: die erste und die zweite Stufe des Kindergartens, die erstere vom dritten bis zum fünften, die zweite vom fünften bis zum siebenten Jahre; die Elementarklasse, die Mittelklasse und die Oberklasse der Volksschule, die erste vom siebenten bis zum neunten, die zweite vom neunten bis zum eilften und die dritte vom eilften bis zum vierzehnten Jahre. Die Knaben und Mädchen, welche das vierzehnte Jahr überschritten haben, gehören entweder den „Lehrlingsschulen" an, oder werden für einen bestimmten Beruf, der nicht in den Lehrlingsschulen ausgesprochen ist, erzogen. Wir halten uns bei dieser Eintheilung an die natürlichen Stufenjahre, welche die Entwicklung normaler Kinder zeigt.

I. Erste Stufe des Kindergartens für das Alter von 3 — 5 Jahren. Die Kinder dieses Alters müssen den grössten Theil des Tages dem freien Spiele überlassen werden, wozu der Kindergarten gelegentliches Material darbieten muss, wie Sandhaufen, einen seichten Teich, der auch zum Baden dienen kann; dass sie den Gartenarbeiten zusehen und spielend daran theilnehmen, versteht sich von selbst. Das geregelte Spiel besteht im Bauen, Kugelrollen, Ballwerfen, Haschespielen, in kleinen Singspielen mit

rhytmischer Bewegung; ausserdem werden sie mit Bilderansehen und mit Erzählungen beschäftigt. Kein Spiel und keine Beschäftigung darf über eine halbe Stunde hinaus fortgesetzt werden.

II. Zweite Stufe des Kindergartens von 5 — 7 Jahren. Die Folge der Spiele und Beschäftigungen wird auf dieser Stufe regelmässiger und die einzelnen Spiele und Beschäftigungen werden mindestens eine halbe Stunde hindurch fortgesetzt. Die Beschäftigungen, welche zum Bauen hinzutreten, sind: das Täfelchenlegen, das Stäbchen- und Ringelegen, das Falten, Verschränken und Flechten, das Durchstechen und das Nachschneiden von Umrissen. Die Spiele bleiben dieselben, und es werden bei denselben nur freiere und kräftigere Bewegungen in Anspruch genommen. Das Erzählen schliesst sich hier theilweise an die Beschäftigungen, theilweise an die Bilder an, die auf dieser Stufe betrachtet werden. Das Wiedererzählen muss in geeigneter Weise in Anspruch genommen, und kleine Reime und Sprüche müssen auswendig gelernt werden. Gelegentlich, wie bei dem Bauen, Flechten, Stäbchenlegen, lässt man zählen. Dem Bedürfniss, mit dem Stifte umzugehen und zu kneten, kommt man durch Gewährung des Materiales und gelegentlich eingreifende Anleitung entgegen. Die Theilnahme an der Gartenarbeit ist jetzt mehr geregelt, und die einzelnen Kinder bekommen schon Beetchen, die sie nach eigenem Bedürfniss bepflanzen. An den Wanderungen der grösseren Schule nehmen die Kinder des Kindergartens, so weit es angeht, Theil.

III. Die Elementarklasse für das Alter von 7 — 9 Jahren. Obgleich der theoretische Unterricht auf dieser Stufe bestimmte Gestalt annimmt, bleibt er doch Gelegenheitsunterricht, das Wort im weiteren Sinne genommen. Der Sprachunterricht tritt hier in der Form des Lese- und Schreibunterrichtes ein, und ist zugleich der einzige zusammenhängende Sachunterricht. Das Zeichnen und Rechnen haben eine bestimmte concentrirende und ergänzende Beziehung zu den Arbeiten, das Singen und der Religionsunterricht zu dem Sprachunterrichte. Das Modelliren, welches, obgleich es auf das Zeichnen hinweist, zu den Arbeitsübungen gehört, setzt sich den Sommer und den Winter gleichmässig fort, während die übrigen Arbeiten ihren vorherrschenden Charakter durch die Jahreszeit erhalten. Fortgesetzt werden die Gartenarbeiten im Sommer-Halbjahre, das Bauen, Täfelchen-, Stäbchen- und Ringelegen, das Ausschneiden, welches jetzt ein unterschiedenes, das Ausschneiden von geometrischen und Bildformen wird, das Ausnähen, das Falten. Das Durchstechen und Verschränken fällt für die Schule hinweg, dazu kommen das Modelliren und die Erbsenarbeiten. In der Schule wird jede Übung eine Stunde fortgesetzt, nur das Bauen, Täfelchen-, Ringe und Stäbchenlegen werden halbstündlich und abwechselnd vorgenommen. Da die Levana wie jede andere Anstalt über eine weit grössere Stundenzahl zu verfügen hat als die Volksschule, so kann sie für die Arbeiten einen Wochenplan feststellen in der Art, dass in jeder Woche sämmtliche Arbeiten, welche in der Jahreszeit vorgenommen werden, vertreten

sind, während die Volksschule zu einem Monatsplan genöthigt ist. Sowohl in den Anstalten wie in der Volksschule sind das Flechten und die Erbsenarbeiten auf den Winter zu beschränken, ebenso das Falten, welches in der Elementarklasse als Vorübung für das Zuschneiden und die Papparbeit, die erst in der folgenden Klasse eintreten, vorgenommen wird. Für die Gartenarbeit würde die Volksschule im Sommerhalbjahre fünf Stunden, in den eigentlichen Wintermonaten alle vierzehn Tage eine Stunde ansetzen müssen, weil in dieser Zeit Arbeiten für den Garten, die sich allerdings nicht eigentlich als Gartenarbeit bezeichnen lassen, wie das Dütenmachen für die Sämereien, das Flechten von Strohdecken, das Stäbeschnitzen, das Sortiren etc. etc., vorgenommen werden müssen. Die Wanderungen finden am angemessensten die Nachmittage des Mittwochs und Sonnabends statt, die fast überall in der Volksschule Freinachmittage sind, und können bis auf drei Stunden ausgedehnt werden. Ein Haupt-Gesichtspunkt für den Stundenwechsel liegt in dem Grundsatze, dass die sich fortsetzende Bethätigungsart den Unterschied des Gegenstandes, die unterschiedene Bethätigungsart die Gleichheit oder Verwandtschaft des Gegenstandes verlangt. Je zwei Stunden bilden eine Einheit und verlangen nach sich eine viertelstündige Pause. Die Religionsstunde gibt angemessener Weise den Beginn und Schluss des Wochenunterrichtes ab. Zunächst geben wir den Plan des Unterrichtes ohne nähere Bezeichnung der Arbeiten, mit Ausnahme des Modellirens, um sodann die Vertheilung der Arbeiten auf die Woche für sich zu bestimmen.

Montag.	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
1. Religions-Unterricht.	Lesen	Lesen	Lesen	Lesen	Lesen
2. Bildererklär.	Schreiben	Schreiben	Schreiben	Schreiben	Schreiben
3. Modelliren	Rechnen	Singen	Modelliren	Rechnen	Singen
4. Arbeit	Arbeit	Zeichnen	Arbeit	Arbeit	Religions-Unterricht

Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
1. Arbeit	Arbeit	Wanderung	Arbeit	Arbeit	Wanderung
2. Arbeit	Arbeit		Arbeit	Arbeit	
3. Baden und Schwimmen	Baden und Schwimmen		Baden und Schwimmen	Baden und Schwimmen	
4. Spiel	Spiel		Spiel	Spiel	

Die Arbeiten vertheilen wir nach den Jahreszeiten in der Weise, dass für das Sommerhalbjahr auf die Gartenarbeit sechs Stunden, auf die Formenarbeiten demnach acht Stunden kommen, und von diesen auf das Bauen, Ringe-, Stäbchen- und Täfelchenlegen zwei Stunden, auf das Ausschneiden zwei Stunden, auf das Ausnähen

zwei Stunden und zwei Stunden auf das Modelliren. Anstatt des Täfelchenlegens wird alle vierzehn Tage einmal das Ausmalen regelmässiger Figuren vorgenommen. In den heissen Sommermonaten verlegen wir die Gartenarbeit entweder auf die erste Stunde des Tages oder auf eine Abendstunde, in welch letzterem Falle wir die letzte Vormittagsstunde ausfallen lassen. Im Winterhalbjahre kommen auf den Gartenunterricht in den Monaten November, März und April drei Stunden, und in den Monaten Dezember, Jänner und Februar eine Stunde; für das Flechten nnd die Erbsenarbeiten haben wir durchgängig je zwei Stunden, ebenso für das Bauen, Ringe-, Stäbchen- und Täfelchenlegen; in den Monaten November, März und April auf das Falten, Ausnähen und Ausschneiden je eine Stunde; in den Monaten Dezember, Jänner und Februar je zwei Stunden Falten und Ausschneiden, und eine Stunde Ausnähen. Die Arbeiten stehen zu dem theoretischen Unterrichte in einer natürlichen Beziehung, die von selbst zur Geltung kommt, wie z. B. das Flechten und das Bauen in einer unterschiedenen Beziehung zum Rechnen und zum Zeichnen, das Stäbchenlegen, das Ausnähen und das Ausschneiden in einem bestimmten Verhältniss zum Zeichnen und Modelliren. Die Erbsenarbeiten, welche die Vorlagen für das Zeichnen abgeben, vertreten in der Elementarklasse die Geometrie neben dem geometrischen Ausschneiden. Den Stoff für den Sprachunterricht geben die Arbeiten und Wanderungen im Allgemeinen, insbesondere aber auch die Gartenarbeiten ab, welche mit den Wanderungen den naturkundlichen Unterricht in der Elementarklasse zu vertreten haben.

IV. Die Mittelklasse für das Alter von 9—11 Jahren. Was diese Stufe von der vorigen charakteristisch unterscheidet, ist das Eintreten des systematischen weltkundlichen Unterrichtes mit Einschluss der geographischen Plastik. Diesem Unterrichte sind wöchentlich drei Stunden zu widmen, und der Sprachunterricht, der jetzt nicht mehr die Form des einfachen Lese- und Schreibunterrichtes hat, auf drei Stunden zu reduciren. Neben dem Rechnen tritt jetzt eine eigene Formenlehre ein, die wöchentlich zwei Stunden in Anspruch nimmt. Der Gartenunterricht, der den Stoff, welchen die Gartenarbeit und Wanderungen abgeben, verarbeitet und zu dem weltkundlichen Unterricht in genauer Beziehung steht, verlangt zwei Stunden wöchentlich. Die Schüler der Mittelklasse werden in der Levana eine Stunde des Tages länger als die Schüler der Elementarklasse ausdrücklich beschäftigt mit Ausnahme des Mittwochs und Sonnabends. Von den Arbeitsübungen fallen weg: das Bauen, Ringe-, Stäbchen- und Täfelchenlegen, das Falten, für die Knaben das Papierflechten und Ausnähen; es setzen sich demnach fort: die Erbsenarbeiten, das Ausschneiden von geometrischen und Bildformen, das Ausmalen, welches eine grössere Ausdehnung erhält, und wie schon gesagt, das Modelliren. Hinzukommen: das Verschnüren, das Auflegen geometrischer Zierformen und die Papparbeiten. An die Stelle der Flächendarstellung mittelst des Flechtens tritt für die Knaben die körperliche Darstellung mittelst des Ruthenflechtens, während die Mädchen die Flächendarstellung mittelst des Flechtens verschiedener Stoffe fortsetzen und

ausbilden. Für das Spiel bleiben wie früher vier Stunden, der gymnastische Charakter tritt noch entschieden hervor. Für den Religionsunterricht, das Rechnen, das Zeichnen, Singen und Modelliren bleiben durch alle Klassen zwei Stunden. Hiernach stellt sich der Stundenplan für die Mittelklasse folgendermassen dar:

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
1.	Religions-Unterricht	Weltkunde	Garten-Unterricht	Garten-Unterricht	Weltkunde	Weltkunde
2.	Deutsch	Rechnen	Deutsch	Formenlehre	Rechnen	Deutsch
3.	Formenlehre	Zeichnen	Singen	Arbeit	Zeichnen	Singen
4.	Modelliren	Arbeit	Arbeit	Modelliren	Arbeit	Religions-Unterricht

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
1.	Arbeit	Arbeit	Wanderung	Arbeit	Arbeit	Wanderung
2.	Arbeit	Arbeit		Arbeit	Arbeit	
3.	Arbeit	Arbeit		Arbeit	Arbeit	
4.	Baden und Schwimmen	Baden und Schwimmen		Baden und Schwimmen	Baden und Schwimmen	
5.	Spiel	Spiel		Spiel	Spiel	

Zur Weltkunde ist zu bemerken, dass in der einen der zwei letzten Stunden der Woche, d. i. Freitags und Sonnabends die praktische Übung, in der andern der theoretische Unterricht vorherrscht, und dass der Gartenunterricht, der überhaupt auch die Resultate der Wanderungen zusammen zu fassen hat, Donnerstag auf die Tags vorher stattgefundene Wanderung vorherrschend Bezug nimmt. Für unsere Auffassung der „Weltkunde“ müssen wir auf anderweitige in unsern Schriften gegebenen Auseinandersetzungen verweisen, und bemerken hier nur, dass die geschichtlichen Gedenktage im Religions-, weltkundlichen und deutschen Unterrichte berücksichtigt werden müssen, der Naturkalender aber regelmässig im weltkundlichen und Gartenunterrichte fortgeführt werden muss. Die erste Stunde des Deutschen ist dem „Lesebuche“, die letzte dem Aufsatze, und die mittlere der Vertretung der Grammatik, die wir in einer Rechtleselehre und Rechtschreibelehre finden, gewidmet. Besonderer Schönschreibestunden bedürfen wir nicht. Bei dem Rechnen fällt in der Mittelklasse die Verbindung mit dem Formenlegen hinweg. Die Formenlehre schliesst das mathematische Zeichnen, welches in der Elementarklasse noch eine besondere Vertretung hat, ein, und ist die theoretische Zusammenfassung der „Formenarbeiten“. Für die Gartenarbeit sind in dem Sommerhalbjahre acht Stunden wöchentlich, in den Monaten November, März und April vier Stunden, und in den Monaten Dezember, Jänner und Februar zwei Stunden bestimmt. In diesen drei Monaten, in welchen wir für die Formenarbeiten über vierzehn Stunden

zu verfügen haben, bestimmen wir je zwei Stunden für die Erbsenarbeiten, das Zuschneiden und die Papparbeiten, das Auflegen geometrischer Zierformen und das Ruthenflechten für Knaben, vier Stunden für das Ausschneiden von geometrischen und Bildformen, und je eine Stunde für das Verschnüren und Ausmalen. In den übrigen Wintermonaten fallen zwei Stunden für das Ausschneiden hinweg. Statt des Ruthenflechtens haben die Mädchen Näharbeit und Flechten mit verschiedenen weichen Stoffen zur Flächendarstellung. Mit dem Flechten und Ausmalen verknüpft sich eine Farbenlehre. Für das Sommerhalbjahr fallen weg: das Verschnüren und die Erbsenarbeiten, ferner eine Stunde für das Auflegen von Zierformen.

V. Oberklasse für das Alter von 11—14 Jahren. Die Stundenzahl bleibt für die Oberklasse dieselbe wie für die Mittelklasse, ebenso die Unterrichtsgegenstände: abgesehen von den Arbeitsübungen. Bei diesen fallen jetzt hinweg: die Erbsenarbeiten, das Verschnüren und Auflegen. Es bleiben: das Ausschneiden, das Zuschneiden und die Papparbeiten, das Ruthenflechten, und kommen hinzu: das Drahtflechten und das Holzschnitzen für Knaben, während die Mädchen das Nähen, das Aus- und Zuschneiden und das Flechten nach der praktischen Seite hin als sogenannte weibliche Handarbeit fortsetzen und ausbilden. Gemeinsam haben also die Mädchen mit den Knaben das Ausschneiden, die Papparbeit und das Ausmalen; für sich haben die Knaben das Ruthenflechten, das Drahtflechten und das Holzschnitzen. Das Modelliren bleibt für die ganze Volkschule Unterrichtsgegenstand für Knaben und Mädchen. Der Stundenplan für die Oberklasse bleibt derselbe, mit der Modification, dass die Weltkunde und auch der Gartenunterricht, wenn er nicht kombinirt werden soll, in die zweite Stunde, das Deutsch, Rechnen und die Formenlehre in die erste Stunde verlegt werden. Am Montage ist die Religionsstunde kombinirt, die Oberklasse hat Formenlehre in der zweiten, und Deutsch in der dritten Stunde. Die Gartenarbeitstunden bleiben dieselben wie in der Mittelklasse; für die Formenarbeiten bleiben also gleich viel Stunden übrig. Das Zuschneiden und die Papparbeiten, das Ausschneiden, das Drahtflechten und das Holzschnitzen setzen sich durch das ganze Jahr fort, und füllen mit je zwei Stunden die Formenarbeiten im Sommer aus. Für die Monate November, März und April werden für das Holzschnitzen und das Drahtflechten je drei Stunden angesetzt, für das Ruthenflechten und das Ausmalen je eine Stunde. In den Monaten Dezember, Januar und Februar wird noch eine Stunde für das Zuschneiden und die Papparbeiten und eine für die geographische Plastik ausserhalb des weltkundlichen Unterrichtes angesetzt. In der Oberklasse geht das gymnastische Spiel in bestimmtere gymnastische Übungen schon über, insbesondere in Spring- und Wurf-Übungen. Die fremden Sprachen sind innerhalb der Alterstufe der Volksschule kein nothwendiger Unterrichtsgegenstand, und wir halten es für zweckmässig, das Lateinische, Französische und Englische erst nach dem vierzehnten Jahre, und zwar das Französische und Englische erst dann zu beginnen, wenn im Lateinischen eine gewisse Fertigkeit schon erreicht ist. Eben so ist das Kla-

vierspielen überhaupt kein nothwendiger Gegenstand, und wird nur privatim betrieben, insofern sich besondere Lust und besonderes Talent zeigen. Besondere Lehrstunden für Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, Zoologie etc., und andererseits für die Geschichte widersprechen dem Begriff und Wesen wie der Altersstufe der Volksschule, sie gehören in die „Berufschulen"und sind in der Realschule anders zu behandeln, wie in dem Gymnasium, in den „Lehrlingsschulen" anders wie in beiden, und endlich in jeder Lehrlingschule auf eine besondere, dem Charakter derselben angemessenen Weise.

Einen Stundenplan für die Gesammtheit der Blödlinge kann es selbstverständlich nicht geben, jeder Einzelne ist individuell zu behandeln,. Es ist also bei jedem Blödlinge zu bestimmen, und zwar für längere oder kürzere Zeitfrist, an welchen Beschäftigungen, Arbeiten und Unterrichtsgegenständen er Theil nehmen kann und soll. Wo es irgend möglich ist, bringen wir die Blödlinge mit ihren gesunden Altersgenossen zusammen, wenn sie auch mit diesen nicht gleichen Schritt halten können und Nachhilfestunden haben müssen. In den Krankengeschichten ist überall angegeben, wie sich die Kranken zu den Arbeitsübungen, den Unterrichtsgegenständen und Spielen verhalten. So lange der Blödsinn nicht überwunden, obgleich das Sprachvermögen herausgetreten ist, bilden Lesen, Schreiben und Rechnen die theoretischen Unterrichtsgegenstände. Zeichnen und Singen müssen möglichst geübt werden, so weit nur die Neigung dafür gewonnen werden kann. Die biblischen Geschichten sind mitzutheilen, so weit sie aufgefasst werden können. In dieser Beschränkung nehmen von unsern Pfieglingen am Unterrichte Theil: Rosalie, Marianne, Hans und Emanuel. An dem Zeichnen, Singen und Modelliren nimmt Julius, Alois und Ferdinand aber an allen Unterrichtsgegenständen Theil, obgleich ihr Interesse und Verständniss in Bezug auf manche derselben, wie z. B. in Bezug auf die Weltkunde noch sehr beschränkt ist. Die Theilnahme an den Arbeitsübungen , dem Gesange und dem Spiele ist eine allgemeine. Rosamunde war die Theilnahme am Unterrichte freigestellt, obgleich sie aber in einzelnen Unterrichtstunden regelmässig erschien, vermochte sie es nicht fortgesetzt aufmerksam zu sein. Für diejenigen, die noch nicht am Unterrichte theilnehmen können, sind Arbeit, Spiel und Wanderungen die Erziehungs- und Heilmittel. Die Kranken arbeiten und spielen theilweise, und zwar einen grossen Theil des Tages, abgesondert von den Gesunden.

VII.

Thesen

in Bezug auf Wohlthätigkeitsanstalten, welche dem Wohlthätigkeitscongresse zu Frankfurt am Main, und Thesen in Bezug auf die „Gesundheitspflege Seitens der Schule" und die „entschiedene Erfolglosigkeit des Schulunterrichtes bei einzelnen Zöglingen", welche der zehnten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Weimar vorgelegt worden sind.

I. Thesen für den Wohlthätigkeitscongress in Frankfurt am Main:

1. Die Hebung und Ausgestaltung der Schule ist das gründlichste Vorbauungsmittel gegen das Elend, die Lasterhaftigkeit und das Siechthum.

2. Die der Volksschule gewährten Mittel sind gegenwärtig überall viel zu gering und die Lage der Volkschullehrer muss nothwendig verbessert werden.

3. Für den Congress europäischer Wohlthätigkeitsvereine ist es eine unabweisbare Pflicht, das Erziehungswesen ernst und eingehend in das Auge zu fassen, und für die Ausdehnung und Hebung des Schulwesens, insbesondere aber für eine würdigere und bessere Stellung der Volkschullehrer mahnend aufzutreten.

4. In der Volkschule muss die aufwachsende Generation durch die Arbeit zur Arbeit erzogen werden, und so lange dies nicht geschieht, d. h. die Erziehung durch die Arbeit in den Schulen eine nur vorgebliche oder doch ungenügende ist, bleibt der Begriff der Volksschule ein unerfüllter.

5. Die organisirte Wohlthätigkeit kann wesentlich dazu beitragen, die Allgemeinheit eines wirklichen Arbeitsunterrichtes vorzubereiten und einzuleiten, indem sie einestheils die Kinderbewahranstalten, Kleinkinderschulen und Kindergärten allgemein zu machen sucht, anderntheils einzelne Musteranstalten der Arbeitserziehung begründet; was sie vermag, ist die ihr von der Zeit auferlegte Pflicht.

6. Die Heil- und Besserungsanstalten, die Rettungshäuser etc. erfüllen ihren Zweck nachhaltig nur dann, wenn sie zu der allgemeinen Arbeitserziehung in ein bestimmtes Verhältniss gesetzt werden. Spiel- und Arbeitsübung sind ein wesentliches Heil- und Besserungsmittel, und dieses Mittel muss auch dann fortwirken können, wenn der nächste Heilungs- und Besserungszweck erreicht scheint.

7. Die Heil- und Besserungsanstalten für Kinder und das Übergangsalter sollten mit den Arbeitsmusterschulen und den Lehrlingschulen als abgesonderte Abtheilungen derselben in Verbindung gesetzt werden. Die Heilung und Besserung bedarf der

geregelten Berührung mit gesunden Elementen, während in dieser Berührung auch für die Gesunden ein bestimmtes förderndes Moment liegt, das zwar nicht allgemein, aber ausnahmsweise zur Geltung kommen soll.

8. Wie die Volkschule des Kindergartens, so bedarf die Lehrlingschule die Unterlage der Arbeitsbildung in der Volkschule. Umgekehrt fehlt der Arbeitsbildung, welche die Volkschule gewährt, der Abschluss und die Befestigung, wenn sich nicht Lehrlingschulen an sie anschliessen, ebenso, wie die Wirkungen des Kindergartens verschwinden oder sogar schädliche werden, wenn die Arbeitsübung in der Volkschule fehlt. Kindergärten und Lehrlingschulen sind die nothwendigen Nebenanstalten der Volkschule, die Voraussetzung und Consequenz des Arbeitsunterrichtes in der Volkschule. Jede Lehrlingschule muss eine Gruppe der praktischen Volksarbeiten darstellen.

9. Alle, denen es mit den Aufgaben der Wohlthätigkeit Ernst ist, müssen sich um die Gestaltung der Schule und insbesondere um die Mittel und die Methode eines wahrhaften Arbeitsunterrichtes ernstlich bekümmern; was auch in dieser Beziehung geleistet werden möge, darf ihnen nicht fremd bleiben.

II. Thesen für die zehnte allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Weimar:

1. Die Schule darf die Gesundheit der Zöglinge nicht blos „schonen“ wollen, vielmehr soll ihre Gesammteinwirkung den Erfolg haben, die Gesundheit der Volksjugend zu erhalten, herzustellen und zu verwirklichen, soweit ein solcher Erfolg bei den gegebenen Lebensverhältnissen möglich ist.

2. Die Gesundheit wird erhalten, hergestellt und verwirklicht durch die angemessene Bestimmtheit und Bestimmung der Medien, welche für das Leben des Organismus nothwendig sind, und durch die harmonische Bethätigung und Entwicklung der Kräfte. Der Fortschritt der Civilisation enthält an sich die Möglichkeit einer naturwidrigen Lebensweise, die Entwicklung der spezifisch menschlichen Energien die Möglichkeit, dass die Harmonie der organischen Gestaltung und Bethätigung gestört wird. Die Erziehung, welche die menschliche Individualität ausdrücklich verwirklichen soll, muss die harmonische Bethätigung ausdrücklich in das Auge fassen und fortgesetzt herstellen; insofern sie es nicht thut, verfehlt sie ihre positive Aufgabe, und setzt sich der Gefahr aus, die Gesundheit selbstthätig zu schwächen und zu stören.

3. Mittelst einer harmonischen Ausbildung in der Entwicklungszeit des Organismus wird den Einflüssen einer naturwidrigen Lebensweise unmittelbar und der späteren Einseitigkeit der Bethätigung im Voraus entgegengewirkt. Diese Aufgabe kann die Schule erfüllen, obgleich sie die Lebensweise nicht unmittelbar zu regeln und in die Gestaltung der Volksarbeit nicht unmittelbar einzugreifen vermag, aber die gegenwärtige Schule erfüllt sie nicht, weil der gegenwärtige Schulunterricht die harmonische Bethätigung und Entwicklung des ganzen Menschen nicht bezweckt und erzielt.

4. Die einseitige Reizung, Anregung und Anspannung wird nicht einfach durch die entgegengesetzte, sondern nur durch die ausdrückliche Gesammtbethätigung „ausgeglichen“. Das theoretische Lernen muss, um nicht zu einer schädlich wirkenden Anspannung zu werden, in sich die Beziehung auf das thätige Wirken, und weiterhin neben sich nicht die mechanische, sondern die intelligente Arbeit und das Spiel haben.

5. Eine eigene und eigentliche Gesundheitslehre in der Schule ist mehr schädlich als nützlich. Auch gelegentliche Gesundheitsregeln darf der Lehrer nur vorsichtig und sparsam geben. Dass er gegen schädliche Gewohnheiten, das Krummsitzen und andere ankämpft, versteht sich von selbst, sie werden aber zum Theil erst durch die Einseitigkeit des Unterrichts erzeugt. Die Onanie, die verderblichste der verderbten Neigungen, ist eine Folge der unnatürlichen Lebensweise und einseitiger Überreizung. Daher haben gegen sie gerichtete Ermahnungen keinen durchgreifenden Erfolg, und verschlimmern dasÜbel häufig dadurch, dass sie einen vergeblichen Kampf gegen die Neigung veranlassen, und dadurch eine nachhaltige melancholische Stimmung erzeugen. Nur durch eine allgemeine Veränderung der Lebensweise und durch die allseitige und lebendige Bethätigung kann das Übel gründlich überwunden werden.

6. Die Schulerziehung muss den Verkehr mit der freien Natur regeln und bedarf hierzu der Wanderungen. Durch diese soll unter Anderem auch die Reactionskraft und Accomodationsfähigkeit des Körpers in Bezug auf die Temperatur und den Temperaturwechsel erhöht werden. Zu demselben Zwecke dienen die Bäder im kalten Wasser, welche die Schule überall, wo es irgend möglich ist, in die Hand nehmen und mit dem Unterrichte im Schwimmen verbinden sollte.

8. Die aussergewöhnlich schwachen, stumpfsinnigen und missgebildeten Kinder sind von der allgemeinen Schule auszuschliessen und in besonderen Gemeinschaften, denen jedoch die Vertretung des gesunden Elementes nicht fehlen darf, zu erziehen. Diese Erziehung hat die allgemeinen Erziehungsmittel zu modificiren, und muss auf die Individualität der Zöglinge theils nachgiebiger, theils energischer eingehen, als es in der allgemeinen Schule nothwendig und zulässig ist.

8. Das auffallende Zurückbleiben vieler Schüler in der allgemeinen Schule ist bei der Mehrzahl der Fälle darin begründet, dass die immer schädlich wirkende einseitige Anspannung des theoretischen Aneignungsvermögens da, wo dieses von Haus aus schwach entwickelt ist, auch das Bedürfniss und den Trieb der Aneignung abstumpft und unterdrückt. Der Blödsinn, der sich bei dem Schulbesuche erst herausstellt, wird im Grunde durch diesen zur Thatsache, wenigstens in vielen Fällen.

9. Die Heilung und Erziehung der verkommenen und blödsinnigen Kinder kann, recht angegriffen, nicht ohne Einwirkung auf die allgemeine Erziehung bleiben, und wird durch diese den Aufwand, den die Gesellschaft für die vereinzelten Unglücklichen macht, belohnen.

Anzeige.

Literatur der Levana.

Von der Direction der Heilpflege- und Erziehanstalt Levana auf Schloss Liesing bei Wien, sind und werden folgende Schriften herausgegeben, die durchweg auf die Neugestaltung der Volksschule Bezug haben oder die Aufgabe der Gegenwart in pädagogischer Richtung darstellen:

Bei Carl Flemming in Glogau:

Der Arbeiter auf dem praktischen Erziehfelde der Gegenwart — (Jahrgang 1856, 3 Bändchen à 12 Sgr., Jahrgang 1857 und 1858 in Monatsnummern von 1½ Bogen, Preis für den ganzen Jahrgang 20 Sgr.) — zur fortlaufenden Besprechung pädagogischer Fragen und zur Mittheilung von Thatsachen und Erfahrungen, zur Kritik pädagogischer Erscheinungen vom Standpunkte des Arbeiters. National-ökonomische und ästhetische Themata werden diesem Standpunkte gemäss in den Kreis der Erörterungen gezogen, und es soll durch die Zeitschrift auch das grössere Publikum dem pädagogischen Interesse gewonnen werden.

2. **Die Bildewerkstatt für die Jugend** — (Band I und II, à 2 Thlr., mit vielen technischen und Kunstbeilagen und mehr als 500 Illustrationen) — zur umfassenden und zusammenhängenden Darstellung des Systems der pädagogisch geregelten Arbeitsübung und des mit ihnen organisch zusammenhängenden Lehrunterrichtes, wobei die häusliche Beschäftigung berücksichtigt, aber von dem Grundsatz ausgegangen wird, dass sie eine wahrhaft nützliche, über das dilettantische Treiben hinausgehende, erst durch die Unterlage des Arbeitsunterrichtes in der Volksschule werden kann.

3. **Die Aus- und Zuschneideschule für die Jugend** — (Heft 1 — 5 mit mehr als hundert grossen Tafeln in Lithographie und Farbendruck à 22½ Sgr.), die den Lehrgang einer bestimmten Art von Formenarbeiten — des geometrischen Ausschneidens, des Bildausschneidens und des Zuschneidens — gibt, und mit den Lehrgängen, die von der Levana allmälig gegeben werden sollen, den Anfang macht. Eine Zugabe derselben sind Bilder und Spiele.

In der typographischen, liter.-artistischen Anstalt von L. C. Zamarski, C. Dittmarsch & Comp. in Wien:

4. **Die Gegenwart der Volksschule** — Kritik und Darstellung der volkspädagogischen Fortschrittsversuche in zwanglosen Heften à 10 Sgr. oder 30 kr. CM. —; sie ist der zusammenhängenden Darstellung unseres Principes und dem Kampfe gegen unsere Gegner vorzugsweise gewidmet, wobei auch die Vermittlungsstandpunkte ihre Kritik finden, eine Aufgabe, die von der des „Arbeiters“ verschieden ist und abgesondert angegriffen werden muss.

Das erste Heft wurde der neunten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Frankfurt a. M. für die Verhandlung des Thema's: „Wie die Schule durch die Arbeit und zur Arbeit erziehen soll", vorgelegt und enthält:

I. Über die Nothwendigkeit, die moderne Volksschule als Arbeitsschule zu gestalten.

II. Die Garten- und Formenarbeiten in der Volksschule.

III. Standpunkte:
1. Langes Reden — kurzer Sinn.
2. Der brandenburgische Seidenbauer.
3. Der österreichische Arbeitsstamm.

IV. Referat und Thesen in Bezug auf die Verhandlungen der neunten Lehrerversammlung.

Das zweite Heft wurde dem „Internationalen Wohlthätigkeitscongresse" zu seiner dritten Versammlung am 14. September in Frankfurt für die Verhandlung der Erziehungsfrage übergehen; es enthält:

I. Die Wohlthätigkeitsanstalten und die Volksschule.

II. Heilung, Besserung und Erziehung.

III. Standpunkte:
1. Dr. Fernand Stamm.
2. Dr. Wichard Lange.
3. Dr. Leopold Blesser.
4. Adelheid Gräfin Poninska-Dohna.

IV. Thesen zur Erwägung für den „Internationalen Wohlthätigkeitscongress."

Das dritte Heft wird unter Anderm die „Documente" gegen die von Herrn Dr. Wichard Lange in Hamburg ausgestreuten Verdächtigungen bringen; ferner eine Darstellung der Idee und Einrichtung der Lehrlingsschulen in ihrem Verhältniss zur Volksschule, und eine Anzahl von „Standpunkten."

In einem vierten Hefte wird auf das Verhältniss der einzelnen Disciplinen der Arbeitsübung und des theoretischen Unterrichtes zu einander noch näher eingegangen werden, als das schon geschehen ist, und insbesondere auch die Zeiteintheilung und Zeitbenützung berücksicht werden, um die allgemeine Ausführbarkeit der bildenden Arbeitserziehung selbst für die ärmste Dorfschule darzuthun.

5. **Die Levanafibel** — „Die deutsche Sprachmutter" — als Unterlage für eine neue Methode des Lese- und Schreibunterrichtes, der zu einem wahrhaften Sprachunterricht gestaltet werden, und insbesondere auch zur Ausbildung des sprachlichen Schönheitssinnes dienen soll. Lieder, Spiele und Bilderbogen werden beigegeben, so wie eine „Anleitung" zur Begründung und Darstellung der Methode.

Die einzelnen Abtheilungen, die auch für sich ausgegeben werden, sind:

1. Kleines Stammwörterbuch. (Der Levanafibel erste Abtheilung.) Preis 4 Sgr. oder 12 kr. C. M.
2. Wortgefüge und Betonungsbilder. (Der Levanafibel zweite Abtheilung.) Preis 3 Sgr. oder 9 kr. C. M.
3. Satzgebilde und Lesestücke. (Der Levanafibel dritte Abtheilung.) Preis 5 Sgr. oder 15 kr. C. M.
4. Zur Schreiblehre. (Der Levanafibel vierte Abtheilung.) Preis 3 Sgr. oder 9 kr. C. M.
5. Spiel- und Singlieder. (Erster Anhang der Levanafibel.) Preis 3 Sgr. oder 9 kr. C. M.

6. Unterschriften und Reimsprüche für einen Ciclus von Bilderbogen. (Zweiter Anhang der Levanafibel.) Preis 2 Sgr. oder 6 kr. C. M.

Die Levanafibel soll demnach die organische Gestaltung des dem Arbeitsunterrichte entgegengesetzten Sprachunterrichtes begründen, so dass die Zweiseitigkeit des gesammten Unterrichtes der neuen Volksschule von vornherein zur ausgeprägten Darstellung kommt; das damit Gegebene ist der gegenwärtigen Volksschule, wie sie ist, geboten, hat also die Einführung des Arbeitsunterrichtes nicht erst zur Voraussetzung.

6. **Das Sternbilderbuch** — (mit 34 künstlerisch ausgeführten Sternbildertafeln, zwei Titelblättern und einem Schlussbilde in Farbendruck, Preis 4 Thlr. oder 6 fl. C. M., dazu eine grosse transparentverwendbare Sternkarte des nördlichen Himmels in Farbendruck, Preis 4 Thlr. oder 6 fl. CM.) — ist für das grössere Publikum und für die Lehrer bestimmt und kein eigentliches Lehrbuch, sondern die Ergänzung der bisherigen populären Himmelskunden, insbesondere nach der Seite der Sternbilderauffassung und der ästhetisch-didaktischen Verwerthung, welche die Sternbilder zulassen. Auf die Volksschule ist in einem pädagogischen Nachkapitel Bezug genommen.

Abgesondert, aber auch zugleich mit dem Sternbilderbuche zu beziehen, ist der grosse transparentverwendbare Sternenhimmel, der die Sternbilder zum ersten Mal in poetisch-künstlerischer Ausführung zusammenstellt. Wir machen auf diese Erscheinung nicht nur die Lehrer an den höhern Lehranstalten und an den Volksschulen, sondern auch die Familien und die Freunde der Sternkunde überhaupt aufmerksam. Das Sternbilderbuch, wie der grosse Sternenhimmel eignen sich zu festlichen Geschenken, und der Sternenhimmel ist, abgesehen von dem künstlerischen und wissenschaftlichen Werthe, eine prachtvolle Zimmerzierde.

Nachbesserungen.

Der Text zu der Tafel der vergleichenden Kopfformen ist von Seite 216—220 zu finden.

Seite 108 Zeile 17 v. u. lies: Rechnenfertigkeit statt: Rechnenfestigkeit.

„ 113 „ 12 v. u.: — zu nehmender Vorturner etc. statt: zum Nehmen der etc.

„ 117 „ 4 v. u.: — anderweit erörtert wird etc. statt: schon anderweit erörtert ist etc.

„ 119 „ 8 v. o.: — verwirklicht würde, statt: wurde.

„ 119 „ 22 v. o.: — wird dieser Punkt noch besprochen und wir brauchen daher hier nicht mehr etc., statt: ist dieser Punkt schon etc. und brauchen daher nicht wiederholt etc.

„ 121 „ 3 v. o.: — erneuern, statt: neuen.

„ 122 „ 11 v. u. ist „bezüglich“ auszustreichen.

„ 123 „ 15 v. u. komme „Nervenenden gruppirenden“ hinweg, und in Zeile 13 v. u. setze man „Bewegung“ statt: Bewegungen; in der letzten Zeile steht ein Punkt nach „ist.“

„ 124 „ 13 v. o. muss nach „unberechtigtes“ ein Punkt stehen; eben so in der 15. Zeile hinter „unterbricht“. In der 15. Zeile v. u. heisst es „Schlafzeit“ statt: „Schlafzeiten“; in der letzten Zeile „wahrhaft“ statt: „wahrhaften.“

„ 125 „ 6 v. o. lies: „müssten“ statt: „müssen.“

„ 126 „ 4 v. o. hinter: „Medien gemäss“ „zu modificiren“ einzuschalten; in der 15. Zeile ist zwischen „dann da“ „und“ zu setzen; in der 15. Zeile v. u. fehlt „ist“ hinter „setzen“, welches in der 14. Zeile hinter „erhöhen“ wegzulassen ist; in der 13. Zeile ist „kalt und“ zu streichen.

„ 127 „ 14 v. o. heisst es „gierlige“ statt: „zierliche“; in der 17. Zeile v. u. heisst es statt: „als vielmehr“ „vielmehr als“; in der 14. Zeile v. u. lies: „dass sie sich“ statt: „da sie sich“ etc.

„ 137 „ 7 v. o. lies: „als“ statt: „da“.

„ 138 „ 15 v. o. heisst es „der Lähmungszustand“ statt: „das praktische Stadium.“

„ 211 „ 13 v. o. ist „sogar“ auszustreichen.

„ 216 „ 11 v. u. heisst es „das“ statt: „dies“.

„ 217 „ 8 v. o. ist „auch“ vor „aus“ wegzustreichen.

„ 231 „ 12 v. o. ist hinter „Activität“ „und Passivität“ einzuschalten.

„ 232 „ 17 v. u. heisst es „der Erzieher“ statt: „den Erzieher“.

„ 239 „ 5 v. o. ist hinter „ist“ anstatt des Gedankenstriches ein Beistrich zu setzen.

I.

PORTRÄTS UND PROFILE.



COMTESSE LEONTINE Zur Krankengeschichte 1

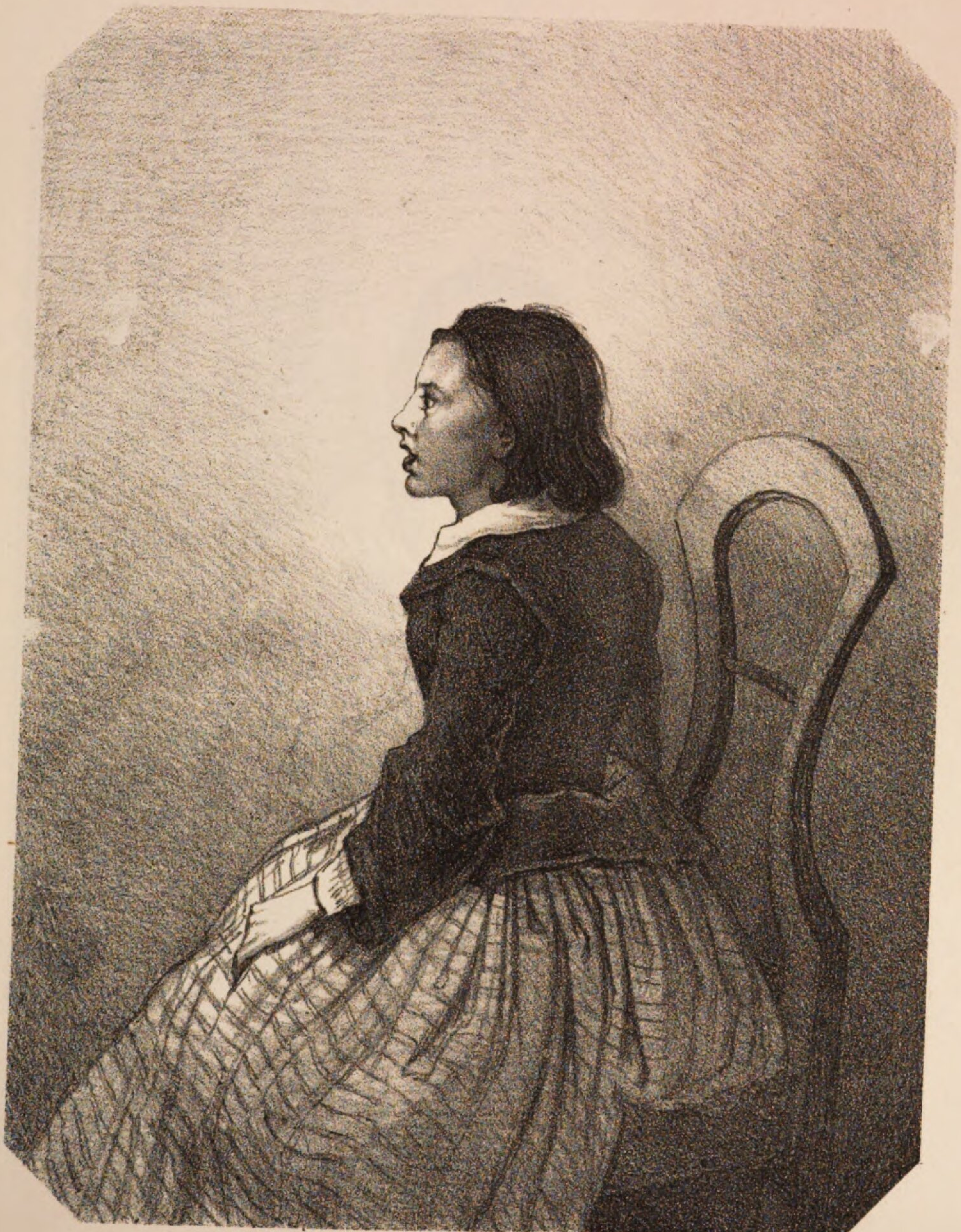
Typ. lit. art. Anst. Wien.



JULIUS. Zur Krankengeschichte 2.

Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1858.

Typ. lit. art. Anst. Wien.



JDUNA Zur Krankengeschichte 3.

Georgens: Med.-pädag. Jahrbuch 1858.

Typ. lit. art. Anst. Wien.



MARIANE. Zur Krankengeschichte 4.

Georgens. Med.-pädag. Jahrbuch 1858.

Typ.-lit. art. Anst. Wien.



ROSALIE. Zur Krankengeschichte 5.

Georgens' Med.-pädag. Jahrbuch 1858.

Typ. lit. art. Anst. Wien.



FRANZ Zur Krankengeschichte 6

Georgens Med-pädag. Jahrbuch 1858.

Typ.-lit.-art. Anst. Wien.



EMANUEL. Zur Krankengeschichte 7

Georgens. Med. pädag. Jahrbuch 1858.

Typ. lit. art. Anst. Wien.



ROSAMUNDE. Zur Krankengeschichte 8

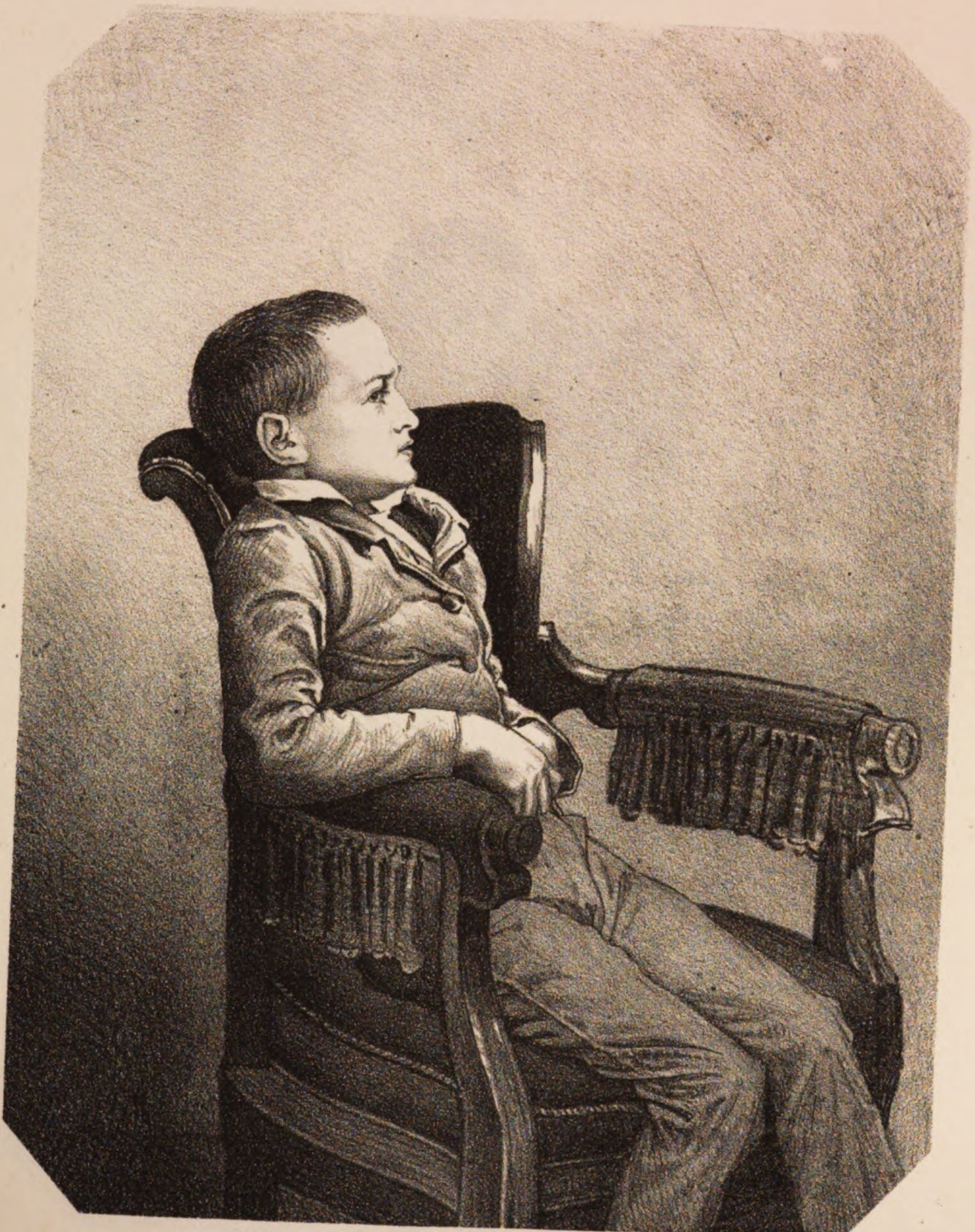
Typ.lit.art. Anst. Wien



HANS. Zur Krankengeschichte 9.

Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1858.

Typ-lit-art. Anst. Wien.



FERDINAND Zur Krankengeschichte 10

Georgens: Med-padag Jahrbuch 1858. Typ lit. art Anst. Wien



ADOLPH Zur Krankengeschichte 11

Georgens Med pädag Jahrbuch 1858

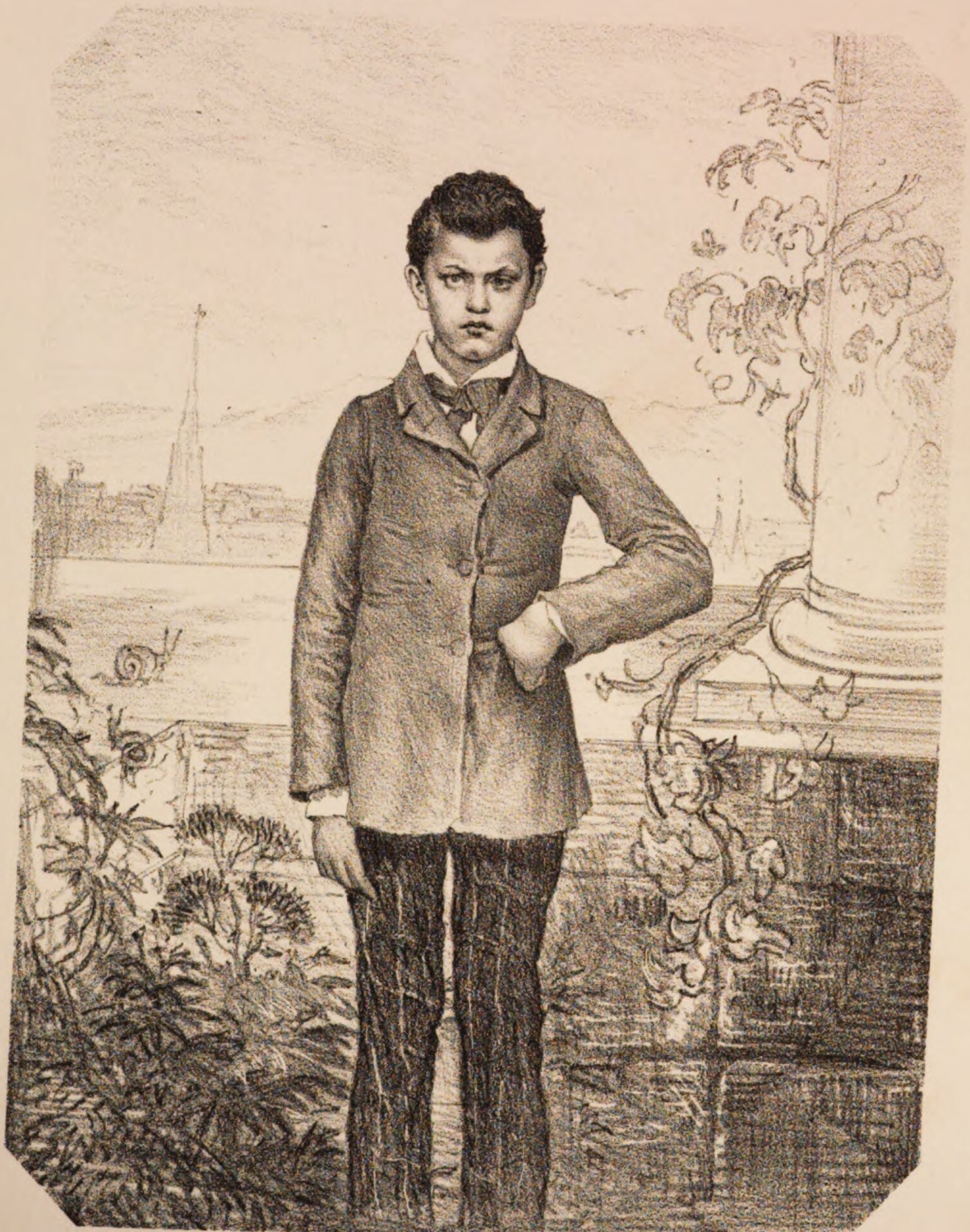
Typ lit art Anst Wien



EMIL. Zur Krankengeschichte 12.

Georgens: Med. pädag. Jahrbuch 1858.

Typ-lit. art. Anst. Wien.



ALOIS Zur Krankengeschichte 13

Georgens Med-pädag. Jahrbuch 1858

Typ-lit. art. Anst. Wien



II.

SPIELE.

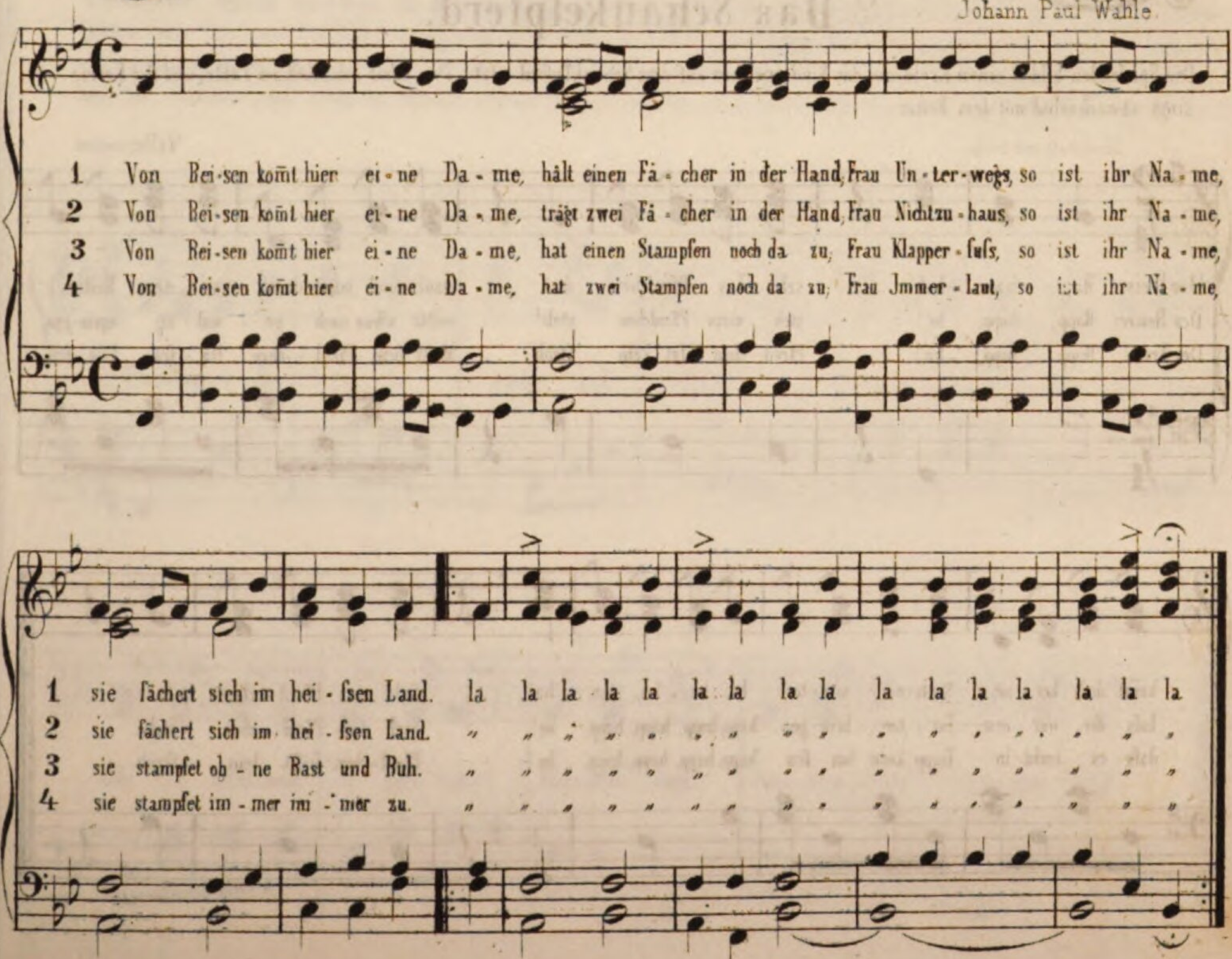


1 Fächern und Stampfen,

. ein Nachahmungsspiel.

Bei diesem Spiele werden verschiedene Glieder des Körpers in übereinstimmende Bewegung gebracht, erst wird mit der rechten Hand gefächert, dann mit beiden zu, gleich, hierauf wird mit dem rechten Fuſse etwas tacktmäſsiges dazu gestampft, und dann mit beiden Händen und Füſsen gefächert und gestampft.

Johann Paul Wahle.



Typogr. lit. art. Anstalt Wien. lith. Verlag v. A. Berendt



2. Das Schaukelpferd.

Die Spielenden bilden einen Kreis um das Kind, welches auf dem Schauklpferd sitzt. Das Kind schaukelt im Takte, und der Kreis singt abwechselnd mit dem Reiter:

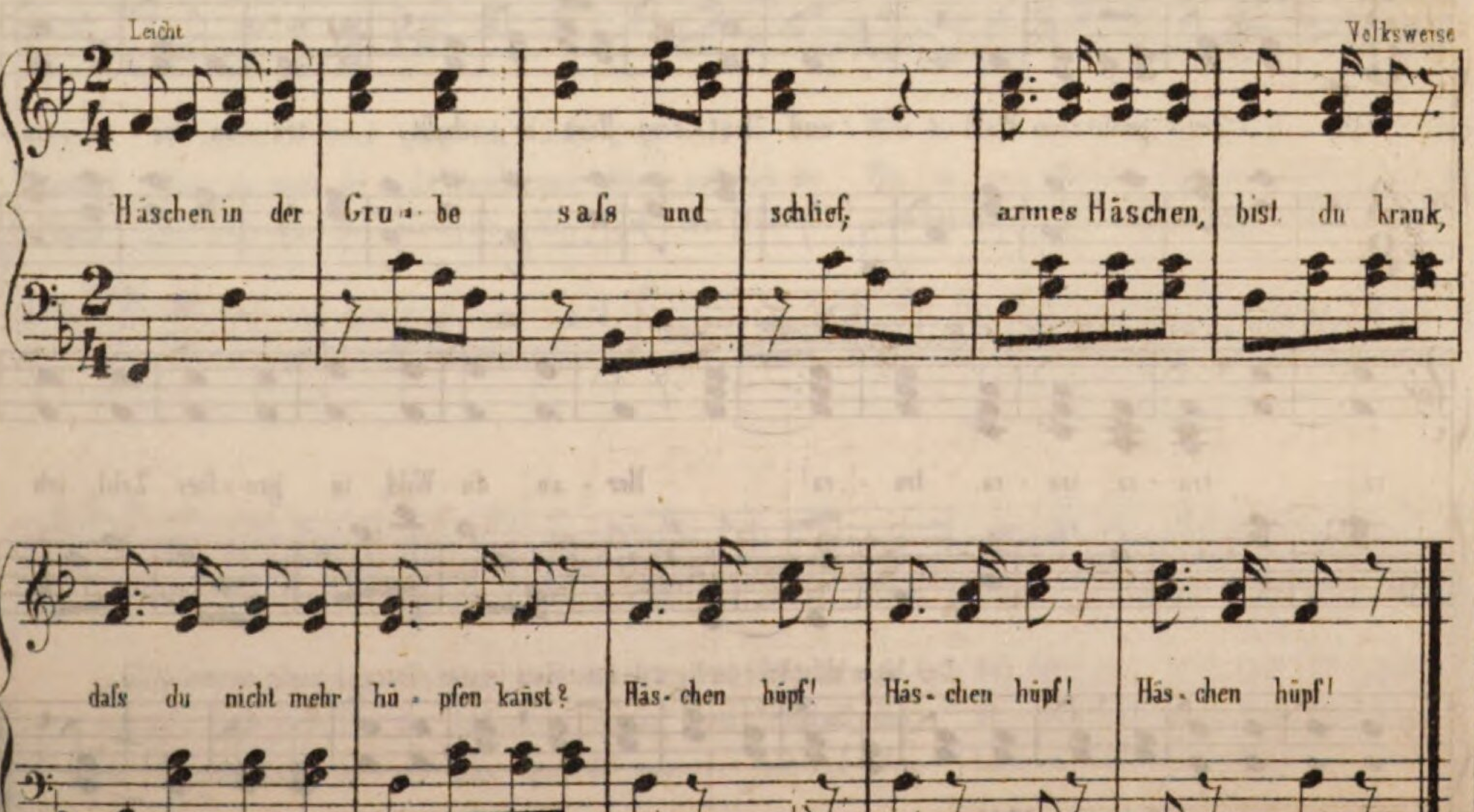


Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Hartinger



3. Das Häschen in der Grube.

Jn diesem Spiele kommen die Bewegungen des Hüpfens und des Ohrenspitzens zur Ausführung Die Mitspielenden bilden einen Kreis um das Häschen, das eines der Kinder vorstellt. Das Häschen sitzt zusammengekauert, die Ohren aufgerichtet, und durch die Hände vorgestellt, die sich im Rhytmus nach vorn bewegen. Der Kreis tanzt dabei um das Häschen herum Bei, Häschen hüpf! springt das Häschen auf und hüpft auf eines der mitspielenden Kinder zu, welches zum neuen Häschen erwählt wird.



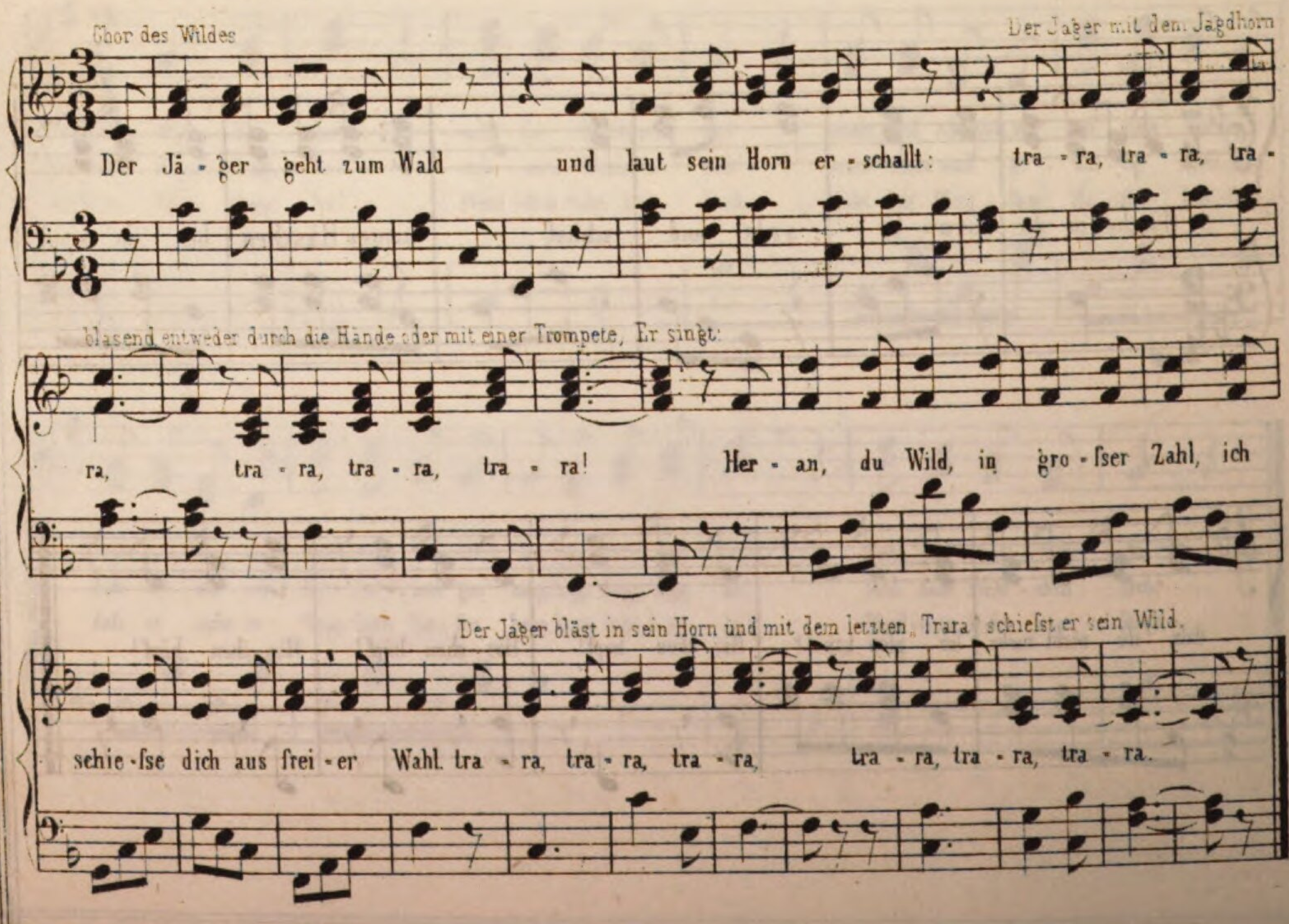
Typogr. lit. art. Anst. in Wien lith. Abthlg. v. Hartinger



4 Jagdspiel.

Das Kind, welches den Jäger vorstellt, steht auf der einen Seite des Zimmers, den Mitspielenden gegenüber, welche das Wild im Walde vorstellen; der Chor singt, dann bläst der Jäger in sein Horn, das Wild kommt ihm entgegen gelaufen und er schiefst eines davon, das bei seinem Puff hinfallen mufs, und von ihm einen Namen bekommt, wie Hirsch, Wildschwein etc. etc. etc.

Der Gesang und das Schiefsen wiederhohlen sich, bis alle Mitspielenden geschossen sind und Thiernamen haben.. dann wird ein neuer Jäger erwählt, und das Spiel beginnt wieder von vorn.

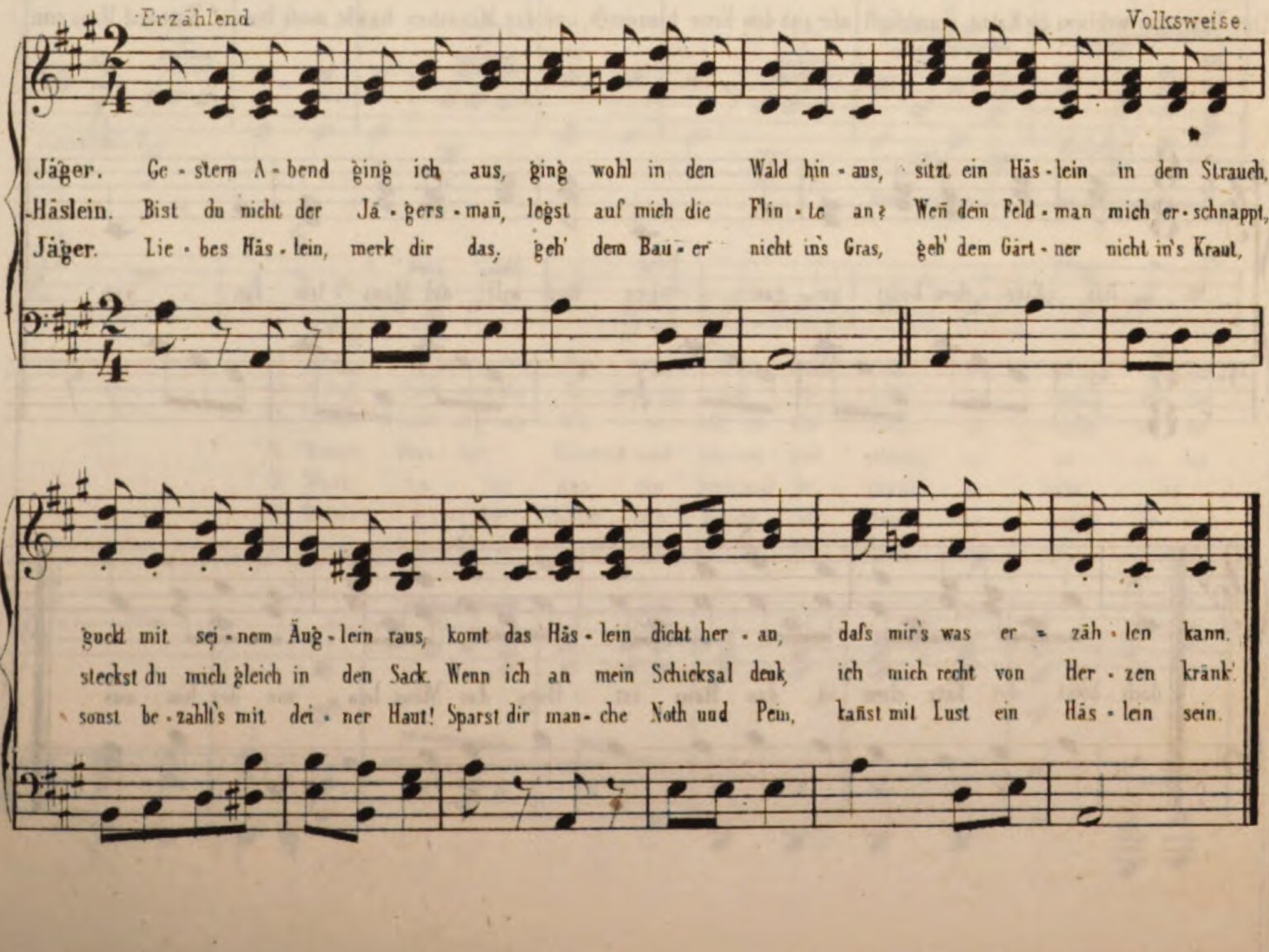


Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v A. Hartinger.



5 Nun hör noch ein Späſslein vom Jäger und Häslein.

Der erwählte Jägersmann kommt mit der Flinte, mit der Jägdtasche und dem Jägerhute, das Häslein sitzt in einer Ecke, und hüpft an den Jäger heran, sobald er singt: kommt das Häslein, dieses singt nun die zweite Strophe, worauf der Jäger mit der dritten antwortet. Bei den Worten: „Kannst mit Lust ein Häslein sein!" schieſst der Jäger in die Luft und das Häschen hüpft davon.



Georgens' Spielliederbuch der Levana

Typogr. lit. art. Anst. in Wien lith. Abthlg. v. A. Hartinger.



6 Mäuschen, lafs dich nicht erwischen!

ein Fangspiel.

Die Spielgesellschaft schliefst einen Kreis, nachdem sie zuvor zwei Kinder erwählt hat deren eines aufserhalb, das andere innerhalb des Kreises steht und die sich bei Beginn des Spieles zu fangen suchen. Das eine Kind stellt eine Katze, das andere eine Maus dar, sie laufen einander nach u. zwar in der Weise, dafs, sobald das eine in den Kreis kommt, das andere schon wieder hinaus mufs, während der Kreis zu verhindern sucht, dafs die Katz das Mäuschen erwische. Dazu singt der Chor, durch die hier gegebene Melodie: Das Kätzchen kommt gegangen etc. etc. etc. Das Paar, bei welchem die Katze einschlüpft oder aus dem Kreis hinauseilt, und das Mäuschen hascht, mufs hierauf Katz und Maus sein.





7 Das Paukenschlägerspiel.

Bei diesem Spiele sitzen die Kinder um den Tisch, eines derselben hat eine Trommel, und ist der Paukenschläger, die Andern ahmen das Paukenschlagen mit geballten Händen auf dem Tische nach bei jedesmaligem „Bidibum". Der ganze Chor singt die Stropfen bis zum Refrain. Das genaue Tacthalten, bei dem Paukenschlagen, damit kein Wirbelschlag zu früh oder spät kommt, ist hierbei hauptsächlich zu beobachten. Die Kinder müssen bei ihrem Paukeneifer, den Rhytmus streng inne haben, um keine Verwirrung zu geben, und das Bidibum, recht klar accentuirt, mit den nöthigen Pausen hervortreten kann.



Typogr. lit. art. Anst. in Wien lith. Abthlg. v. L. Hartinger



Tresgr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Kertinger



8 Töpfchen verkaufen
ein Wettlaufspiel im Sprechtone.

Je zwei Kinder sitzen oder stehen, in einem Kreise hintereinander. Jn der Mitte geht der Töpfchenkaufer und sucht sich einen Topf aus, er klopft einem der vornsitzenden, hinten auf den Kopf und fragt den hinterstehenden: wie viel der Topf kostet? So viele Kreuzer dieser angibt, so oft müssen beide um den Kreis herumlaufen, und wer zuerst an dem Platze anlangt, ist abermals der Töpfchenverkäufer.



9. Das Pippspiel,
im Sprechton.

Einer steht in der Mitte, mit verbundenen Augen und einem Stocke in der Hand der Kreis dreht sich schweigend um ihn herum; sobald er klopft, steht der Kreis still, und der Blinde zeigt mit seinem Stocke, nun auf einen der Mitspielenden, welcher „Sieg" machen muſs. Auf diesem Sieg muſs der Blinde errathen, wem er bezeichnet hat. Er darf dreimahl rathen, trifft er den Rechten, so muſs dieser sich sta. seiner die Augen verbinden lassen, im andern Falle ist der noch einmal der Rathende.



10. Die Henne,

ein Fangspiel im Sprechton.

Mutter Henne führt den Zug ihrer Kleinen an; eines hält sich am andern fest, das letzte an der Henne, so daſs ein langer Schweif gebildet ist. Der Fuchs, der besonders erwählt ist, will eines der Küchlein rauben und die Henne muſs nun solche Bewegungen ausführen, daſs der Schweif dem Fuchse sich schlangenartig entwindet, darum muſs die Henne eine gute Anführerin sein, die dem Fuchse immer Front macht. Sobald alle Hühner gefangen sind, wird eine Prüfung gehalten, welche Hühner zu der Henne gehören und welche dem Fuchse bleiben. Die gefangenen Hühner schlieſsen sich dem Fuchse an, wie früher der Henne. Fuchs und Henne kämpfen nun miteinander um den Besitz der Hühner. Wer den andern überwindet, wird wieder Henne.



11. Der Wassermann,

ein Fangspiel im Sprechton.

Der Wassermann ist auf einen bestimten abgegrenzten Raum im Zimmer angewiesen. Hier ist Wasser die Spielenden kommen um in diesem Wasser zu baden und der Wassermann, der dieſs nicht leiden will, sucht einen der Badenden zu fangen, der nun Wassermann wird.



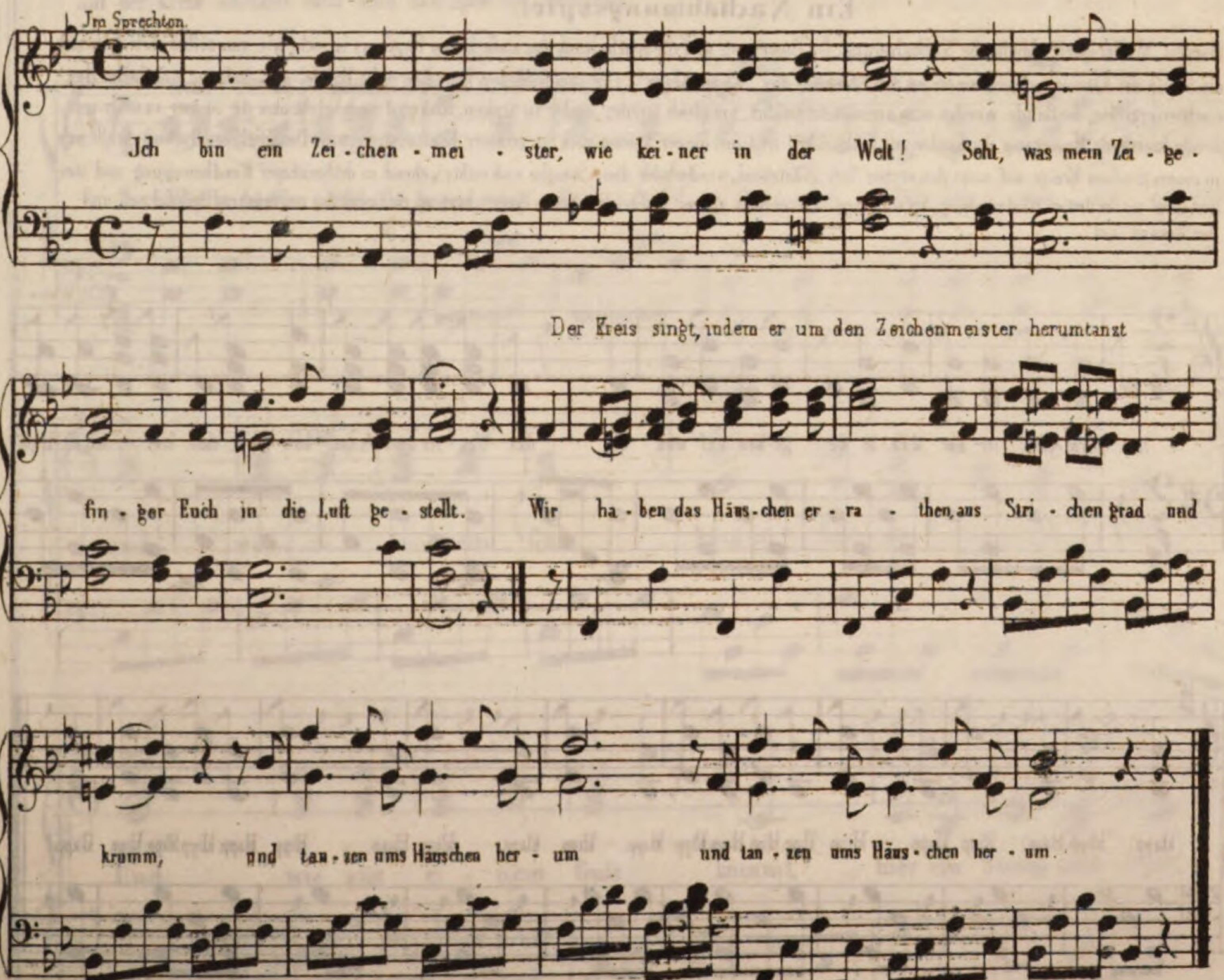
12 Der Zeichenmeister,

Ein Nachahmungsspiel

von

Jeanne Marie von Gayette, Musik von Richard Krell.

Einer der Mitspielenden, steht in der Mitte des Kreises. Dieser singt nun die erste Strophe dann zeichnet er mit dem Zeigefinger einen Gegenstand schön in die Luft, den die Andern errathen müssen. Sobald dieses geschehen ist, tanzen sie um den Zeichner herum, und singen die betreffenden Worte, worauf der Zeichenmeister seinen Nachfolger erwählt. Ein Stern, ein Kreuz, Häuschen, die Schnecke, Rad, Kirche, Thurm sind die vorzugsweise beliebten Gegenstände für die kleinsten Zeichenmeister, wobei es ihnen nicht immer darauf ankommt, dass die Formen richtig und errathbar sind. Die Meisten nennen den Gegenstand selber voller Jubel, ohne abzuwarten, bis er errathen ist.



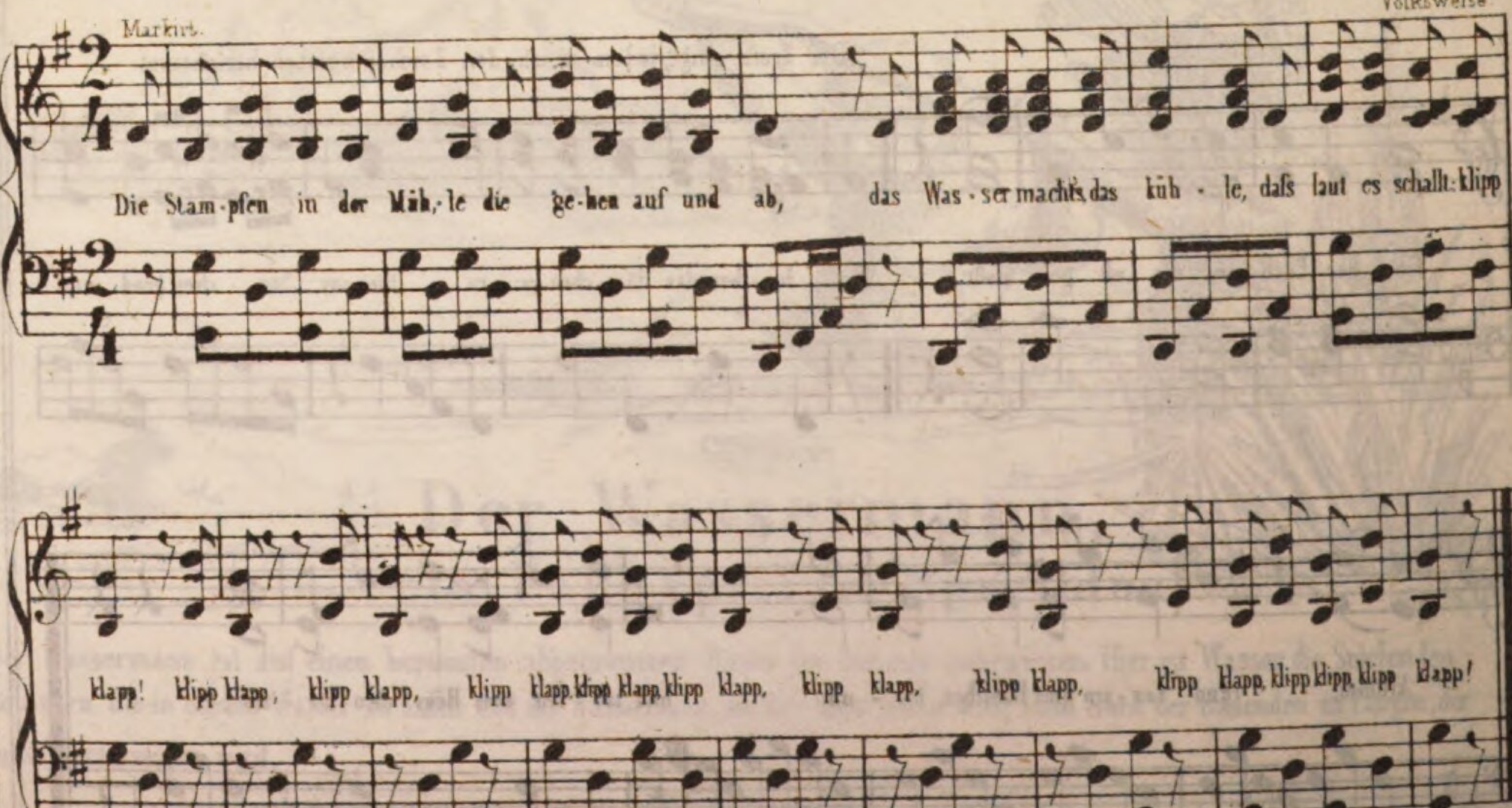
Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Harunger



13 Die Stampfen in der Mühle.

Ein Nachahmungsspiel.

Dieses Müllerspiel schliefst die Nachahmung, die Bewegung und die Festhaltung des einfachsten Rhytmus in sich, wie von selbst bewegen sich die Beine der Kleinen auf und nieder bei der Melodie, das „Klipp Klapp!" ruft zum fröhlichen Klatschen in die Hände. auf. Anfangs geschieht das noch energielos, die Hände werden nur aneinandergeführt, um gleich wieder nieder zu sinken, nach und nach belebt aber die immer rascher werdende kreisende Bewegung der Kinder zur Fröhlichkeit und mit dieser kommt auch die grösere Kraftanstrengung. Die Spielgesellschaft stellt sich in einem grofsen Kreise auf, singt den ersten Vers stillstehend, wiederhohlt diese Strophe nach rechts gehend in drehmäfsiger Rundbewegung und steigert diese mit der dritten Wiederholung, bei stummen Taktiren links gehend und bei der vierten Wiederholung ist die Bewegung rechts gehend sehr schnell und der Gesang laut.

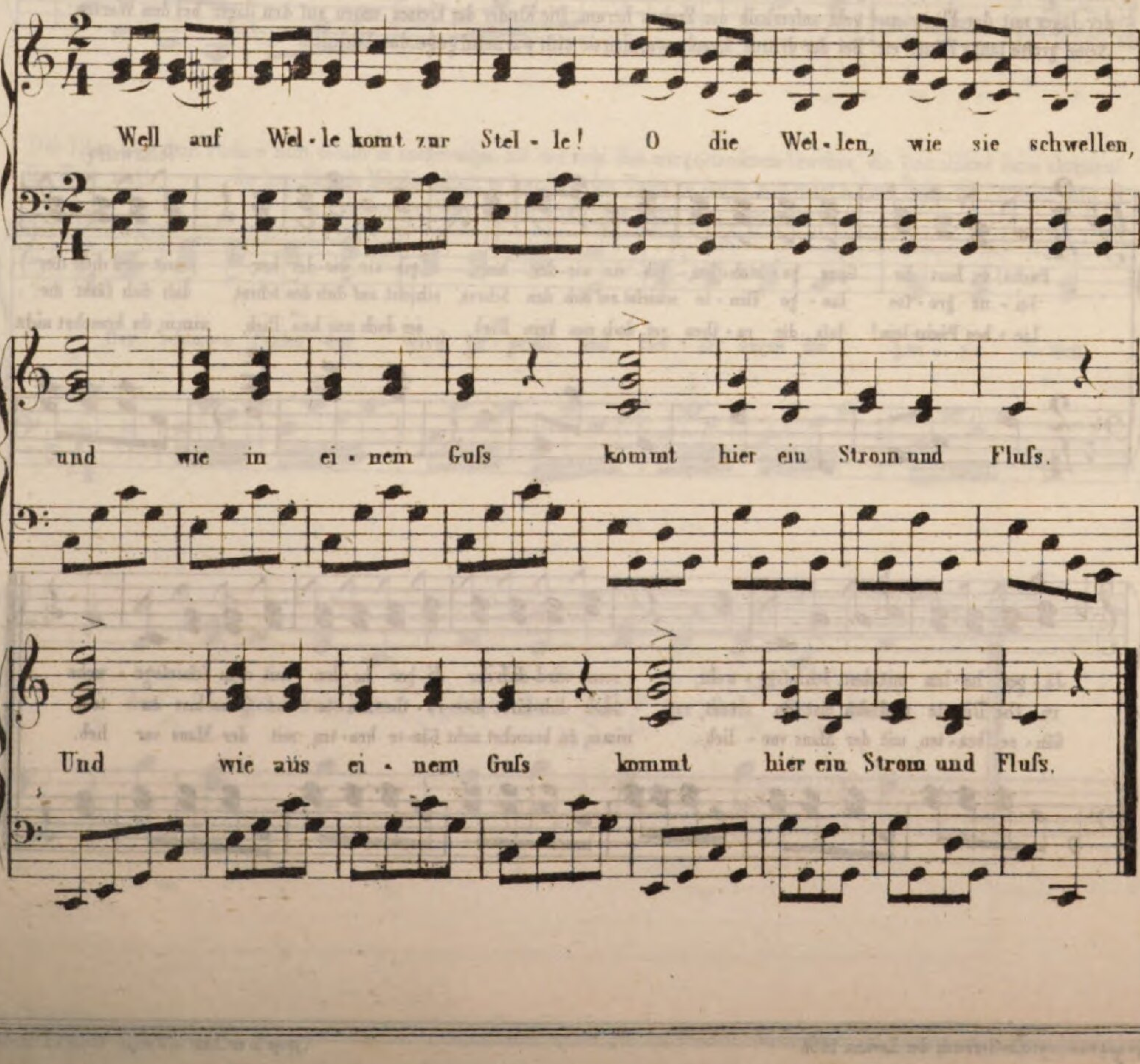




14 Wellewinden,

ein Bewegungsspiel.

Die Kinder stehen im Kreise und eines aus diesem, welches bestimmt wird tritt ein wenig hinein, ohne seinen linken Nachbar loszulassen und beginnt auf einem Punkte sich drehend, den ganzen Kreis wie ein Band um sich herumzuwickeln bis der letzte im Anschlufse zu dem Ganzen steht. Hierauf wird die Welle wieder aufgewunden, dann beginnt das Winden am andern Ende d. h. wer als Letzter aufsen stand, bildet jetzt den drehenden Mittelpunckt. Die Welle windet sich wiedet auf der Kreis schliefst sich und das Spiel ist beendigt.

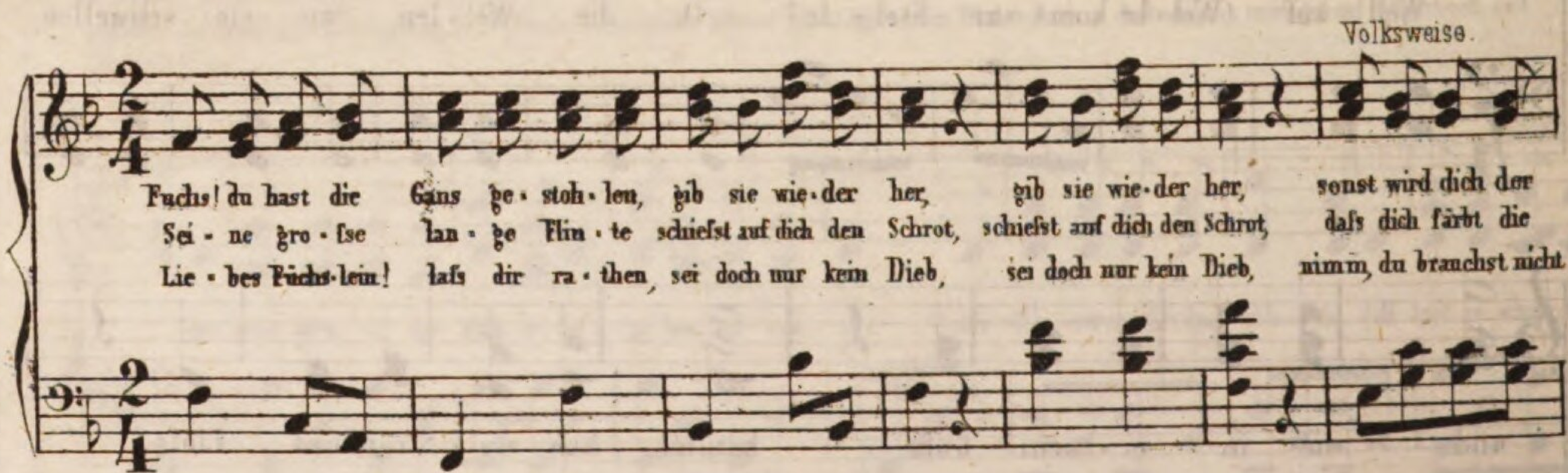




15. Fuchs und Gans,
ein dramatisches Spiel.

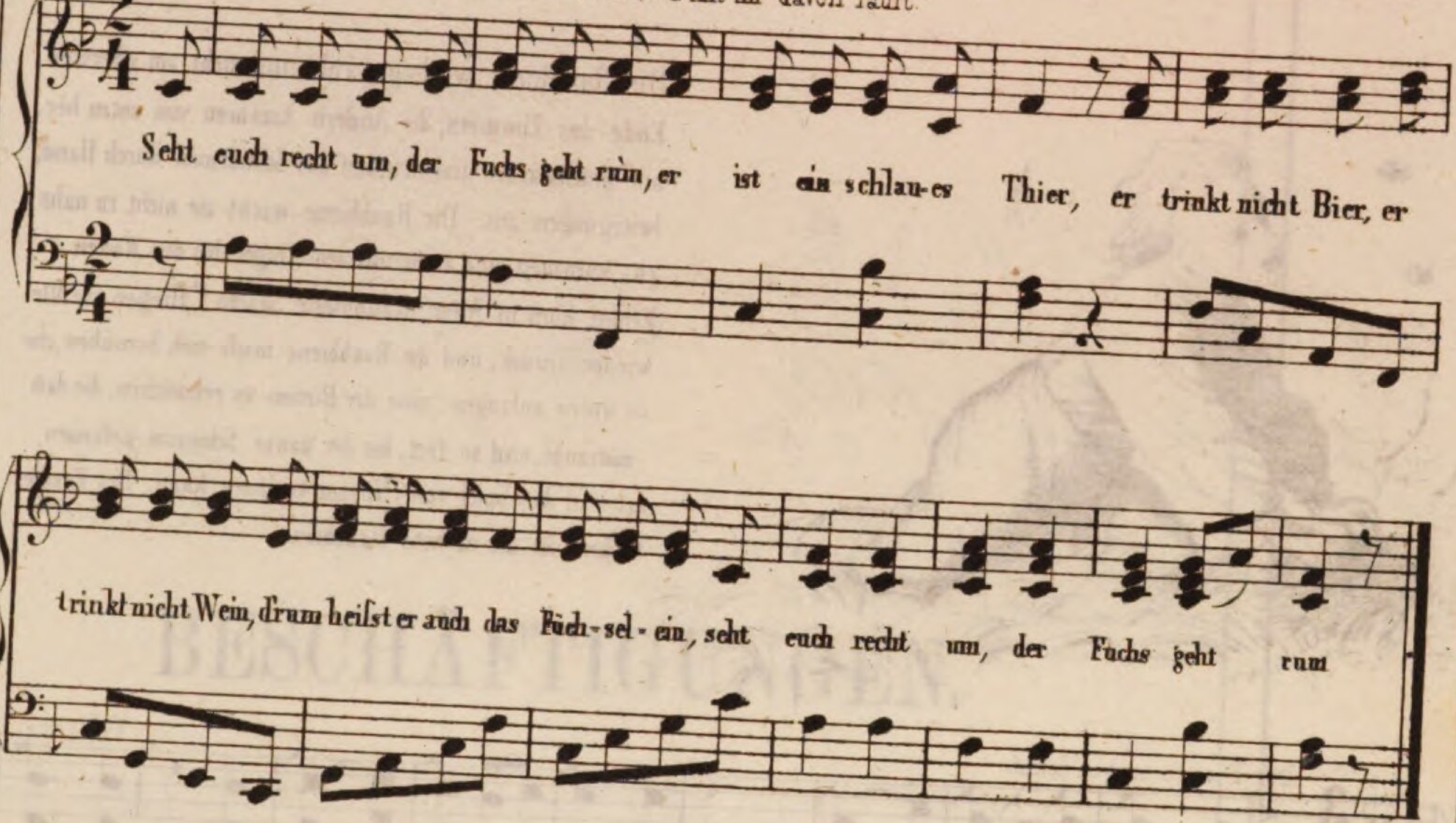
Das Spiel beginnt damit, dafs der Fuchs vor Gericht gestellt wird, die Ankläger bilden einen Kreis und nehmen den Schuldigen in die Mitte, sie zeigen mit dem Finger auf den Fuchs und singen die erste Strophe. bei der zweiten Strophe komt der Jäger mit der Flinte und geht aufserhalb des Kreises herum. Die Kinder des Kreises zeigen auf den Jäger bei den Worten: „Seine grofse lange Flinte" etc. Bei der dritten Strophe wenden sie sich warnend gegen das Füchslein.

Volksweise.

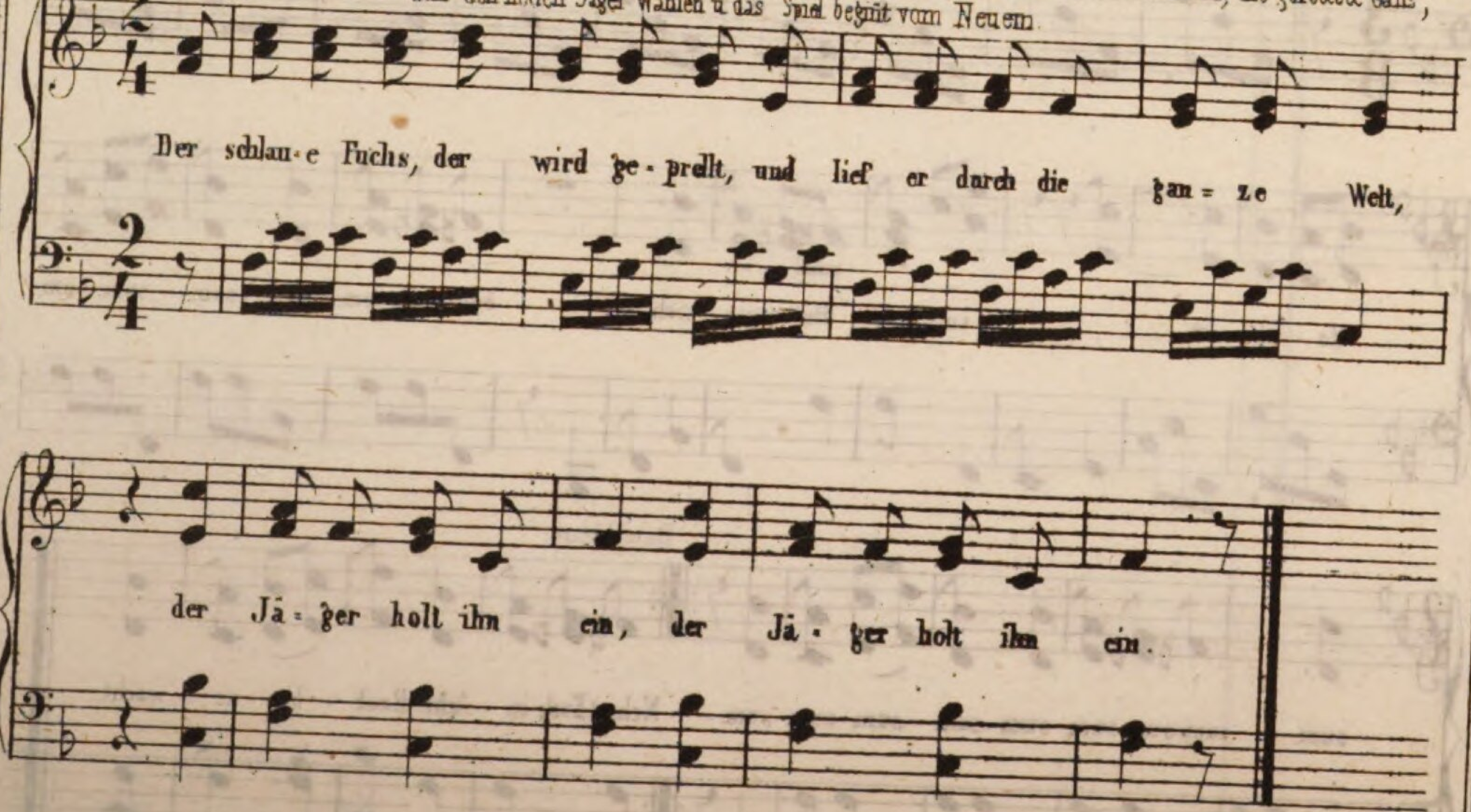


Typogr. lit. art. Anst. in Wien lit. Abthlg. v. L. Hartinger.

Der Fuchs scheint bekehrt und schleicht aus dem Kreise. Der Jäger aber traut dem Fuchse nicht und singt, während der Fuchs sich eine neue Gans aussucht u. mit ihr davon läuft.



Der Jäger läuft dem Fuchse nach, sobald er ausgesungen hat und sucht ihm mit gestrecktem Gewehre, die gestohlene Gans abzujagen.
Der Kreis singt die hier folgende Melodie. Gelingt es dem Jäger den Fuchs zu fangen, so ist er der nächste Fuchs, die gerettete Gans, darf den neuen Jäger wählen u. das Spiel beginnt vom Neuem.

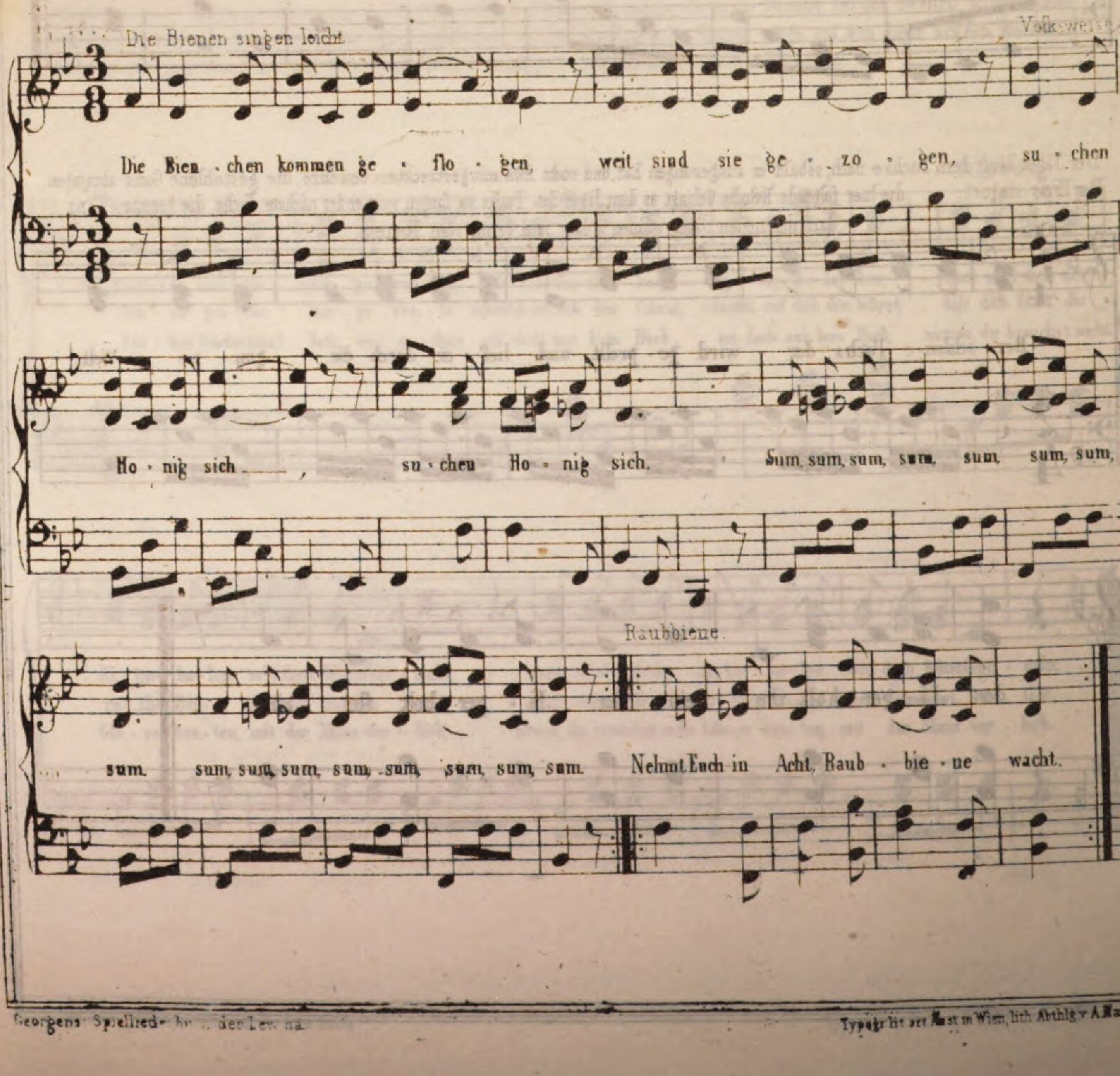


16 Die Raubbiene,

ein Fangspiel.



Die Raubbiene wird gewählt und steht am obersten Ende des Zimmers, die Andern kommen von unten her, auf geschwärmt und drücken das Schwärmen durch Handbewegungen aus. Die Raubbiene warnt sie nicht zu nahe zu kommen und droht mit dem Finger bei den Worten: „Nehmt Euch in Acht, Raubbiene wacht!" fliegen sie Alle wieder zurück, und die Raubbiene mufs sich bemühen, ehe sie unten anlangen, eine der Bienen zu erhaschen, die dan mitraubt, und so fort, bis der ganze Schwarm gefangen ist und das Spiel von Neuem beginnen kann. Der Erstgefangene ist die nächste Raubbiene.

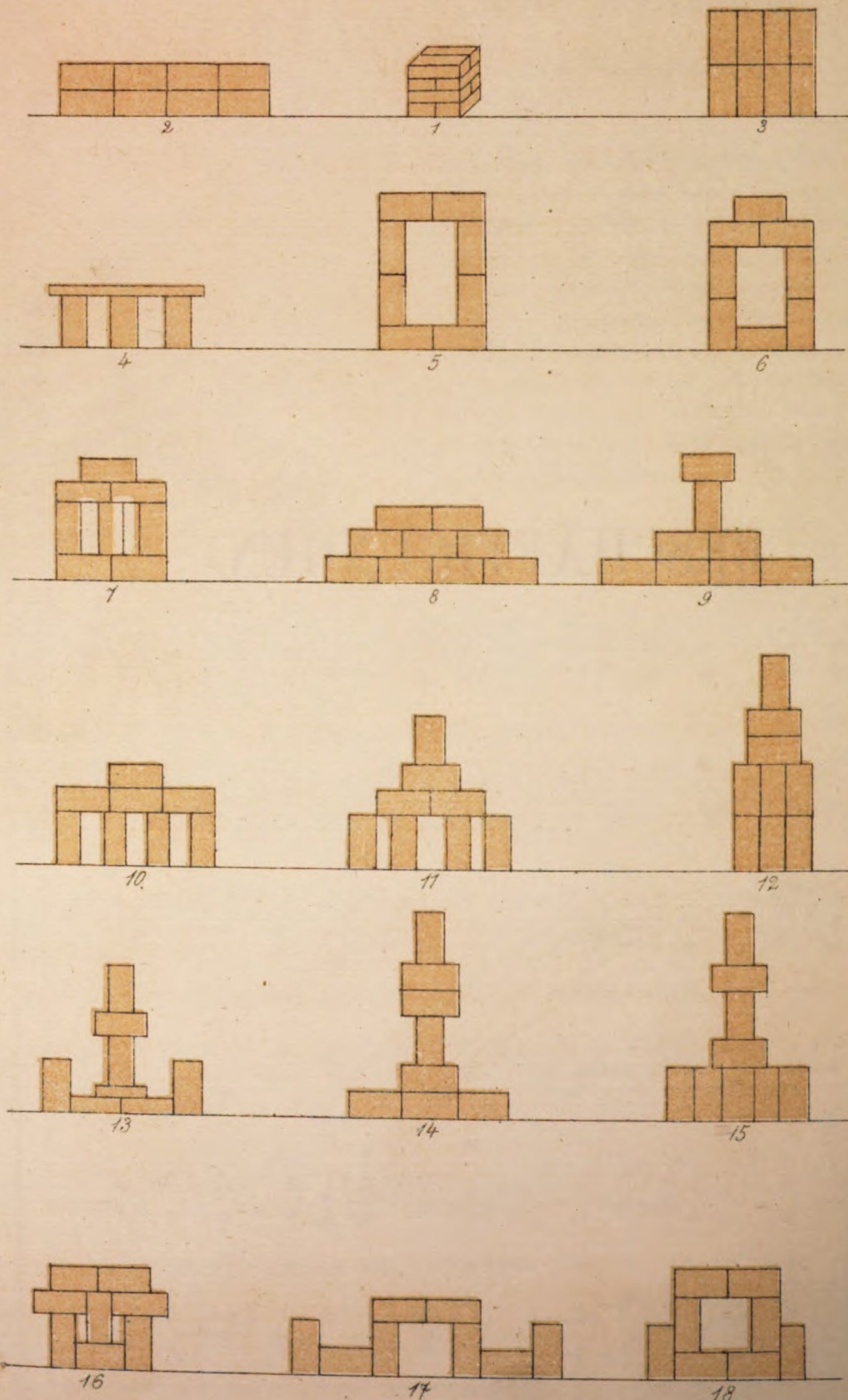


Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Hartinger

III.

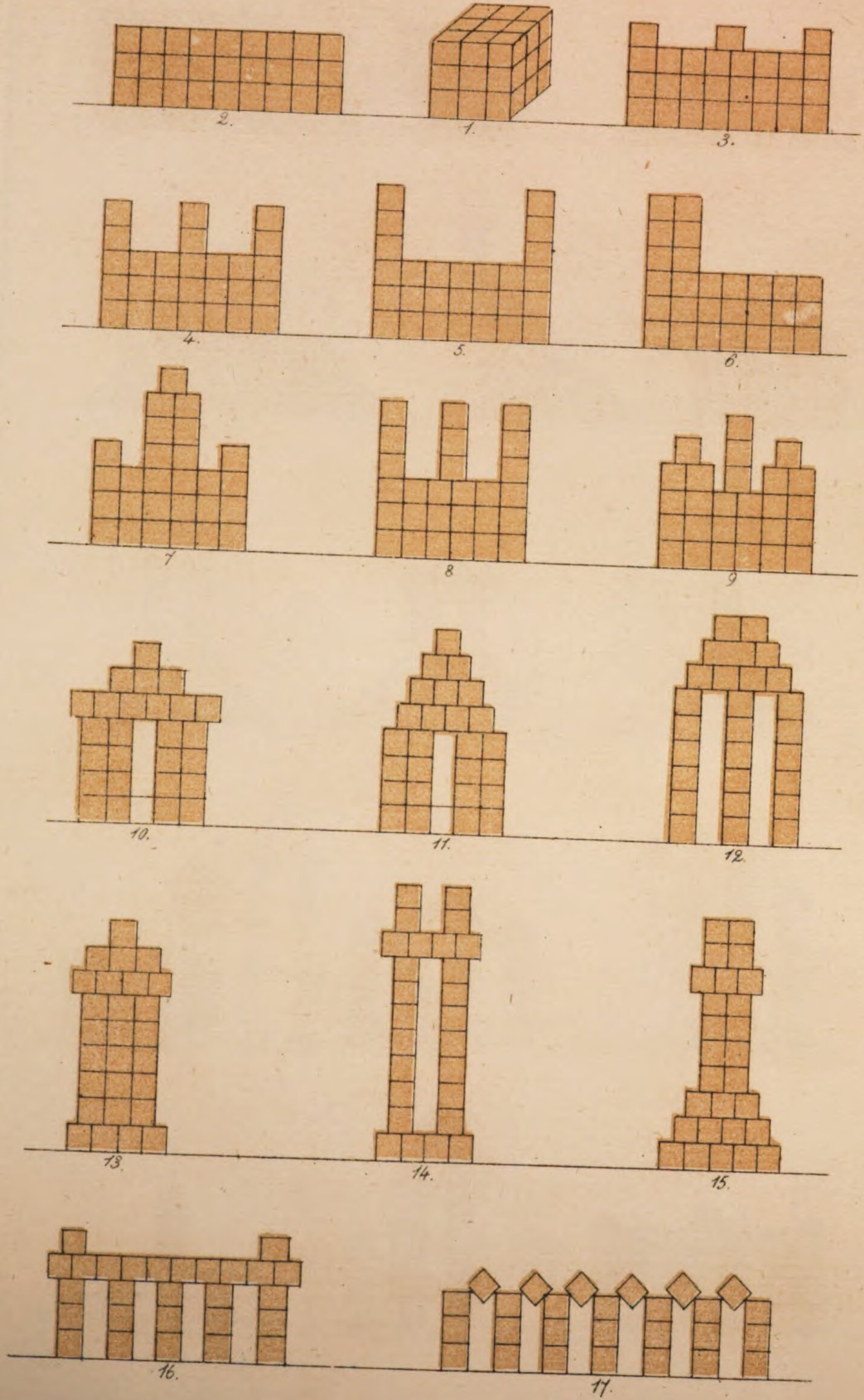
BESCHÄFTIGUNGEN.

Das Bauen.



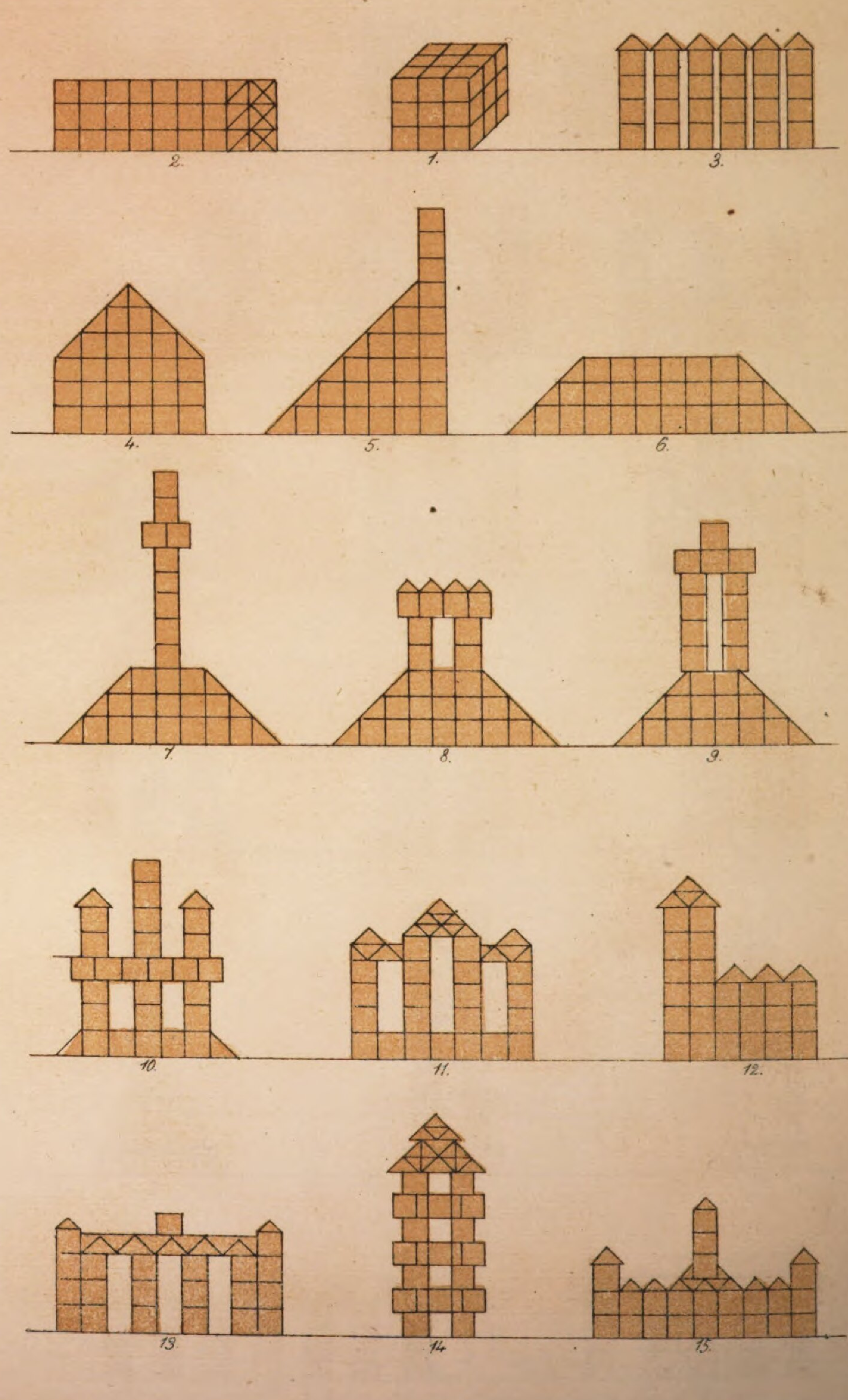
Jeder Baustein ist 8 Zoll lang, 1 Breit, und 2 Zoll dick. 1. Der aus 8 Bausteinchen zusammengestellte Würfel (. 2 zeigt die auseinanderge-legten Bauklötzchen in der Breitenansicht, 3–16 sind Formen aus diesen acht Bauklötzchen zusammengesetzt: 3 steinr. Wand. 4. steinr. Ge-hege mit Deckplatten. 5 ein ein Fenster; 6. ein Fenster mit Bekrönung: 7 ein Doppelfenster mit Bekrönung: 8 Eine Falltreppe mit einem Fen-ster. 9 Eine Anhöhe mit Tisch. 10–11 zwei verschiedene Stadtthore 12 ein Glockenthürmchen 13 Ein Grabeinfasser mit Denkstein. 14 Ein Wegweiser 15 Ein Eingang 16 Ein Häuschen. 17 Eine Gartenmauer mit Thür. 18 Ein Kamin.–

Das Bauen.



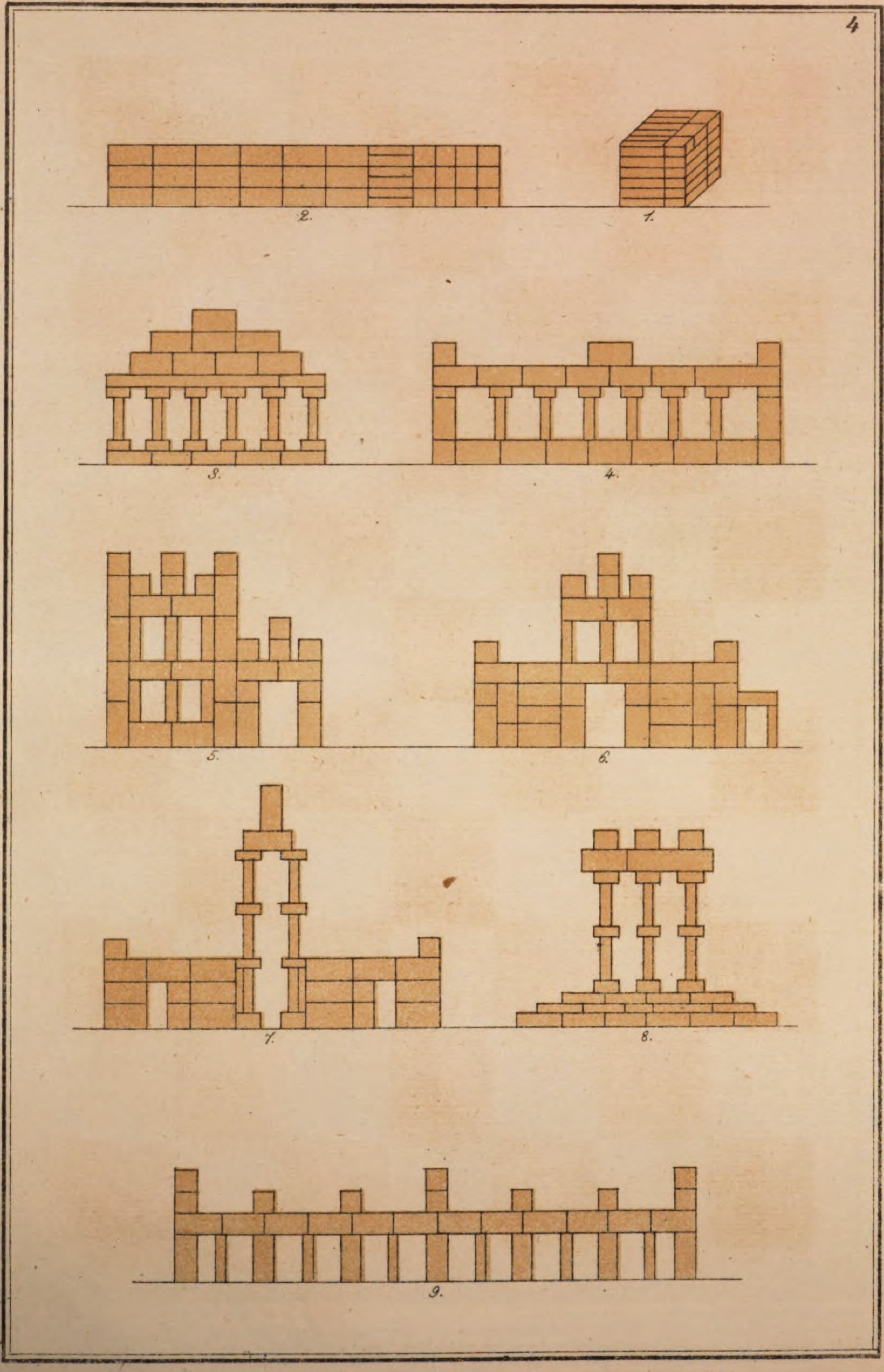
1 Der aus 27 Theil Würfelchen zusammengestellte Würfel, jeder Würfel einzeln ist 4 Zoll lang, breit und hoch. 2 Zeigt die auseinander gelegten Würfelchen, 3–17 sind die wie 27 Würfelklötzchen zusammengestellten Formen. 3 ist eine Gartenmauer 4 eine Gartenmauer bei wel-cher zwischen den Pfeilern hölzerne Geländer angebracht werden. 5 eine Kirche mit zwei Thürmen. 6 eine Kirche mit einem Thurm. 7 ein Rathhaus mit Thurm. 8 eine Kirche mit drei Thürmen 9 ein Wohnhaus mit zwei Giebel und Thürmchen. 10–11 zwei Gartenhäuschen. 12 ein Triumpfbogen. 13 ein Ofen. 14 zwei zusammenhängende Kreuze. 15 ein Kreuz auf einer Anhöhe. 16 eine Säulenhalle. 17 eine Ruine. –

Das Bauen



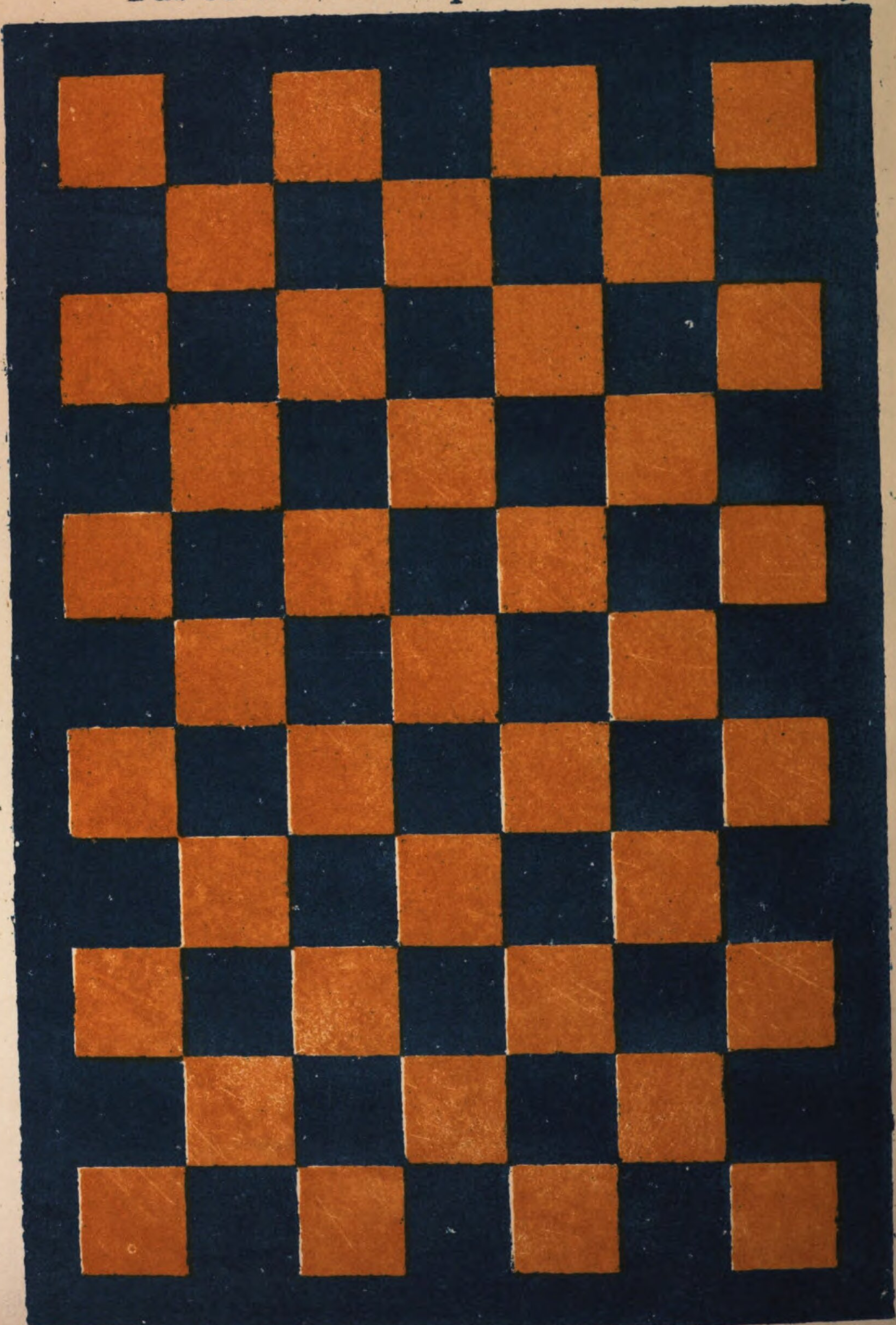
1 Der aus 21 ganzen 3 **einmahl** getheilten, und 3 **zwei** getheilten Bauklötzchen zusammengestellte Würfel. 2 zeigt die auseinander gelegten Bauklötzchen. 3 stellt eine durchbrochene Gartenmauer vor. 4 die Giebelansicht eines Hauses. 5 ein Strebepfeiler. 6 eine Dachform. 7 ein Kreutz auf einer Anhöhe. 8 Eingang zu einem Felsenkeller. 9 ein Ehrendenkmahl. 10 eine Wappenform. 11 Giebelansicht einer Kirche. 12 eine Kirche. 13 ein Stadtthor. 14 ein Leuchtthurm. 15 ein Rathaus.

Das Bauen.



Der aus ganzen und nach der Länge und Breite getheilten Bausteinklötzchen zusammengestellte Würfel. 2 zeigt die auseinandergelegten Bauklötzchen mit den drei veschiedenen Formen. 3 eine Ruhmeshalle. 4 ein Säulengang. 5 und 6 zwei Landhäuser. 7 ein Wasch und Badehaus 8 ein Denkmahl auf eine Anhöhe 9 eine Eisenbahnbrücke.

Das Flechten mit Papier und Tuchstreifen.

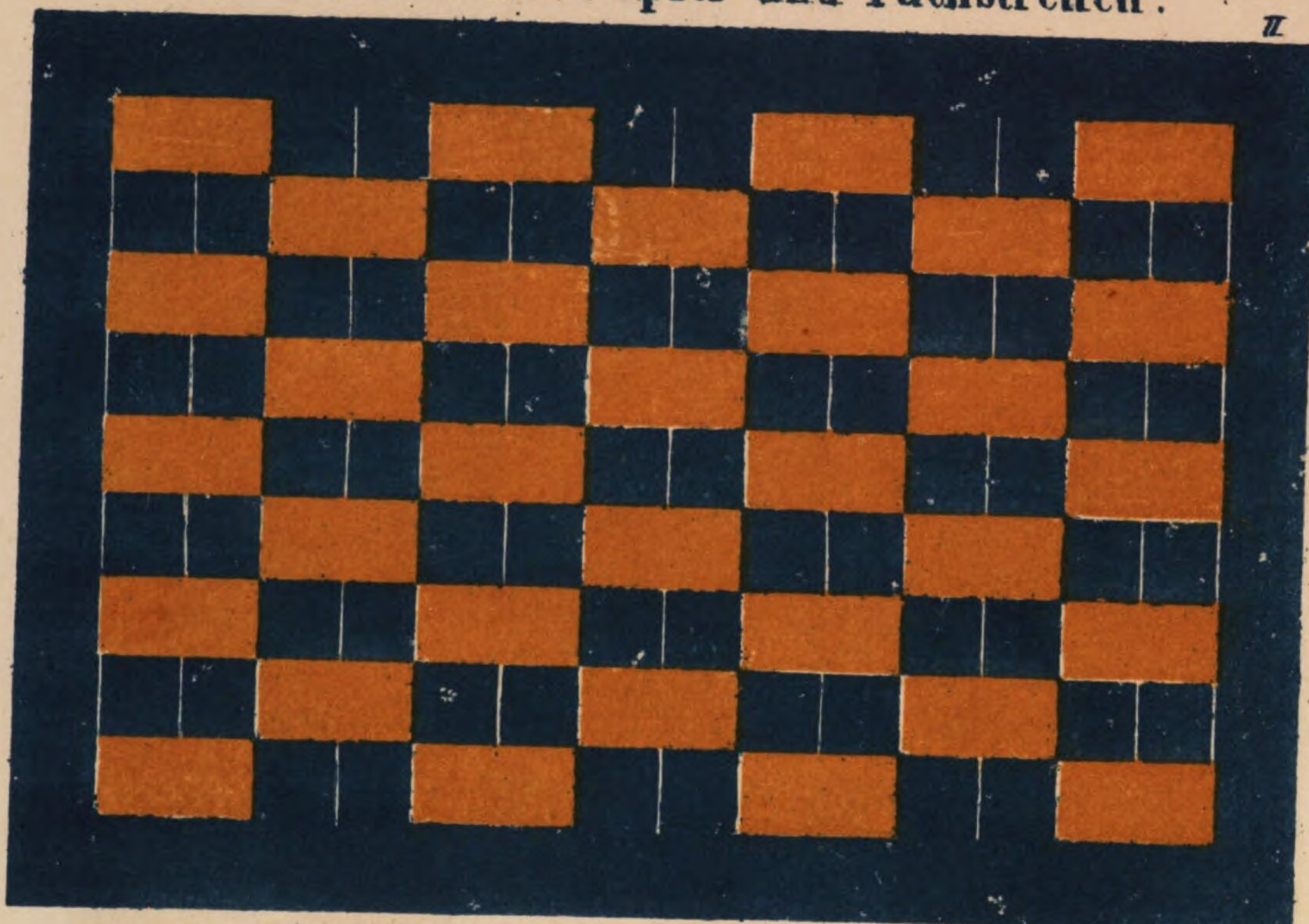


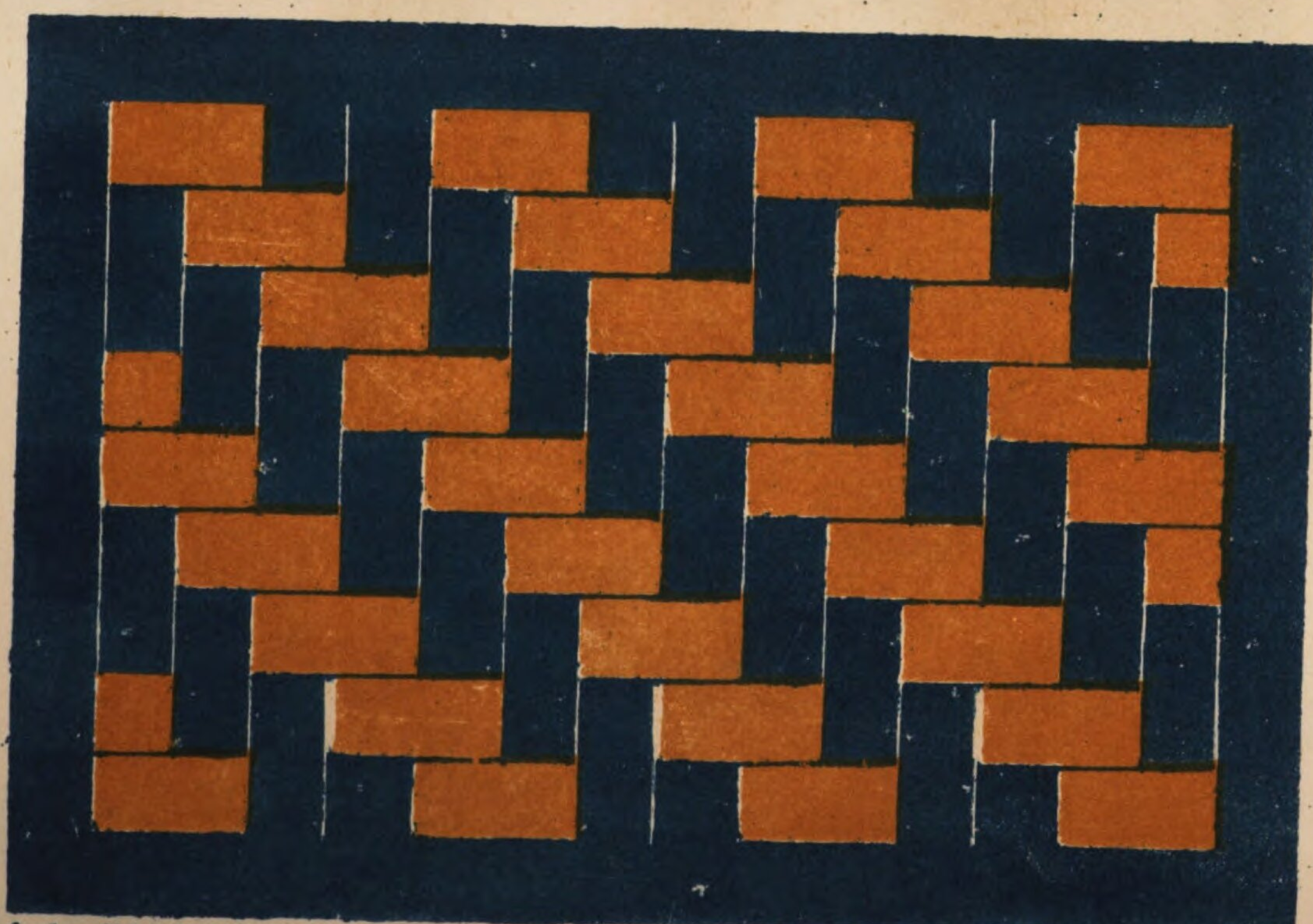
bourgeon Med. pedag. Janrouca 1858. Typogr. lit. art. Anst. in Wien. lith. Abthlg. v. A. Hartinger

Ein blaues Blatt Papier von der Größe der Tafel, wird in der Länge nach in daumenbreite Streifen geschnitten, die am Rande so zusammenhängen daß ein fingerbreiter Rahmen bleibt. orangenfarbene Streifen von gleicher Breite werden quer durchgezogen, so daß die Felder regelmäßig eins um eins in der Farbe wechseln, statt des Papieres nimt man auch Tuchstreifen in beliebigen Farben. Die Längsstreifen werden in ein hölzernes Rähmchen gespannt und die andern quer durchgezogen.

Das Flechten mit Papier und Tuchstreifen.

II





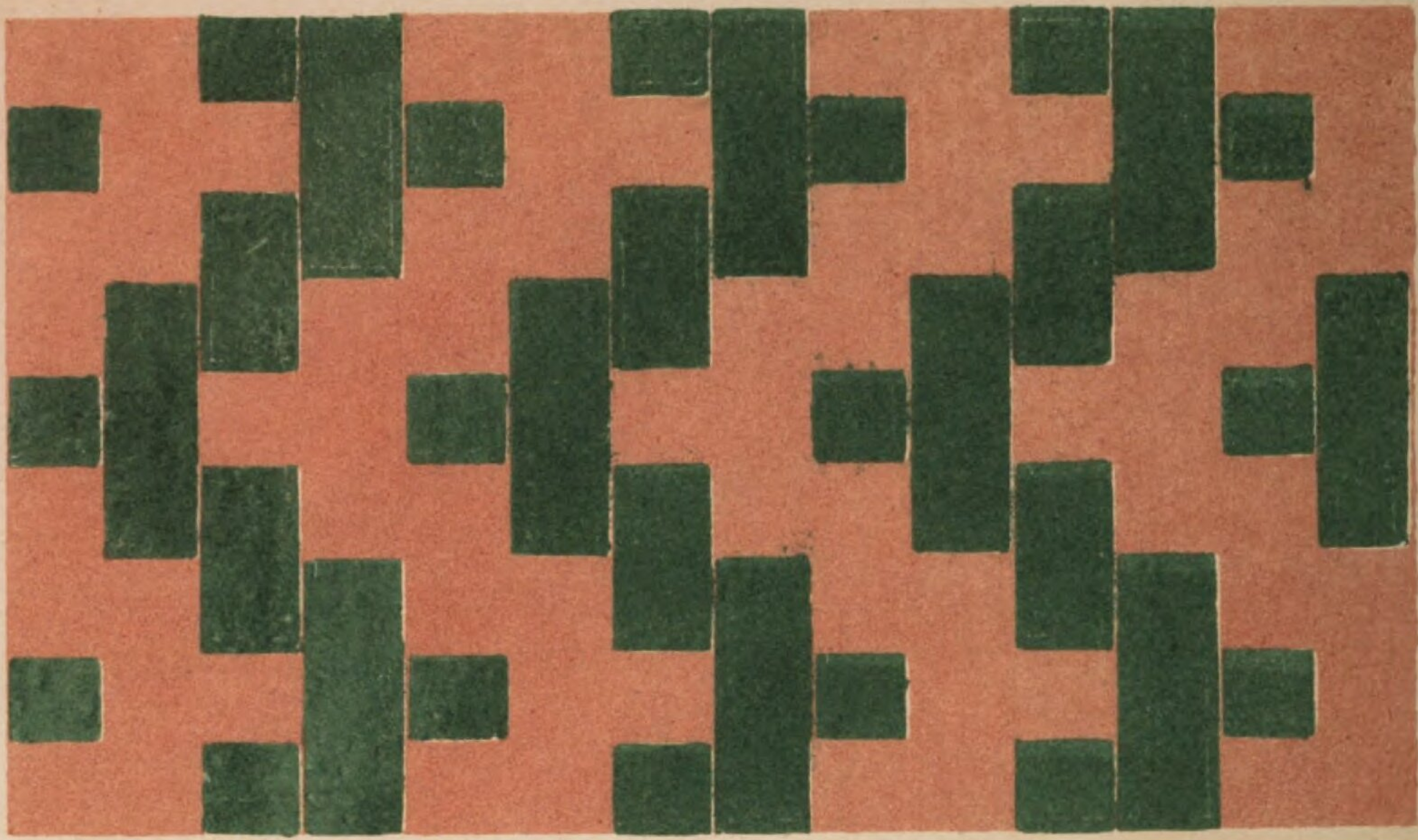
Georgens: Med. pädag. Jahrbuch 1858.

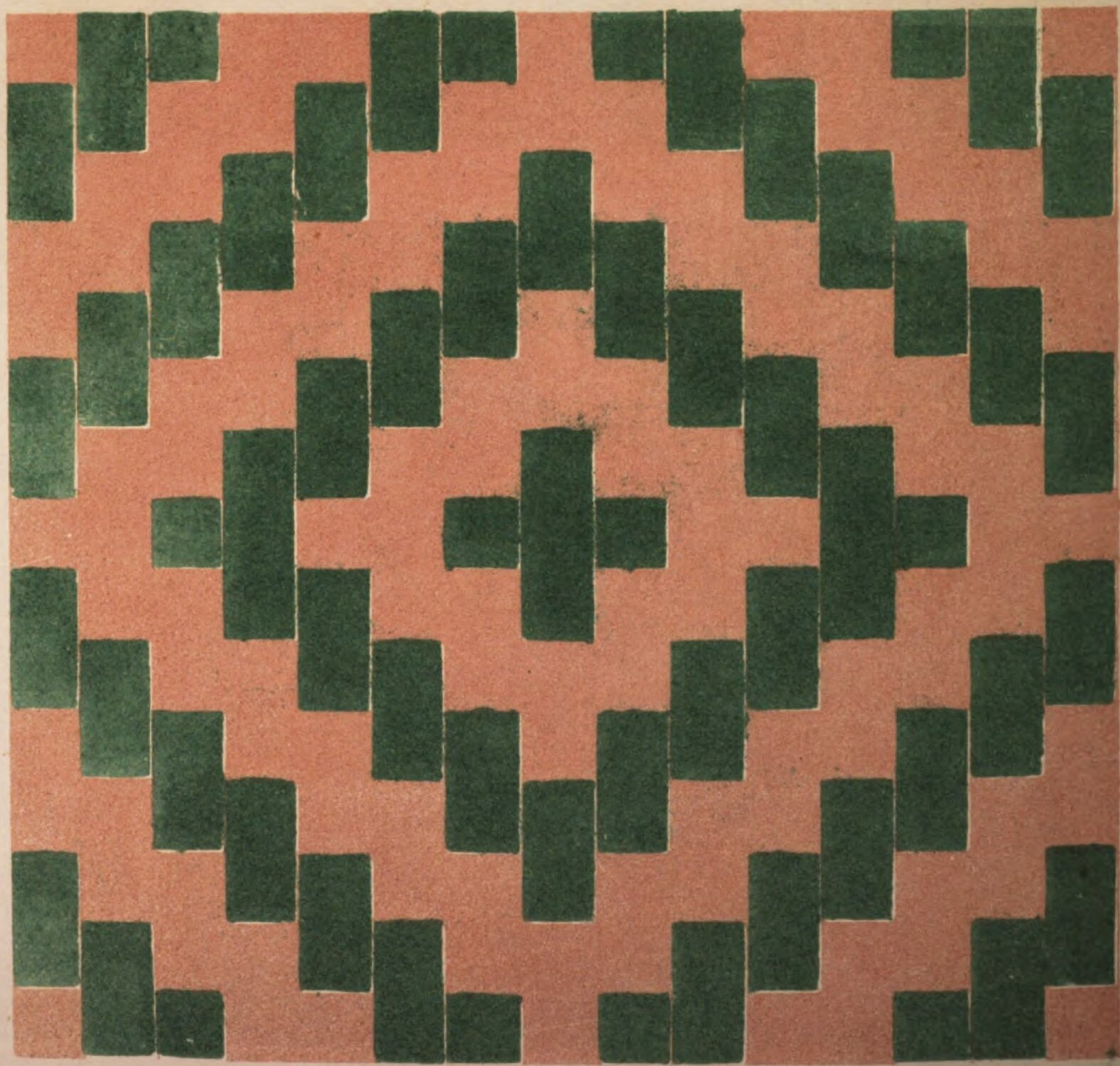
Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Hartinger

Bei dem obersten Flechtblatte liegen zwei gleichfarbige Felder nebeneinander und je zwei und zwei wechseln regelmäßig ab, bei dem unteren wird der Querstreifen, so eingezogen, daß ein Feld vorrückt, wodurch das Treppenmuster entsteht.

Das Flechten mit Papier und Tuchstreifen.

III.

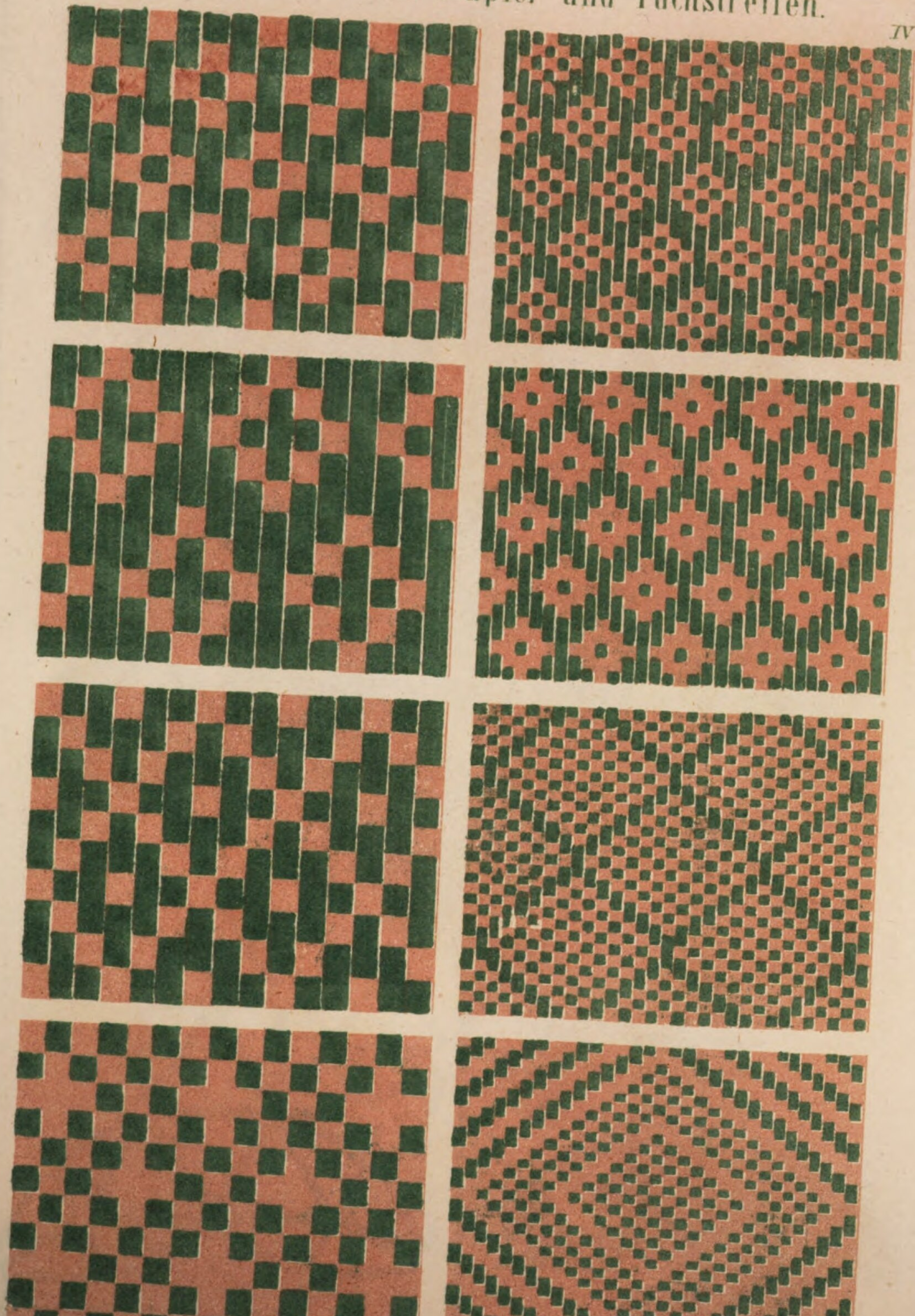




Wien, lith Abthlg v. A Hartinger

Das Flechten mit Papier und Tuchstreifen.

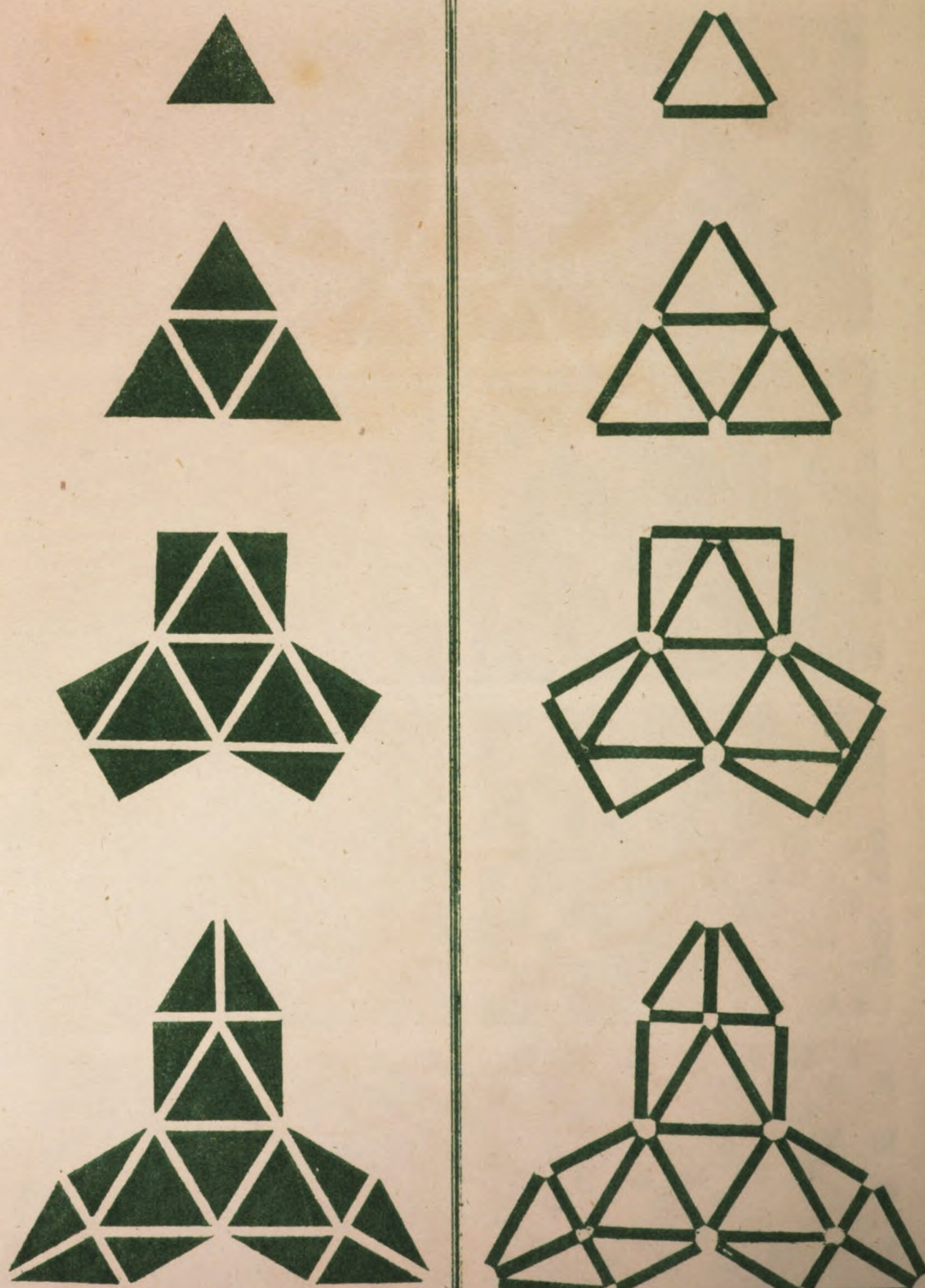
IV



[illegible] 1858

[illegible] Wien lith. [illegible] v. A. Hartinger

Das Auflegen geometrischer Zierformen.



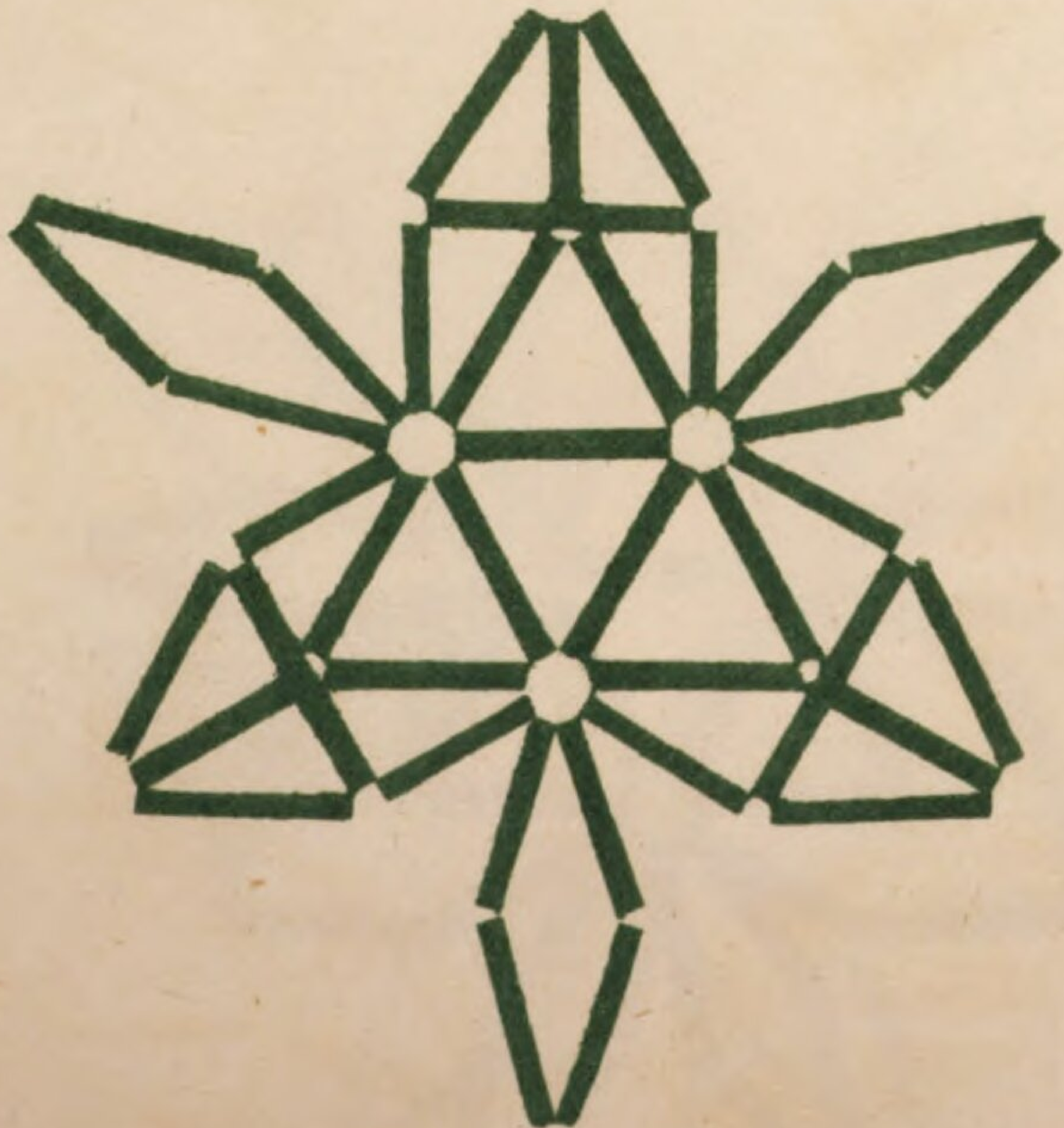
Entworfen u. lith. in der Levana Schloß Liesing 1858.

Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1858.

Wir geben hier den Anfang einer Übung, welche wie das geometrische Ausschneiden, das bei den Blödlingen auf der ersten Stufe noch gar nicht zur Anwendung kommt, die Darstellung geometrischer Zierformen zur Aufgabe hat. Die Blödlinge erhalten die Dreiecke u. Streifen aus farbigem, starkem Tuchtapeten- Sammtpapier zugeschnitten; die gesunden Kinder schneiden sich dieselben selbst in Masse. Ein Zusammenlegen für das spätere Aufkleben findet nicht statt, sondern die Streifen müssen sofort mit der Anfügung auf Papier aufgeklebt werden. Der Lehrer schreibt vor wo die Anfügung statt findet und welche Zwischenräume gelassen werden sollen, die durch die Größe der Flächen u. Streifen bedingt sind. Auf unseren Tafeln geben wir ¼ der ganzen Größe, welche bei den Blödlingen die einfachen Dreiecke oder Streifen haben müssen. Die Zusammenfügung ist bei dem Dreieck wesentlich dieselbe wie bei den Streifen. Es werden aber durch eine Übung verhältnißmäßig volle, durch die andere durchbrochene od. durchsichtige Flächen dargestellt, beide Übungen laufen nicht parallel, sondern das Streifenfügen schließt sich an das Flächenfügen, welches die unmittelbare Fortsetzung des Flächenlegens ist, in der Weise an, daß die Schüler die ausgefüllten Formen ganz selbstständig als durchbrochene darzustellen haben.

Das Auflegen geometrischer Zierformen.





Entworfen u. lith. in der Levana Schloß Liesing 1858 — *Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1858*

Wie das Zusammenfügen von Dreiecken, wird auch späterhin das von Vierecken u. Vielecken behandelt, woraus sich jedesmal wieder characteristisch unterschiedene Figurenreihen ergeben. Es lässt sich an die Uebung eine Art von Farbenlehre anknüpfen, die Farben erscheinen durch das Material als Sammtfarben, wodurch der grelle Character derselben an sich ausgeschlossen ist. Man muß dem Kinde die Wahl zwischen verschiedenen Farben lassen, so lange es sich um einfarbige Figuren handelt, und dessen verschiedenen Farben ausgeführter Figuren sind schliesslich immer zusammenzustellen, damit die Kinder den Unterschied der Wirkung empfinden, wenn zwei Farben zur Anwendung kommen, was bei den ersten Uebungen nicht der Fall ist, auch eine harmonische Farbenwirkung ausdrücklich erzielt werde.

Das Auflegen geometrischer Zierformen.

III





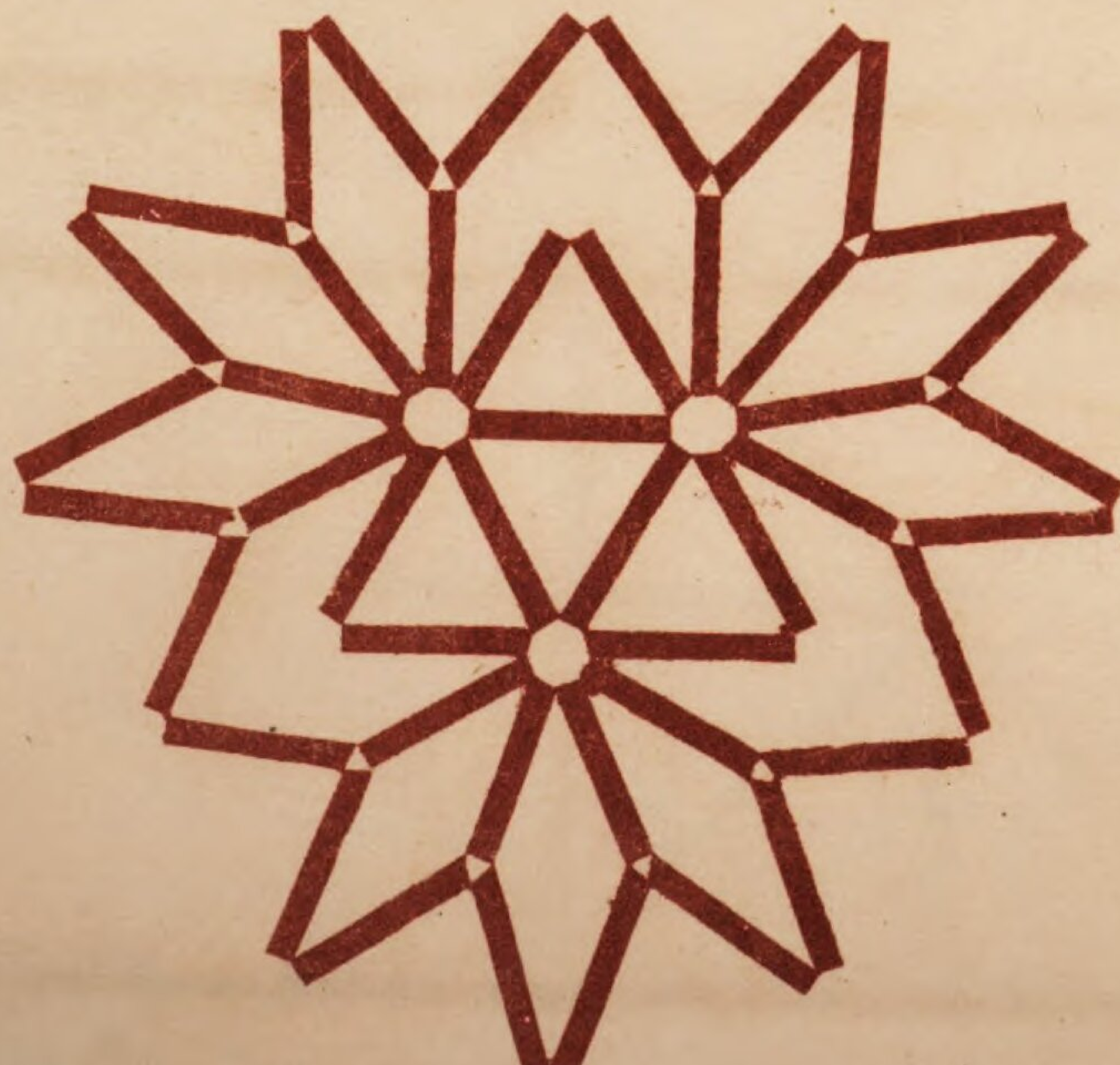
Georgens Med.- pedag. Jahrbuch 1858

Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Hartinger

Das Auflegen geometrischer Zierformen.

IV

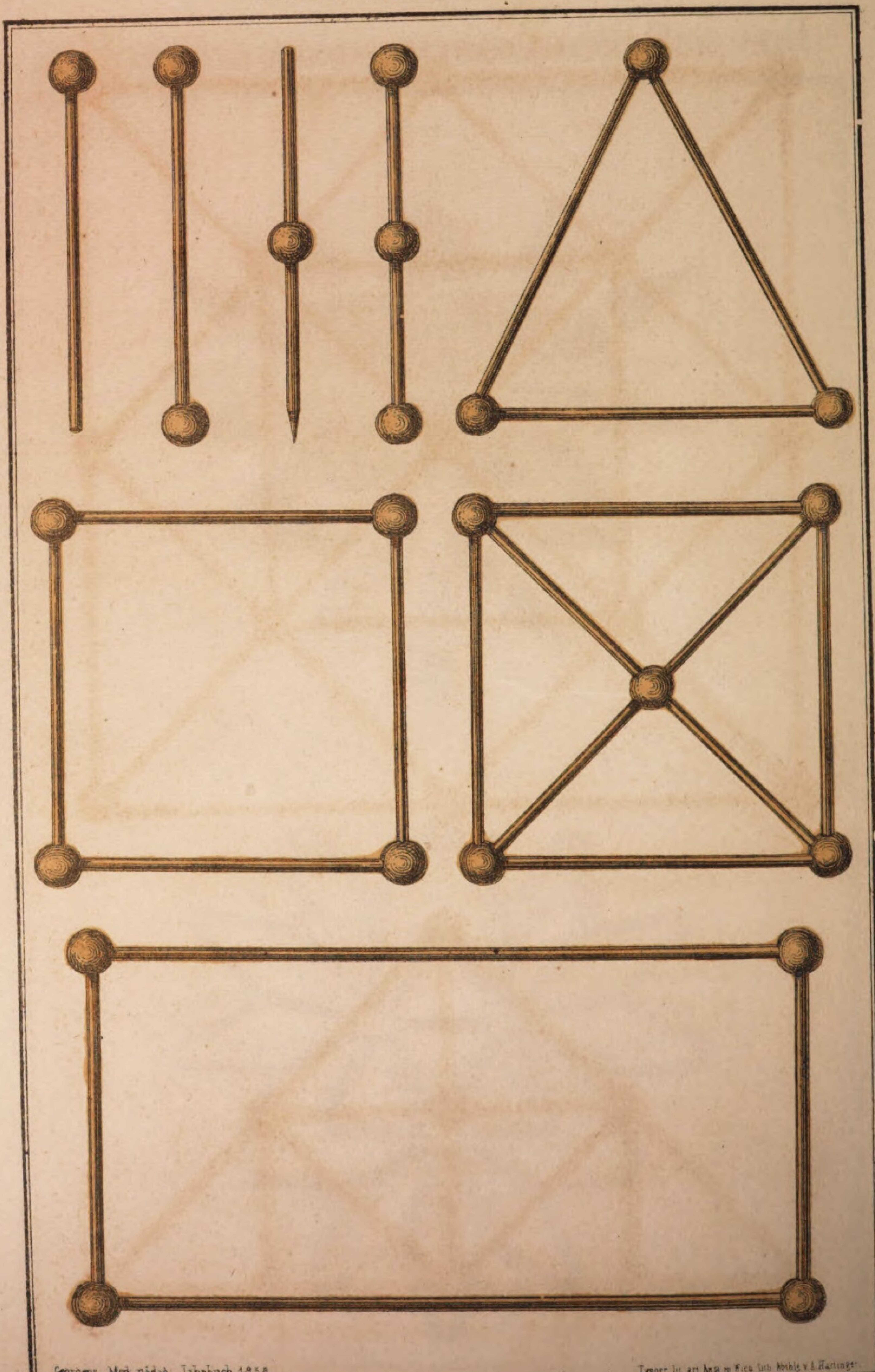




Georgens: Med.-pädag. Jarbuch 1858.

Typogr. lit. art. Anst. in Wien. [illegible] L. Hartinger

Erbsenarbeiten

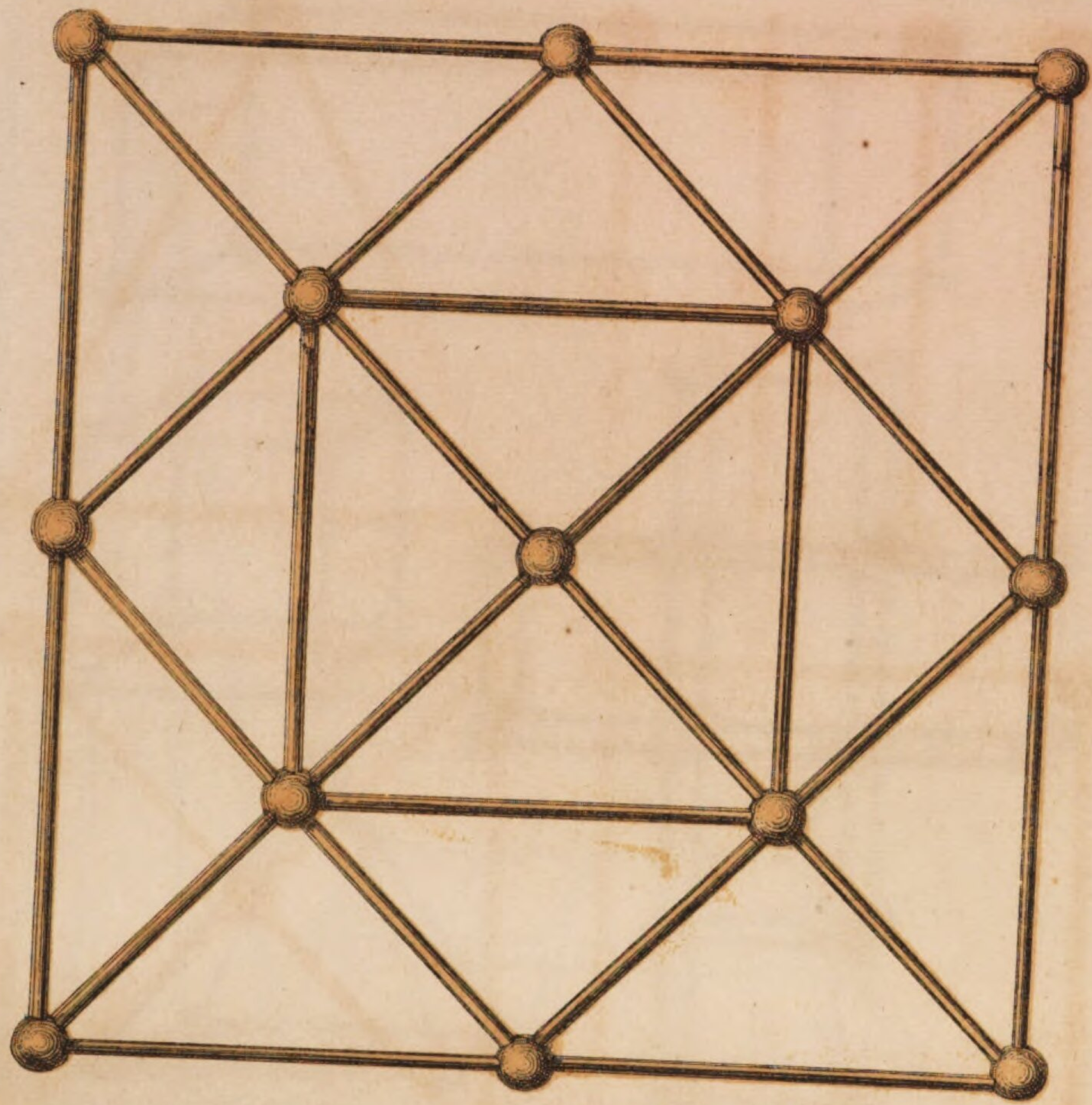


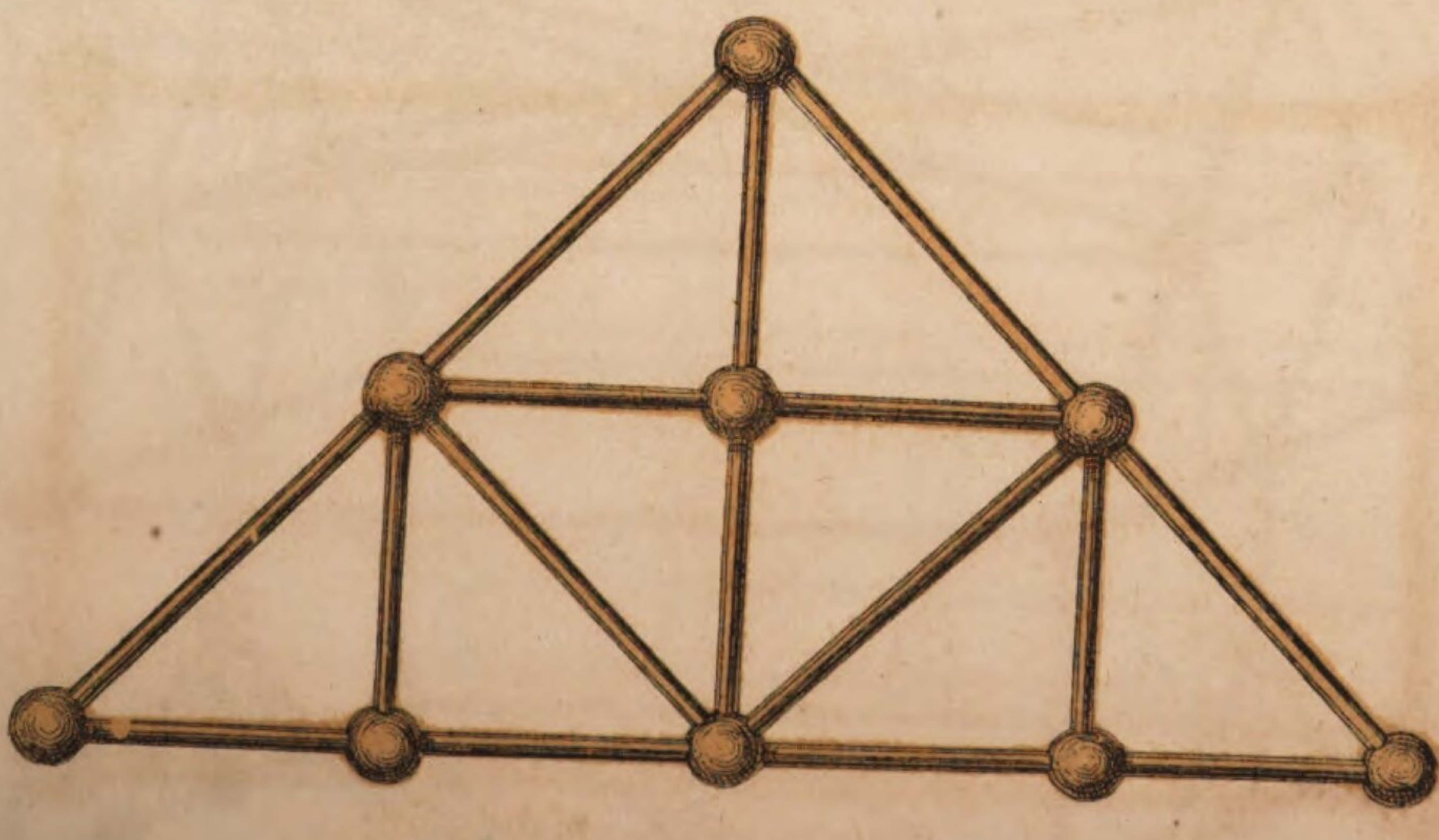
Georgens. Med. pädag. Jahrbuch 1858

Typogr. lit. art. Anst. in Wien. lith. Abthlg. v. A. Hartinger.

Die Erbsenarbeiten üben mehr als irgend eine andere Arbeit in der mathematischen Körperauffassung und geben durch die Darstellung durchsichtiger Körper einen Begriff der einfachen Perspective welcher im Zeichnen zu Gute kömmt, wenn dann ausgeführte Erbsenarbeiten als Vorlagen für das Zeichnen verwendet werden sollen.

Erbsenarbeiten.





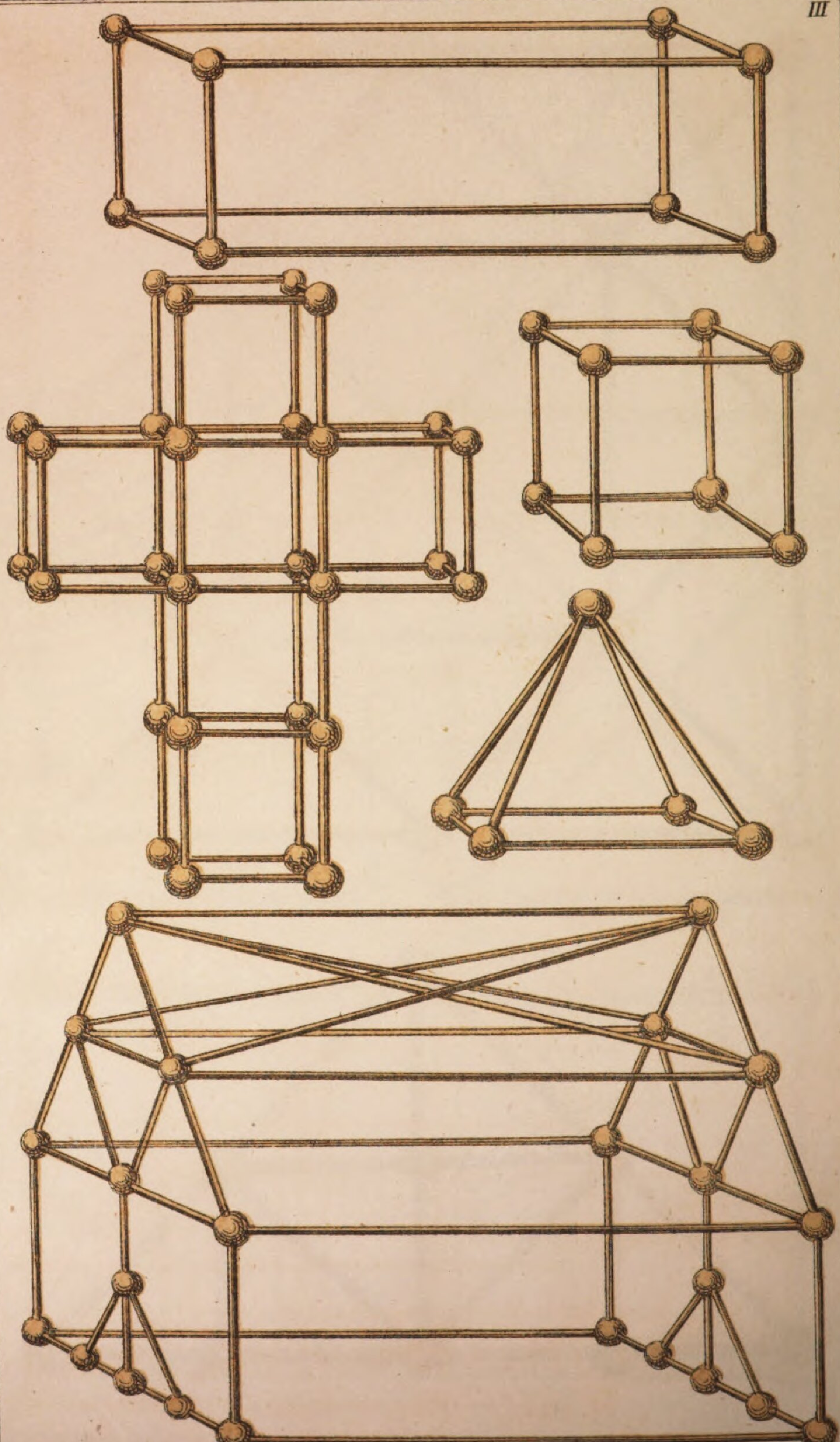
Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1858.

Typogr. lit. art. Anst. in Wien Lith. Abthlg. v. A. Hartinger.

Das Material sind tannene Stäbchen, in Art der Streichhölzchen, von verschiedener Größe, die man zuspitzt und Erbsen, die vor dem Gebrauche über Nacht eingeweicht stehen. Von den einfachsten mathematischen Figuren wird ausgegangen; diese combinirt und zwar in Flächen und zu durchsichtigen Körpern, die allmählig einen architektonischen Charakter annehmen und nicht weiter ausgedehnt werden dürfen.

Erbsenarbeiten.

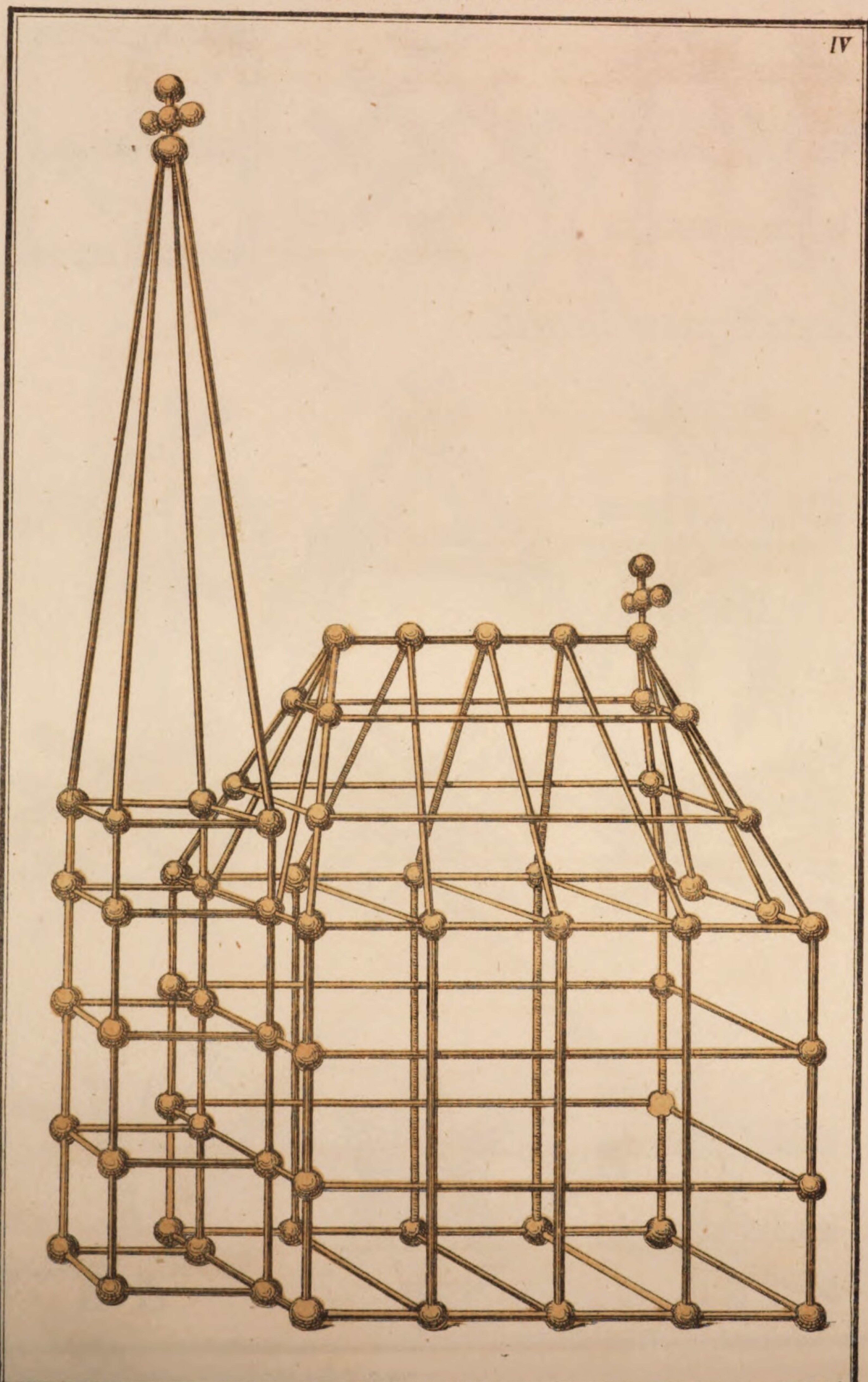
III



Georgens: Med. pädag. Jahrbuch 1858.

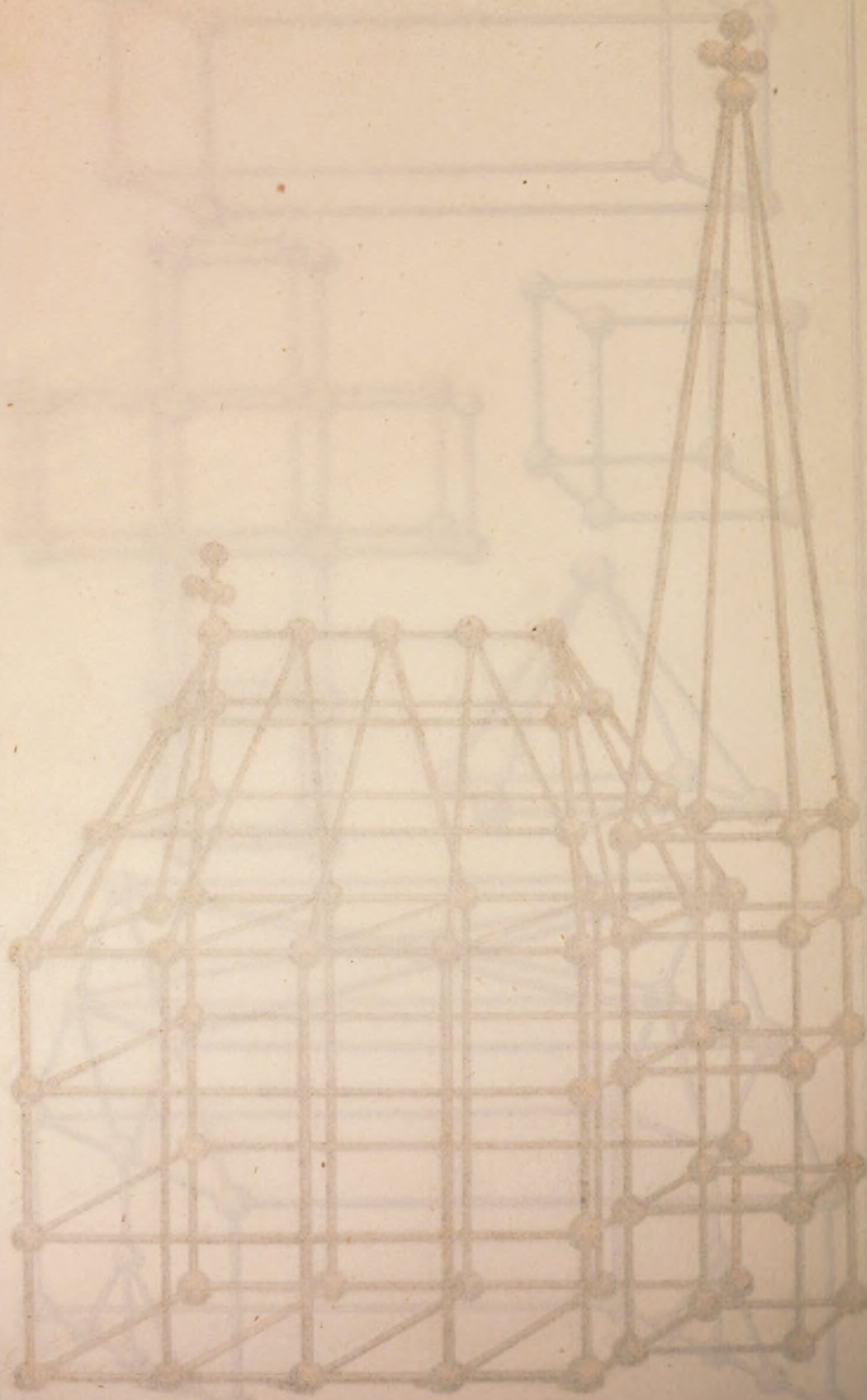
Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthgl. v. A. Hartinger

Erbsenarbeiten.

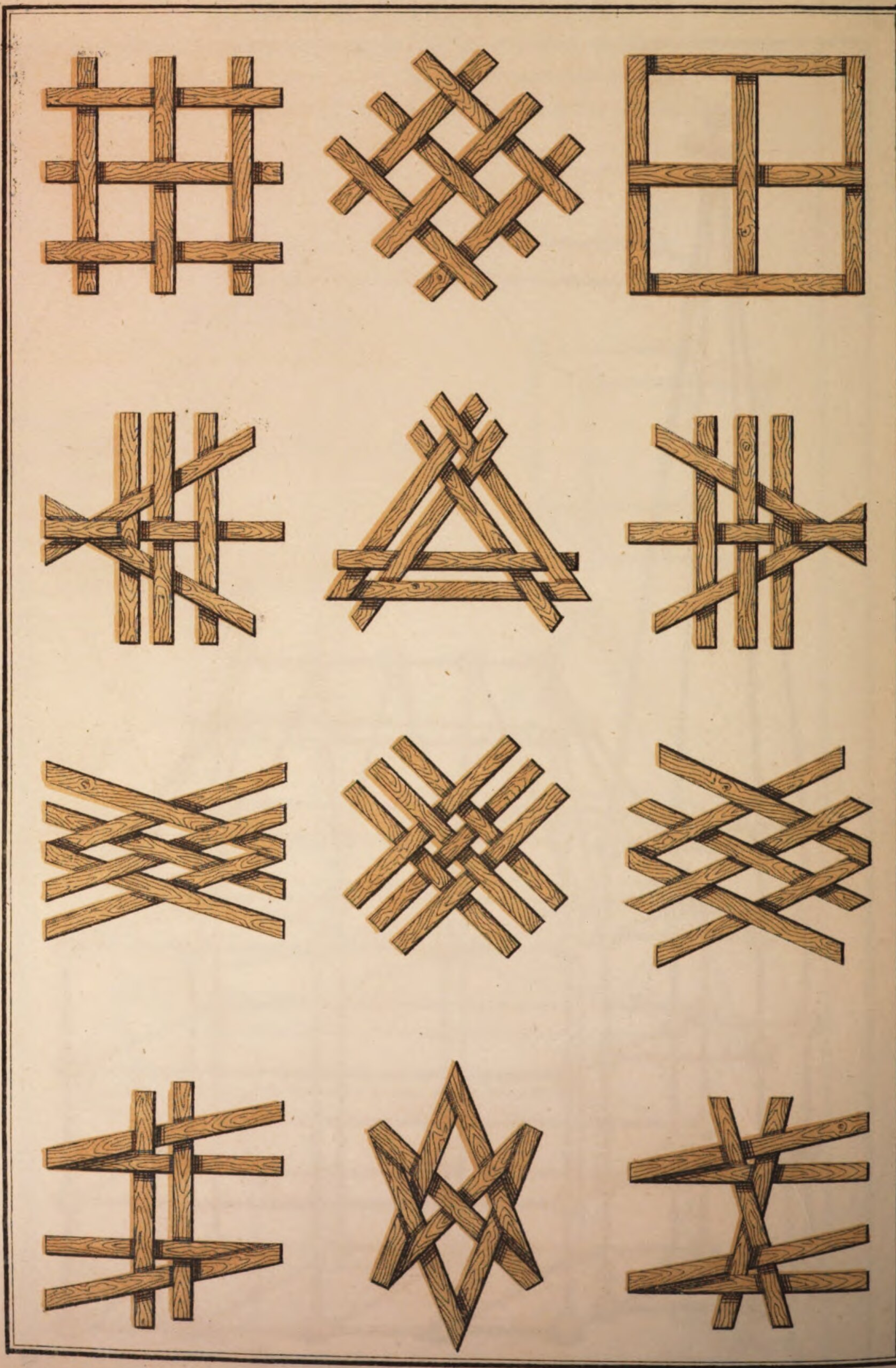


Georgens: Med. pädag. Jahrbuch 1858.

Typogr. lit. art. Anst. in Wien lith. Abthgl. v. A. Hartinger

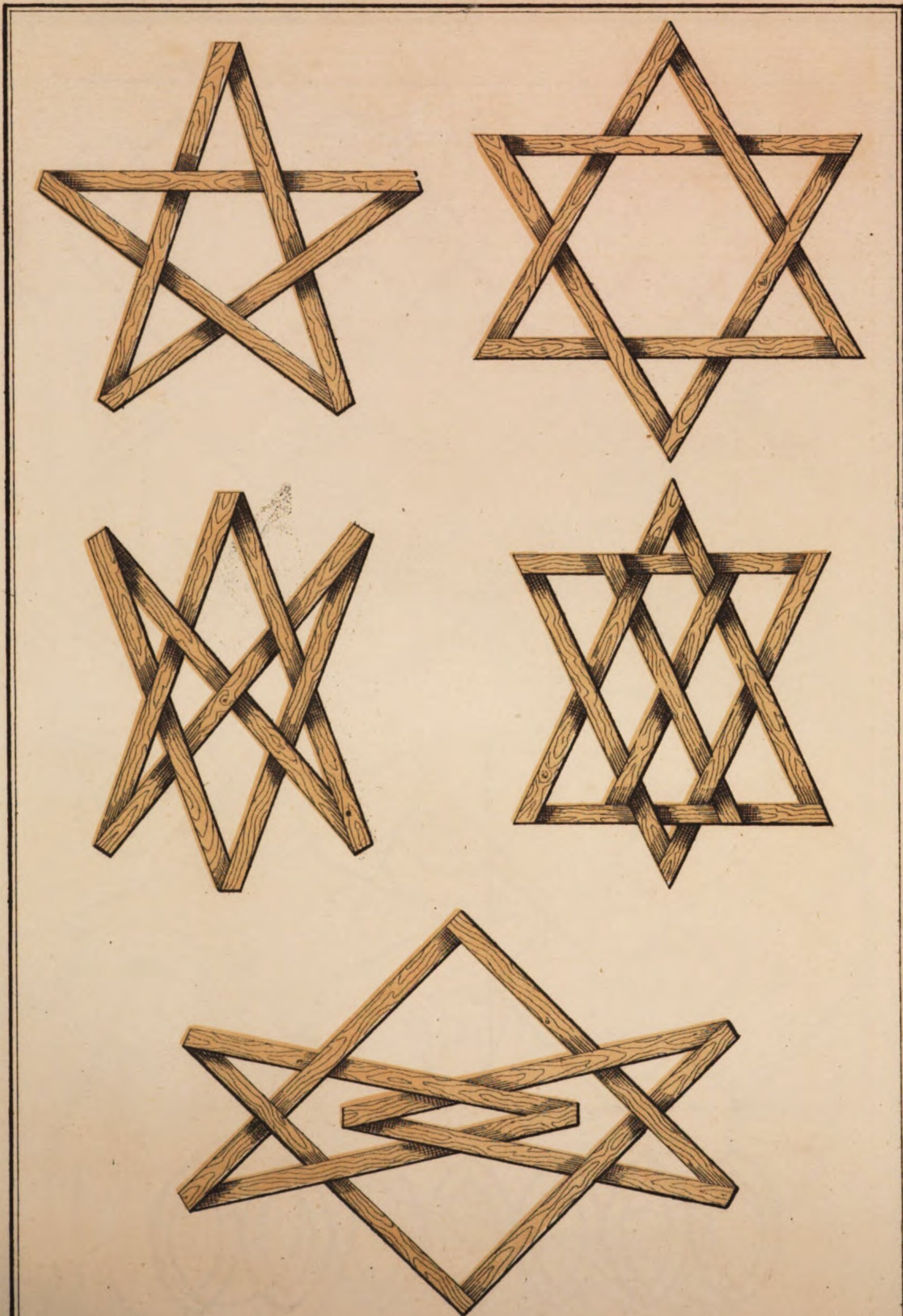


Das Verschränken mit Holzspänen.



Dünne Spane aus Tannenholz welche etwa einen Fuß lang und ½ – ¾ Zoll breit sind können dadurch, daß jeder Spann mindestens drei Verbindungspunkte erhält zu zusammenhangenden geometrischen Formen gestaltet werden, die Anzahl der Stabe kann beliebig bestimmt werden, die kleinste Zahl, welche sich zu Formen verbinden läßt, sind vier Späne. Es gilt dieselbe Regel, wie bei dem Flechten oben, unten. Bei unsern Formen haben wir das Oben und Unten durch Licht und Schatten angezeichnet

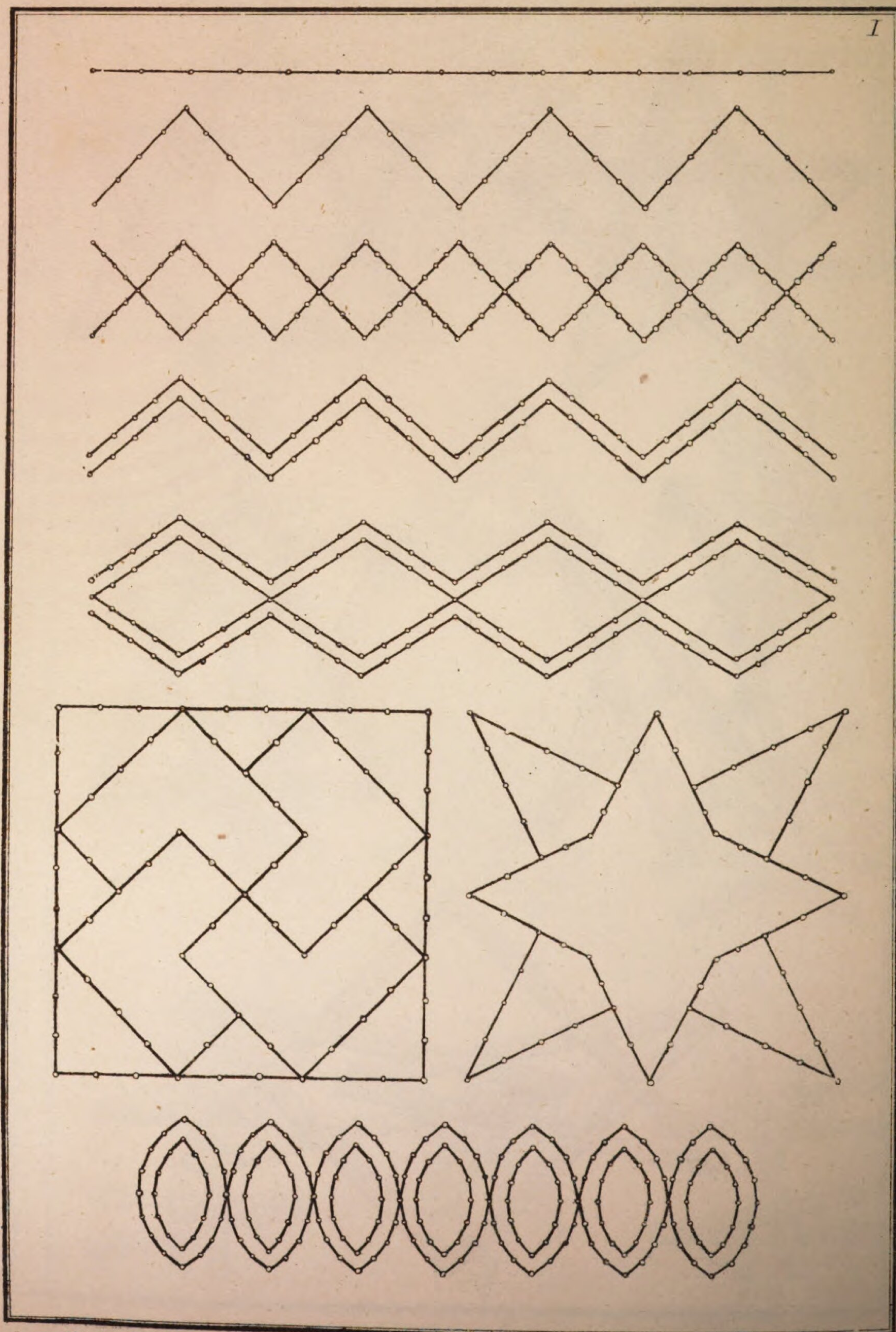
Das Verschränken mit Holzspänen.



Auf dieser Tafel sind geschlossene Formen, mit fünf sechs und acht Spänen verschränkt, die Späne sind auch hier einen Fuſs lang, einen halben Zoll breit und die Enden, müssen bei der Zusammensetzung ganz genau auf einander liegen.

Das Ausnähen von Umrissen.

I



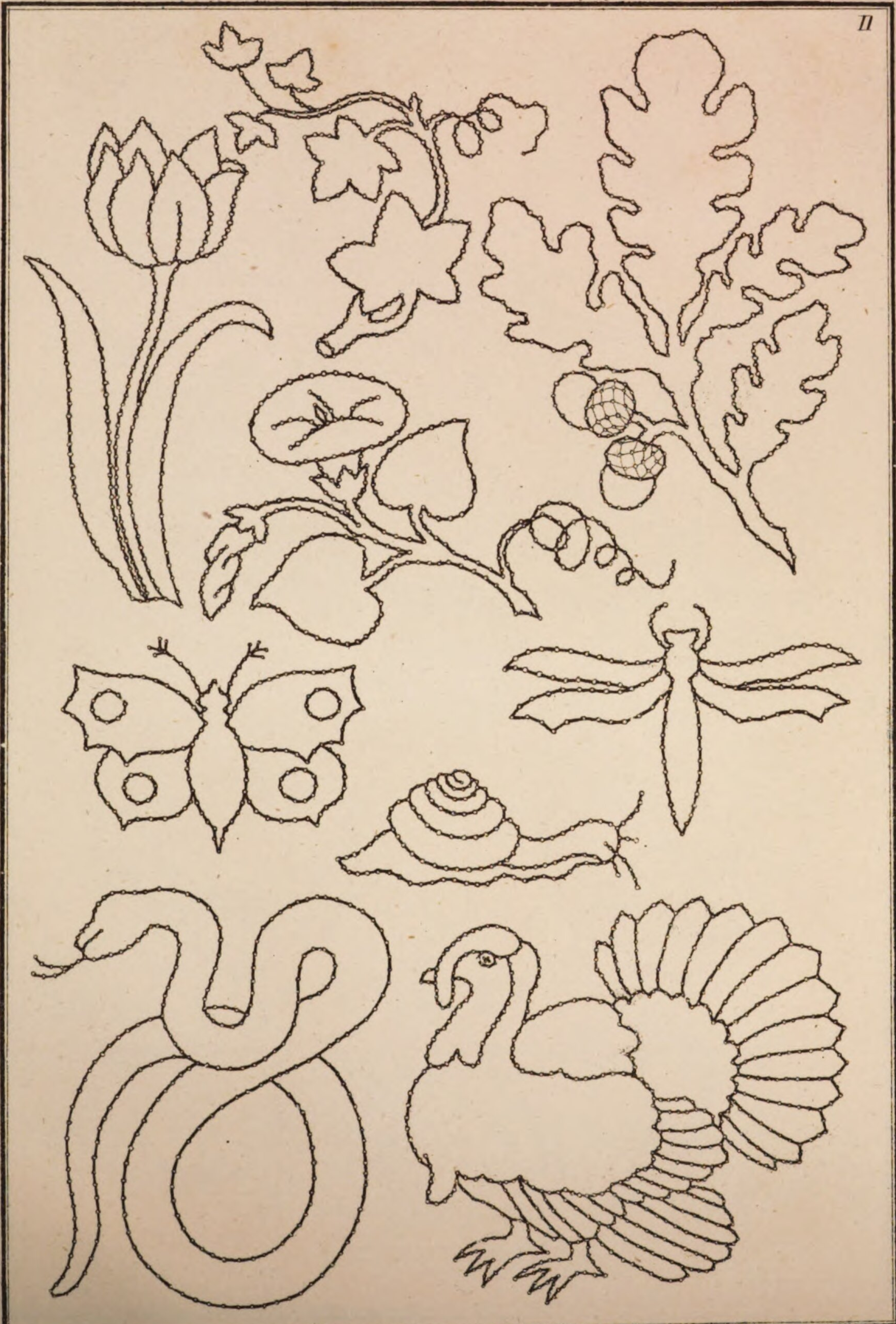
Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1858

Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Hartinger

Für Anfänger werden größere Formen genom̃en und die Löcher beim Durchstechen für das Ausnähen weiter auseinandergerückt, auch mit verhältnißmäßig stärkeren Nadeln durchstochen. Die Farben für das Ausnähen werden den Gegenständen anpaßend gewählt. Bei den geometrischen Formen, steht die Wahl frei, jedoch ist dabei auf die Zusam̃enstellung d. Farben zu achten.

Das Ausnähen von Umrissen.

II

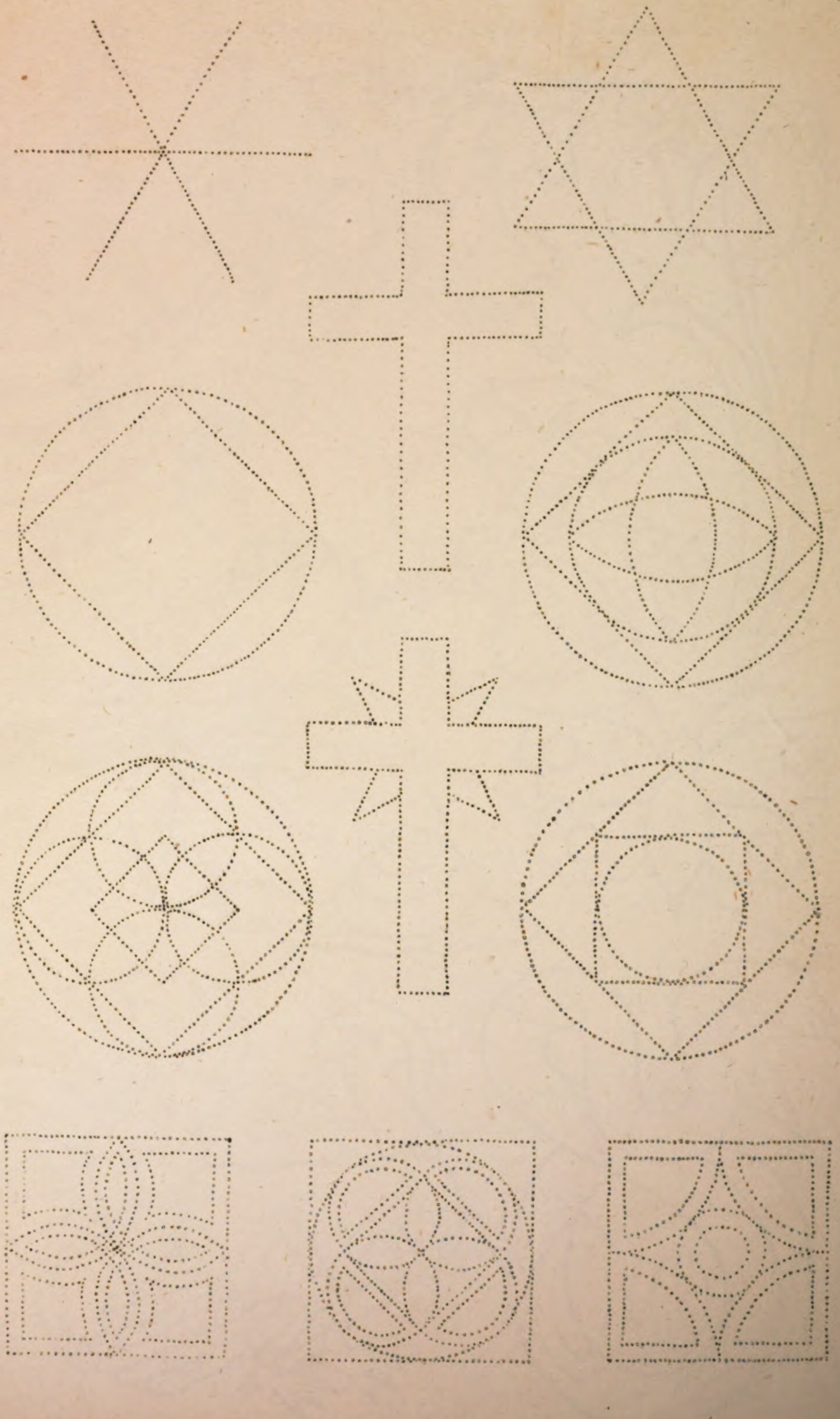


Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1858.

Typogr. lit. art. Anst. in Wien bei Abthlg. v. A. Hartinger.

Zum Durchstechen.

I

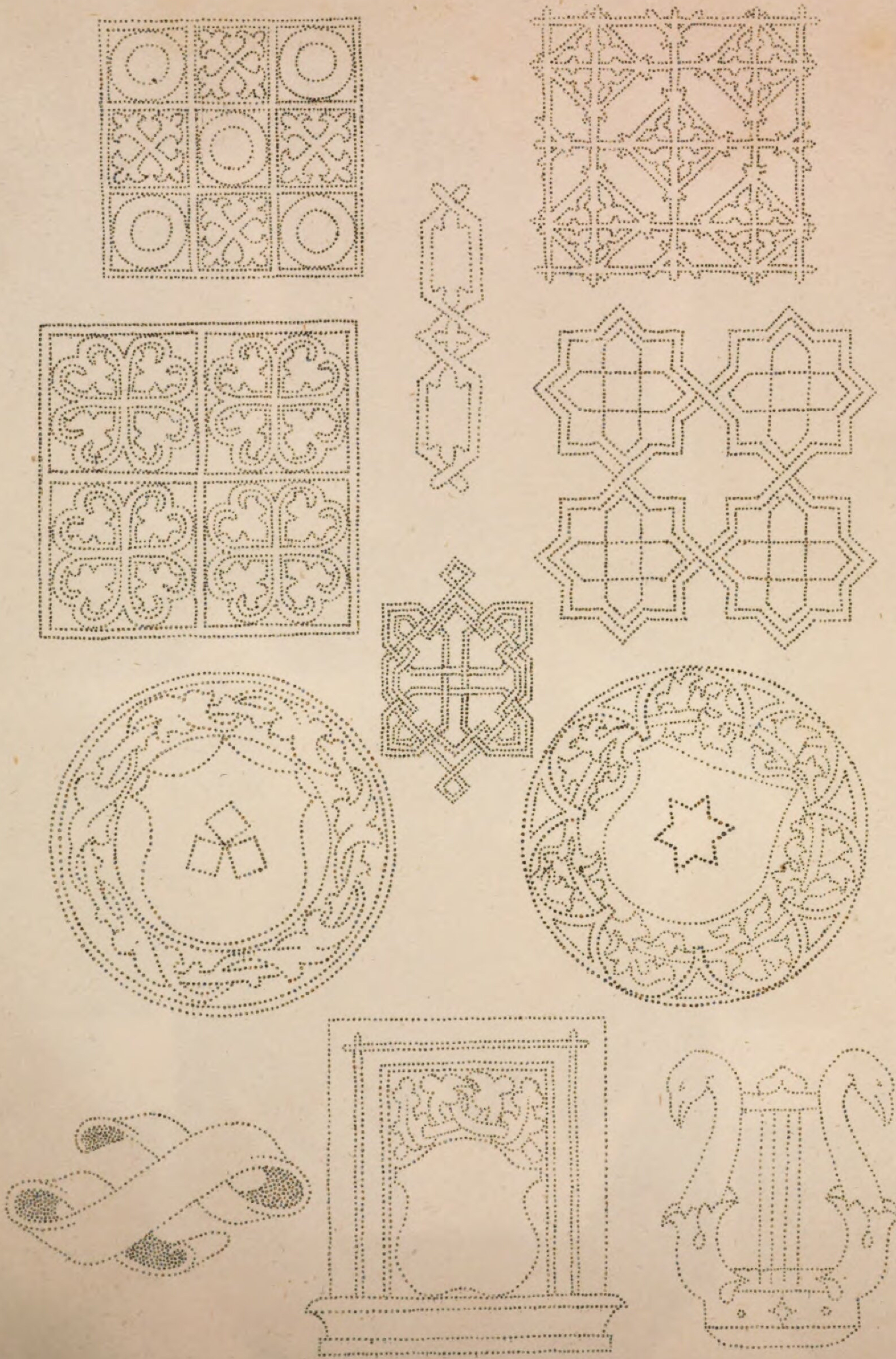


Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1858

Typogr. lit. art. Anst. in Wien lith. Abthl. v. E. Hartinger

Zum Durchstechen.

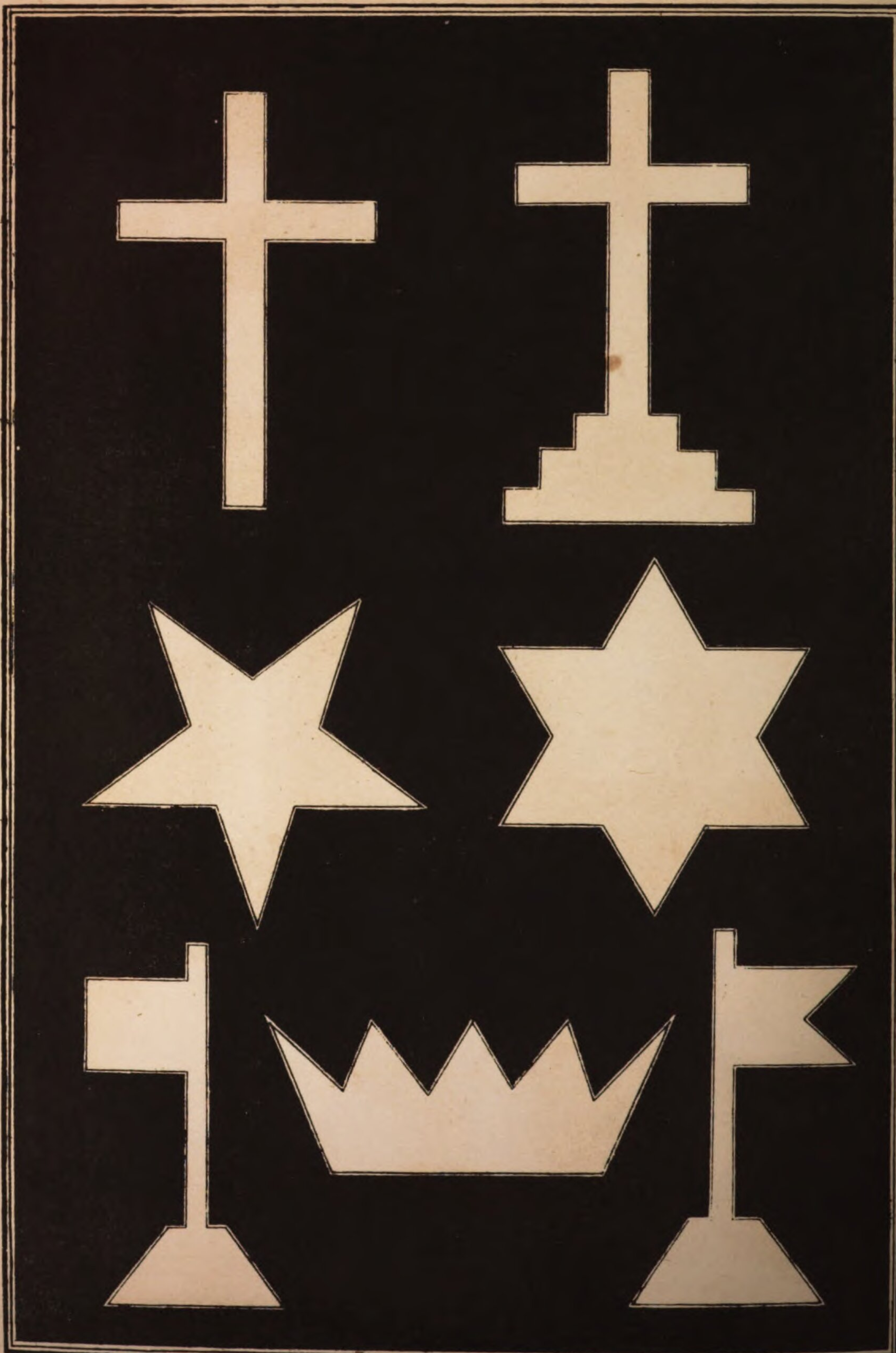
II



Georgens Med. päd. Jahrbuch 1858.

Typogr. lit. art. Anst. in Wien. lith. Abühls u. Hartinger

Das Nachschneiden in Papier.

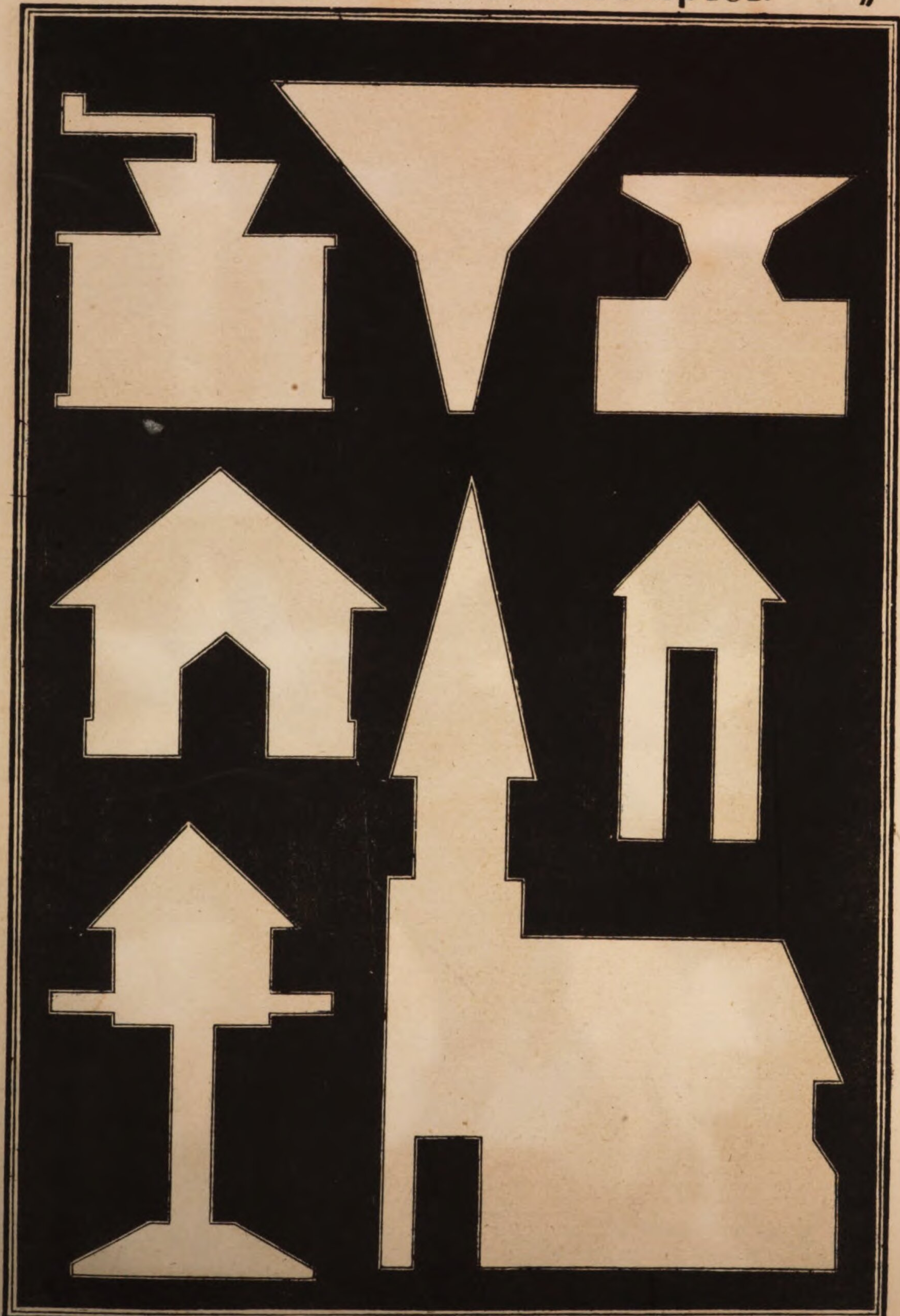


Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1858.)

Typogr. lit. art. Anst. in Wien lith. Abthlg. v. A. Hartinger.

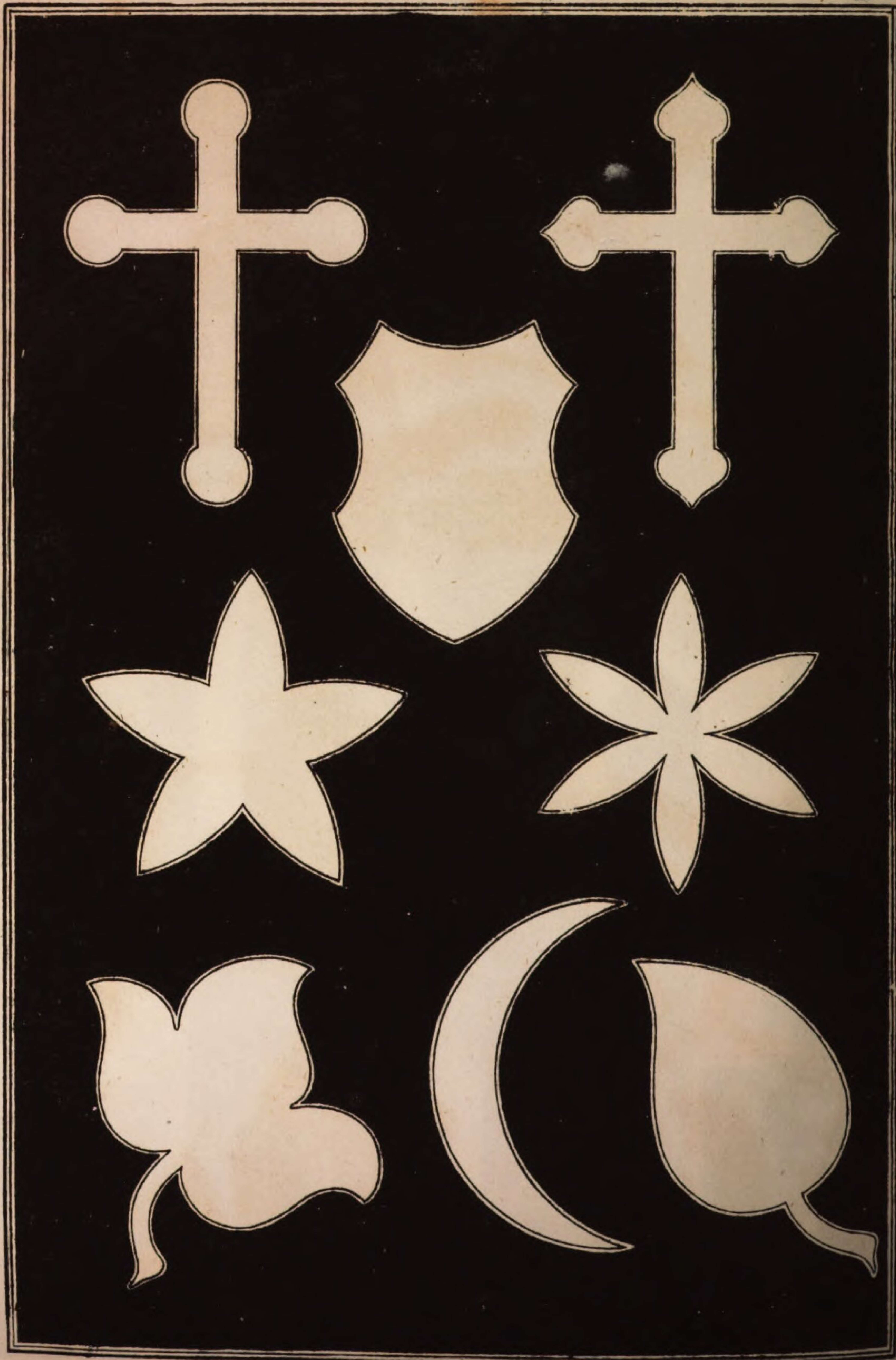
Die beiden ersten Tafeln enthalten nur geradlinige Figuren, Tafel drei solche, mit geraden und gebogenen Linien, die noch einen vorherrschend geometrischen Charakter haben; Tafel vier gibt schon neben Gefäßen organische Bildungen. Bei der Ausführung hat die Schere der weißen Randlinie zu folgen und die schwarze Contourlinie darf nicht überschnitten werden.

Das Nachschneiden in Papier.



Georgens Med. pädag. Jahrbuch 1856

Das Nachschneiden in Papier.



Georgens : Med. pedag. Jahrbuch 1858

Typogr. lit. art. Anst. in Wien lith. Abthgl. v. A. Hartinger

Das Nachschneiden in Papier.

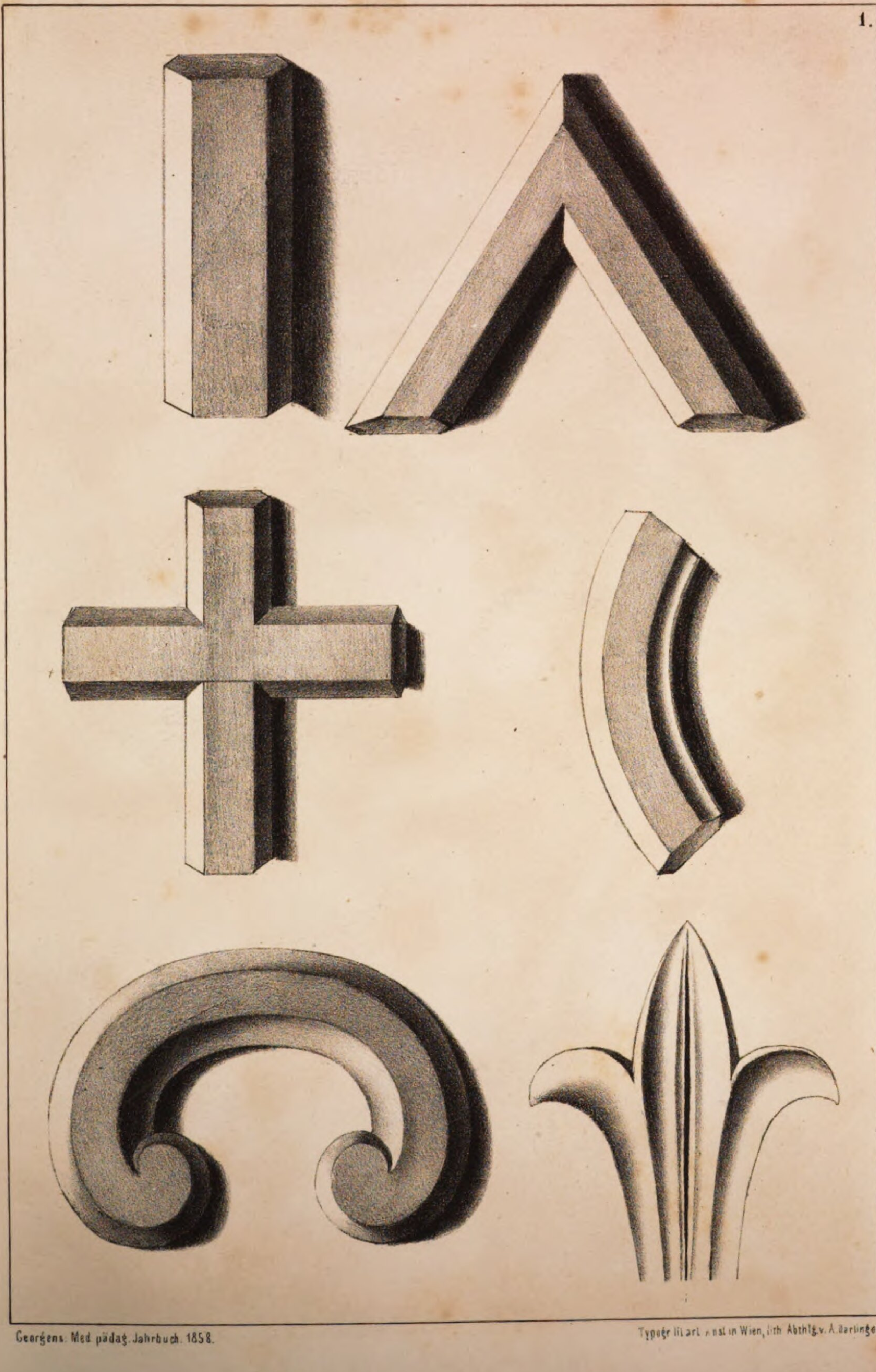


Georgens : Med. pedag. Jahrbuch 1858

Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthgl. v. A. Hartinger.

Das Modelliren in Thon, Gyps und Holz.

1.

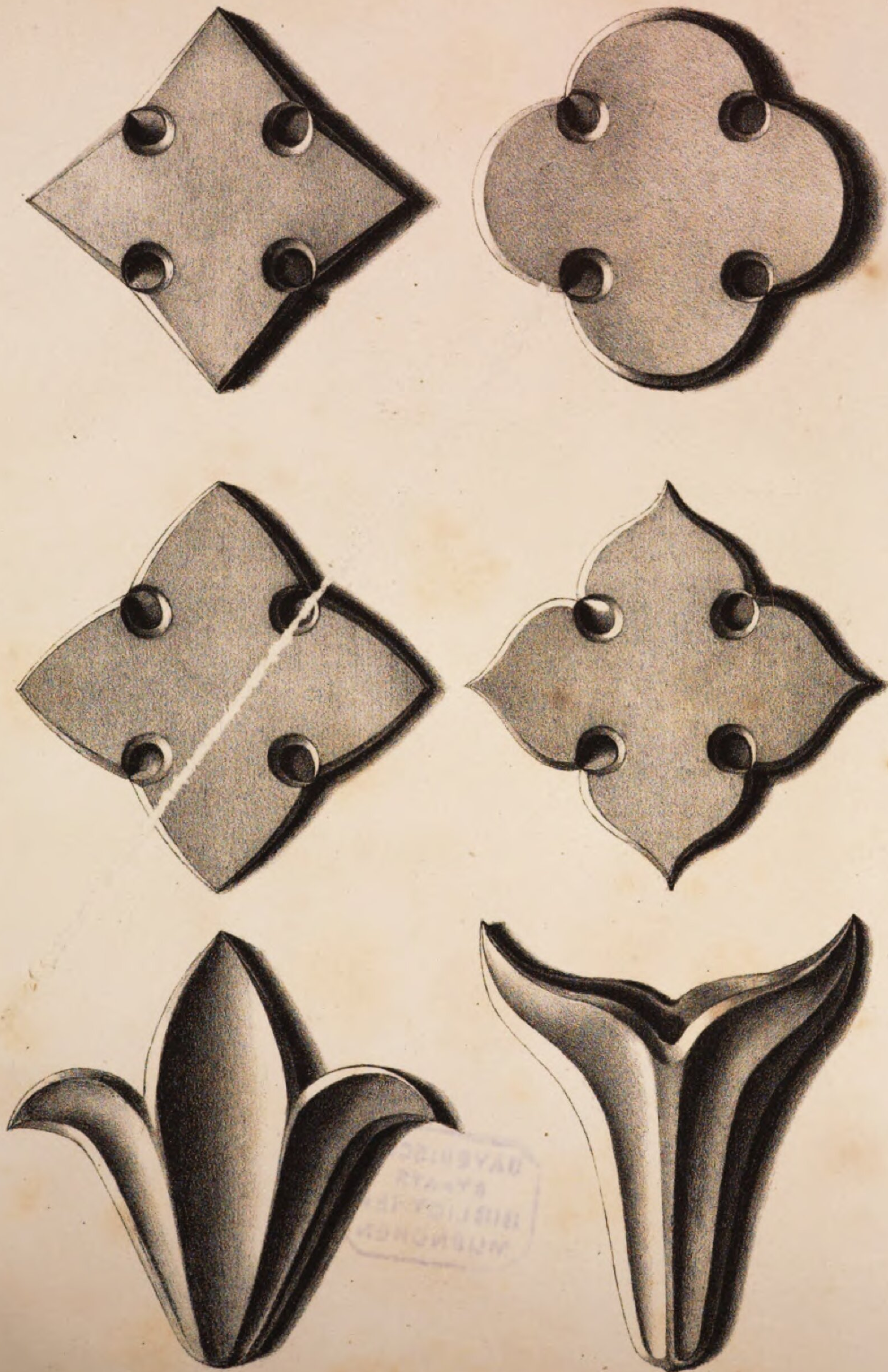


Georgens: Med. pädag. Jahrbuch. 1858.

Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Bartinger

Das Modelliren in Thon, Gyps und Holz.

2.



Georgens: Med. pädag. Jahrbuch 1858.

Typogr. lit. art. Anst. in Wien, lith. Abthlg. v. A. Hartinger

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

WIEG'S WAG'S
MIT VEREINTEN KRÆFTEN

Buchbinderei
Theo Storfinger
826 Altmühldorf

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Unterlagen für die Heilung und Erziehung der Idioten medicinisch-pä
dagogische Erfahrungen und Studien aus der Heilpflege- und Erziehanstalt '
Levana' im Schlosse Liesing bei Wien
Bd.: 1

Wien (1858)

4 Path. 128 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10367016-5